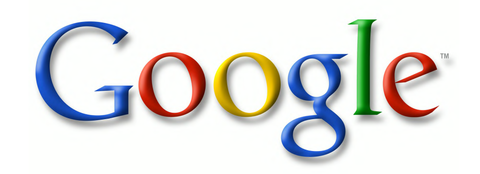
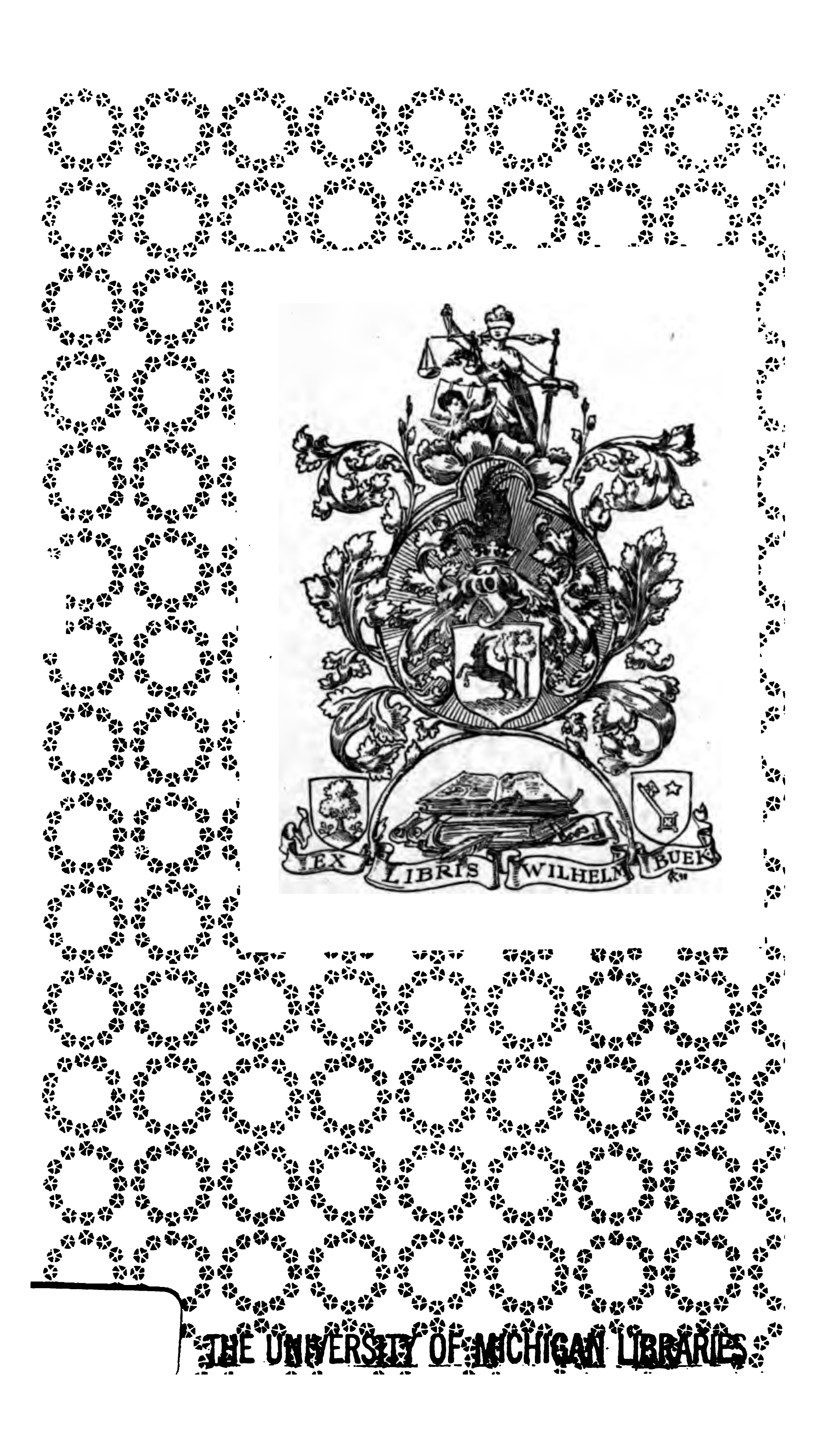
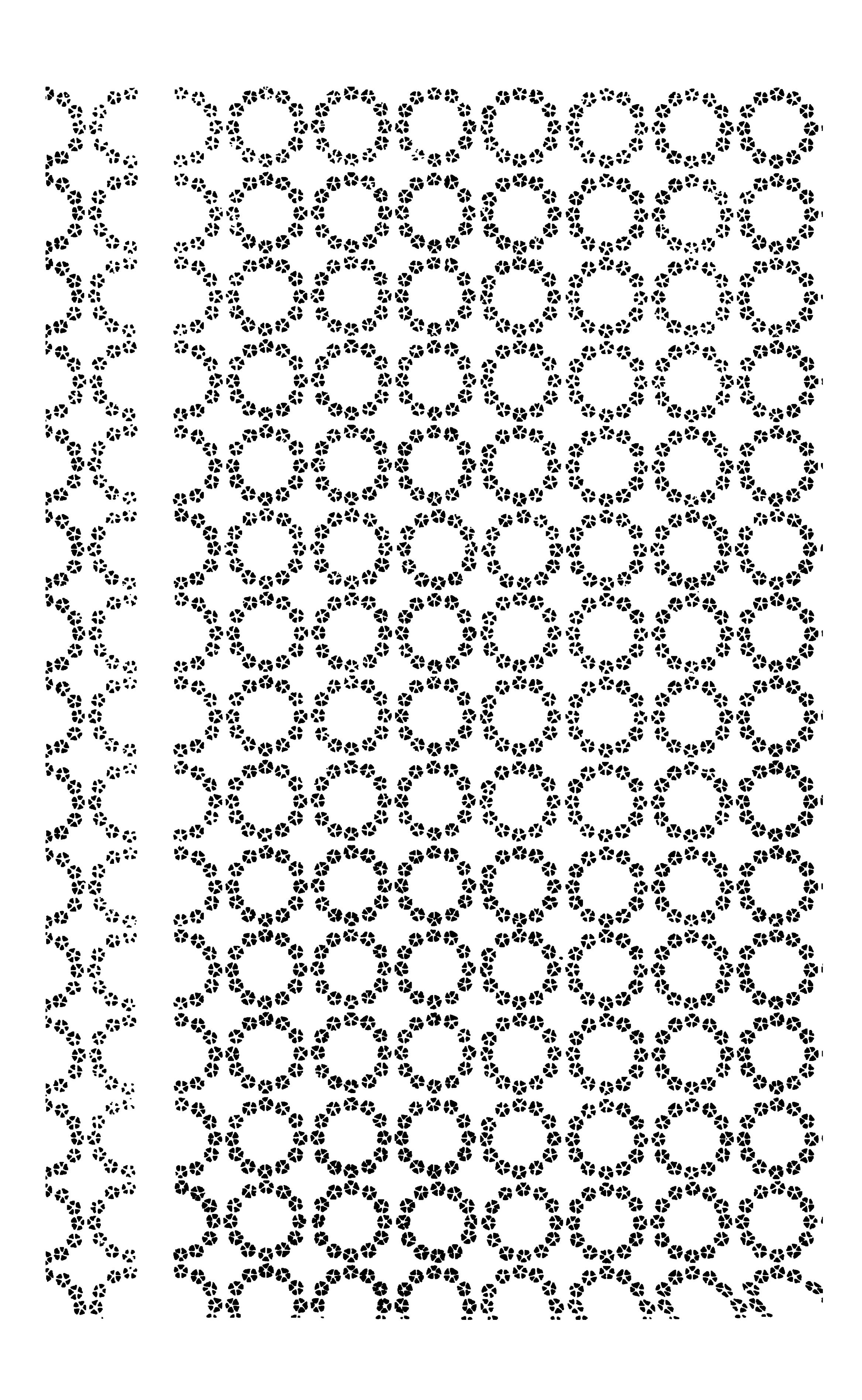


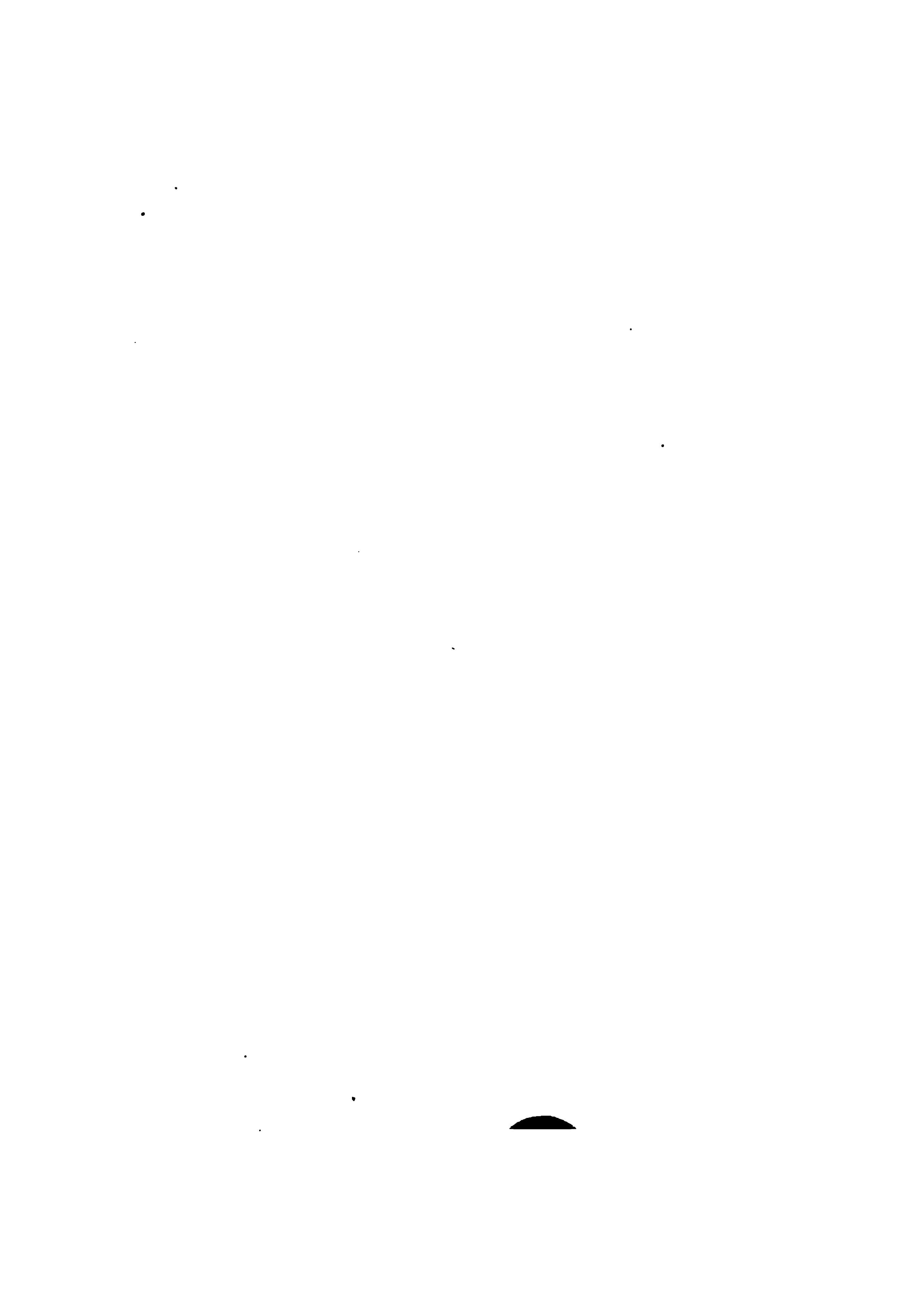

Vom Leben
am
preussischen
hofe
1815-1852


EX LIBRIS WILHELM BUEK






Vom Leben am
preußischen Hofe
1815—1852





Nach einem Ölbilde

Caroline Louise Albertine von Rochow
geboren von der Marwitz

Vom Leben am preußischen Hofe

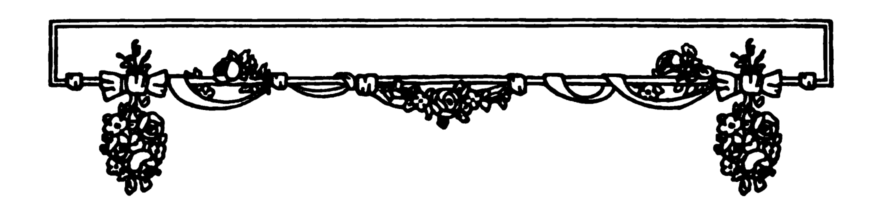
1815—1852

Aufzeichnungen von
Caroline v. Rochow geb. v. d. Marwitz
und Marie de la Motte-Fouqué
bearbeitet von Luise v. d. Marwitz

Mit zwei Bildnissen in Kupferdruck

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung • Kochstr. 68-71


Alle Rechte aus dem
Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungs-
recht sind vorbehalten.
= Separatkonto. =



Vorwort.

Dieses Jahr, wie das vergangene, haben die Gedanken des preußischen Volkes oft um ein Jahrhundert zurückversetzt, und die Bilder von 1806 und 1807 sind in mannigfacher Gestalt an unserem Auge vorübergezogen. Vieles aus geschichtlichen Urkunden wie aus Familien-Überlieferungen, was bisher noch nicht bekannt war, ist jetzt an die Öffentlichkeit gelangt und hat dazu beigetragen, die Ereignisse und Personen aus den Tagen des Niedergangs und der Erhebung klarer zu beleuchten.

Den Biographien aus dieser Zeit scheint ein gemeinsamer Zug eigen zu sein: das Persönliche tritt zurück in der Hingabe an das Allgemeine, die kleinen Bestrebungen des „Ich" sind zum Schweigen gebracht, während die Not des Vaterlandes hohe Anforderungen an den einzelnen stellen muß. So findet sich auch in den Frauen, die damals aufgewachsen sind, ein Absehen vom Unwesentlichen dem Wesentlichen gegenüber, wie es sich zu anderen Zeiten gewiß selten in der weiblichen Natur entwickelt. Sie empfinden die wechselnden Schicksale des Vaterlandes wie eigene Erlebnisse.

Die folgenden Erinnerungen, Briefe und Aufzeichnungen umfassen den Zeitraum vom Beginn bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Den Frauen, die sie ihren Familien hinterließen, war es nicht darum zu tun, von sich zu sprechen, noch überhaupt hervorzutreten, sondern den von ihnen durchlebten, für ihr preußisches Vaterland so wichtigen Zeitabschnitt zu schildern. Beiden blieb der Ehrgeiz fremd, in Verhältnissen eine Rolle zu spielen, die außerhalb der eigentlich weiblichen Sphäre liegen, oder gar Einfluß darin auszuüben. Aber es standen ihnen in den Brüdern wie in dem Gemahl Persönlichkeiten zur Seite, die in bezug auf Charakter



wie auf Geistesgaben als ungewöhnlich anzusehen sind und mit ihrem ganzen Sein und Tun in der Entwickelung ihres Vaterlandes wurzelten. Beide Frauen waren befähigt, in diesen Interessen mitzuleben, sie auch in den Vordergrund des eigenen Denkens und Fühlens zu stellen.

Der Verkehr mit vielen bedeutenden Männern ihrer Zeit bildete ihr Urteil und verschaffte ihnen Einblick in die Gestaltung der Dinge. Als sie dann späterhin aus dem Mittelpunkt des politischen Lebens in die Stille zurücktraten, ließen sie vor ihrem inneren Auge noch einmal alles Erlebte vorüberziehen.

Die Erinnerungen der Karoline v. Rochow, wie die Aufzeichnungen Marie v. Fouqués befinden sich im Archiv zu Jansfelde im Besitz des Herrn v. Pfuel, auf den sie durch Erbschaft von seiner Großmutter Klara v. Pfuel, geborenen v. Rochow, übergegangen sind. Da sie an den Zeitpunkt der Befreiungskriege anknüpfen und die folgenden Friedensjahre bis in die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. schildern, mögen sie die Bilderreihe ergänzen, die uns durch den Rückblick in jene Tage gerade jetzt lebendig vor Augen steht.

Karoline v. Rochows „Erinnerungen" sind nicht zu Ende geführt. Zu ihrer Vervollständigung sollen daher die Tagebücher und Aufzeichnungen Marie v. Fouqués, der Schwägerin Karoline v. Rochows, dienen. Sie stellen die letzten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms III. dar, seinen Tod, wie er eine Periode preußischer Geschichte abschließt, endlich den Beginn der neuen Zeit, deren große Erwartungen sich an die Person des reichbegabten Herrschers knüpften. Es spiegeln sich im engeren Kreise die immer zunehmenden Parteikämpfe wieder, denen der einzelne zum Opfer fällt und die erst späterhin 1848 ihren Gipfelpunkt erreichten.

Bei der Bearbeitung der „Erinnerungen" Karoline v. Rochows war es notwendig, Erzählungen und Urteile diskreter Natur auszuschalten. Es ließen sich auch, besonders in ihrer sehr flüchtig niedergeschriebenen zweiten Hälfte, Berichtigungen des Satzbaues und irrtümlich angewendeter Ausdrücke nicht vermeiden. Die Tage-

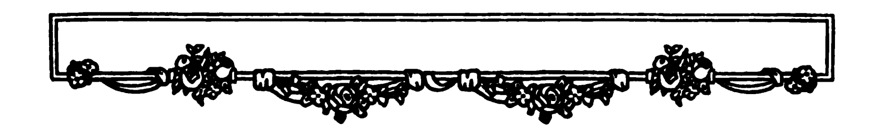


bücher Marie v. Fouqués konnten wegen großer Längen und zahlreicher Wiederholungen vielfach nur im Auszug wiedergegeben werden, während ihre Aufzeichnungen wie die des Ministers v. Rochow, einige unwesentliche Kürzungen abgerechnet, unverändert blieben. Die Eigenart und den Gedankengang der Verfasserinnen auf das gewissenhafteste zu wahren, war dabei stets der leitende Gesichtspunkt.

Es finden sich aber auch jetzt noch Urteile in dem Ganzen, die einer Milderung, Darstellungen, die historischer Erläuterung bedurften. Sie konnten nicht fortgelassen werden, ohne dem ganzen Bilde etwas an Farbe und charakteristischem Strich zu rauben. Gewiß entsprach es nicht dem Sinne der Frauen, die vor einem halben Jahrhundert ihre Eindrücke niederschrieben, Ansichten, die die Zeit wandelt, als unumstößlich hinzustellen; ebenso lag es fern, durch die Herausgabe nach irgend einer Richtung verletzen zu wollen. So hat es auf meine Bitte Herr Dr. Friedrich Meusel, der mit der Veröffentlichung des Nachlasses des Generals F. A. L. v. d. Marwitz beschäftigt ist, freundlich übernommen, mit biographischen Nachweisen und Erläuterungen in Fußnoten ergänzend einzutreten.

Friedersdorf, Frühling 1907.

Luise von der Marwitz.



Inhalt.

Erinnerungen der Karoline v. Rochow, geborenen v. d. Marwitz.



Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.





Seite

Tagebücher und Aufzeichnungen von Marie de la Motte-Fouqué (1836—1842).







Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.







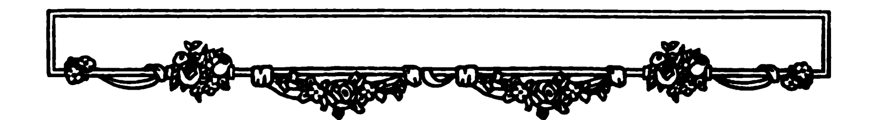
Erinnerungen

der

Karoline v. Rochow

geb. v. d. Marwitz





Einleitung.

„Fais ce que dois,
Advienne que pourra."

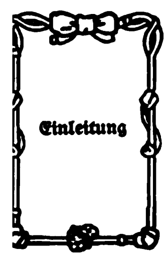


Dies Motto, einem der Briefe Karoline v. Rochows entnommen, kann man wohl über ihr ganzes Leben setzen, dessen kurze Schilderung zum Verständnis ihrer „Erinnerungen" willkommen sein wird.[1])

Karoline v. Rochow, geborene v. d. Marwitz, entstammte väterlicherseits einem jener Geschlechter, deren Namen da auftauchen, wo die Mark Brandenburg anfängt, einen Platz in der Geschichte einzunehmen. Die Entwicklung des märkischen Adels hielt mit der seines Landes Schritt. Verhältnismäßig spät und nicht allzu gefügig ging er aus dem Zustande der Selbsthilfe und -Herrschaft in obrigkeitlich geregelte Ordnungen über. Erst der Lauf der Zeit wandelte seinen Gegensatz zum Herrscher in die treue Gesinnung eines Mitkämpfers an dessen Seite. Diese Treue wurde zur selbstverständlichen Tradition, aber es blieb eine innere Unabhängigkeit dabei bestehen, die sich auch den Höchsten gegenüber nicht verleug-

[1]) Karoline und Gustav v. Rochow sind hier geschildert, wie ihr Bild uns im Spiegel der Zeitgenossen wie ihrer eigenen Lebensäußerungen entgegentritt. Nur eine Verwandte ihres Namens konnte noch aus persönlicher, deutlicher Erinnerung von ihnen sprechen. — Für den Lebenslauf des Ministers benutzte ich die „Nachrichten über die Familie v. Rochow" von Adolf v. Rochow, Berlin 1861, die Aufzeichnungen seiner Schwester Marie v. Fouqué, einiges aus seinem Nachlaß, endlich das, was H. v. Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert", Band III—V, über sein Wirken im Staatsdienst mitgeteilt hat. L. v. d. M.





nete. In der Geschichte der Vorfahren Karolines finden sich dafür charakteristische Beispiele.

Die Familie der Mutter stammte aus der Champagne. Ihr Vorfahr, Gédéon le Duchat de Dorville, war schon als Kind von seiner Mutter auf der Flucht aus Frankreich nach Brandenburg-Preußen mitgenommen worden, nachdem die Aufhebung des Edikts von Nantes die dortigen Protestanten gezwungen hatte, Besitz und Vaterland aufzugeben. Diese glaubenstreuen Hugenotten fanden bekanntlich in dem Großen Kurfürsten ihren Schirmherrn und schlossen sich besonders in Berlin in der französischen Kolonie zusammen.

Hier waren sie im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts bereits fest eingebürgert, wenn auch in ihren Eheschließungen unter sich geblieben, als im Jahre 1776 die Tochter des ihnen entstammenden preußischen Staatsministers Jean Louis de Dorville, Susanne, sich mit Bernd v. d. Marwitz-Friedersdorf, dem späteren Hofmarschall König Friedrich Wilhelms II., vermählte.

Als jüngstes Kind aus dieser Ehe wurde Karoline am 9. August 1792 geboren. Aus der Abstammung ihrer Mutter, wie aus der damals in ihren Kreisen vorherrschenden französischen Bildung erklärt sich ihre Vorliebe für diese Sprache, deren Ausdrucksweise sie unwillkürlich in das Deutsche überträgt.

In ihren „Erinnerungen“ schildert sie Kindheit und Jugend. Es legte sich frühzeitig ein Schatten darauf. Ihr Vater starb schon 1793; zwei erwachsene Schwestern, darunter Wilhelmine, Hofdame der Königin Friederike, folgten ihm innerhalb weniger Jahre nach kurzer Krankheit; die Mutter wurde ihr plötzlich während einer Besuchsreise im September 1808 entrissen. So stand sie mit sechzehn Jahren verwaist da, mit ihr die zweieinhalb Jahre ältere Schwester Julie. Ihr ältester Bruder Ludwig, nach kurzer Ehe verwitwet,[1]) mit französischer Einquartierung in Haus und Hof belastet, war

---

[1]) Vgl. über ihn die Publikation Friedrich August Ludwig v. der Marwitz, ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege, Bd. I, Lebensbeschreibung, Berlin 1907, S. 165 f., 477 ff.



nicht in der Lage, zwei jungen Mädchen Heimat und Schutz zu bieten. Er brachte sie in das Haus der Gräfin Henckel, Oberhofmeisterin in Weimar, wo sie während eines Jahres das dortige Leben kennen lernten. Als dann die ältere, Julie, zur Hofdame der inzwischen nach Berlin zurückgekehrten Prinzessin Wilhelm von Preußen [1]), geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, ernannt wurde, siedelte auch Karoline dorthin, in das Haus der Gräfin Brühl, über. Diese, eine geborene Engländerin, und ihre Tochter Marie (spätere Gemahlin des Generals v. Clausewitz), waren ungewöhnlich gebildete, edle Frauen, im Berliner Weltleben bekannt durch strenge Lebensauffassung; sie hielten Fühlung mit jenen patriotischen Kreisen, die unablässig in dem Gedanken der Wiederaufrichtung des Vaterlandes lebten und dafür im stillen zu wirken suchten.

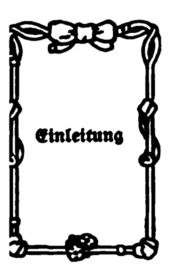


In den Kriegen von 1809 und 1814 verlor Karoline ihre beiden jüngsten Brüder, den achtzehnjährigen liebenswürdigen Eberhard, und Alexander, den Freund der Romantiker, während ihr ältester Bruder Ludwig sich als Patriot wie als Soldat einen Ruf erwarb. Nachdem ihre Schwester sich mit dem Grafen zu Münster-Meinhövel vermählt hatte, trat Karoline 1814 an ihre Stelle bei der Prinzessin Wilhelm, die seit dem Tode der Königin Luise an der Spitze des königlichen Hofes stand. In den vier Jahren, die sie dort zubrachte, kam sie in Berührung mit vielen namhaften Persönlichkeiten dieser Zeit, die ihr auch vorher bei der Gräfin Brühl, wie im Palais Radziwill begegnet waren.

Ihre häusliche Erziehung hatte sie wie ihre Geschwister frühzeitig an Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung gewöhnt; dann entwickelten die wechselnden, häufig fremden Umgebungen ihren Charakter bald zur Selbständigkeit. Ihre klaren Augen blieben nicht an der Außenseite der Menschen und Dinge haften, sondern suchten mit einer gewissen Nüchternheit ihr Wesen zu ergründen. Auffassungen und Urteile schöpfte sie, soweit sie nicht politischer Natur waren, aus sich selbst. Sie tragen fast immer den

[1]) Gemahlin des jüngeren Bruders Friedrich Wilhelms III., des Prinzen Wilhelm. Vgl. Stammtafel II am Schluß des Bandes.





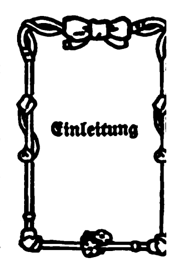
Stempel der Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe, wenn sie auch hie und da verraten, daß ihnen die nachfühlende Phantasie fehlt, die erforderlich ist, um andersgeartete Naturen zu würdigen.

Äußerlich schloß sich Karoline selbst am Hofe nur an das an, was ihrer Sinnesart entsprach. Der Ton frivoler oder lediglich oberflächlicher Kreise besaß zwar keine Anziehungskraft für sie, aber auch der kirchlich-pietistischen Richtung, die in Prinzeß Wilhelm eine eifrige Beschützerin und am kronprinzlichen Hofe sichtlichen Einfluß gewann, trat sie nicht näher. Das Gefühl einer persönlichen, sittlichen Verantwortung vor Gott war sehr lebendig in ihr; die Ergebung in seinen Willen, das unbedingte Vertrauen in seine Führung, blieben selbst in den schwersten Zeiten ihr Eigentum. So erntete auch die Betätigung echt-christlichen Sinnes in den Trägern jener Richtung ihre volle Anerkennung. Doch ihr praktischer Blick erkannte deutlich die naheliegenden Gefahren einer Selbsttäuschung, wie sie sich in einzelnen Gliedern ausprägte, wenn sie ihr Denken und Fühlen auf höhere Inspiration zurückführten und in diesem Sinne die Weltverhältnisse beurteilten, oder politische Entschlüsse faßten.

Damals lernte Karoline ihren späteren Gemahl kennen. Gustav Adolf v. Rochow war eine geistig ungemein lebendige, tätige Natur, stets mit seinem ganzen Gefühl an das hingegeben, was er betrieb, ausschließlich in der Gegenwart lebend und leicht von freundlichen Eindrücken des Augenblicks eingenommen. Er besaß eine seltene Liebenswürdigkeit und Begabung für den Umgang mit verschiedenartigen Menschen und bewährte sich als fürsorgender, anhänglicher Sohn und Bruder. Am tiefsten wurzelte sein Wesen in der persönlichen Zuneigung und Treue für König Friedrich Wilhelm IV., dem er über zwanzig Jahre, oft im täglichen Verkehr, diente. Als er einsah, daß er ihm nicht mehr zu folgen vermochte, überwand er diesen Konflikt bis zu seinem Ende nie ganz.

Er war am 1. Oktober 1792 zu Nennhausen bei Rathenow geboren. Sein Vater starb schon sieben Jahre darauf und so wuchs er im Hause seines Großvaters, des Herrn v. Briest auf Nennhausen auf, unter den Augen einer geistreichen Mutter und ihres zweiten



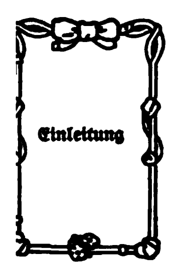


Gemahls, des Dichters Friedrich de la Motte-Fouqué. Seine Schulbildung erhielt er im Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, die wissenschaftliche auf den Universitäten Heidelberg und Göttingen, wo er sich unter Zachariae, Hugo u. a. der historischen Rechtsschule zuwandte. Diese Studien wurden durch die Befreiungskriege unterbrochen. Er machte in der Jäger-Eskadron des brandenburgischen Kürassier-Regiments als Freiwilliger die ersten Kämpfe, als Adjutant das Gefecht von Liebertwolkwitz mit. Hier erhielt er im Reiterkampfe eine Stichwunde und einen Hieb über den Helm, so daß er besinnungslos vom Pferde stürzte. Dies hinderte ihn nicht, in der nun folgenden Schlacht bei Leipzig das Eiserne Kreuz zu verdienen. Während des ferneren Feldzuges in Frankreich beteiligte er sich an mehreren Schlachten und Gefechten, kam bis Paris, nahm auch an dem dritten Feldzug teil, verließ aber dann den Dienst und zog nach Reckahn im Havelland zur Bewirtschaftung seiner Güter.

Am 20. November 1818 heiratete Rochow Karoline v. d. Marwitz. Die Trauung fand im königlichen Schloß durch den Hofprediger Sack statt, im Beisein des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm. Das Ehepaar verlebte mehrere Jahre auf dem Lande in Reckahn und stand dort in lebhaftem Verkehr mit dem großväterlichen Hause in Nennhausen. Eine Verwandte schreibt darüber: „Viele Verhältnisse in der Rochow-Briestschen Familie konnten Stoff zu Romanen liefern, und dazwischen, oder man möchte sagen d a r ü b e r stand nun Karoline in ihrer unantastbaren Charakterfestigkeit, ihrer Strenge, ja Herbheit."

Als unter dem Kronprinzen und dem Minister v. Voß 1822 die Beratungen über Wiederherstellung und Erweiterung der Provinzialstände zum Abschluß kamen, trat ihnen Rochow als Deputierter der Kurmark bei und diente als Protokollführer. Der Kronprinz ernannte ihn bei seiner Vermählung 1823 zum Kammerherrn seiner Gemahlin. Rochow war außerdem dazu bestimmt, ihm über die Anträge der nun zusammentretenden Provinziallandtage Vortrag zu halten; zugleich erhielt er eine Stellung als Geheimer Regierungsrat und Mitglied der Staatsschuldentilgungskommission.





Im Jahre 1826 wurde er vortragender Rat für die ständischen Angelegenheiten im Ministerium des Innern, gab nun seine Stellung bei Hofe auf und folgte 1831 einem Rufe als Präsident der Regierung in Merseburg. In dieser Stellung verlebte er drei glückliche Jahre. Zu seinen Obliegenheiten gehörten damals die Verhandlungen mit dem Herzog von Sachsen-Gotha[1]), wegen dessen Entschädigung für das an Preußen abgetretene Ländchen St. Wendel. Dies bot ihm Gelegenheit zu mündlichen Vorträgen beim Könige, der ihn hierdurch näher kennen lernte und ihm 1834 das Ministerium des Innern übertrug, mit den Worten: „Ich tue dies in der Hoffnung, meinem Sohne in Ihnen eine Hülfe und treuen Ratgeber zu erziehen.“

Rochows Tätigkeit als Minister in streng konservativem Sinne, der man Vaterlandsliebe und Hingebung gewiß nicht absprechen kann, ist heute so gut wie vergessen. Ihre Schilderung in den folgenden Blättern wird hauptsächlich deshalb von Interesse sein, weil sie die Persönlichkeit König Friedrich Wilhelms IV., den Beginn seiner an Parteikämpfen und Mißverständnissen so reichen Regierung, vor Augen führt. Mit dem Andenken Rochows selbst hat sich nur das Wort vom „beschränkten Untertanenverstand“ verknüpft und ihm den Stempel reaktionärer Beschränktheit hinterlassen.

Man kann es tragisch nennen, daß ein Ausdruck, der sich keineswegs ganz mit dem Charakter seines Urhebers deckt, zur Unzeit gebraucht, so zünden und ihm in der öffentlichen Meinung ein bestimmtes Gepräge verleihen mußte, das kein späteres Tun je wieder zu verwischen vermochte.

Die Entstehung dieses geflügelten Wortes war folgende:[2]) Ernst August von Hannover hob 1837 die Verfassung seines Landes auf und verbannte die sieben Göttinger Professoren, unter ihnen den Juristen Albrecht aus Elbing. Als diese in ihrer be-

[1]) Ernst, Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, geb. 1784, regierte 1806 bis 1844.

[2]) Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert IV, S. 664, und Georg Büchmann „Geflügelte Worte“, 22. Aufl. (1905), S. 626 f.



rühmten Adresse dagegen protestierten, sandte der Elbinger Jacob van Riesen eine Abschrift an Rochow, in der arglosen Voraussetzung, den Minister des Innern dadurch für eine Berufung Albrechts an eine preußische Universität günstig zu stimmen.



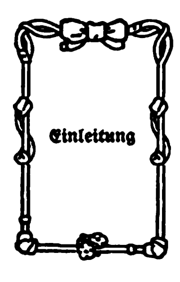
Die Antwort, die er erhielt, läßt sich zwar auf einen Assessor im Ministerium, einen Hilfsarbeiter des Geheimrats Seiffarth, als den Verfasser zurückführen, — der die Einsendung wohl als Verhöhnung der Regierung auffaßte; sie mußte aber auf dem verantwortlichen Minister selbst haften bleiben. Der Wortlaut des wichtigsten Satzes war folgender: „Dem Untertan ziemt es nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermut ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen." Rochow mißbilligte das Verfahren des welfischen Hofes und war sehr unglücklich, als er später für einige, dem Sohne der Königin Friederike erwiesene Gefälligkeiten den Guelphenorden erhielt. Für einen Bundesgenossen Ernst Augusts wollte er nicht gelten, aber die Einmischung Unberufener in die Politik hielt er für staatsgefährlich.[1])

Während der Regierung König Friedrich Wilhelms III. bildete Rochow das jüngere Element unter seinen Kollegen. Politisch schloß er sich vorzugsweise an Wittgenstein und den Finanzminister Alvensleben an. In diese Zeit fiel der beginnende Konflikt der Regierung mit der römischen Kirche, die Verhaftung der Erzbischöfe von Köln und Posen. Sie zog Rochow die Feindschaft der Ultramontanen, wie das Mißfallen der ihnen nahestehenden protestantisch-orthodoxen (pietistischen) Partei zu. Er sympathisierte damals mit den französischen Legitimisten, die in Berlin durch den General Clouet und Graf Ingenheim vertreten waren und am kronprinzlichen Hofe Anklang fanden, während er sich von dem Gesandten des Bürgerkönigs fern hielt.

Bei der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. gehörte Rochow zu dessen vertrauten Ratgebern. Er bekämpfte mit

[1]) Vgl. Treitschke, a. a. O., IV, S. 664.





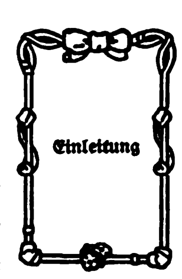
den Altkonservativen die Wünsche auf Einberufung der 1815 versprochenen Reichsstände, die sich immer dringender kundgaben und bei der Huldigung in Königsberg einen Ausdruck fanden, der auch des Königs Unwillen erregte. König Friedrich Wilhelm IV. wollte keine moderne Konstitution gewähren, dachte aber doch daran, eine reichsständische Versammlung nach seinem Sinne einzuberufen. Eine Denkschrift, die Rochow darüber einreichte, stellte die damit verbundenen Gefahren vor und wies auf eine zweckmäßige Ausgestaltung der vorhandenen Landtage hin. Thiele, Eichhorn und Stolberg schlossen sich dieser Meinung an, so daß der König von seiner Idee Abstand nahm.

Rochow geriet dadurch bald in einen Kampf mit der in der Provinz Preußen vorzugsweise mächtigen liberalen Partei, und sein Gegensatz zum Oberpräsidenten v. Schön gewann mehr und mehr einen persönlich-feindseligen Charakter, der sich in einem von beiden Seiten unterstützten Zeitungskampf zu einem Grade steigerte, wie er zwischen zwei hohen Staatsbeamten auf die Dauer unmöglich bestehen konnte. Schön und seine Anhänger glaubten den König ihren Wünschen geneigt; die Auszeichnungen, die jenem besonders durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens erwiesen wurden, bestärkten sie darin, so daß sie in Rochows reaktionärem Einfluß das Hindernis der Erfüllung ihrer Hoffnungen erblickten. —

Rochow zeigte sich im persönlichen Verkehr milde und zugänglich, auch Andersgesinnten gegenüber. Mit liebenswürdiger Gewandtheit verstand er es bei Gelegenheit, den Erzbischof Droste oder die polnischen Edelleute, bei der Huldigung in Berlin die Vertreter der Städte zu gewinnen. Königin Elisabeth sagte ihm einmal (im August 1840): „er sei der einzige, der dem Könige widersprechen könne, ohne ihn zu erbittern.“

Seine konservativen Grundsätze mäßigten sich im Laufe der Zeit; es lebte doch in ihm das Bestreben, das unverkennbare Drängen der Nation auf Teilnahme an der Regierung allmählich in geordneter Weise zu entwickeln. So erregte er die Mißbilligung der konservativen Partei, als er ganz nach den Wünschen des Provinzial-





landtages 1841 die Landgemeindeordnung für Westfalen ordnete und auch seine Bemühungen auf Erweiterung der Tätigkeit und Rechte der Landtage richtete. Die einflußreichen Träger der pietistischen Richtung nahm er gegen sich ein, als er bei Gelegenheit der Einführung einer strengeren Sonntagsfeier, die in der Stadt Widerspruch erregte, dem Könige darlegte: „daß man im Lande der Partei, von der diese Maßregel ausging, mißtraue, in ihr eine Scheidewand zwischen ihm und dem Volke erblicke."

Die Gegensätze, in die Rochow so zu den maßgebenden Parteien geraten war, schärften sich in kurzer Zeit immer mehr, während der König selbst mit allen verschiedenartigen Elementen Fühlung behielt. Zwar ward ihm in einer persönlichen Zusammenkunft mit Schön in Gegenwart des Königs volle Genugtuung gegeben, und Schön reichte sein Abschiedsgesuch ein. Dies blieb aber zunächst geheim, und Rochow sah seinen Einfluß mehr und mehr schwinden. Der Gedanke, zurückzutreten, der sich ihm aufdrängen mußte, reifte endlich zum Entschluß, als der König ihm in einem liebevollen aber dennoch tief verletzenden Briefe die politischen Gründe dafür nahelegte.[1]) Die Eingabe um seine Entlassung begleitete Rochow am 14. April 1842 mit den Worten: „Die schwierige Stellung ist unter den seit 1840 eingetretenen Verhältnissen nur dann auszufüllen, wenn den Minister der Besitz des Einverständnisses, des offenen Vertrauens und des Schutzes seines Souveräns dazu befähigt, einen bestimmt bezeichneten Weg konsequent und mit frischem Mut zu verfolgen."

Die Genehmigung des Gesuchs wurde am 13. Juni 1842 veröffentlicht. Rochow behielt danach Sitz und Stimme im Staatsministerium, nahm auch späterhin den Posten eines zweiten Präsidenten des Staatsrats an. Dessen erster Präsident, General v. Müffling, ließ ihm volle Freiheit in der Leitung; somit fand Rochow in dieser Zeit noch Gelegenheit zu persönlicher politischer Betätigung. Im Winter 1846/47 wurde seine Gesundheit schwächer;

---

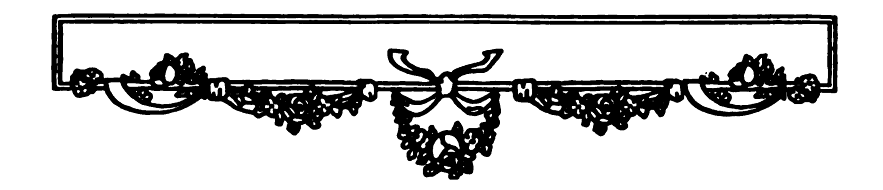
[1]) Vgl. Treitschke, a. a. O., V, S. 162f.



ein schweres Leiden warf ihn auf das Krankenlager, von dem ihn erst der Tod am 11. September 1847 erlöste.

Der ihm von der Spenerschen Zeitung im Oktober 1847 gewidmete Nachruf schließt mit den Worten: „Möge es uns nun noch vergönnt sein, seiner Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgange mit Menschen, der edlen Offenheit seines ganzen Wesens und der Freundlichkeit zu gedenken, womit er im öffentlichen wie im Privatleben sich bald das Vertrauen aller, die in persönlichen Verkehr mit ihm traten, zu erwerben wußte. Sein frühes Dahinscheiden hat daher nicht bloß unter seinen näheren Freunden, sondern in weiteren Kreisen und selbst bei seinen politischen Gegnern die größte Teilnahme und wahres Bedauern erregt.“





Erstes Kapitel.

Kindheit. Erziehung. Jugend-Eindrücke.

(1792—1814.)

Wenn ich es versuche, Erinnerungen aus einem langen, bewegten Leben aufzuzeichnen, das sich teilweis in Beziehungen zu den höchsten Regionen bewegt hat, so kann ich nicht glauben, der Welt damit etwas Neues und Interessantes zu hinterlassen. Vielleicht aber vermag ich einen Beitrag zur Zeitgeschichte zu liefern, der wenigstens dem kleinen Teil meiner Familie, der ihn nach meinem Tode noch mit Interesse begleitet, einen Nutzen gewährt, da er aus einem Gemüt hervorgegangen ist, das, nicht phantastisch, stets danach strebte, die Dinge aus einem klaren Gesichtspunkte zu betrachten.

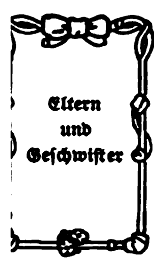
Geboren zur Zeit der Greuel der französischen Revolution (1792),[1]) verwaist von väterlicher Seite, wuchs ich in dem engeren Kreise des mütterlichen Hauses[2]) auf, das wohl durch die Art, in der alle jene Stürme und ihre Folgen auch in die Verhältnisse unseres Vaterlandes eingriffen, immer mehr mit der Sorge des Lebens zu kämpfen hatte. Meine ersten Eindrücke fielen also in die Bewegung, die jene gewaltigen Zerrüttungen in allen Gemütern erweckten.

---

[1]) Karoline v. Rochow ist, wie in der Einleitung bemerkt, am 19. August 1792 geboren; ihr Vater, Bernd Friedrich August v. d. Marwitz, starb schon im September 1793 in Friedersdorf (bei Seelow, im Kreise Lebus, südwestlich von Küstrin). Vgl. die Stammtafel I am Schluß.

[2]) In Berlin.





Meine väterliche Familie trug einen durchaus militärischen Charakter an sich; meine Mutter hatte stets in den Regionen des Stadt- und Hoflebens gelebt. Aus diesen beiden Elementen bildete sich also wohl der aristokratische Charakter, in dem sich unser Ideenkreis bewegte, und die eigentümliche Natur meines ältesten Bruders,[1]) der niemals in den gewöhnlichen Typus des jungen Offiziers oder des Landjunkers verfiel und doch mit der ganzen Tiefe seiner Neigung diesen beiden Ständen angehörte.

Denke ich an meine Kindheit zurück, so kann ich wohl annehmen, daß die ersten Stürme der Revolutionskriege in Polen und Frankreich für unser Vaterland verklungen, einige Jahre der Ruhe und gewissermaßen der Sorglosigkeit darauf gefolgt waren.

Ich erinnere mich eines sehr harmlos heiteren Lebens in dem Kreise der erwachsenen Geschwister,[2]) namentlich in den Sommermonaten auf dem Lande, wo eine stete Bewegung von Kommen und Gehen herrschte. Aber mit welcher Einfachheit, wenn ich dagegen die jetzigen[3]) äußeren Anforderungen an ein komfortables Leben und selbst die äußere Ausstattung zu dem, was eine Lustbarkeit werden soll, betrachte. Das alte Haus[4]) stand in seiner alten Einrichtung da, mit wenig anderem versehen als alten bequemen Damast-Sofas und -Stühlen und dem, was die bloße Notwendigkeit des Lebens sonst erheischt. Der Garten hatte seine alten, schönen Bäume, seine französischen Hecken und Obstbäume aller Art. Das wurde erhalten und wenig dazu getan. Gesäete Sommerblumen und blühende Sträucher gaben den Schmuck; von Treibereien und Pflanzen, die die neuere Zeit bei uns einheimisch gemacht, keine Spur. Ich erinnere mich auch nicht, dergleichen in den größeren und reicheren Etablissements in unserer Nachbarschaft gesehen zu

---

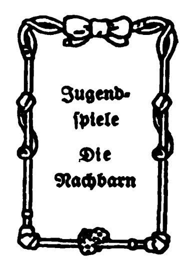
[1]) Generalleutnant Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz auf Friedersdorf (1777—1837). Vgl. über ihn: „Fr. Aug. L. v. d. M., ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege". Zwei Bände, herausgegeben von Friedrich Meusel. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1908.

[2]) Vgl. die Stammtafel I am Schluß.

[3]) Karoline v. Rochow hat ihre Erinnerungen 1854 niedergeschrieben.

[4]) In Friedersdorf; es wurde 1828 nach Schinkels Plänen umgebaut.





haben. Aber es bewegte sich alles in unbefangener Lustigkeit darin umher, und die Erwachsenen vergnügten sich ebenso wie die Kinder, in die Kirschbäume zu klettern, Landpartien zu Wagen und zu Pferde zu machen, um, wenn man nicht einen Nachbarn besuchte, an irgend einem unscheinbaren Ort, der für hübsch erklärt wurde, einen mitgenommenen Tee auf den Schemeln einer Bauernstube zu trinken. Dann gab wohl irgend ein Geburtstag Anlaß zu einer besonderen Lustbarkeit, etwa einer selbstgeschriebenen Komödie, worin mein ältester Bruder besonders fruchtbar war, ohne andere Vorkehrungen, als die man etwa aus Laub und Kienzacken konstruieren konnte. Ein alter Mantel, ein Hut genügten, um jede Dame in einer Männerrolle erscheinen zu lassen. Eine Schaukel, etwas Musik, die Pferde der Offiziere, die stets von Berlin[1]) angeritten kamen, waren die einfachen Hebel jugendlicher Belustigungen, bei denen ich noch den Grafen Schwerin,[2]) der im Jahre 1815 bei Belle Alliance blieb, in wahre Lachkrämpfe ausbrechen sehe.

Selbst in dem reichen Nachbarhause zu Gusow bei der Gräfin Podewils, wo viel städtischer Verkehr war, wurden die einfachen Elemente der jugendlichen Friedersdorfer Heiterkeit gelegentlich in Anspruch genommen. So erinnere ich mich, daß die Anwesenheit der Prinzen Heinrich[3]) und Wilhelm[3]) bei Gelegenheit der Introduktion des ersteren als Koadjutor des Herrenmeistertums zu Sonnenburg, daselbst alle Erfindungskraft und Geschicklichkeit meiner Geschwister, Vettern, Cousinen und der Gouvernante, die deren sehr viel hatte, in Bewegung setzte. Karrikaturen wurden gezeichnet und gemalt, bunte Lampen verfertigt, Verse gemacht. Es sollte in einer Laterna magica dem Prinzen sein bisheriges Leben und der Übergang in den geistlichen Orden dargestellt werden. Alles ging mit

---

[1]) Friedersdorf ist von Berlin nicht ganz 70 Kilometer entfernt.

[2]) Graf Wilhelm Otto v. Schwerin fiel als Oberst und Brigade-Kommandeur. Vgl. über ihn das Buch „Sophie Schwerin. Ein Lebensbild, aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren. Von A. v. R.[omberg].“ Als Mskr. gedruckt, 1868.

[3]) Der jüngeren Brüder Friedrich Wilhelms III., vgl. Stammtafel II am Schluß.





diesen einfachen, selbstgemachten Mitteln in Szene und mit einer familiarité sans gêne über ihn selbst, die man sich jetzt irgend einem hohen Haupt gegenüber schwerlich erlauben würde. Trotzdem wird heute das König- und Fürstentum so vielfach angegriffen, und der wahre Respekt, der damals als selbstverständlich galt, existiert kaum noch.

Daß wir Kinder inmitten dieses heiteren Lebens auch unser gutes Teil Freiheit und Lust hatten, versteht sich von selbst. Die Erziehung kostete damals nicht viel Kopfzerbrechen. Da bei uns der Vater fehlte, kamen die Söhne früh aus dem Hause; für uns wurde eine Gouvernante angestellt, so gut sie sich schaffen ließ, und einige Lehrer, die in den Sommermonaten auf dem Lande aber fortfielen. Das Mitleben und die freie Bewegung im Familienkreise taten das Beste für die Charakterentwickelung. Besonders in den Zeiten, wenn die Ferien die Brüder in das Haus führten, pflegte nach den wenigen Beschäftigungsstunden für uns eine unbegrenzte Freiheit in Haus, Garten und Umgebung einzutreten.

Eine große alte Bibliothek[1]) mit einer bedeutenden Kupferstichsammlung war den Kindern stets ebenso offen wie den Erwachsenen. Wenn auch für sie nicht gerade viel Faßliches darin sein mochte, so kam doch niemand in den Sinn, daß ihnen etwas Schädliches in die Hände fallen könnte, und ich glaube, mit Recht; dagegen gab die griechische Mythologie, die in Kupferstichen vor uns lag, der Phantasie Stoff zu Spielen und Unternehmungen, mit denen wir unsere Zeit erfüllten, in einer Weise, wie ich mich nicht erinnere wieder Kinder der Neuzeit beschäftigt gesehen zu haben. So will ich nur der Einfälle erwähnen, in verschiedenen Gebüschen des Gartens einen Tempel Salomonis mit Vorhalle, Heiligem und Allerheiligstem und einen Tempel der Musen zu arrangieren, oder die Anticamera des sterbenden Prinzen Eugen von Savoyen.[2]) Ein gotisches Schloß

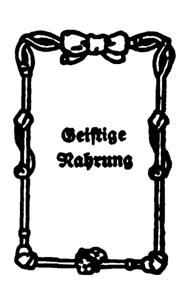
---

[1]) Vgl. über sie Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, II, Oderland, S. 277 f.

[2]) Das mit Menschen gefüllte Vorzimmer (antichambre) des sterbenden Prinzen Eugen († 1736). (Nach einem Gemälde?)



durfte natürlich nicht fehlen, von kleinen Feldsteinen mit Moos erbaut, mit Graben und Zugbrücke, wo Angriff und Verteidigung gespielt wurde. Von Holz geschnitzte Degen, Bohnenstangen in Lanzen verwandelt, alte Stammbaumwappen in Schilder, schwarze Strohhüte zu Helmen hergerichtet, vertraten die Stelle der kunstreichen Waffen, die jetzt jeden Spielwaren-Laden erfüllen, und nahmen unsere Erfindungsgabe und Geschicklichkeit bei weitem mehr in Anspruch als all die reichen Gaben, die jetzt jeden Kinderhaushalt schmücken.



Mit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts endete aber auch jene Periode harmlos heiteren Lebens. Krankheiten, Tod und Unglücksfälle aller Art kehrten in die Familie ein. Die vermehrten Sorgen und Ausgaben, besonders für die Erziehung und das Fortkommen der erwachsenen Söhne, beschränkten die Mittel eines gastfreien und reichlichen Lebens immer mehr. Da, wo dies alles zusammentrifft, bilden sich keine neuen geselligen Kreise und die alten zerstreuen sich durch verschiedenartige Anforderungen des Lebens. Dazu traten die allgemeinen Weltbegebenheiten auch unserem Vaterlande immer näher. Das Wachsen und Übergreifen der Napoleonischen Macht erregte stets zunehmende Besorgnisse in allen Gemütern.

Von meinem achten Jahre an war die Zeit der Spiele und der Heiterkeit eigentlich vorüber. Der Geist mußte seine Nahrung in dem suchen, was die Erwachsenen bewegte, man mochte es verstehen oder nicht. So fing man faute de mieux an, die Zeitungen zu studieren, die von den ersten Jahren dieses Jahrhunderts an bei den immer näher rückenden Stürmen ein Interesse selbst in den ungeschultesten Köpfen erregen mußten. Ob dies gerade in so frühen Jahren nötig gewesen wäre, daran dachte man damals nicht; überhaupt nicht, wie jetzt, etwas anderes für die Unterhaltung, selbst innere Ausbildung der Kinder zu tun, als was sich durch das tägliche Leben im Elternhause und durch den nötigsten Unterricht von selbst ergab. Viel Geschichte, besonders ältere, Geographie, etwas Naturgeschichte, deutsche Sprache, Zeichnen oder ein wenig Musik, je nachdem man Lust oder etwas Talent zeigte, war die Summa des Lernens.



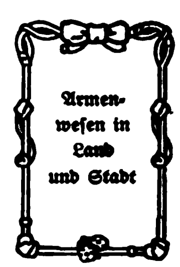
Erziehung und Unterricht
Der Rationalismus

Für den übrigen Tag hatten die Gouvernanten zu sorgen. Diese pflegten aber außer dem pflichtmäßigen Spazierengehen nur an sich zu denken, und ich kann mich nicht erinnern, daß, wenn ich mit meinen Stunden und den kleinen Arbeiten für sie fertig war, mir je eine ein Mittel der Unterhaltung oder Beschäftigung, sei es ein Buch, eine Arbeit, oder sonst etwas außer dem leidigen Strickzeug geschafft hätte. Und doch glaube ich nicht, mich gerade unter die Zahl der ignorantesten oder unentwickeltsten der Frauen rechnen zu müssen. Es blieb mir also überlassen, dies in dem Kreise der Erwachsenen zu suchen, der durch die Schicksale des Lebens sich immer mehr verengte und nach und nach seine Richtung auf das lenkte, was die Welt bewegte und die Sorge für Gegenwart und Zukunft der aufwachsenden Familienglieder bedingen mußte. Um indessen das Kapitel der Erziehung zu vollenden, will ich noch des damaligen Religionsunterrichts gedenken.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts war wohl die Hauptperiode des nicht einmal tief fundierten Rationalismus. Der Prediger, der eine gute Moral predigte, stand sehr hoch. Auf dem Lande herrschten in bezug auf die Geistlichkeit die ungünstigsten Zustände. In Friedersdorf wenigstens pflegte mein Bruder, wenn er des Beispiels wegen in die Kirche ging, ein Predigtbuch mitzunehmen; er las darin, um nicht zu hören und sich doch erbauen zu können. Dazu waren die Schullehrer gewöhnlich alte Schneider, also blieben Schul- und Religionsunterricht für den Landbewohner wahrlich von der geringsten Bedeutung. Und doch lebte unter den Leuten von alters her eine Gottesfurcht und Sitte, die alle Bestrebungen der Neuzeit, von den besten Lehrern und Geistlichen unterstützt, noch nicht wieder aus ihrem Verfall emporzuheben imstande sind. So erinnere ich mich (ohne daß ich den Zusammenhang verstand) der unsäglichen Tränen, Schelten, Ärgernisse bei dem einzigen Beispiel einer Trauung, wo die Braut ohne Kranz in die Kirche gehen mußte, und wie selten wird er jetzt auf dem Lande noch mit Recht aufgesetzt.

Das ruhige Fortleben in alten, unangefochtenen Verhältnissen mochte sowohl die Beziehungen von den Herrschaften zu ihren





Dienern und „Untertanen“, wie man damals zu sagen pflegte, als auch jene Sitte und Gottesfurcht erhalten haben. Es wurde bei weitem weniger dafür getan als jetzt, wo man sich bemüht, wieder eine sittliche, treue, ordnungsliebende Dienerklasse zu bilden, einen Gemeindeverband zwischen den Gutsbesitzern, ihren Leuten und den nun unabhängig neben ihnen lebenden Bauern herzustellen. Ebenso war es mit dem Armenwesen. Es ist selbst heute auf dem Lande eigentlich nur da von Bedeutung, wo es sich um die Vagabunden aus den Städten handelt. Damals aber trat es noch weniger hervor, denn alle Verhältnisse blieben stabiler und erblicher. Wenige drängten wie jetzt alle aus ihrem Stande hinaus, und so fanden die Alten und Arbeitslosen ihre Existenz mit geringer Beihülfe bei ihren Kindern, während jetzt die Witwen und Hilflosen zurückbleiben, weil jeder Tagelöhnersohn in die Stadt zu einem Handwerk zieht. In großen Städten wie Berlin gab es natürlich Arme, und da hatte wohl jede Familie einige, die sich bei ihr eine monatliche Unterstützung holten. Dort herrschte am Neujahrstage die sonderbare Sitte, daß die Arbeitshäuser geöffnet wurden und man ihren Bewohnern den Tag zum Betteln durch die ganze Stadt frei gab. Dadurch bot sich oft ein abscheulicher Anblick, denn da gewöhnlich große Kälte herrschte, zog die Schar ebenso frierend als zerlumpt umher. Nichtsdestoweniger war es doch ein Festtag für uns Kinder. Meine Mutter gab jedesmal eine kleine Summe dazu her. Die verwechselten wir in möglichst viele Sechser und Dreier, sammelten alles übrige Brot und Semmel der letzten Tage im Hause und standen, entsetzlich frierend, an einem offenen Fenster, die kleinen Gaben zu verteilen, höchst erfreut, wenn unsere Freigiebigkeit einen möglichst großen Kreis von Bittenden herbeilockte, den wir kaum befriedigen konnten. Hierauf beschränkten sich alle Anforderungen, die in dieser Beziehung an einen gewöhnlichen Einwohner der Stadt gestellt wurden.

Meine Mutter[1]) gehörte zur französischen Kolonie, und soviel

[1]) Suzanne le Duchat de Dorville (1756—1808), Tochter des preußischen Staats- und Justizministers Jean Louis le Duchat de Dorville († 1770).



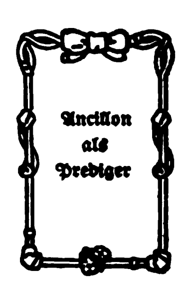
Die Mutter
Religiöser Unterricht

ich sie, die ich schon im sechzehnten Jahre verlor, beurteilen kann, trug sie wohl viel von dem Typus ihrer, mit Treue an Glauben und Gewohnheiten hängenden race an sich. Die natürliche Gottesfurcht, die strenge Rechtlichkeit und Sitte in jedem moralischen Gebiet, lebte als ein unstudiertes Erbe ihrer Väter in ihr fort, und darin war auch wohl die Summa der religiösen Bedürfnisse begriffen, die der beste Unterricht ihren Kindern erhalten sollte. Sie ging so weit, die Teilnahme an Gottesdienst oder religiösen Betrachtungen bei den Kindern ziemlich spät hinauszuschieben, weil sie es doch nicht verständen, während man jetzt das andere Extrem sieht, den kleinsten Kindern bei jeder Tasse Milch und Semmel ein gewiß oft nicht mit gutem Willen gesprochenes Gebet abzuquälen.

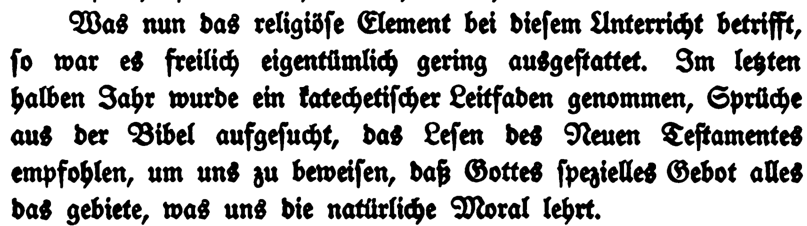
Die Töchter folgten nach damaliger Sitte der Mutter in der französisch-reformierten oder hugenottischen Konfession, und so wurde der beste französische Prediger für ihren Unterricht ausgesucht: der auf einer hohen Stufe rhetorisch-religiöser Beredsamkeit stehende Ancillon.[1]) Er galt in jeder Beziehung für ausgezeichnet: als Kanzelredner, als Lehrer der Religion, der Geschichte und anderer Wissenschaften an der école-militaire von Berlin, wie als Schriftsteller im Fach politischer Geschichte. Sein Versuch, zum erstenmal leicht faßliche Vorlesungen auch für Damen zu halten, hatte ihm ein strebsames und elegantes Publikum verschafft. Seine Predigten waren die besuchtesten in Berlin, und man pflegte jedesmal mit einer Art enthusiastischer Erbauung aus ihnen zurückzukehren. Wieviel davon auf den Vortrag, die Sprache zu schieben war, möge man aus dem bekannten Umstande ent-

[1]) Johann Friedrich Ancillon (1767—1837), 1790 Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, 1803 Mitglied der Akademie, 1810—14 Erzieher des Kronprinzen; auf diesen dauernd von großem Einfluß. 1814 Wirkl. Geh. Legationsrat im Ministerium des Auswärtigen, 1817 Mitglied des Staatsrates, seit 1832 Minister des Auswärtigen. Von der Romantik stark beeinflußt, auch als Schriftsteller tätig. Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. II, 115, 189f., IV., 193, 220, der ihn wohl etwas zu ungünstig beurteilt hat.





nehmen, daß die französischen Geistlichen damaliger Zeit, neben ihren religiösen Studien, die gewöhnlich in Genf geschahen, auch Unterricht in der Deklamation von einem Schauspieler nahmen. In vieler Beziehung kann ich nur mit vielem Dank des Unterrichts bei jenem geistreichen Mann gedenken. Mit großer Schärfe des Verstandes entwickelte er das Denkvermögen seiner Schüler in einem sehr ausgedehnten Kursus der Moral, indem er sich bestrebte, aus ihnen selbst die Begriffe des Rechts und Unrechts bis in ihre feinsten Nuancen zu entwickeln. Die französische Kolonie hatte schon damals soviel von ihrem Ursprung verloren, daß die wenigsten Schüler imstande waren, diesen Lehrstunden vollständig in der französischen Sprache zu folgen,[1]) und so wurde gewöhnlich das Ganze im Deutschen wiederholt; man folgte einer Übersetzung, und Sprache sowie Nachdenken hatten ihren Gewinn davon.



Was nun das religiöse Element bei diesem Unterricht betrifft, so war es freilich eigentümlich gering ausgestattet. Im letzten halben Jahr wurde ein katechetischer Leitfaden genommen, Sprüche aus der Bibel aufgesucht, das Lesen des Neuen Testamentes empfohlen, um uns zu beweisen, daß Gottes spezielles Gebot alles das gebiete, was uns die natürliche Moral lehrt.

Das eine hieß „la religion naturelle“, das andere „la religion révélée“. Des Erlösers wurde mit vielem Respekt als unseres Heilandes erwähnt, die Geschichte seines Lebens uns vorgetragen. Wie er es aber sei, blieb unter dem Schleier vieles Mysteriösen verborgen, was sich Gott vorbehalten habe und wir doch nicht begriffen. Es wurde zwar nichts mit einem entschiedenen Zweifel belegt, für nichts aber ein entschiedener Glaube verlangt außer für Gottes Allmacht und seine Gebote, die er uns durch Christi Mund offenbart habe. Und doch wird in jener Zeit dieser Religionsunterricht noch zu dem besten gehört haben, den es gab, und ich gestehe, daß — wie verschieden auch die Anforderungen sind, die man jetzt mit Recht darin stellt — er dennoch

[1]) Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 20. Über seinen religiösen Unterricht ebendort S. 47 f.



Er-
achendes
olitisches
Interesse

seine sehr guten Seiten hatte: in dem Hervorheben der strengen Moral, der Wahrheit und aller jener Grundlagen eines ernst-sittlichen Charakters, die später in dem hohen Streben nach christlich-erhabener Liebe und Glauben zu sehr als eine notwendige und deshalb weniger speziell zu betonende Folge desselben betrachtet wurden, — während sie doch der menschlichen Schwäche nie genug eingeprägt werden können, indem ihre Vereinigung allein den Charakter gewähren kann, den der Christ anzustreben hat.

In den Beginn dieses Unterrichts fiel auch das Herannahen jener politischen Zerrüttungen, die vom Beginn dieses Jahrhunderts an bis jetzt unser Vaterland eigentlich in einem steten Wirbel bewegt haben. Mit der Auflösung der alten deutschen Verhältnisse, des alten, vielleicht nur noch nominellen Reiches, der Ausbreitung der Napoleonischen Macht, wurde es immer klarer, daß auch unsere Stunde einer tieferen Verwickelung mit jenen Weltbegebenheiten schlagen müsse. Mit Ungeduld erwartete man die Zeitungen, deren eifrig gelesener Inhalt den Gegenstand der Gespräche bildete.

Das Unglück, das indessen zwei erwachsene Schwestern[1]) und die junge Frau meines Bruders[2]) aus unserer Familie riß, hatte besonders letzteren von jedem jugendlichen Leben und Verkehr abgeschnitten. In tiefster Einsamkeit lebte er nur seinem Landbau und dem Interesse, das innere und äußere Politik in ihm erregten, in der steten Erwartung, über kurz oder lang wieder mit dem Degen darin eingreifen zu müssen. Wenn meine Mutter mit uns zwei Schwestern, von denen die älteste[3]) eben erwachsen, dem Leben mit aller seiner Bewegung rastlos zustrebte, während ich mich erst mühsam aus den Kinderschuhen heraus entwickelte, monatelang seine Einsamkeit teilte, so wagte sie es nicht, seine abgeschlossene Gemüts-

---

[1]) Amélie (1779—1797) und Wilhelmine v. der Marwitz, Hofdame der Königin Friederike (1778—1803). Vgl. Stammtafel I.

[2]) Fanny v. der Marwitz, geb. Gräfin Brühl (1783—1804). Vgl. über den Tod der Schwestern Marwitz a. a. O., I, S. 165 f., über den Tod seiner Fanny die ergreifende Schilderung ebenda S. 195 ff.

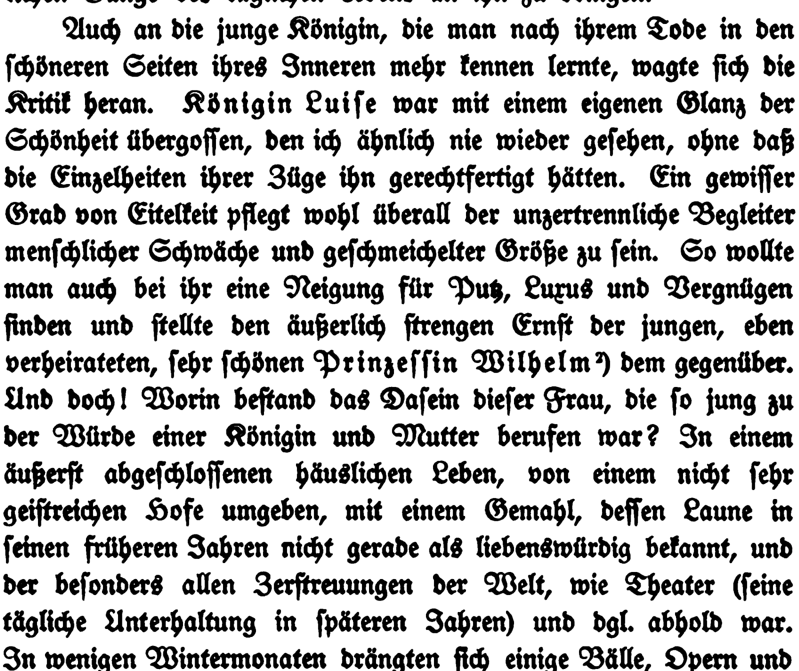
[3]) Julie, spätere Gräfin zu Münster-Meinhövel (1789—1872).



stimmung durch ihren Verkehr noch mehr zu verstimmen. Es blieb uns nicht viel anderes übrig, als uns eben seiner Gedankenrichtung mit zuzuwenden und uns mit dem wenigen Umgang zu begnügen, den er noch unter Gleichgesinnten fand.



Wieviel Kritik hörte man damals über den später so hochgestellten König, seinen Mangel an Entschluß, seine Kurzsichtigkeit in Beziehung auf das, was uns drohte, und die Wege, es zu beschwören.[1]) Man klagte allgemein über seine Abneigung, ausgezeichnete Leute in seine Umgebung oder selbst in seinen Dienst zu ziehen, die schwerfällige Nichtigkeit seines täglichen Lebens mit Umgebungen, die wohl nicht von großer Bedeutung waren, seine Abgeschlossenheit, die es schwer machte, etwas außer dem gewöhnlichen Gange des täglichen Lebens an ihn zu bringen.



Auch an die junge Königin, die man nach ihrem Tode in den schöneren Seiten ihres Inneren mehr kennen lernte, wagte sich die Kritik heran. Königin Luise war mit einem eigenen Glanz der Schönheit übergossen, den ich ähnlich nie wieder gesehen, ohne daß die Einzelheiten ihrer Züge ihn gerechtfertigt hätten. Ein gewisser Grad von Eitelkeit pflegt wohl überall der unzertrennliche Begleiter menschlicher Schwäche und geschmeichelter Größe zu sein. So wollte man auch bei ihr eine Neigung für Putz, Luxus und Vergnügen finden und stellte den äußerlich strengen Ernst der jungen, eben verheirateten, sehr schönen Prinzessin Wilhelm[2]) dem gegenüber. Und doch! Worin bestand das Dasein dieser Frau, die so jung zu der Würde einer Königin und Mutter berufen war? In einem äußerst abgeschlossenen häuslichen Leben, von einem nicht sehr geistreichen Hofe umgeben, mit einem Gemahl, dessen Laune in seinen früheren Jahren nicht gerade als liebenswürdig bekannt, und der besonders allen Zerstreuungen der Welt, wie Theater (seine tägliche Unterhaltung in späteren Jahren) und dgl. abhold war. In wenigen Wintermonaten drängten sich einige Bälle, Opern und

[1]) Vgl. auch hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 167 ff.

[2]) Maria Anna, gen. Marianne, Gemahlin des Bruders König Friedrich Wilhelms III., geb. Prinzessin von Hessen-Homburg (1785—1846).



Maskeraden zusammen, denen sie wohl mit der Lust einer schönen jungen Frau und dem natürlichen Wohlgefallen an erregter Bewunderung nachgehen mochte. Ihr Luxus mußte mit einem Jahrgehalt von 1000 Talern befriedigt werden. Was wäre dies jetzt für die Anforderungen einer regierenden Königin oder Fürstin? Und betrachtete man nach ihrem Tode die Zimmer, die mit den damaligen Ansprüchen an sogenannten Luxus ausgestattet waren, wie beschämt sieht man diese Einfachheit im Vergleich zu der gehäuften Pracht, die sich in den fürstlichen Palästen neuerer Zeit findet.

Auch über ihre Toilette wurde viel gesprochen. Am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts befand sich die Mode der griechischen Trachten auf ihrem Höhepunkt in allen ihren Exzessen. Wenn solide Mütter, wie die meinige, sich für ihre Töchter soviel als möglich dagegen sträubten, so mochte im allgemeinen die elegante Welt ihr wohl mehr als nötig huldigen und das Beispiel des Hofes darin tonangebend sein. Man wollte bei der Königin auch nicht dieselbe Konversationsgabe finden, wie bei ihrer Schwiegermutter, der alten Königin Friederike.[1])

Zu dieser war ich in meinen Kinderjahren bisweilen gekommen, da meine älteste Schwester bei ihr Hofdamendienst tat, ohne dabei das elterliche Haus zu verlassen. Ihrer sonderbaren Erscheinung erinnere ich mich noch deutlich. Von Gicht gebeugt, hing ihr Kopf auf die Brust herab, und sie sprach äußerst undeutlich, gewissermaßen in sich hinein; aber man gab ihr das Zeugnis der liebenswürdigsten, selbst geistvollsten Konversation. Ihr Leben verbrachte sie meist mit sous ordres[2]), kehrte Tag und Nacht um, hatte Visionen und sah Gespenster (wie alle Darmstädtischen Fürsten früherer Zeit), bis auf den wunderlichen Einfall, den Kaiser Galba auf einem weißen Pferde in ihr Zimmer hineinreiten zu sehen. Dann gab sie plötzlich Feste, aber meist in Kälte und Zug, wobei

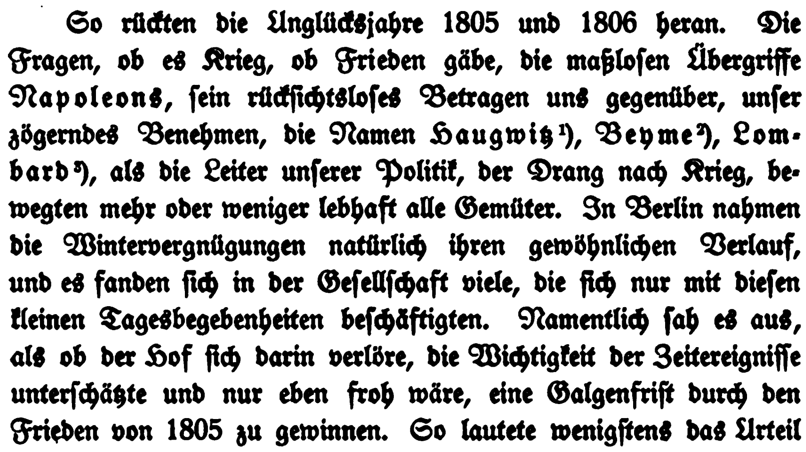
[1]) Königin Friederike Luise, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt (1751—1805). Vgl. über sie Marwitz, a. a. O., I, S. 112 f.

[2]) Untergebenen.



Unglücks-jahre 1805 und 1806

denn meine Schwester wohl den Keim zu ihrer Todeskrankheit legte, baute horrible Lusthäuser, wo sie nur wußte und konnte, und hatte ihr Hauptvergnügen an kleinen Theater- und Musik-Vorstellungen, zu denen ihr alles genügte. Ja, sie verschmähte es nicht, selbst eine Rolle dabei zu übernehmen, obgleich sie, gebückt und unbeweglich, dies nur sitzend tun konnte. Und so gering waren ihre Anforderungen dabei, daß jede Hofdame mit einem Damentuch-Überrock (man trug damals dergleichen) ihr zur Ausführung einer Männer-Rolle genügte. Ich sehe noch meine Schwester in einem solchen, über ihre gewöhnliche Kleidung gezogen, einen runden Männerhut auf ihre frisierten Haare gesetzt, abgehen, indigniert auf diese Weise doch eine Männer-Rolle ausführen zu müssen, da, gegen alle ihre Reklamationen, die Königin geantwortet hatte: „sie habe auf diese Weise parfaitement l'air d'un garçon" und genüge vollkommen.



So rückten die Unglücksjahre 1805 und 1806 heran. Die Fragen, ob es Krieg, ob Frieden gäbe, die maßlosen Übergriffe Napoleons, sein rücksichtsloses Betragen uns gegenüber, unser zögerndes Benehmen, die Namen Haugwitz[1]), Beyme[2]), Lombard[3]), als die Leiter unserer Politik, der Drang nach Krieg, bewegten mehr oder weniger lebhaft alle Gemüter. In Berlin nahmen die Wintervergnügungen natürlich ihren gewöhnlichen Verlauf, und es fanden sich in der Gesellschaft viele, die sich nur mit diesen kleinen Tagesbegebenheiten beschäftigten. Namentlich sah es aus, als ob der Hof sich darin verlöre, die Wichtigkeit der Zeitereignisse unterschätzte und nur eben froh wäre, eine Galgenfrist durch den Frieden von 1805 zu gewinnen. So lautete wenigstens das Urteil

---

[1]) Christian Heinrich Karl Graf v. Haugwitz (1752—1832) trug durch die Verträge vom 15. Dezember 1805 und 15. Februar 1806 viel zum Unglück Preußens bei, dessen auswärtige Politik er 1792—1804 und 1805—06 leitete.

[2]) Karl Friedrich Graf v. Beyme (1765—1838), einflußreicher Geh. Kabinettsrat, vor 1806 der eigentliche preußische Minister des Innern, 1808—1810 und 1817—1819 Justizminister.

[3]) Joh. Wilhelm Lombard (1767—1812), 1800—1806 gleichfalls Geh. Kabinettsrat, Gesinnungsgenosse von Haugwitz.





in ernster gerichteten Kreisen, das mein Ohr bisweilen traf.[1]) Dies gibt vielleicht einen Beleg mehr dafür, wie wenig tief basiert überhaupt die allgemeinen Urteile sind, welche man sich über die Lenker der politischen Schicksale erlaubt.

Je schmerzlicher der aufgegebene Versuch, durch Teilnahme an dem Kriege von 1805 eine würdige politische Stellung zu gewinnen, die Gemüter berührte, je erregter war man 1806, als seine Unvermeidlichkeit heranrückte. Wie viel man auch über die Erbärmlichkeit jener Zeiten gesprochen hat, die sich leider in dem Benehmen einiger alter Generäle und Staatsmänner kund gab, so kann ich nicht glauben, daß sie tief in unserm Vaterlande wurzelte.[2]) Alles, was nur einigermaßen zur Jugend gehörte, war voll Eifer und Enthusiasmus, wie z. B. die Gensdarmes-Offiziere, die ihre Säbel vor der Tür des französischen Gesandten wetzten, der überhaupt törichterweise manchen Beleidigungen ausgesetzt war. Aber auch eine überhebende Sicherheit begleitete diesen Eifer. Die Möglichkeit eines solchen Sturzes, wie wir ihn nachher erlebten, lag jedem Gedanken fern, und als elende Kleinmütigkeit wurde an vielen Orten die ausgesprochene Möglichkeit betrachtet, die Monarchie Friedrichs des Großen könne einen unglücklichen Krieg führen.

Lähmend fiel also die Katastrophe von 1806 in alle Gemüter. Anfangs konnte man sich gar nicht darin finden, wie man mit einem Feinde im Lande leben sollte. Viele dachten an Flucht; auch meine Mutter wurde zu einer kurzen Entfernung nach Strelitz bewogen.[3]) Doch sah man bald, daß, wo nicht gerade der Schauplatz des Krieges ist, das Leben unter allen Verhältnissen seinen Weg geht. Auch waren, von dem großen Aussaugungs- und Bedrückungssystem abgesehen, das Napoleon im allgemeinen im Lande ausübte, die Franzosen wohl keine schlimmen Feinde. Exzesse kamen

---

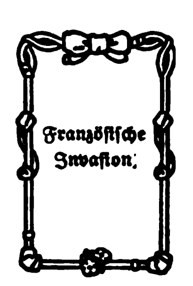
[1]) So urteilt auch — etwas zu scharf, aber keineswegs unrichtig — Marwitz, a. a. O., I; S. 201 ff.

[2]) In der Armee nicht, aber in weiten Kreisen der Bevölkerung. Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 300 f., 320 ff.

[3]) Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 304 f., 329 f.



doch nur vereinzelt vor: mit den Einquartierungen ging es meist ganz leidlich; namentlich fand sich viel Gutmütigkeit bei den gemeinen Soldaten. Aber allerdings gab es eine äußerst gedrückte Existenz in jeder kleinen Haushaltung, wo man einen Offizier in einer Stube dicht neben sich, die Gemeinen in Gemeinschaft mit den eigenen Domestiken haben mußte, und welchen Einfluß der Kontakt jenes leichten und damals jedenfalls schon sittenlosen Volkes auf das unsrige ausgeübt haben mag, möchte wohl einige Beachtung verdienen. Sichtbar erschien in unseren Kreisen nur der Haß gegen Napoleon und der Abscheu gegen die Franzosen; man war geneigt, in jedem einen Bösewicht zu sehen. Alles zog sich in die engsten Verhältnisse zusammen; man lebte nur in den Nachrichten von den Armeen. Die Hoffnung, daß noch in Preußen eine bessere Wendung des Krieges eintreten könne, verlieh den abenteuerlichsten Gerüchten Glauben, bestärkt durch die Kenntnis der Lügenhaftigkeit französischer Berichte. —



Nur sehr wenige Familien aus der Hofgesellschaft, in der meine Mutter lebte, ließen sich in unmittelbaren Verkehr mit den Franzosen ein. Man begnügte sich, höchstens einen Besuch von seiner Einquartierung anzunehmen und vermied den täglichen Umgang mit ihr. Wer diesen, sei es aus Furcht, sei es aus Leichtigkeit des Sinnes, pflegte, wurde schon etwas scheel angesehen, und die wenigen Häuser, die sich den Franzosen in größerem Maßstabe öffneten, wurden mit Verachtung belegt. Wir standen einigermaßen in der Mitte dieser Kreise, da meiner Mutter Lebensweise sie in Verbindung mit beiden Teilen von alter Zeit her gebracht hatte.

Vorzüglich lebten wir in Verkehr mit Gräfin Brühl,[1]) meines Bruders Schwiegermutter, einer Engländerin von Geburt, streng von Grundsätzen und einseitig; durch den Tod von Mann und Tochter in Einsamkeit zurückgezogen, aber belebt von all dem Haß gegen Napoleon, der den Engländern damaliger Zeit anhaftete. Sie

[1]) Gräfin v. Brühl, geb. Gomm, Witwe des Reichsgrafen Karl Adolph v. Brühl (1741—1802), Gouverneurs des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (III.).





und ihre Tochter, Marie Brühl[1]), nachher Frau v. Clausewitz, bekannt durch ihre ausgezeichnete Bildung in künstlerischer und ästhetischer Beziehung, lebten nur im Eifer der Politik und des Franzosenhasses. Und so wurden wir oft mit einem Anathema belegt, wenn uns irgend etwas aus dem engsten Kreise herauszog. So namentlich, als wir den Schritt nicht unterlassen konnten, Napoleon, selbst zur Parade gehend, von einem Schloßfenster aus zu betrachten. Ich sehe ihn noch heute lebhaft vor meinem Auge, geradeaus sehend, wie alle Bilder, die man von ihm hat: wie er seine großen, etwas fragenden Augen auf uns richtete, durchaus unimponierend, ja, etwas Gemeines in seiner Persönlichkeit zeigend. Man empfing nicht den Eindruck einer Größe, der man sich mit Schauer beugt, sondern einer Gewalt, vor der man mit Widerwillen zurückschreckt.

Die kurzen Monate des Krieges verliefen unter wechselnder Angst und Sorge, an der die Brüder ihren großen Anteil hatten, bekannt durch dasjenige, was aus dem Leben meines ältesten Bruders[2]) der Welt bereits gegeben ist. Der Friede besserte aber nicht viel, nur die Sorge um Leben und Tod fiel nun fort. Die Franzosen blieben im Lande, mit ihnen Einquartierung, Ausgaben, Verluste. So beschränkten sich die Mittel, die sonst auf die Erziehung verwendet wurden, sie mußten anderen Anforderungen weichen, und ich namentlich wurde früh auf mich selbst zu meiner eigenen, inneren Fortbildung angewiesen.

Indessen wollte das jugendliche Leben doch auch sein Recht haben. Besonders meiner Schwester[3]) zuliebe ließ sich meine

[1]) 1779—1836, seit 1810 Gemahlin des späteren berühmten Militärschriftstellers Carl v. Clausewitz. Vgl. über sie Karl Schwartz, Leben des Generals Carl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz. 2 Bde. 1878.

[2]) Die erste Ausgabe von Marwitz' Denkwürdigkeiten und Schriften (anonym herausgegeben von M. Niebuhr) erschien 1852 unter dem Titel: Aus dem Nachlasse Fr. Aug. Ludwigs v. der Marwitz auf Friedersdorf, Kgl. preuß. Generalleutnants a. D., Berlin, E. S. Mittler & Sohn; vielfach künstlich zurechtgestutzt, ein knapper Auszug; jetzt veraltet durch die oben erwähnte Neuausgabe (1907).

[3]) Julie, späteren Gräfin zu Münster-Meinhövel.



Mutter bisweilen in jene etwas leichteren Lebenskreise hineinziehen; da kamen wir wohl in flüchtige Berührung mit einigen Franzosen, von denen ich nur sagen kann, daß sie sich in schicklichen und artigen äußeren Formen bewegten, weit mehr als jene, die später aus diplomatischen Kreisen in unserer großen Welt erschienen. Im allgemeinen blieb man sehr abgeschlossen, und von strengen Freunden wurden ein paar Gelegenheiten, wo man tanzte, lebhaft getadelt. Es war, als sei man verpflichtet, nur in Sack und Asche zu leben, solange die Herrscher verbannt, die Bedrücker im Lande blieben. Man dachte an jene als nur von Kummer und Sorgen gebeugt und war später sehr verwundert, als nach der Rückkehr aus Preußen der Rückblick auf jene Unglücksjahre doch auch mit angenehmen Reminiszenzen verbunden war. Vielleicht zum erstenmal hatte sich der Hof dort etwas freier von den alten Formen seines hiesigen Lebens gefühlt. Gemeinsame Schicksale und Not, welche die Menschen verbinden, hatten auch dort neue persönliche Beziehungen an die unglücklichen Fürsten herantreten lassen und so den Grund gelegt zu einer Vorliebe der königlichen Familie für alles, was aus Preußen kam und in Preußen war.



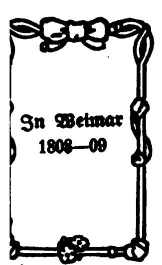
In Berlin indessen fingen die Gesinnungsrichtungen an, sich zu scheiden. Wohlgesinnt wurde alles genannt, was in exklusivem Haß gegen Napoleon sein Lebenselement fand, und schlechtgesinnt, wer aus Furcht, es möge noch schlimmer werden, sich der Notwendigkeit beugte. So waren die Jahre 1807 bis 1813 erfüllt von den streitendsten Meinungen und nur in dem Einen traf man zusammen, in dem Wunsch, der Unterdrücker entledigt zu werden. Dies führte endlich 1813 zu der schönen Einmütigkeit der Gesinnungen, welche die großartige Erhebung und Opferfähigkeit aller zur Folge hatte.

Meine Mutter erlebte diese Freude nicht mehr. Sie starb während der Okkupation,[1]) und wir beiden Schwestern von neunzehn und sechzehn Jahren blieben in ziemlich verlassener Lage zu-

---

[1]) Am 2. September 1808. Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 477 ff.





rück. Dies brachte uns durch eine eigene Verkettung der Verhältnisse auf ein Jahr nach Weimar,[1]) nominell zu einer alten Freundin[2]) meiner Mutter, die aber durch ihr Verhältnis am Hofe und ihre Eigentümlichkeit wenig geeignet war, sich junger Mädchen anzunehmen. So wurden wir früh zu einem selbständigen Leben geführt und auf uns allein angewiesen.

Dies fiel in Weimar in keiner Weise auf, da junge Mädchen dort eine Freiheit genossen wie sie uns noch nicht vorgekommen war. Man ging allein ins Theater, wo man allerdings bestimmte Plätze zwischen Bekannten hatte, wurde allein ausgebeten, hatte seine eigenen Freunde und Bekannten, mit denen man auf der Promenade und sonst zusammenkam. Dies mag vielleicht für manche Charaktere bedenkliche Folgen gehabt haben, wie denn Weimar auch damals der Schauplatz eigentümlicher Herzens- und Geistesverirrungen war. Man lebte eigentlich noch auf den Ruf von Schiller und Goethe, stellte sich in der Geistesentwickelung deshalb sehr hoch und bewegte sich auf dem Boden der elegischen Freundschaft und Liebe, ohne daß, glaube ich, sehr viel wahrer Geist oder Herzenstiefe vorhanden waren. Wo diese existierten, arteten sie gewöhnlich in Überschwenglichkeit aus.

Merkwürdig war dazwischen die Persönlichkeit der mit großem Recht verehrten Herzogin Luise.[3]) Es gab nichts Steiferes im Äußeren wie sie, aber von so viel Verstand und Eingänglichkeit begleitet, daß sie nie abschreckte, wenn sie auch imponierte. Man fühlte ihr an, daß sie jenes steife Wesen wohl nur angenommen habe, um der ungezügelten Art ihres Gemahls, Karl August, und der exzentrischen Richtung seines Dichterwesens entgegenzutreten. Dieses hatte vielleicht nicht den Boden gefunden, auf dem es sich in richtiger Harmonie entwickeln konnte.

Sehr wenig fühlte ich mich durch die Persönlichkeit des als ausgezeichnet bekannten Herzogs angesprochen. Sein äußeres Auf-

---

[1]) 1808—1809.

[2]) Generalin Gräfin Henckel. Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 479 f.

[3]) Luise Auguste, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Gemahlin Karl Augusts (1757—1830), seit 1828 Witwe.



treten war burschikos, er machte sich gern mit etwas Jungem und Neuem zu schaffen, und da er auf einem eigenscherzhaften Fuß mit unserer alten Beschützerin (Gräfin Henckel, Oberhofmeisterin seiner Schwiegertochter [1]) stand, warfen sie sich stets die größten horreurs und Wahrheiten ins Gesicht. So sehe ich uns noch gemeinsam mit ihr, ihn durch den Schnee watend begleiten, in der Suche nach irgend einem verlorenen Hasen oder im Mondenschein von ihm in seiner Sommerwohnung, dem Römischen Hause im Park von Weimar, aufgefangen, um noch eine scherzhafte Stunde zu verleben. Alles zu unserer großen Indignation, da wir nicht Geschmack genug an ihm fanden, um etwas zu überwinden, was nach unseren anerzogenen Begriffen eine Unschicklichkeit war.



Die junge Erbgroßherzogin [2]), oder die „Hoheit", wie sie par excellence hieß, stand damals noch als etwas sehr Ungleiches zwischen Familie, Stadt und Land, da sie ganz den Typus einer aus großen Verhältnissen kommenden Ausländerin trug. Sehr liebenswürdig in ihrer Art, strebte sie danach, sich durch Tugenden Liebe und Bewunderung zu erwerben, in der Bildung sich den dortigen Verhältnissen anzupassen. Man fühlte aber das Bestreben, welches nicht auf die innere Natur und Gewohnheit paßte, es klappte nicht, und das Fremde blieb hervorstechend. Wenn sie später sich durch wirkliche Vortrefflichkeit und eine Engelsgeduld mit dem Gemahl (Karl Friedrich) große Anerkennung verschaffte, so kann man doch wohl annehmen, daß eben jenes Gesuchte seinen Nachklang in der Erziehung und Bildung ihrer Töchter gefunden hat, die in unsere Herrscherfamilie einzutreten berufen waren.[3])

Von den literarischen Geistern war nur noch Goethe zu sehen und selten, da er mit dem Hofe damals etwas brouilliert war.

---

[1]) Maria Pawlowna (1786—1859), Tochter Kaiser Pauls I. von Rußland, vermählt mit dem Erbprinzen, späteren Großherzog Karl Friedrich (regierte 1828—1853).

[2]) Maria Pawlowna. Sie ist die spätere hochherzige Förderin Wagners und Liszts, Freundin der Königin Luise.

[3]) Kaiserin Augusta und Prinzessin Karl von Preußen.



Bei Goethe

Rückkehr nach Berlin

Doch suchte die Großfürstin ihn soviel wie möglich herbeizuziehen. Dort und bei seiner alten Freundin Frau v. Stein bin ich ihm wohl begegnet. Da er auch nicht unempfänglich für Jugendfrische war, so erinnere ich mich seiner eines Tages als äußerst heiter und scherzhaft, weil wir ihm Karten legten! Man konnte auch Sonntag Vormittag zu ihm kommen, wo Musik gemacht wurde. Doch vermied man es gern seine Frau zu treffen, eine dicke hochrote Person mit kurzgeschnittenen, krausen Haaren. Sie tanzte auf allen öffentlichen Bällen herum und mochte wohl viel zu seiner zurückgezogenen Lebensweise beitragen.[1])

En somme war Weimar damals ein Klatschnest, wie jede kleine Residenz, wo Tages- und Hofbegebenheiten mit möglichstem Eifer herumgetragen und exploitiert wurden, von jenen oben erwähnten Ansprüchen auf Geist und Bildung begleitet. Wir fühlten uns auch nicht glücklich in einer Existenz, die gar keinen Zusammenhang mit unserem früheren Leben hatte und waren erfreut, als nach einem Jahre meine Schwester (Julie) als Hofdame zu der inzwischen nach Berlin zurückgekehrten Prinzessin Wilhelm[2]) kam, und ich eine passende Zufluchtsstätte in dem Hause der alten Gräfin Brühl, der Schwiegermutter meines Bruders fand.

Ein Jahr hatte große Veränderungen in unserer Vaterstadt hervorgebracht. Die Befreiung von der feindlichen Besatzung, die Rückkehr des Hofes, die Freude über beides brachte einen neuen Anflug von Hof- und Weltleben hervor, dem sich die Jugend gern hingab. Das erneuerte Militär war viel jugendlicher aus Preußen zurückgekehrt, hatte noch manches dort erlebt, wurde als die Hoffnung der Zukunft betrachtet und spielte also in allen Kreisen die erste Rolle. Damals wurde ich der schönen Königin vorgestellt, und ich sehe sie noch an ihrem (ich glaube zweiunddreißigsten) Geburtstage[3]) auf einem großen Hofball eine Ecossaise

---

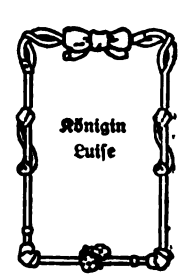
[1]) Goethe hatte bekanntlich im Oktober 1806 Christiane Vulpius geheiratet.

[2]) Vgl. o. S. 23, Anm. 2.

[3]) 10. März 1810, also an ihrem vierunddreißigsten Geburtstag (geb. 1776).



mit ihrem Sohn, dem vierzehnjährigen Kronprinzen, tanzen. Dies erschien nach damaligen Begriffen auffallend, während vierzig Jahre später keine Frau von vierzig Jahren zu dem Gefühl zu kommen scheint, daß sie nicht mehr jung sein könnte.

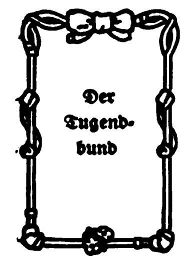


Die Königin und Prinzessin Wilhelm waren, in verschiedener Art, wohl die imposantesten Schönheiten, die man sehen konnte. Groß, sehr stark geworden, aber wundervoll gebaut, blond, glänzend und hell, sah die Königin wie das heitere Leben, wie die angeborene Größe aus, während die Prinzessin dunkel, steif und ernst einen tiefen Eindruck von Nachdenken über dieses Leben hinaus, machte. So mochte es wohl auch sein, indessen war doch nun allgemein die Anerkennung für den Charakter der Königin durchgedrungen. Briefe, aus ihrer Feder geflossen, bezeigten eine Tiefe des Gemüts und der Seele, die sich früher nicht so offenbart hatte; die Charakterfestigkeit, die sie im Tragen ihres herben Geschicks bewiesen hatte, ihr Bestreben, auf den König zu einem kräftigeren Handeln einzuwirken, sowie ihr fester Wille, in der Erziehung ihrer Kinder, namentlich des Kronprinzen, die beste Richtung einzuschlagen: dies alles ebnete den Boden zu der tiefen Trauer, welche ihr frühzeitiger Tod im ganzen Lande verbreitete und zu der Apotheose, die ihr als einem Opfer des Unglücks zuteil wurde. Man kann sagen, daß es eine wahre Landestrauer gab, denn in den untersten Ständen, bei den ärmsten Leuten sah man ein Stückchen Schwarz herausgekehrt.

Neben dem sich nur in kleinerem Maßstabe wieder belebenden Welttreiben hatte sich auch ein ästhetisch-politisches Leben herausgebildet, dem ich durch meine Umgebung näher gebracht wurde. Der zwar nicht glückliche, aber doch glorreiche Krieg von 1809, der uns den jüngsten, sehr liebenswürdigen Bruder [1]) kostete, hatte wieder den Mut belebt, sich gegen den Druck der Napoleonischen Herrschaft auflehnen zu können, und so bildete sich eine Partei,

[1]) Eberhard v. d. Marwitz (1790—1809) wurde in österreichischen Diensten bei Aspern schwer verwundet und starb am 10. Oktober 1809 nach furchtbaren Leiden in Nikolsburg.





welche in den Bestrebungen zusammenhielt, durch geistige und moralische Anspannung einen Aufschwung in der Nation hervorzurufen, der im Notfall die Regierung zur Auflehnung gegen den fremden Einfluß und Druck hinreißen sollte. Man hat viel von dem „Tugendbund" gesprochen. Existiert hat ein solcher gewiß, aber ich glaube kaum, daß der Kreis, der in jener Zeit mit seinem Namen besonders belegt wurde, wirklich einem solchen Bunde angehörte.[1])

Mißverstandener Eifer hatte schon in der verunglückten Unternehmung Schills seine Früchte getragen, der hauptsächlich durch übertriebene Bewunderung und den unverständigsten Eifer einiger Frauen, wie der Prinzessinnen von Hessen[2]) und Oranien[2]), der Frau v. Berg[3]) usw. zu einer Tat getrieben worden war, zu deren Durchführung ihm wohl die materielle und geistige Kraft fehlte. Zu der obengenannten Partei gehörten zuerst die bekannten Namen Schön, Gneisenau, Scharnhorst, der Familie Dohna in Preußen, und nach Berlin kommend, schlossen sich ihr viele andere an, wie Clausewitz, die Röders[4]), Hedemann[5]), schon damals mit den Humboldts affiliiert, Beckedorff[6]) und allerlei andere, welche

---

[1]) Vgl. hierzu auch Marwitz, a. a. O., Bd. I, S. 525 ff. Über Schill ebenda, S. 430 f.

[2]) Auguste (1780—1841), 1797 mit dem späteren Kurfürsten von Hessen vermählt und Wilhelmine (1774—1837), 1791 mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, späteren König der Niederlande vermählt. Beide waren jüngere Schwestern Friedrich Wilhelms III. Vgl. Stammtafel II am Schluß.

[3]) Geb. Gräfin Haeseler, Freundin der Königin Luise.

[4]) Eugen, Hermann, Friedrich und Karl v. Röder, der letztere ein Jugendfreund und Adjutant Friedrich Wilhelms IV. Am bedeutendsten war General der Kavallerie Friedrich Erhardt v. Röder. Vgl. über ihn Allg. Deutsche Biogr., Bd. 29, S. 15 ff.

[5]) August Friedrich Magnus v. Hedemann, gest. 1859, zuletzt General der Kavallerie. Seine Gemahlin war Adelheid v. Humboldt, Tochter Wilhelm v. Humboldts.

[6]) G. Ph. Ludolph v. Beckedorff (1778—1858), Arzt, Staatsmann und publizistischer Schriftsteller, Mitglied des Oberzensurkollegiums, zuletzt erster Präsident des neuerrichteten Landesökonomiekollegiums.



sich namentlich bei der Gräfin Voß[1]) in einem geselligen Kreise vereinten, wo nicht allein Politik, sondern ästhetisch-künstlerische Bildung in der Unterhaltung Raum fand.



Ich kann mich aus späterer Zeit keines geselligen Lebens erinnern, wo man wie hier, ohne viel Personalitäten hineinzumischen, so lebendig über alles, was auf das Reich des Geistes und Gefühls Bezug nahm, disputiert hätte. Auch Paradoxen fehlten nicht, und ich will nur die Ansicht erwähnen, die man einmal aufstellte, ohne daß sie siegreich bekämpft worden wäre: eine jede Heirat sei gerechtfertigt, wenn man nur unglücklich dabei sei, d. h. man solle sich das Reich der eigenen Gedanken und Gefühle, wenn sie in diesem Bunde nicht zu ihrem Recht kämen, gewissermaßen für den Privatgebrauch reservieren und für sich und mit anderen nebenbei im Reich des Idealen leben, unbeschadet, wie man glaubte, einer guten, hausbackenen Pflichterfüllung, die für den unidealen Gegenstand der Ehe vollkommen ausreichend bliebe. Um diese Zeit waren gerade die „Wahlverwandtschaften" erschienen, und dies Werk hatte die Berliner Köpfe so vollständig eingenommen, daß ein solider Militär und später ausgezeichneter General, Bardeleben[2]), einen Traktat über ihre Vortrefflichkeit schrieb, der in jenem Kreis mit Applaus gelesen und kommentiert wurde. Daraus ergab sich, daß er eine brave und kluge, wenn auch nicht anmutige Frau, mit der er bisher sehr gut gelebt hatte, absetzte, um eine unbedeutende Demoiselle zu heiraten, von der er behauptete, nicht lassen zu können.

Die liebenswürdigste Persönlichkeit in diesem Kreise war wohl der älteste Röder[3]), (geblieben bei Culm 1813), von dem ich nur

[1]) Luise, geb. Freiin v. Berg, Gemahlin des 1832 verstorbenen Grafen August Ernst v. Voß auf Groß-Giewitz und Schönau in Mecklenburg, der im preußischen Staatsdienst stand.

[2]) Vielleicht der spätere General v. Bardeleben, Inspekteur der Artillerie am Rhein.

[3]) Wilhelm v. Röder (geb. 1781), gest. am 30. August 1813. Röder fiel als Major und Adjutant des Generals v. Kleist an der Spitze eines Bataillons des 7. Infanterie-Regiments. Er war übrigens der dritte von zwölf Brüdern.



Brüder v. Röder

die angenehmsten Erinnerungen habe, da er alles in den Bereich seiner Lebendigkeit zu ziehen wußte. Er behauptete unter anderem einmal: sein Herz sei so reich, daß er zwanzig Frauen zugleich, jede auf eine andere Art lieben könne und keine würde dabei zu kurz kommen. Seine Frau schien später diese Theorie nicht sehr zu goutieren und wußte ihn aus dieser Gesellschaft herauszuziehen. Wie weit Festigkeit und Solidität des Charakters dabei bestehen konnten, muß ich dahingestellt sein lassen, aber im enthusiastischen Anregen jener Zeit hat er gewiß seine Aufgabe gelöst. Am nächsten stand ihm an Liebenswürdigkeit sein Bruder Eugen,[1]) aber er besaß nicht seine Originalität, suchte ihm vielmehr nachzuahmen; sein Enthusiasmus und seine Exaltation schienen nicht wie bei jenem aus dem Inneren zu entspringen, und sein Charakter nicht dieselbe Festigkeit zu besitzen, man rechnete ihn wenigstens später zu denjenigen, deren Ansichten von dem Winde der oberen Luftschichten abhängig blieben. Nicht ganz so liebenswürdig, aber tüchtig und äußerst brav und reell waren sämtliche Glieder jener im ganzen ausgezeichneten Familie, die mehr oder weniger einen Namen in dem Lauf der Regierung zweier Könige gewannen.[2]) Drei Brüder ließen ihr Leben in diesen Kriegen, zwei kehrten verstümmelt zurück, von denen der eine, Karl,[3]) später beim Kronprinzen eine nicht einflußlose Stellung gewann und brav, redlich, aber einseitig, ein Hauptbeförderer der pietistisch-religiösen Richtung wurde.

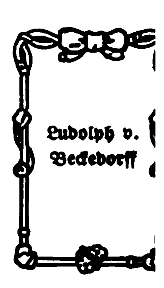
---

[1]) Eugen v. Röder (1782—1844) war Generalmajor und Kommandeur der 6. Division, Kommandant von Torgau, zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der Garde-Infanterie; er war seit 1804 vermählt mit Charlotte Gräfin v. Pinto.

[2]) Bekannt geworden sind noch: Heinrich v. Röder (1777—1807), Bataillons-Kommandeur in Kolberg; Friedrich Hermann, geb. 1797, gest. 1857 als Generalmajor und Kommandant von Breslau; Ferdinand (1793—1813), tödlich verwundet bei Dresden, und Julius, geb. 1808, Brigade-Kommandeur.

[3]) Genauere Mitteilungen über Karl v. Röder, (1787—1856), der bei Groß-Görschen durch einen Schuß ins rechte Auge schwer verwundet wurde und später lange Jahre Adjutant und Freund des Kronprinzen war, macht Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O., I, S. 230 ff., 327 ff., 335 ff. u. ö.





Eine ausgezeichnete Erscheinung war damals in seinem Äußeren der nachher durch seine politischen Bestrebungen und seinen endlichen Übertritt zum Katholizismus bekannt gewordene Beckedorff[1]). Seiner sechsunddreißjährigen Lebensexistenz nach konnte man ihn einen geistreichen Vagabunden nennen. Universitätsfreundschaft hatte ihn mit ähnlich gesinnten vornehmen Leuten wie Graf Voß[2]) u. a. verbunden, und so brachte er sein Leben als liebenswürdiger, anregender Freund bei ihnen zu, ohne einen Beruf zu finden, der in jener Zeit für ihn im Fach der Fürstenerziehung gesucht und gefunden wurde (mit traurigen Resultaten). Später kam er in den Staatsdienst; den Schluß seines Lebens bildete eine versuchte Wirksamkeit in der Landwirtschaft, überall in einzelnen Momenten anregend, einzelne Ideen oder Aufsätze von Bedeutung hervorbringend, aber in flackernder Weise, ohne nachhaltige allgemeine Wirkung. Es gab nichts Interessanteres als sein Vorlesen bedeutender Dichterwerke, mit der sonorsten Stimme von der Welt, dem lebendigsten Ausdruck, sprechenden Augen begleitet. Man hätte das Außerordentlichste von ihm erwarten können, um wenig davon erfüllt zu sehen. Auch auf dem Gebiete der Schriftstellerei und Poesie versuchte er sich nicht ohne Talent, ohne es je weiter als zu einem unvollendeten Trauerspiel „Karl I. von England" zu bringen. Schon damals katholisierte er politisch und mystisch mit Voß und anderen. In dieser Zeit nahm die romantische Schule der Tieck und Schlegel ihren Aufschwung, die sich derselben Tendenz anschloß, und wer nach Bildung strebte, machte sich ihre Dichtungen zu eigen.

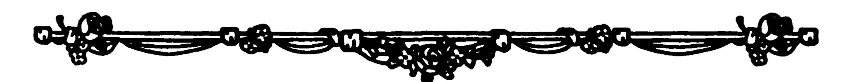
Erwähnen will ich noch Clausewitz[3]), dessen Name als aus-

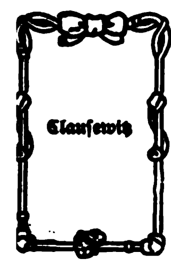


[1]) Beckedorff (s. o. S. 34, Anm. 6), war 1810 Erzieher des Kurprinzen von Hessen, 1811—1818 des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg. 1819 trat er in den preußischen Staatsdienst, wurde 1827 nach seinem Übertritt zum Katholizismus entlassen, 1840 in den Staatsdienst zurückberufen. Seine „Gesammelten landwirtschaftl. Schriften" erschienen 1849 ff.

[2]) Graf August Ernst v. Voß (1779—1832), Besitzer von Groß-Giewitz in Mecklenburg, der Schwiegervater von Radowitz.

[3]) General Karl v. Clausewitz (1780—1831), der berühmte Stratege, trat 1792 als Junker in die Armee, besuchte seit 1801 die Kriegsschule als Schüler Scharnhorsts, kam 1806 gefangen nach Frankreich; 1809 wurde





gezeichneter, kenntnisreicher Militär damals zuerst genannt wurde. Er besaß eine durchaus unvorteilhafte Persönlichkeit und hatte äußerlich etwas kalt Absprechendes, was oft bis zum Denigranten[1]) ging. Wenn er wenig sprach, so sah es meist aus, als wären ihm Menschen und Gegenstände nicht gut genug dazu. Und dabei lebte in seinem Inneren eine poetische Leidenschaftlichkeit, eine Sentimentalität, die sich in der idealsten Liebe zu dem vortrefflichsten, liebevollsten, gebildetsten, strebendsten, aber nicht gerade idealsten Wesen von der Welt, seiner Frau, in Versen und einzelnen Ausbrüchen der Rede kundgaben. Dabei war er von einem brennenden Ehrgeiz erfüllt und strebte mehr nach der antiken Selbstentäußerung als nach der modernen Art anregenden Genießens. Er hatte wenige, aber tiefe und feste Freunde, die mehr von ihm hofften und erwarteten, als, seien es Schicksal oder Verhältnisse, oder seine abweisende Persönlichkeit ihm zu leisten verstatteten.

Er gehörte derjenigen Partei an, welche die Regierung zwingen wollte, in entschiedenen Schritten die innere Ungeduld des Volkes gegen die französische Herrschaft zu stacheln und zu benutzen, um bei der ersten Gelegenheit gegen diese loszubrechen. Da es im Österreichischen Kriege 1809 nicht gelungen war, so richteten sich jetzt die Blicke nach Rußland, von dem man doch über kurz oder lang einen Bruch mit Napoleon voraussah.

Da es auch 1812 nicht gelang, den König zum Losschlagen gegen die damals enorme Übermacht zu bewegen, so gehörte Clausewitz auch zu denen, die nach Rußland gingen, um dort Dienste zu nehmen.

---

er Bureauchef im Kriegsministerium, 1810 Lehrer an der Allg. Kriegsschule, zugleich Lehrer des Kronprinzen. 1812 trat er in russische Dienste, nahm an dem Feldzuge von 1813/14 noch in russischen Diensten teil und trat 1814 in preußische zurück. 1818 als Generalmajor Direktor der Allg. Kriegsschule in Berlin, 1830 Inspekteur der 2. Artillerieinspektion in Breslau, Dez. 1830 Generalstabschef Gneisenaus in Posen, gest. 16. Nov. 1831 an der Cholera. Seine Werke erschienen nach seinem Tode in 10 Bänden; er ist der Begründer der modernen Strategie in Preußen. Vgl. v. Caemmerer, Clausewitz (1906) in der Sammlung: Erzieher des preußischen Heeres, Bd. VII.

[1]) d. h. bis zur Anschwärzung, Verachtung.



Politische Richtungen

Es gab eine andere Partei, welche diese Bestrebungen und Schritte als eine ungehörige Auflehnung gegen des Königs Willen und Ansichten verdammte und den Gehorsam gegen diesen und alles, was von seiner Regierung ausging, als einzige Richtschnur des Handelns betrachtet wissen wollte. Natürlich wurden diese von jenen als Philister qualifiziert, während sie wieder, als übergreifende, exzentrische Geister, mit Mißtrauen betrachtet wurden. Noch andere Politiker gab es damals in den Anhängern des Hauses Oranien,[1]) die vom Haß gegen Napoleon lebend, von England aus die Restauration der Weltverhältnisse erwarteten, und durch die wohl auch ein Zusammenhang mit diesem erhalten wurde. Sie reisten geheimnisvoll hin und her und hatten heimliche Nachrichten. Ihnen schloß sich Gneisenau an, der bekanntlich längere Zeit in England war. Mit den Ausläufern dieser Politiker kam ich bei der Gräfin Brühl[2]) zusammen, bei der sich eine kleine Koterie vereinigte, die ausschließlich vom Haß gegen Napoleon, Hoffnung auf England und von den kleinen Mitteilungen lebte, die in horriblen Geschichten über den einen und großartigen Aussichten vom anderen ihre Nahrung suchten.

Noch anders war die Stellung der Partei der Gutsbesitzer. Sie ließen jene äußeren Bestrebungen als mehr der Zukunft angehörend dahingestellt sein, gerieten aber durch die von Stein angeregte, von Hardenberg und seinen Anhängern übel durchgeführte neue Gesetzgebung, die sie in ihrem Besitz und in ihren Rechten aufs tiefste angriff, in eine natürliche Opposition zur Regierung und namentlich zur Bureaukratie, deren Reich damals zuerst begann.

Mein Bruder[3]) stand an der Spitze des schroffsten Teils dieser Partei, wie man aus seinen bekannt gewordenen Memoiren ersehen

---

[1]) Wilhelm (I.), der spätere König der Niederlande, war mit einer Schwester Friedrich Wilhelms III. vermählt. (Vgl. o. S. 34, Anm. 2.) Die vertriebenen Oranier hielten sich in Berlin auf.

[2]) Der Witwe des oben genannten Grafen v. Brühl, geborenen Gomm.

[3]) Friedrich August Ludwig. Vgl. die schon mehrfach genannte Neu-Ausgabe seiner Memoiren v. Meusel (1907), Bd. I, S. 528 ff.





kann. Diese zeigen auch, wie sich innerhalb derselben Nuancen der Vermittelnden, der Beugenden[1], im Gegensatz zu den schroff Opponierenden, ihre alten Rechte Verteidigenden, bildeten.

Jene anregende Partei, die mehr aus Angestellten und Besitzlosen bestand, war ihrerseits mit den inneren Veränderungen als ihrem Sinne gemäß eher einverstanden. Ihre Opposition ging mehr auf die äußeren Verhältnisse. Die in ihrem Besitz angegriffene Partei teilte dagegen weniger die Ansicht, durch ideelles Aufschrauben eine so ungeheure materielle Macht wie die Napoleonische angreifen zu können, und setzte ihre Hoffnung mehr auf deren Übermut und in den Lauf der Begebenheiten in der Zukunft.

Getadelt wurde auf jeder Seite der König, seine treue, aber etwas philiströse Umgebung. Der Staatskanzler[2] und seine Gehülfen waren besonders den heftigsten Angriffen ausgesetzt, und so standen sich jene verschiedenen Parteien nicht freundlich gegenüber. Vielleicht nicht viel anders wie jetzt, nur daß der äußere Druck einen Zusammenhang bildete, und man nicht soviel Terrain besaß, öffentlich gegeneinander aufzutreten. In jener Zeit tauchten auch zuerst die öffentlichen Vorlesungen auf. Fichte mit seinen philosophisch-anregenden Reden an die Deutschen[3] mußte in allen Händen sein und alles ging darauf hinaus, uns als ein entartetes Geschlecht darzustellen, das nur durch eine Bluttaufe und tiefe Regeneration zu der alten Kraft seiner Väter zurückkehren könne.

Und doch lebte man damals in genügsamer Einfachheit! Als nach langer Liebe mit wenigen Mitteln Marie Brühl Clausewitz heiratete,[4] war man entzückt über eine kleine, teilweise zusammengeschenkte Einrichtung, wo ein Sofa und sechs Stühle, mit Kattun bezogen, und ein paar andere Möbel den ganzen Haushalt bildeten; und sie selbst fühlte sich beglückt, wenn sie ein paar Verwandte

[1]) Z. B. Knesebeck, der spätere General-Feldmarschall, und die meisten Vertreter der „Ritterschaft."

[2]) Hardenberg, Staatskanzler seit dem 4. Juni 1810.

[3]) Reden an die deutsche Nation, Winter 1807/08. Gedruckt 1808.

[4]) Dezember 1810. Sie waren schon seit 1805 verlobt.



oder gute Freunde mit einer Hammelkeule traktieren konnte. Jetzt regeneriert man auch oder soll und will es wenigstens, aber man tut es auf Plüschsofas und Fauteuils, bequem hingestreckt, von Goldrahmen und Marmortischen umgeben, und rennt in Kirchen und Vereine. Ob mit Erfolg, kann nur die Zukunft lehren.



Damals trat auch zuerst Schleiermacher auf, und wer auf Geist, Bildung und Streben Anspruch machte, mußte seine Kanzelreden besuchen und den Umschwung machen von Ancillon, der inzwischen Lehrer des Kronprinzen geworden war und sein geistliches Amt niedergelegt hatte, zu der Schleiermacherschen Höhe christlicher Philosophie, deren Gedanken wohl nicht viele Geister begleiten, ja die meisten erst später im lesenden Studium erfassen konnten.[1]) In Schleiermacher prägte sich vielleicht erst nach und nach das wahre, die Philosophie überstrahlende Christentum aus. Seine Persönlichkeit hatte etwas Eigentümliches und man möchte annehmen, daß ein Zwiespalt zwischen seinem Charakter und der Natur seines Geistes bestehen mochte, der sich vielleicht erst in späteren Jahren zugunsten des ersteren ausglich. Denn er war bekannt durch seine liebevolle Milde und Nachsicht als Familienvater, als Freund und für alles, was in den Bereich seines persönlichen Verkehrs geriet, aber sein Verstand äußerte sich in durchaus scharfer, beißender, skeptischer Weise.

Einem guten, scharfen Witz konnte er im geselligen Leben nie widerstehen, und alles, was in politischer Beziehung je aus seiner Feder floß, trug bekanntlich einen fast giftig-galligen Charakter, der für einen Geistlichen etwas verletzend Unpassendes an sich hatte und gewiß viel dazu beitrug, daß selbst das Christentum in ihm mehr verkannt wurde, als das Ende seines Lebens und die Vollendung seiner Werke rechtfertigten. Sein nahes Verhältnis zu meinem Bruder Alexander[2]) führte mich später zuweilen in gesellige Be-

[1]) Schleiermachers Reden über Religion erschienen 1798 und 1806, die Monologen 1800, die erste Sammlung seiner Predigten 1801, die „Weihnachtsfeier“ 1806.

[2]) Alexander v. d. Marwitz (1787—1814), Ludwigs jüngerer, hochbegabter Bruder, gefallen bei Montmirail, Freund der Rahel und der Romantiker. Vgl. über ihn Fontane, Wanderungen, II, Oderland, S. 253—277



Palais Radziwill

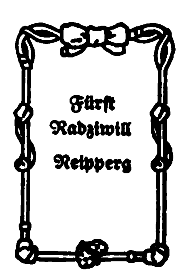
ziehungen zu seiner Familie. Man begegnete dort Niebuhr, Arndt und anderen. Diese besaßen aber durchaus nicht die Gabe, im geselligen Leben sich und ihren inneren Reichtum geltend zu machen. Es war stets, als ob ein jeder darauf wartete, angeregt oder aufgerufen zu werden. Der Anregenden gab es aber wenige, und so schwiegen sie meist ganz, was den Eindruck hinterließ, als fänden sie sich nicht am richtigen Platze, um ihr Licht leuchten zu lassen.

Sehr hervorstechend war in geselliger Beziehung in diesen Jahren das Haus der Prinzessin Luise Radziwill[1]), Palais Radziwill, in dem ich auch später mit Gräfin Brühl häufig aus- und einging. Dort herrschte das Leben eines großartigen Privathauses, in dem ziemlich ausgedehnte Kreise frei aus- und eingingen. Sie war dabei die erste Prinzessin, die ihren Familienkreis, ihre Kinder, stets um sich hatte. Diese bewegten sich mit Bonnen, Lehrern, angenommenen Kindern und allem, was ein ausgedehntes Wohlwollen sie veranlaßte darin aufzunehmen, ungeniert in ihren Zimmern umher: und dabei würde man nie vergessen haben, daß sie, eine geborene große Fürstin, auch kein Jota des Bewußtseins ihres Ranges, ihrer Würde und dessen, was man diesen schuldig sei, aufgegeben habe. Mit dem ausgezeichnetsten Talent zur Konversation begabt, wußte sie oft einen ganzen Salon, voll der heterogensten und bisweilen nicht unterhaltenden Elemente zu beleben. Sie war vielleicht die letzte Frau unsres Landes, die eine conversation de salon alter Art zu machen verstand: mehr durch schlagende Auffassung, Lebendigkeit des Ausdrucks und der Darstellungsweise, als gerade durch Behandlung tiefgehender Gegenstände. Alles wußte sie zu benutzen, selbst die Persönlichkeiten von ein paar stehenden Figuren in ihrem Salon, von denen der eine

und seinen Briefwechsel mit Rahel (Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel II) (1836) S. 9—109 und Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Bd. I—II (1834.)

[1]) Friederike Luise Dorothea Philippine, Prinzessin von Preußen, (1770 bis 1836), Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs d. Gr., seit 1796 mit dem Fürsten Anton Radziwill vermählt. Vgl. Stammtafel III.





die Schlafsucht hatte (der alte Prinz Solms), der andere, ein alter Herr v. Luck, halb Poet, halb verkehrt, ganz unbrauchbar fürs Leben, aber durch seine Herzensgaben und Anflüge von Genialität und Poesie vielen hochgestellten Leuten verbunden war. Sie mußten faute de mieux aber ohne jemals herzlos behandelt zu werden, zur Unterhaltung beitragen.

Der Fürst Radziwill[1]), passionierter Musikfreund und Kunstkenner, dabei noch jugendlich-elegant und leicht, zog seinerseits die ihm zusagenden Elemente in sein Haus, polnische Verwandte und Freunde und alles, was fremd und interessant nach Berlin kam. Ich bewahre die angenehmste Erinnerung der dort verlebten Stunden und mancher interessanten Persönlichkeiten, die dort auftauchten. So verkehrte dort der bekannte General Neipperg[2]), der, wie es hieß, auf dem Wege nach Schweden, sich lange in Berlin aufhielt, wahrscheinlich mit Aufträgen. Er kam unlängst aus Paris und wußte mit vieler Lebendigkeit die Geschichte des Brandes beim Hochzeitsfeste des Fürsten Schwarzenberg zu beschreiben. Bei der Rettung Marie-Luises[3]) hatte er eine Rolle gespielt, und wir fanden bereits damals ein Interesse in ihm für ihre Persönlichkeit, das uns sehr verdächtig erschien, da man natürlich in der ganzen Indignation über ihre schmähliche Heirat und die Ruhe, mit der sie sich hineinfand, lebte. Er trug eine schwarze Binde über dem einem Auge, aber das andere glänzte besonders lebendig bei solcher Gelegenheit, und, überhaupt liebenswürdig, wurde er

---

[1]) Fürst Anton Heinrich Radziwill (1775—1833), seit 1815 Statthalter im Großherzogtum Posen, bedeutender Musiker; als Politiker zu nachsichtig gegen die polnische Agitation, deshalb 1830 abberufen.

[2]) Adam Adalbert Graf Neipperg (1753—1829), österreichischer Militär und Diplomat, später Oberſthofmeister der Kaiserin Marie Luise, nach ihrer Trennung von Napoleon, zuletzt ihr Gemahl.

[3]) Marie Luise, Kaiserin der Franzosen, zweite Gemahlin Napoleons I. (1791—1847), älteste Tochter Kaiser Franz' I. aus dessen zweiter Ehe, 1810 mit Napoleon vermählt, seit 1816 Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla. 1822 vermählte sie sich morganatisch mit ihrem Liebhaber, dem eben genannten Grafen Neipperg, dem sie 1821 den Fürsten von Montenuovo geboren hatte.



Geselligkeit im Palais Radziwill

durch dieses Zeichen kriegerischer Schicksale interessant. Das liegt wohl in der Jugend, denn schon in Weimar erinnere ich mich, alles was unter dreißig Jahren war, in größter Bewegung um einen ziemlich ekligen Russen gesehen zu haben, bloß weil er nur ein Bein hatte, und man diskutierte, ob man nicht, le cas échéant, einen solchen Mann heiraten müsse, nur um ihn zu pflegen und zu ehren. Und wie schlecht hätte man dies durchgeführt! —

Wilhelm v. Humboldt war auch einer der hauptsächlichsten Gäste dieses Hauses, und es gab nichts Unterhaltenderes als die Konversation, die zwischen ihm und der Prinzessin mit dem schlagendsten Witz und echtesten Humor aufrecht erhalten wurde. Ich erinnere mich nicht, daß viele interessante Themata dabei behandelt worden wären, aber es lag eine heitere Lebendigkeit darin, die alles zu exploitieren verstand, wie ich sie in späterer Zeit fast nicht mehr gefunden habe.

Von Politik war nicht viel die Rede, wenn sie auch innerlich die Gemüter vorzugsweise beschäftigte, und das Radziwillsche Haus wohl nicht frei von dem Wunsche blieb, auch seine Hand in dieselbe zu mischen; aber Rücksicht oder Vorsicht gegen französische Spionage und auch vielleicht gegen den königlichen Hof verboten es, sich in größerem Kreise auszulassen. Die Richtung in dieser Hinsicht war wohl die des Tugendbundes, und die Gesellschaft, die diesen Namen trug, gab auch den Hauptfond zu derjenigen, die sich hier versammelte; es war eben die Richtung, die durch Aufregen der Gemüter von den höchsten bis zu den niedrigsten Kreisen die Freiheit erkämpfen, im Notfalle die Regierung zwingen wollte, den gewünschten Weg zu gehen. Höchsten Orts stand das Haus auch wohl nicht im besten Ansehen, da es schon von früherer Zeit her den Ruf hatte, sich von Intriganten benutzen zu lassen, namentlich von Polen, die wohl in sehr verschiedenen Perioden dem Prinzen dunkle Ideen eines polnischen Königtums in den Kopf setzten. Es gab eine Zeit, wo wirklich Bestrebungen nach solchem Ziele oder wenigstens deren Verdacht ihm eine ziemlich ostensible Ungnade zugezogen hatten.



So wurde das Palais Radziwill in jener Zeit (vielleicht übertriebenerweise) als der Sitz eines gewissen Tadels der Regierung angesehen, besonders der Persönlichkeiten, die den König umgaben, unter denen der Fürst **Wittgenstein**[1]) anfing eine so hervorragende Rolle zu spielen, wenn auch nicht unter allgemeiner Anerkennung. Der Teil, den er an der bekannten Katastrophe des Ministers Stein gehabt hatte, regte alle Anhänger dieses ausgezeichneten Mannes im höchsten Grade gegen ihn auf. Man nannte ihn in diesen Kreisen: „den Franzosen verkauft!" Und welche europäische Rolle spielte er später, als Freund und Vertrauter des so hochgestellten Königs, als Beförderer konservativer Gesinnungen und Institutionen! Auch die übrigen Umgebungen des Königs, wie Schilden[2]), Altenstein[3]) und Graf Goltz[4]) standen in keinem Ansehen, selbst der General Knesebeck[5]) wurde als übertrieben vor-



[1]) Wilhelm Ludwig Georg Graf (1804 Fürst) zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1770—1851), zuerst in kurpfälzischen, dann in preußischen Diensten, seit 1806 von politischem Einfluß, damals besonders in Geldgeschäften verwandt. An ihn war der unvorsichtige Brief Steins gerichtet, der zu dessen Entlassung führte. 1810 erster preußischer Oberkammerherr, um die Berufung Hardenbergs als Staatskanzler verdient. Seit 1812 Leiter der höheren Polizei, 1814 Staats- und Polizeiminister; jetzt ein Führer der Reaktion, gelegentlich ein Werkzeug Metternichs; seit 1819 Minister des Kgl. Hauses; als persönlicher Freund Friedrich Wilhelms III. von sehr großem, aber vielfach bedenklichem Einfluß; seit 1840 ohne politische Bedeutung.

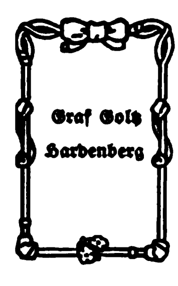
[2]) August v. Schilden, kgl. preuß. Kammerherr und Oberhofmeister der Königin, gest. 1851.

[3]) Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein (1770—1840), 1808—1810 Finanzminister, 1817—1838 Kultusminister, als solcher verdient.

[4]) August Friedrich Ferdinand Graf v. d. Goltz (1765—1832), seit 1790 preußischer Geschäftsträger in Warschau, 1792 Gesandter in Kopenhagen, seit 1802 Gesandter in Petersburg; Juli 1807 bis 1814 Minister des Auswärtigen, aber schon seit 1813 ganz ohne Einfluß; 1816—1824 Vertreter Preußens am Bundestage, seitdem Oberhofmarschall. Er war vermählt mit Juliane v. Schack, verwitweten Gräfin v. Czettritz-Neuhaus.

[5]) Karl Friedrich v. d. Knesebeck (1768—1848), 1802 Major, 1807 nach Wien gesandt, um Österreich zum Anschluß zu bewegen; 1812 in wichtiger Mission nach Petersburg geschickt, 1813 Generaladjutant des Königs; Anhänger der alten methodischen Kriegführung; 1813 Generalleutnant, 1825 General der Infanterie, 1847 verabschiedet als Generalfeldmarschall.





sichtig betrachtet. Überhaupt war man nur zu geneigt, alle diejenigen, die vielleicht in gerechter Würdigung der Möglichkeit für den Augenblick konvoyieren[1]) und die Zeit abwarten wollten, für Verräter am Vaterlande anzusehen.

Am richtigsten traf das letztere wohl den Grafen Goltz, der mehr schwach als unbedeutend, unter der Herrschaft einer im weltlichsten und äußerlichsten Sinne höchst geistreichen, liebenswürdigen, aber ganz grundsatzlosen Frau stand, die es indessen durch jene Eigenschaften vermochte, ein sehr angenehmes Haus zu halten und jung und alt zu sich hinzulocken, wobei man meist eine angenehme Unterhaltung fand. Selbst später raunte man sich nur traurige Geschichten aus jener Zeit zu: wie man Briefe bei einem gefangenen westfälischen Gesandten gefunden habe, in denen die Gräfin ihren Dank für empfangene Geschenke aussprach, „en lui promettant, de faire son affaire avec Goltz.“ Es glückte ihnen trotz allem, sich bis in die spätesten Jahre in hohen Stellungen und in äußerer Geltung zu erhalten, wie wenig er auch Fähigkeiten zu den ersteren hatte, sie die letztere verdiente. Von bedeutendem Einfluß war er wohl nicht, da der Staatskanzler sich jede Leitung der auswärtigen Verhältnisse vorbehielt.

Damals erkannte man noch nicht so wie später die Geschicklichkeit an, mit der Hardenberg ohne Frage unsere Existenz gegen Napoleons Haß zu erhalten verstand, aber man hoffte und erwartete doch mehr von ihm als von den anderen und er wurde weniger in jenen allgemeinen Tadel hineingezogen. Nur durch die inneren Veränderungen, die in der ganzen Staats- und Regierungsorganisation Platz griffen, erregte er Mißtrauen und Anfechtung. In die Jahre 1810—1812 fielen die ersten Kämpfe zwischen dem alt-ständischen Prinzip und den genannten Umwälzungen, die eine kräftigere Regierung anbahnen sollten, und in denen zuerst das „Staats-Wohl“ die Stelle in Anspruch nahm, unter dessen Namen sich im Laufe der Zeit so viele

[1]) Eigentlich geleiten. Hier wohl: sich friedlich verhalten; nur bedecken nicht angreifen.



Anforderungen geltend machten. Der anerkannte Leichtsinn, die Grundsatzlosigkeit des so ausgezeichnet begabten Staatskanzlers, die unachtbaren Umgebungen und Helfershelfer, denen die Ausführung so vieler wichtiger Maßregeln anvertraut wurde, gaben viel Ursache zu gerechten Beschwerden.



1812 In russischem Dienst

Bei den großen Begebenheiten des Jahres 1812 mußte dies alles natürlich schweigen und sich unterordnen. Zuerst hob die Spannung an, als jene großen Rüstungen begannen: welche Rolle wir dabei spielen würden, ob es gelingen würde, die Regierung zu vermögen durch die Allianz mit Rußland einen offenen Bruch, einen Kampf auf Leben und Tod gegen Napoleon zu beginnen. Dann folgte die abspannende Entmutigung, als man sah, daß diese Bestrebungen vergeblich waren, der verbissene Ingrimm, als gar wir durch die Allianz mit Frankreich in diesen Heereszug mit hineingezogen wurden. Viele Eifrige nahmen den Abschied, manche gingen selbst nach Rußland, um sich dem letzten Widerstand gegen die französische Weltmacht anzuschließen.[1])

Es steht wohl fest, daß dem Könige diejenigen, die solche entschiedenen Entschließungen faßten, keineswegs genehm waren. Er liebte das Bahnbrechen des Ungewöhnlichen nicht, vielleicht in richtiger Würdigung unberechenbarer Folgen. Die Personen, die damals russische Dienste nahmen, haben später nie wieder vollständig seine Gunst erworben. Er hat es sie nicht in ihrer Karriere entgelten lassen, ja, er hat sie selbst vorzugsweise da verwendet, wo er sie passend fand, aber persönlich ließ er sie doch immer eine gewisse Entfernung fühlen. Weit weniger zeigte sich dies denjenigen gegenüber, die schon früher nach Spanien gegangen waren,[2]) den dortigen Krieg unter englischer Fahne mitzumachen. Der König mußte also, bei seiner sonstigen russischen Vorliebe, doch einen Unterschied machen zwischen dem allgemeinen Krieg gegen einen allge-

---

[1]) Es waren etwa 40 Offiziere, darunter Clausewitz, nicht, wie man früher glaubte, 400.

[2]) Z. B. Grolman, Lützow und Dohna 1809. Vgl. E. v. Conrady, Leben Grolmans (1894), Bd. I, S. 224 ff.



meinen Feind und dem Kämpfen gegen seine eigene Armee, wie es sich hier herausstellte.

Mit den ungeheuren Durchmärschen der französischen Armeen hatte man alle halb vergessenen Greuel der Einquartierungen und des fremden Druckes wieder durchzumachen. Man sah französische Kommandanten und Besatzungen, während der König mit seiner Familie und einigen Garden wie blockiert auf seiner Insel Potsdam lebte, und der Rest unserer kleinen Armee, der nicht mitmarschieren mußte, sich in verschiedenen Winkeln entfernter Provinzen wie versteckt hielt. In dem allgemeinen Gefühl dieser schmachvollen, unerträglichen Lage fanden sich alle sonst getrennten Parteien zusammen. Bei verschlossenen Türen wurde politisiert, man exploitierte wahre und falsche Nachrichten (wobei unglaublich einfältige Geschichten unterliefen) und ergoß sich in Vermutungen, wo dieser ungeheure Zug enden würde. Da zeigte plötzlich der Brand von Moskau, daß von dem gewohnten Frieden der Unterworfenen hier keine Rede sein würde, und nach und nach brach sich, trotz allem Verhüllen und Verschweigen, die Kunde jener unerhörten Schrecknisse Bahn. Endlich brachten uns die elenden Trümmer jener großen, stolzen Armee die ganze Größe ihres Schicksals lebendig vor Augen, und ich erinnere mich noch des Grafen Narbonne[1]) (vertrauter Begleiter Napoleons, bekannt als früherer Schützling der Bourbons und durch seine Ähnlichkeit mit dieser Familie) der uns bei der Prinzessin Radziwill die entsetzlichsten Details über den Brand von Moskau, den Rückzug und die Katastrophe der Beresina erzählte. Vielleicht wollte er prüfen, welchen Eindruck es bei hochgestellten Personen machen würde, und da muß ich bekennen, daß man unmenschlich genug war, dem Mitleid nicht den ersten Platz einzuräumen. Ihm folgte der halb erfrorene Prinz Emil von Darmstadt[2]) mit seinem

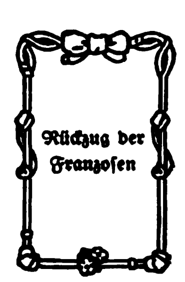
---

[1]) Comte Louis de Narbonne-Lara (1755—1813), Kriegsminister unter Ludwig XVI. 1791—92, hochgebildet, ritterlicher Emigrant, kehrte 1800 nach Frankreich zurück; seit 1809 wieder aktiv als Generalleutnant, bald darauf Adjutant Napoleons, 1813 Gesandter in Wien, gest. in Torgau.

[2]) geb. 1790, österreichischer Major.



Vetter Fürst Wittgenstein[1]), beide noch heute bekannt durch ihren wieder aufgefrischten Haß gegen Preußen. Vielleicht kann ersterer noch heute nicht vergessen, welche Hoffnungen ihm Napoleon zu einer Größe auf unsere Kosten erregt hatte.



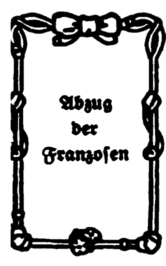
Unsere Wohnung lag in nächster Nähe von der des französischen Kommandanten, bei dem sich jede ankommende Truppe zur Unterbringung melden mußte. Da zeigte sich an unseren Fenstern täglich der klägliche Anblick der verwundeten, erfrorenen und verstümmelten Wesen, von dem man sich keinen Begriff machen kann, wenn man ihn nicht miterlebte. Es gab nichts, was sie nicht zu ihrer Bekleidung und Bedeckung benutzt hätten, und so liefen Weiberkleider, Decken, Uniformstücke, Zivilgarderobe, alles in schlechtester Qualität, in buntem Gemisch durcheinander. Wenn die nicht zu bewältigende Menge dieser elenden Wesen oft stundenlang vor unserem Hause harren mußte, so wurde doch das allgemeine Mitleid dadurch rege, so daß ihnen von allen Seiten kleine Erquickungen zugetragen wurden. Man wunderte sich nur über die große Zahl, die trotz aller Verluste auf dieser einen Heerstraße zurückgekehrt war, und über die nicht unbedeutenden frischen Truppen, die herbeizogen, um diese Trümmer aufzunehmen, offenbar auch zu dem Zweck, um unsere Regierung und unser Land in der französischen Macht festzuhalten.

Da veränderte die Konvention von York[2]) als ein großer Hebel unsrer Emanzipation die Lage, wurde jedoch von den verschiedensten Gefühlen und Urteilen begleitet. Während man wohl einerseits fürchten konnte, daß der König in seiner gefesselten Situation dadurch kompromittiert würde, und man nicht ohne Besorgnis war, er könne in Potsdam aufgehoben und nach Frankreich abgeführt werden, andererseits dies ungewöhnliche Abweichen von militärischer Disziplin und Gehorsam tadelte, war die Zahl der enthusiastischen Bewunderer dieser Tat natürlich doch die größte. Man sah dadurch jenem angestrebten Zwang der Regierung die Bahn ge-

[1]) Aus der Linie Sayn-Wittgenstein-Berleburg.

[2]) Konvention von Tauroggen, am 30. Dezember 1812 zwischen York und Diebitsch geschlossen.





brochen, und der Erfolg sprach zum Glück für York, so daß der Tadel schweigen mußte.

Des Königs plötzliche Entfernung nach Breslau,[1]) sein Aufruf, leitete bald alle Gedanken auf ein Ziel, wenn es auch im Anfang manche Zweifel gab über das Wesen dieser beginnenden Regsamkeit, ob für, ob gegen Napoleon, und wer weiß, wie viel mehr, selbst in diesen großen Momenten, die Macht der Verhältnisse, als die eines kühnen, entschiedenen Willens die Entscheidung hervorrief. Die Entfernung der Franzosen aus dem Lande, die Ankunft der ersten Russen beschäftigte alle Gemüter. Endlich[2]) hieß es: Sie sind vor den Toren! Die Kosaken jagen durch die Stadt! Alles geriet in Aufruhr, und mit der naivsten Dreistigkeit begleitete ich die aufgeregte Clausewitz[3]), die ihren Mann mit dem Wittgensteinschen Korps im Anmarsch wußte, durch die Straßen, um zu sehen und zu hören. Wir begegneten aber dem Kommandanten, General Brauchitsch, der uns aufforderte, nach Haus zu gehen und nicht durch törichtes Herumlaufen in Ungelegenheit zu kommen.

Die Tage, in denen man gewissermaßen belagert in Berlin blieb, gaben auch zu manchen komischen Szenen der Furcht Anlaß. Man sah namentlich ein paar ausgezeichnete Frauen, bisher bekannt durch den Mut, mit dem sie ihr Schicksal getragen, die Prinzessinnen von Hessen und Oranien,[4]) die es auch nicht verschmäht hatten, die Hand zu jener aufregenden Politik zu bieten, total den Kopf verlieren und die sonderbarsten Mittel zu ihrer persönlichen Sicherheit aufsuchen. Dagegen trat in diesen Momenten die Prinzessin Wilhelm zuerst mit dem Charakter von Mut und Ruhe auf, der sie, in Verbindung mit ihrer ganzen eigentümlichen Richtung, viele Jahre hindurch dazu befähigte, eine so hervorragende Stellung im Lande einzunehmen. Da sie durch ein krankes Kind an Berlin

---

[1]) Am 22. Januar 1813.

[2]) Am 20. Februar 1813.

[3]) Marie v. Clausewitz, geborene Gräfin Brühl, vgl. o. S. 28, Anm. 1.

[4]) Wilhelmine, und Auguste, Töchter Friedrich Wilhelms II. Vgl. o. S. 34, Anm. 2 oder Stammtafel II.



gefesselt blieb, während ihr Gemahl dem Könige gefolgt war, sammelte sie die teils verlassenen, teils zerstreuten Bewohner des Schlosses um sich, damit sie gemeinsam die Dinge erwarteten, die da kommen könnten. Aufgefahrene Kanonen und allerlei Verteidigungsanstalten der Franzosen erweckten einen Anschein von drohender Gefahr, der sich später als grundlos erwies.



Einrücken der Russen

Endlich zogen die Franzosen ab; die Russen und später die Preußen rückten ein — mit welcher Aufregung und mit wie großem Enthusiasmus begrüßt, kann man sich denken. Namentlich brach eine enorme Begeisterung für die Russen hervor, denn man sah sie als unsere Retter und Befreier an. Jedem Kosaken lief man womöglich nach, fand alles an ihnen himmlisch, ihre eigentümliche Erscheinung, ihre Bärte, ihren Gesang. Es war, als ob jeder einzelne in bewußter Aufopferung diese großen Taten und Märsche unternommen hätte, nur um uns wohlzutun. Auf einem großen Ball, den ihnen die Stadt gab, putzte man sich auf das verkehrteste mit Kokarden von orange und schwarzem Band (dem des Georgs-Ordens) und ich sehe noch eine etwas allzu enthusiastische Hofdame der Prinzessin von Oranien, blond und blaß, monatelang mit solchem Band und Schleife rund um ihren Kopf einher spazieren, während man ihr Schuld gab, früher aus österreichischer Passion mit leberfarbenem Spencer[1]) einhergegangen zu sein. Die russischen Offiziere erschienen als Helden des Tages, und man pries sich glücklich, wenn man mit den höheren in Berührung kommen konnte. Dies war bei Gräfin Brühl durch Clausewitz zuweilen der Fall, und dem kommandierenden Graf Wittgenstein[2]) begegneten wir mitunter bei Prinzeß Radziwill. Bekannt als der eigentliche Held und hervor-

---

[1]) Kurzer Rock ohne Schöße, nach seinem englischen Erfinder Lord Spencer genannt.

[2]) Ludwig Adolf Peter Fürst von Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg (1769—1843), nahm an den Kriegen in Polen, der Schlacht von Austerlitz, dem Feldzug von 1807 teil, führte 1812 die Russen an der Düna, besetzte am 10. März 1813 Berlin, übernahm nach Kutusows Tode den Oberbefehl über die verbündete Armee, wurde bei Groß-Görschen und Bautzen besiegt und legte den Oberbefehl nieder. 1814 schwer verwundet, 1823 russischer Feldmarschall.





Vorbereitungen zum Kriege

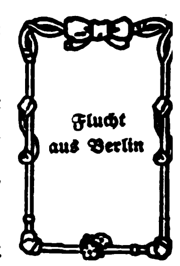
stechend tätigste der damaligen russischen Anführer, wurde er mit den bewunderndsten Augen der Hoffnung für unsere Zukunft betrachtet. Ich muß gestehen, daß er mir einen außerordentlich unbedeutenden Eindruck machte, so daß ich mir gar nicht denken konnte, daß dieser Mann berufen wäre, Napoleon selbst die Spitze zu bieten, und leider rechtfertigte die Folge mein instinktives Gefühl.

Nun begann jene Periode großer Regsamkeit im ganzen Lande, wo alles nur auf Ausrüstung zum Kriege bedacht war; und während von der Regierung alle Anstalten zur Vermehrung der Kräfte ins Leben gerufen wurden, zu denen man sich längst im stillen vorbereitet hatte, suchten auch alle Privatkreise das Ihrige mit möglichster Opferwilligkeit beizutragen. Wer nichts anderes tun konnte, der strickte Strümpfe, nähte Hemden und Gott weiß welche Kleidungsstücke für die Soldaten. In Gesellschaft zupfte man nur noch Charpie, und jetzt trat auch zum erstenmal einer jener Vereine ins Leben, mit denen wir heute so reichlich gesegnet sind. Es sollte ein Lazarett eingerichtet und durch freiwillige Beiträge erhalten werden. Die Prinzessin Wilhelm trat an die Spitze dieses Vereins, Damen aus der ersten Gesellschaft beteiligten sich daran und übernahmen die Beaufsichtigung. Dies war nur ein Tropfen im Meere der kolossalen Anforderungen, die der Lauf des Krieges in dieser Beziehung stellte, aber es blieb immerhin anerkennenswert als ein Zeichen des Eifers, den jeder empfand, das Seinige beizutragen. Prinzessin Wilhelm zeigte sich hier zuerst in der Eigenschaft als helfende deutsche Frau, die ihr eine so große Popularität in den verschiedensten Kreisen verschaffte.

Mit großer Zuversicht lebte man so eine Zeitlang fort, es war als könne schon jetzt Napoleon seine Stellung nicht wiedergewinnen. Man sah sich umsomehr als Sieger fortschreiten, als schon die ersten glücklichen Gefechte das schönste Bild der Tapferkeit und der unermüdlichsten Anstrengungen unserer Truppen darboten.

Die Nachricht von der sogenannt gewonnenen Schlacht bei Lützen steigerte natürlich die Freude bis auf den höchsten Gipfel, und so konnte man es schwer erfassen, als Rückzug und erneuerte Feindes-





gefahr wieder alles in Frage stellten. Es entstand vielmehr eine allgemeine Verwirrung in den Köpfen über das, was zu tun sei. Bei Bildung der Landwehr und des Landsturmes hatte man die Möglichkeit eines Guerillakrieges wie in Spanien in Aussicht genommen. Man meinte, das Landvolk könne die Dörfer verlassen, sich in Wäldern und Sümpfen verstecken, damit der Feind womöglich nur eine Wüste vorfände. Alle, die irgend dazu fähig seien, sollten wenigstens die Pike ergreifen, die Städte sich selbst verteidigen — genug, Unmöglichkeiten in unserem so bebauten Vaterlande! — Ich begreife auch noch nicht, wer diese Ideen in jene Anordnungen hineingebracht haben mochte, denn dem praktischen Sinn des Königs sieht es nicht ähnlich, und wenn die Idee auch mit dem Enthusiasmus, der alles opfern wollte, aufgefaßt wurde, so stand man doch, nun der Feind sich näherte, ihrer Ausführung ratlos gegenüber. Es blieb davon nur der Gedanke übrig, daß alles auf Tod und Leben ginge, daß der Feind ebenso verwüstend und massakrierend ins Land fallen würde, als man ihm entgegentreten sollte.

Es ist unglaublich, wie wenig klar man sich solche Dinge zu machen pflegt, denn à tête reposée mußte man sich doch sagen, daß dem Feinde gar nichts daran gelegen sein konnte, Privat-Familien oder gar einzelne Frauen zu verfolgen. Aber es brach eine wahre rage der Flucht aus; wer nur irgend die Mittel dazu auftreiben konnte, eilte davon, und da der Hof in Schlesien war, glaubte man diese Provinz für die sicherste halten zu müssen, besonders da man voraussetzte, daß Napoleon sich zuerst auf Berlin werfen würde.

Gräfin Brühl und ihre Tochter, überzeugt, daß sie als Mutter und Gattin eines russischen Obristen und bekannten Franzosenfeindes[1]) ganz besonderen Anfechtungen unterworfen sein müßten, durch Verwandte nach Böhmen gelockt, machten sich eiligst auf den Weg und hatten die Güte, mich mitzunehmen. Man mußte zuerst nach Schlesien, weil Böhmen nicht mehr auf gradem Wege zu erreichen war. Die Verwandten erwiesen sich nachher als unzuverlässig, und so gerieten wir am Ende nach tausend Kontrarietäten und kleinen Abenteuern

[1]) Clausewitz.



Kongreß in Prag 1813

grade zum Waffenstillstand nach Prag, wo sich eben jener Friedens-Kongreß[1]) versammelte, der glücklicherweise zu keinem Resultate führte. Hier lebten wir vorzüglich mit der Familie des Ministers von Stein, von alter Zeit mit Gräfin Brühl befreundet. Hier wurde mir zuerst dieser interessante Mann bekannt, und obgleich er sich weniger da als in den Hauptquartieren aufhielt, so bildete dennoch sein Haus den Vereinigungspunkt aller jener Staatsmänner, die dort beschäftigt waren, wie Humboldt, Gentz[2]), Russen, Engländer und anderer Fremden.

Hatte dies auch viel Unterhaltendes, so blieb doch der Haupteindruck davon ein entmutigender, denn, während die Briefe aus der Heimat nur von der Zuversicht und dem Enthusiasmus beseelt waren für das, was unser Eifer und unsere Anstrengung noch schaffen und erringen würden, hörte man hier nur von den Bemühungen, sich einen leidlichen Frieden einzuhandeln, die wenigst schlechten Bedingungen zu gewinnen, von dieser Schwierigkeit, oder jener Unmöglichkeit: genug, das, was man wohl auf allen Kongressen erleben mag. Das Ganze bot nichts Belebendes, nichts Erhebendes, es war nur ein Durchwinden zwischen traurigen Alternativen. Man hätte verzagen mögen, allein jene Nachrichten aus der Heimat stärkten die innere Zuversicht, und man sah doch auch aus eigener Anschauung, daß es Österreich nicht an Rüstungen fehlen ließ.

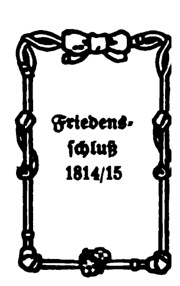
Dann erlebten wir die Folgen der ersten Kämpfe, als die Menge der Verwundeten aus der Dresdener Schlacht und den Kulmer Gefechten sorgfältige Pflege und Aufnahme fand. Endlich eröffneten die glücklichen Schlachten Blüchers wieder den Rückweg in die Heimat, die Leipziger Schlacht führte Sicherheit und Ruhe in die gewöhnlichen Lebensverhältnisse zurück, und ich zog mir schon damals die Lehre, daß sich niemand ohne Not aus seinen natürlichen Verhältnissen herausreißen solle, um drohendem Unheil zu entgehen, sondern daß man immer das, was einem be-

[1]) Juni-Juli 1813, während des Waffenstillstands.

[2]) Friedrich v. Gentz, der berühmte Publizist, rechte Hand Metternichs (1764—1832), entschiedener Gegner Napoleons.



schieden, am allerbesten da erwartet und besteht, wo uns der Lebensplatz überhaupt angewiesen ist.



Der Winter verfloß ruhig in den Bestrebungen eines jeden, das Seinige zu der allgemeinen angespannten Tätigkeit beizutragen, mit allen Wechseln von Besorgnis, Hoffnung, Erhebung, Schmerz und Verlust, bei so vielen wie bei uns, denen der letzte der jüngeren Brüder[1]) am Schluß des Krieges noch entrissen wurde.

Mit der Eroberung von Paris, dem Friedensschluß und Napoleons Verbannung waren die kühnsten Erwartungen überschritten, und es überkam einen das Gefühl, als müsse man nun das goldene Zeitalter erreicht haben, als sei kein Streit mehr der Mühe wert nach solchen Errungenschaften. So sah man mit einiger Verwunderung die Schwierigkeiten, die sich beim Frieden zu Paris und dem Kongreß zu Wien erhoben, als alle zerrütteten europäischen Verhältnisse in einer teils neuen, teils verbesserten Form hergestellt werden sollten.

Das erste Erstaunen erregte es, als plötzlich die alten Bourbons in Frankreich auftraten, in denen man nur noch beseitigte, veraltete, unglückliche Wesen sah, denen nicht mehr zu helfen sei, und die nun im Gefolge der Armeen erschienen, um unbestritten die Krone als ihr Eigentum wieder in Besitz zu nehmen. Es geschah aber mit soviel Applaus und Zulauf von seiten aller bisher der napoleonischen Herrschaft ergebenen Hohen und Niederen, daß man sich notwendigerweise über den Grad der Tiefe täuschen mußte, mit dem ihr Andenken im Lande wurzelte.

Es erschien uns etwas ärgerlich, daß sie so wenig Dankbarkeit für ihre Retter an den Tag legten und gleich bei allen Verhandlungen mit der Prätension einer Macht auftraten, die Forderungen zu stellen habe. Ob sie bei ihren legitimen Ansprüchen anders handeln konnten, weiß ich nicht; jedenfalls aber waren sie es, die durch ihr Auftreten, ihre Einmischung wohl den ersten Grund zu dem Zwiespalt und den vielseitigen Prätensionen legten, aus denen so mühsam 1815 die europäische Gestaltung hervorging, die noch

[1]) Alexander v. d. Marwitz fiel bei Montmirail am 11. Februar 1814. Vgl. Fontane, a. a. O., II, 275 f.



Begriff der Legitimität

heute [1]) so vielen Anfechtungen ausgesetzt ist und so wenig den Charakter von etwas Beruhigtem und Dauerhaftem hat gewinnen können.

Ich möchte überhaupt glauben, daß in jener Zeit der jetzt so betonte Begriff der Legitimität [2]) zuerst wieder auftauchte. Die neuere Geschichte hatte uns nur das Beispiel der englischen Revolution [3]) gebracht, wo das alte Herrschergeschlecht in der Verbannung ausgestorben war, ohne daß man die herrschende Dynastie während seinen Lebzeiten deshalb als Usurpatoren ansah. Da nun überhaupt England anfing als der Musterstaat zu gelten, dem man sowohl in seinem Widerstand gegen die uns knechtende Weltmacht, als auch in seinem allgemeinen Aufschwung nachzustreben suchte (gleichviel, ob sich bei uns derselbe Boden dazu fände oder nicht), so war man längst daran gewöhnt, die unglücklichen Bourbons im Lichte der verflossenen Stuarts, als aussterbende Zweige eines abgelebten Daseins, zu betrachten. Man hatte gesehen, daß in Schweden ein französischer Sergeant und Advokatensohn [4]) unbestritten den Thron einnahm und von den Großmächten als, ohnehin ziemlich schlechter, Gehülfe ihrer Kriegstaten in ihren Rangesbund aufgenommen wurde. Da erschien es uns höchst fremdartig als: „Louis XVIII par la grâce de Dieu roi de France et de Navarre" mit einem Male wieder da war als fait-accompli. Niemand konnte ihm aber das Recht dazu bestreiten, wollte es auch wohl nicht, und wahrscheinlich hoffte man auf diese Weise am besten aus dem Dilemma in bezug auf Frankreichs Zukunft herauszukommen, wenn auch die Erwägung gleich Bedenken erregte, wie die veralteten Persönlichkeiten dieser Herrscherfamilie, welche mit den Gewohnheiten, Etiketten und Formen von 1790 zurückkamen, sich mit der inzwischen ganz veränderten französischen, namentlich der Pariser Welt stellen würden. Selbst ihre Bestrebungen, durch eine gegebene sogenannte Konstitution [5])

[1]) 1854.
[2]) Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 647.
[3]) 1689, die Glorious Revolution.
[4]) Bernadotte ist gemeint, der aber erst 1818 zur Regierung kam.
[5]) Die charte octroyée von 1814, mit Zweikammersystem.



und Liberalisierung, sich mit dieser Neuheit zu assimilieren, behielten natürlich etwas Doppeltes, Unhaltbares in sich und mochten wohl noch das meiste zu den Schwierigkeiten ihrer Lage beitragen, an denen sie, fünfzehn Jahre später, in Frankreich scheiterten.



Damals machten sich überall schon die inneren Anforderungen in den Ländern geltend. Es liegt wohl in der Natur der Dinge, daß man einen gewissen Lohn erwartet, wenn man viele Schwierigkeiten überstanden, viele Opfer an Leben und Gut willig gebracht hat, und so machte sich jeder seine Ideen über das, was den Völkern jetzt gebühre. So erinnere ich mich, Schleiermacher begegnet zu sein, wobei die Clausewitz und ich ihm unsere Freude über alles Errungene ausdrückten. Er stimmte zwar lebhaft ein, fügte jedoch hinzu: „aber wie viel bleibt uns noch zu erringen übrig!" was mich mit einiger Verwunderung erfüllte, da mir schon alles erreicht schien.

Inzwischen bildete die Rückkehr des Königs mit den Garden den Glanzpunkt für Berlin.[1] Des Königs Sinn widersprach jederzeit allem, was Pomp, Empfang, Ehrenbezeigungen hieß und in früherer Zeit war er dafür bekannt, alles, was sich ihm in dieser Weise (namentlich auf seinen Reisen) darbot, selbst mit Rauheit zurückzuweisen. Die Zeit hatte ihn indessen doch so weit fortgerissen, daß er jetzt einen feierlichen Empfang in Berlin annahm. Die Stadt traf große Vorbereitungen dazu, aber so ganz konnte er seine Natur nicht verleugnen. Er kam Tags zuvor inkognito zur Stadt, um die Anordnungen zu besehen, fand alles zuviel; manches mußte wieder zerstört werden, und als er seinen feierlichen Einzug an der Spitze der Garden hielt, tat er es so überraschend früh vor der erwarteten Stunde, daß fast noch niemand auf der Straße war und er dadurch dem größten Hurra entging.

Glücklicherweise hatte mich die Sorge, die Straße nicht mehr überschreiten zu können, früh genug hinausgetrieben, um diesen Einzug, ziemlich kahl, auf dem noch ganz leeren Pariser Platz zu sehen;

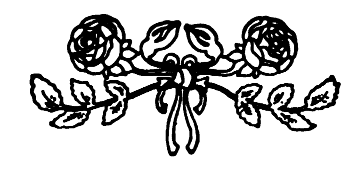
[1]) Am 5. August 1814. Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 571.

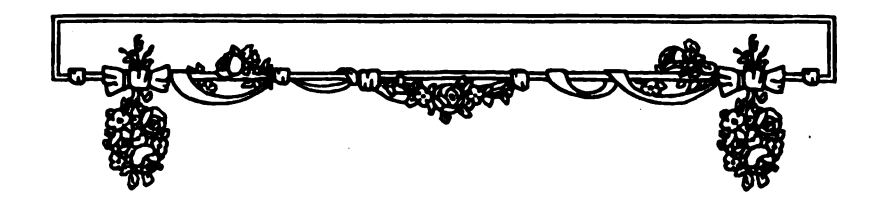




weiterhin in der Stadt war es wohl lebendiger. Dann gab es zum erstenmal den Aktus eines Militärgottesdienstes im Freien, und da sonderbarerweise gerade in den Unglücksjahren das Ordensfest zuerst bei uns eingeführt worden war, so kann man wohl von jener Zeit an bei uns das Aufleben solcher Zeremonien und öffentlichen Demonstrationen datieren, an die unsere Herrscher seit Friedbrich I., glaube ich, nicht mehr gedacht hatten und mit denen wir jetzt so überschüttet werden. Großartig fand man die Illumination, die diesen Tag beschloß, und ich sehe besonders noch ein ungeheures illuminiertes Kreuz am dunklen Nachthimmel schweben, das die katholische Kirche auf ihrer Kuppel errichtet hatte. Es erschien wie eine Vorbedeutung der großen Macht, die gerade diese Kirche in unserem protestantischen Lande gewinnen sollte; aber daran dachte damals gewiß niemand.

Mit der zurückgekehrten Ruhe wuchs auch natürlich die Lust an Heiterkeit und Freude. Von den jungen Prinzen und Prinzessinnen waren inzwischen mehrere erwachsen, und so gab es, namentlich während der König und die älteren Prinzen sich den Winter über auf dem Wiener Kongreß aufhielten, zwischen ihnen und einem kleinen Kreise von jungen Damen mit wenigen älteren Chaperons und jungen Militärs, die sich an die Prinzen und Adjutanten anschlossen, eine Menge kleiner Feste, in denen die Lustigkeit eine größere Rolle spielte als ein gehaltenes Wesen, und die den Stamm abgaben zu den kleineren Bällen, die der König selbst später im sogenannten Prinzessinnen-Palais zum Vergnügen seiner Kinder arrangierte.





Zweites Kapitel.

Hofdame der Prinzessin Wilhelm.

(1814—1818.)

Mit dem Herbst 1814 hatte ich die Stelle meiner schon seit mehreren Jahren verheirateten Schwester[1]) als Hofdame der Prinzessin Wilhelm eingenommen und war somit dieser merkwürdigen Frau und diesem ganzen Kreise noch näher getreten. Sie stand damals als die einzige ältere und verheiratete Prinzessin an der Spitze des Hofes; in vielen Beziehungen waren die Töchter des Königs an sie gewiesen, in anderen wußte sie sie selbst durch die Eigentümlichkeit ihrer romantischen Richtung an sich zu ziehen, und so gab es gerade in diesem Winter, den man in der Erwartung des Schlusses des Wiener Kongresses und der versprochenen Besuche von Königen und Kaisern zubrachte, einen regen Verkehr zwischen ihr und diesem jungen Kreise, der sich nach der Rückkehr des Königs wieder sehr verlor, ob, weil dieser ihn nicht wollte oder sich die Zeit dazu nicht mehr fand, will ich dahingestellt sein lassen.

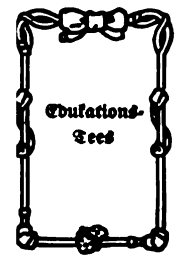
So gab es alle Sonnabend sogenannte Edukations-Tees, wo alle jungen Prinzen und Prinzessinnen mit Hofmeistern, Gouvernanten, Damen, Adjutanten und einigen affidés, die meist aus Preußen herstammten (u. a. der damals in höchster Gunst und als Elegant auf dem Gipfel stehende Natzmer[2]) sich bei der Prinzeß

---

[1]) Julie, vg . o. S. 4 f., 22, Anm. 3.

[2]) Oldwig Leopold Anton v. Natzmer (1782—1861), preußischer General, nahm an dem Kriege von 1806—1807 teil, 1810 Major, seit 1809 Flügeladjutant, kämpfte in den Befreiungskriegen, wurde 1814 Oberst und militärischer Begleiter des späteren Kaiser Wilhelms I., 1815 Brigadegeneral;





einfanden und irgend eine Lektüre, welche oft der Herzog Karl von Mecklenburg[1]) hielt, den Abend schloß. Diese bewegte sich meist im romantischen Gebiet und die Romane von Fouqué[2]) hatten in jener Zeit ihre höchste vogue. Am Sonntag Morgen nach der Kirche holte die Prinzeß ihre beiden ältesten Nichten[3]) ab, die nachherige Kaiserin und die Herzogin von Dessau. Sie kamen allein mit ihren Tagebüchern auf ein paar Stunden, um Gespräche über das innere Gebiet des Herzens und der Gedanken zu führen. Am Abend war wieder lustige Gesellschaft im Palais der Prinzessin, wo in einer schlecht erleuchteten Galerie gespielt, gelaufen, getobt wurde, und trotz ihres steifen Äußeren war die Prinzeß Wilhelm eine der lustigsten und lebendigsten.

Überhaupt war in ihr wohl eine Mischung der eigentümlichsten Richtungen vereint. Ihrem Charakter und Sinn nach durchaus

---

um die Ausbildung des Heeres hochverdient. 1825 Generalleutnant, 1832 kommandierender General des 1. Armeekorps, wiederholt Begleiter des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm. 1840 General der Infanterie, 1842 Generaladjutant des Königs und Mitglied des Staatsrats. Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals v. Natzmer, 4 Bde., 1887—1889.

[1]) Karl Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise (1785—1837), zeichnete sich 1813 aus, wurde 1815 Kommandeur der Garde, 1817 Mitglied des Staatsrats, 1827 dessen Präsident. Er war ein Hauptführer der Konservativen, als solcher von großem Einfluß.

[2]) Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la Motte-Fouqué (1777—1843), romantischer Erzähler und Dichter, nahm am Rheinfeldzug und den Befreiungskriegen teil, lebte im übrigen aber ganz seinen poetischen Neigungen. Von 1810 bis in die Mitte der zwanziger Jahre wurden seine Schriften viel gelesen. Sein bestes Werk ist das Märchen „Undine" (1811). Außerdem schrieb er viele Ritterromane, eine „hin und wieder phantastische, zuweilen sogar formlose, aber im ganzen doch vollkommen getreue poetische Wiedergeburt der alten heiteren Ritter- und Sängerzeiten aus dem Ende des 12. Jahrhunderts". Am besten sind von ihnen der „Zauberring" und „Thiodolfs des Isländers Fahrten". Weniger wert sind seine Dichtungen in Versen. Er schrieb zu viel, überlebte seinen Ruf und starb, zuletzt immer mehr feudal und frömmelnd, halb vergessen.

[3]) Charlotte, geb. 1798, spätere Kaiserin von Rußland, älteste Tochter Friedrich Wilhelms III., und Friederike Wilhelmine Luise Amalie, geb. 1796, Tochter des Prinzen Louis, jüngeren Bruders Friedrich Wilhelms III., 1818 mit dem Herzog von Anhalt-Dessau vermählt. Vgl. Stammtafel II.





edel, war das Fürstliche in ihr steif und abweisend, während sie andrerseits Wert darauf legte, mit Menschen aus den verschiedensten Kreisen in einen menschlichen Verkehr zu treten. Niemand hatte wohl ein größeres Talent, Vertrauen zu erwecken, wenn sie es haben wollte, und alles, was ihr vertraut wurde, mit eingehendem Wesen aufzunehmen, ohne es durch Tadel zurückzustoßen, selbst, wenn sie ganz anderer Meinung war. Mit ihrem eigenen Geschick mochte ihr Herz und Sinn wohl nicht gerade einverstanden sein. Sie hatte ein gewisses Bedürfnis nach Freiheit in ihrer Natur, die ihr weder das Schloß zu Berlin, noch des Prinzen abgeschlossene Weise gewährten. Da sie wohl mehr einen romantischen Sinn als ein leidenschaftliches Herz besaß, hatte sie sich ein eigenes inneres Leben gebildet, das selbst in einer Art Spielerei in geschriebenen Büchern, sinnvollen Bilderchen, aufgehobenen Andenken, vom Blättchen an bis zu Edelsteinen und dergleichen mehr, einen äußeren Ausdruck suchte. Sie hatte sich daran gewöhnt, dies Leben von Gedanken und Gefühlen apart zu führen, unbeschadet der Pflichttreue, mit der sie ihre äußere Stellung zu einem sehr ungleichen Gemahl, in einem Lande und einer Familie, die ihr nicht gefielen, auszufüllen strebte. Und so stellte sie eigentlich ähnliche Anforderungen an jedes weibliche Gemüt, was zuweilen gefährliche Konsequenzen haben konnte, da doch am Ende „les affaires de coeur“, groß oder klein, das Hauptmotiv zu dieser inneren Romantik liefern mußten.

Einer Liebesgeschichte, sie mochte spielen, wo und wie sie wollte, konnte sie nicht widerstehen; sie wußte sich immer das Vertrauen der Beteiligten zu verschaffen, und da sie die Liebe als etwas ganz Apartes, im Inneren Lebendes betrachtete, gewissermaßen als einen Funken höheren Lebens, den man nicht verlöschen solle, so trug sie viel mehr dazu bei, sie hervorzurufen, indem sie dunklen Gefühlen Worte verlieh, als sie auf ihren richtigen Standpunkt zurückzuführen. Daneben hielt sie eine Heirat durchaus für den Beruf einer jeden Frau, und jedes Mädchen sollte eigentlich den Ersten nehmen, der sich ihr darbot, da doch ein Zweiter niemals sicher sei.



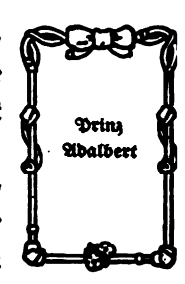


Über das reale, materielle Leben war sie ziemlich ignorant und hatte daher auch keinen Begriff davon, welchen Einfluß es mit seinen vielfachen Verzweigungen und Störungen auf eine so geschlossene Ehe gewinnen müsse, wenn Liebe und Ehe jede für sich gestellt wurden. Mit diesen sonderbaren Ansichten übte sie wohl oft einen gefährlichen Einfluß auf junge Gemüter aus und hat vielleicht zu Verwickelungen des Herzens und unbedachten Eheschließungen beigetragen. Daß man, verheiratet, auch Kinder haben müsse, nahm sie als unumstößlich an, und diese sollten alles Übrige ersetzen und möglich machen. Ihre Kinder berührten wohl auch die einzige leidenschaftliche Seite ihres Herzens, denn sie liebte sie mit einer Art Eifersucht. Niemand sollte teil an ihnen und ihrer Leitung haben, sie legte den größten Wert darauf, sie stets nur allein bei sich zu sehen; ja sie wußte sich etwas mit der kleinen Plage, die sie ihr in den ersten Lebensjahren machten, zugute zu tun, und übersah dabei, daß sie doch den größten Teil des Tages ihren Umgebungen überlassen blieben. Die Prinzessin verwendete z. B. die halbe Nacht zu ihrer Korrespondenz und intellektuellen Beschäftigung, stand dann spät auf, brauchte viel Zeit zur ersten Toilette, sprach viele einzelne Personen, aß mit ihrem Hofe, fuhr spazieren, während die Kinder es zu anderen Stunden taten. So konnte sie schwer ein richtiges Urteil über die Umgebungen ihrer Kinder gewinnen, da sie dieselben nie en action mit ihnen sah und legte daher wenig Wert darauf, daß es wirklich höchst unpassende Wesen waren.

Sie lebte der Überzeugung, daß sie allein die einflußreiche Leiterin ihrer Kinder[1]) sei, und diese blieben auch viel länger als gut in solchen Händen. Namentlich war, glaube ich, der älteste Prinz über zehn Jahre alt, ehe er den Weiberhänden entnommen

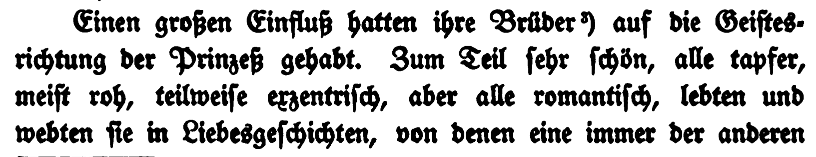
[1]) Prinz Adalbert (1811—1873), Oberbefehlshaber der preußischen, später der deutschen Flotte; Prinzeß Elisabeth, geb. 1815, 1836 mit dem Prinzen Karl Wilhelm Ludwig von Hessen und bei Rhein vermählt; Prinzeß Marie, geb. 1825, spätere Königin von Bayern (Gemahlin Maximilians II.).





wurde, welche dabei die höchste Not mit ihm hatten, da er unbändig wild und unverständig, ihnen natürlich gar nicht mehr folgen wollte, und sie stets in der Angst irgend eines Unglücks mit ihm existierten.

In der Prinzeß lebte auch wohl die Erinnerung einer glücklichen ungenierten Jugend mit einer Masse wilder Brüder in der ländlichen Freiheit einer kleinen Residenz,[1]) die damals wohl kaum eine Stadt war, und so wollte sie vielleicht gern ihre Kinder ähnliche Freiheit genießen lassen. Die große Stadt, das Schloß mitten darin, boten wenig Gelegenheit dazu, und so beschränkte sich diese Freiheit darauf, daß Prinz **Adalbert** unter Obhut irgend eines Bedienten in den Schloßhöfen, im Lustgarten oder etwa Monbijou herumrasen und sich von der Straße Spielgefährten aufsuchen konnte, die er mit heraufbrachte. So hatte er zuweilen ein ganzes Rudel zusammen, das nicht einmal Spiele anzugeben verstand, sondern nur schreiend und tobend durch Säle und Zimmer raste. Glücklich noch, wenn es die Söhne eines Putz- und eines Weinhändlers (Quittel und Palmié) waren. Vielleicht lag in diesem allen schon der Grund der wenig vollendeten Erziehung, mit der die meisten dieser doch so geliebten Kinder in die Welt eintraten, bis die Töchter durch Charakter und Sinn ihre Stellungen mit Anerkennung zu erfüllen vermochten.[2])



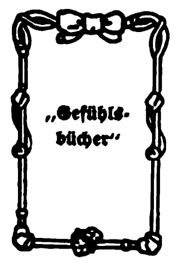
Einen großen Einfluß hatten ihre Brüder[3]) auf die Geistesrichtung der Prinzeß gehabt. Zum Teil sehr schön, alle tapfer, meist roh, teilweise exzentrisch, aber alle romantisch, lebten und webten sie in Liebesgeschichten, von denen eine immer der anderen

[1]) **Homburg.**

[2]) Prinz Adalbert, der sich um die preußische Marine große Verdienste erwarb, hat sich bekanntlich 1850 mit einer Tänzerin, Therese Elßler, verheiratet.

[3]) Ludwig, geb. 1770, preußischer General der Infanterie und Gouverneur von Luxemburg, 1805 von seiner Gemahlin Auguste geschieden; Philipp, geb. 1779, österreichischer Feldmarschall-Leutnant (= Generalleutnant) und Kommandierender in Inner-Österreich und Tirol; Gustav, geb. 1781 gleichfalls österreichischer Feldmarschall-Leutnant; Ferdinand, geb. 1783, österreichischer Generalmajor.





folgte, womit sie bis in ihre alten Tage das ganze Landgrafentum Homburg und Umgegend in allen daraus hervorgehenden Hofdamen unglücklich gemacht haben, ohne darum wohl leichtere Seiten des Lebens zu verschmähen. Von allem war die Schwester die Vertraute und dadurch gewöhnt, Dinge zu vereinen, die immer unvereinbar bleiben sollten, oder wenigstens nicht für alle Gemüter passen. Von den vielen Schwestern [1]) der Prinzeß hatten die meisten eine Richtung auf das Epluchieren [2]) oder Zerfasern der Gedanken und Gefühle genommen, bei der späteren Erbgroßherzogin von Mecklenburg (Stiefmutter der Herzogin von Orleans) mit einer religiösen Richtung verbunden, und beides konnte man in der Prinzessin vereinigt wiederfinden. Ich möchte glauben, daß von ihr zuerst jene Umwandlung gewöhnlicher Tagebücher, die unbeschäftigte junge Mädchen wohl jederzeit führten, in „Gefühlsbücher" ausging, in denen man sich gewöhnte, jeden Eindruck, jeden Gedanken niederzuschreiben, sich vielleicht manches damit klar machte und sein Inneres entwickelte, aber auch dazu beitrug, die wechselnden Gefühle zum Lebensgegenstand zu machen. Sie kamen sehr en vogue, und mir ist manches Unheil bekannt, das aus ihnen hervorgegangen ist.

Die religiöse Richtung der Prinzessin war eine mystische und sehr feste; sie lockte sie oft zu sonderbaren Predigern und führte sie zur Beschäftigung mit kleinen äußeren Emblemen wie Kränzen, Kreuzen, Bildern, und bis auf Stickmuster konnte sich ein gewisses Suchen nach Bedeutungen erstrecken. Später wurde die Prinzeß, die einflußreichste Förderin der pietistischen Richtung und die Beschützerin ihrer Träger.

Ihre Popularität, wie man jetzt sagen würde, war außer-

[1]) Karoline, geb. 1771, vermählt mit dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt; Luise, geb. 1772, vermählt mit dem Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt; Amalie, geb. 1774, vermählt mit dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau; Auguste, geb. 1776, 1818 vermählt mit dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig (gest. 1819) von Mecklenburg-Schwerin. Prinzessin Wilhelm von Preußen war die jüngste Schwester.

[2]) éplucher säubern, auslesen, genau untersuchen.





ordentlich groß. Aus allen Ständen wandte man sich an sie, um Trost in Gemütsleiden, oder Hülfe in Bedrängnissen zu suchen; fast jedermann hatte Zutritt zu ihr und schied mit dem Gefühl, eine teilnehmende Beschützerin gefunden zu haben. Ich bin nie mit ihr ausgefahren, daß nicht die ganze Treppe bis zum Wagen mit Menschen besetzt gewesen wäre, die sie sehen wollten; kein Spaziergang, der ihr nicht mehrere Taler gekostet hätte, denn kein Bittender wurde unbeschenkt entlassen. Hierin konnte man den Anfang jener großartigen Wohltätigkeit sehen, die, zuerst vom Hofe ausgehend, sich nach und nach über Stadt und Land verbreitet hat, leider bis jetzt ohne sehr segensreiche Spuren zu hinterlassen.

Man suchte damals auch die Prinzessin als deutsche Frau an die Spitze eines Strebens zu setzen, das ein eigentümlich deutsches Wesen als Gegensatz zu allem französischen bei uns hervorrufen sollte. Sprache, Kleidung, Gewohnheiten, alles wünschte man eigentümlich deutsch zu gestalten, aber der Versuch gelang nicht ganz und endete in einigen etwas verunglückten Kleidern und Kopfbedeckungen, die bald wieder verschwanden; nur die Prinzeß, die Sinn und Gedanken in alles hineinlegte, das Romantische und Altertümliche überall gern aufsuchte, wußte ihr Leben lang gewisse Reste davon zu bewahren, die später oft in Unzier ausarteten, als ihre große Schönheit sie nicht mehr überragte.

Als Tochter eines süddeutschen Fürstenhauses hatte sie auch schon andere deutsche Ideen, als damals bei uns zur Sprache kamen. So äußerte sie sich einmal ziemlich tadelnd über alles, was man vom Wiener Kongreß hörte und sagte sehr erregt: „Nun, das sollen nur die Herren nicht sagen, daß sie an Deutschland denken ein jeder denkt doch nur an sich selbst; sie sollten es nur wenigstens gerade heraussagen!“ Mir war dies nicht recht klar, da jeder kleine deutsche Fürst in seinen unsäglichen Ansprüchen mit Land und Leuten bedacht wurde — und wie ein ganzes Deutschland könnte hergestellt werden, ohne namentlich Preußen zu gefährden. Ein Kaiser und Reich, dem sich Preußen hätte unterordnen müssen, war nicht recht denkbar — Preußen als Kaisertum und Österreich beseitigt, noch



Eindringen Pariser Moden

weniger, und was gab es dazwischen? — Und diese Frage ist noch heute nicht gelöst.[1])

Auch über die beabsichtigte Erwerbung Sachsens unsererseits war sie sehr erregt, tadelte es scharf und wenngleich die vorläufig getroffene Bestimmung, daß der Prinz[2]) als Statthalter in Dresden wohnen sollte, ihrem Sinn zusagte, so fühlte sie sich doch andererseits sehr peinlich dadurch berührt, weil sie es für unrecht hielt. Sie suchte auch durch viele procédés der gefangenen königlich-sächsischen Familie[3]) Teilnahme zu beweisen. Die gegenseitigen Visiten gaben schreckliche Stunden, da die ganzen Umgebungen, mit dem Zorn ihrer Lage, uns schweigsam und steif gegenüber saßen.

Mit dem Streben, sich von dem Modernfranzösischen zu entfernen, kam auch das Interesse am Aufsuchen und Erhalten von altertümlichen Bauwerken, Monumenten und dgl., die nach langem Vergessen wieder hervorgesucht wurden, und ich möchte der Prinzeß in dieser Richtung einen nicht unbedeutenden Einfluß zuschreiben, da sie im Abzeichnen und Aufsuchen vieler alten Kuriosa manche Kräfte in Bewegung zu setzen wußte.

Sonderbarerweise zeigten sich zu derselben Zeit die Kontraste zu jenen Bestrebungen, indem die aus Frankreich zurückkehrenden Fürsten und Militärs uns die ersten Proben des Luxus, der Eleganz französischer Moden mitbrachten,[4]) die dadurch anfingen, einen Eingriff in die große Einfachheit unserer bisherigen Gewohnheiten zu tun. Der König selbst, der es in früherer Zeit durchaus nicht liebte, wenn es der Königin einfiel, sich ein Toilettestück aus Paris kommen zu lassen, schenkte jetzt nicht nur seinen Töchtern dergleichen uns unbekannte Luxusgegenstände, sondern er fing auch an, auf solche

[1]) Geschrieben im Jahre 1854.

[2]) Prinz Wilhelm, Bruder des Königs (1783—1851); er zeichnete sich 1807 und 1813—15 aus, wurde 1834 Generalgouverneur von Mainz.

[3]) Der gefangene König Friedrich August und sein Hof waren 1813 bis 1814 im Berliner Schlosse, 1814—1815 im Schloß Friedrichsfelde (östlich von Berlin) untergebracht. Vgl. Fontane, Wanderungen IV (Spreeland), S. 146ff.

[4]) Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 598, 672f.



Dinge zu halten. Seine spätere Gemahlin[1]) mußte immer aus Paris gekleidet sein. Auch die Theater dort hatten ihm solchen Eindruck gemacht, daß er von da an die Gewohnheit annahm, täglich einige Stunden darin zuzubringen.

Vorherrschendes Gefühlsleben

Um einen Begriff von unserer damaligen Einfachheit zu geben, will ich nur erwähnen, daß die Prinzeß, sowie wir, täglich, Sommer und Winter, nichts als weiße Percalekleider[2]) trugen. Ein dunkles seidenes war schon das beste, was man für einige Gäste hervorsuchte, und wenn wir anfingen, jene mit Stickereien zu verzieren, so war dies schon ein Ergebnis verfeinerter Mode, die damals die erste und einzige Handlung für weiße Stickereien ins Leben rief.

Natürlich mußte jenes oben erwähnte Wesen der Prinzeß Wilhelm einen großen attrait für die junge Generation ihrer Familie haben, die sich ihr mehr oder weniger mit Vertrauen und Hingebung anschloß. Das Gefühlsleben, das bei der heranwachsenden Jugend überhaupt sein Recht verlangt, fand hier einen ungehinderten Ausdruck, und so konnte es nicht fehlen, daß Herzensgeschichten aller Art Eingang in diesen jugendlichen Kreis fanden, wobei Rang und Stand eben nicht beachtet wurden und vielleicht vieles überwunden werden mußte, ehe man sich wieder in das Geschick hineinfinden konnte, das einem jeden rücksichtslos beschieden war; namentlich mochte diese Zeit wohl einen großen Teil an den unsäglichen Tränen haben, mit denen Prinzeß Charlotte[3]) ihrem späteren großen Geschick als Kaiserin von Rußland entgegenging, ungeachtet sie einem schönen, ihr ganz ergebenen Gemahl folgte. Selbst bis in weite Kreise dehnte sich diese Richtung aus, der weder Hofdamen, noch Adjutanten, noch selbst Gouvernanten, sogar alternde, nicht entgingen, was zu vielen eigentümlichen Szenen Anlaß gab, die nicht immer in den Ernst der Erziehung paßten.

---

[1]) Fürstin Liegnitz, geb. Gräfin Auguste v. Harrach (1800—1873).

[2]) Perkal (franz. percale) ist ein roher ostindischer Kattun, ein dichtgewebtes Baumwollzeug.

[3]) Charlotte (1798—1860), vermählt 1817 mit dem Großfürsten, späteren Kaiser Nikolaus I. von Rußland (als solche Alexandra Feodorowna genannt).



Prinzeß Charlotte

Die erwachsenen Glieder der königlichen Familie waren damals: der Kronprinz, Prinzeß Charlotte, Prinz Wilhelm und dann die beiden anderen Geschwister: Prinz Friedrich[1]) und Prinzeß Friederike.[1])

Prinz Wilhelm, jetzt Prinz von Preußen,[2]) hatte schon damals die hübsche, vornehme Haltung, das verständige Wesen, das stets im Gegensatz zu dem ungebundenen seines älteren Bruders stand und ihn immer die äußeren Formen so gleichmäßig beobachten ließ, daß er frühzeitig einen bedeutenden Ruf erlangte.

Prinzeß Charlotte, die spätere Kaiserin, trat schon in dieser Zeit mit dem gerechtfertigten Anspruch einer bedeutenden Persönlichkeit auf und war der Mittelpunkt jenes jugendlichen Kreises, aus dem ihr viele Huldigungen dargebracht wurden, die sie sonst nur mit der schönen Gräfin Brandenburg,[3]) später Herzogin von Cöthen, teilte. Ohne eigentlich schön zu sein, konnte sie doch mit Recht den Anspruch darauf erheben, denn es lag so etwas besonders Ausgezeichnetes in ihrer Haltung, ihrem Gang, ihrem Auftreten, daß man dadurch den Mangel an jugendlicher Frische bei ihr übersah und den Eindruck behielt, daß sie für eine hohe Stellung geboren sei. In ihrem Wesen vereinigten sich verschiedene Eigentümlichkeiten. Sie besaß ein nicht geringes Erbteil ihrer Familie in dem großem Sinn und Geschmack für den Berlin-Potsdamer Witz, sens-commun und Sprache, (welcher Familiengeschmack im höchsten Grade in der Königin der Niederlande[4]) ausgeprägt war), und ich sehe noch sie mit dem Prinzen Wilhelm und der Kurfürstin von Hessen[5]) (drei eigentlich ernsthafte Personen) sich den ganzen Abend über kleine Geschichten und Erinnerungen aus diesem Gebiet totlachen, zur versteinerten Verwunderung der Prinzeß Wilhelm,

---

[1]) Prinz Friedrich (1794—1863), Sohn des Prinzen Louis, jüngeren Bruders Friedrich Wilhelms III.; seine Schwester Prinzeß Friederike, spätere Herzogin von Dessau. Vgl. Stammtafel II.

[2]) Der spätere Kaiser Wilhelm I.

[3]) Gräfin Julie von Brandenburg, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. und der Gräfin Dönhoff (geb. 4. Januar 1793, gest. 28. Januar 1848).

[4]) Wilhelmine (1774—1837). Vgl. o. S. 34, Anm. 2.

[5]) Auguste (1780—1841). Vgl. o. S. 34, Anm. 2.



der dieser Sinn ganz abging. Prinzeß Charlotte bewahrte ihn bis in die spätesten Jahre und hierin mag sich mancher Aufschluß über ihren Geschmack in der Auswahl ihres Umganges finden.



Kronprinz Friedrich Wilhelm

Daneben aber war ihr ganz der romantische Sinn jener Zeit eigen, der sich nachher bei ihr in den festgehaltenen Emblemen von weißen Rosen, Sinn für Poesie und Idealität der Gefühle doch mit dem Grade der Eitelkeit vereinigte, dem eine gefeierte, hochgestellte Frau so selten entgeht. Sie besaß eine tiefe Anhänglichkeit an die Eindrücke und Gefühle der Jugend und entfaltete später in einer, im ganzen segensreich erfüllten Lebensstellung bei jeder großen Gelegenheit einen Charakter, der durchaus großartig auftrat, während er sich im täglichen Leben oft unter dem Verlieren in Futilitäten[1]) verbarg.

Für die Eigentümlichkeit des Kronprinzen,[2]) gestehe ich, kein rechtes Verständnis besessen zu haben, im Gegensatz zu der großen allgemeinen Hoffnung, die man auf seine Zukunft von früher Zeit an setzte. Er hatte stets etwas so Exzessives in seiner Lustigkeit, seiner Heftigkeit, wie in der Abspannung, mit der er fallen ließ, was ihn kurz zuvor maßlos bewegt hatte; und ich glaube, das Maßlose und ein gewisser Mangel an momentaner Selbstüberwindung haben ihn durch sein ganzes Leben begleitet.

Sein Geist und Verstand genossen schon damals einen großen Ruf, aber es haftete ihnen leicht etwas Gesuchtes an. Der Stoff zum Humor sollte da gefunden werden, wo ihn niemand suchte; die Phantasie setzte sich in lebendige Bewegung und fiel dann platt herunter, weil sie ihren Stoff in der Realität nicht so fand, wie sie ihn sich dachte. So ging es bis in das Reich der Gefühle. Er beschäftigte sich stets mit den Passionen, die er haben könnte, und kam eigentlich nie dazu. So hatte die Prinzeß Wilhelm irgend einen idealen Kopf in ihrem Zimmer, der einer Prinzeß ähneln sollte, die nachher den Palatin von Ungarn heiratete. Dies war sein gesuchtes Ideal, und er ängstigte sich stets vor der ungeheuren

[1]) Futilité, Kleinigkeit, Läpperei.

[2]) König Friedrich Wilhelm IV. (1795—1861).





Leidenschaft, die er haben müßte, falls er ihr begegnete, was am Ende niemals im Leben geschah.

Ausbrüche großer Heftigkeit wurden bei ihm gewöhnlich durch die unbedeutendsten Veranlassungen hervorgerufen, was auffallen mußte bei einem so ausgezeichneten Geiste und einem Charakter, in dem sich große Gutmütigkeit, Wohlwollen und edles Streben vereinigten. Damals waren die jüngeren Geschwister gewöhnlich die Opfer dieser Ausbrüche. Der Prinz von Preußen und Prinz Friedrich[1]) hatten gelernt, sie zu vermeiden, aber Prinz Karl,[2]) ein halbes Kind und ebenso heftig wie er, verteidigte sich mit Wut dagegen, und nicht selten wurden jene Familien-Vereinigungen durch unangenehme Szenen gestört, was ich nur als einen Beweis dafür berühre, wie wenig der Mensch gewöhnlich seiner natürlichen Fehler Herr wird, da sich im ganzen späteren häuslichen und politischen Leben König Friedrich Wilhelms IV. jene Erscheinungen seiner Jugend wiederfanden.

Hatte die Erziehung schuld daran? Es ist nicht zu leugnen, daß die ganze Schar der fürstlichen Erzieher und Erzieherinnen sonderbar ausgesucht erschien. Vielleicht sind die Gaben hierzu schwer zu finden, aber vorhanden waren sie wohl nicht, vielmehr hielten Unbedeutendheit, Eitelkeit, Zerstreutheit und Leidenschaft einander die Wage, und so wird es wohl in höheren, wie in anderen Kreisen dasselbe sein: das Leben erzieht die Menschen soweit, daß sich ihre Geschicke mit den Grundzügen ihres angeborenen Charakters, tant bien que mal, vereinen oder zerstören.

Der Kronprinz war damals den eigentlichen Erziehern bereits entwachsen. Der erste, Delbrück,[3]) war dafür bekannt gewesen,

---

[1]) Vgl. o. S. 68, Anm. 1 und Stammtafel II.

[2]) Prinz Karl (1801—1883), dritter Sohn Friedrich Wilhelms III., 1854 General-Feldzeugmeister und Chef der Artillerie, vermählt mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar. Vgl. die Stammtafel.

[3]) Friedrich Delbrück (1768—1830), 1800—1809 Erzieher des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm. Vgl. über ihn die Publikation von G. Schuster: Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers und Königs Wilhelm I., Bd. I—II, Berlin 1907.



Dellbrück und Ancillon als Erzieher

ihn äußerlich zu verziehen und seines heftigen Naturells nie Herr zu werden, wenn er auch sonst ein braver, gebildeter, ordentlicher Mann war. Dann kam ein General Gaudi,[1]) der meist krank war; ein alter General Diericke,[2]) als Oberaufseher aller Prinzen-Erziehungen, dem man das sobriquet[3]) „die Rike" gab, um sein Altweiberwesen zu personifizieren. Der nachherige General Luck war für Gaudi aushelfend mehrere Jahre eingetreten, ein verständiger, tüchtiger, braver Mann, der aber wohl nicht den Charakter besaß, um einem so besonderen Naturell gegenüberzutreten. Der nachherige Minister Lottum[4]) hatte auch einmal eine beaufsichtigende Stellung: ein feiner, kluger, kränklicher, etwas schwacher Mann, daneben Ancillon als Lehrer.

Ich hörte diesen einmal selbst, kurz nach seinem Eintreten in diese Stelle, über den Kronprinzen sprechen, seine Phantasie, seine Talente, seine Gaben bewundernd, aber fürchtend, er habe deren zuviel, um jemals praktisch bei dem Berufe des Lebens stehen zu bleiben. Selbst sehr geistreich und äußerst beredt, hat er gewiß keinen geringen Anteil an der Geistesentwicklung des Kronprinzen gehabt. Er war namentlich ausgezeichnet im Disputieren, wobei er ihm nie etwas schenkte; ob er je auf seinen Charakter, sein Tun und Lassen Einfluß gewonnen, möchte ich bezweifeln, er hatte selbst Furchtsamkeit in dem seinigen.

Der Kronprinz erhielt nach dem Kriege noch einen militärischen Begleiter, in dem bei ihm zum General avancierten Herrn v. Schack[5]),

---

[1]) Friedrich Wilhelm Leopold v. Gaudi (1764—1823), zuletzt Generalleutnant, 1806 ff. Gouverneur des Kronprinzen.

[2]) Friedrich Otto v. Diericke (1743—1819), gest. als Generalleutnant, war 1809 Obergouverneur sämtlicher königlichen Prinzen.

[3]) Beiname, Spitzname.

[4]) Karl Friedrich Heinrich Graf Lottum (1767—1841), preußischer General der Infanterie, Wirkl. Geh. Staats- und Schatzminister.

[5]) Wilhelm Karl v. Schack (1786—1831) nahm am Kriege 1806—1807 und als Generalstabskapitän am Feldzuge 1812 mit Auszeichnung teil, ebenso 1813—1814, zuletzt Chef des Yorkschen Generalstabs, seit 1814 Adjutant des Kronprinzen; verfaßte ein treffliches (ungedrucktes) Tagebuch des Yorkschen Korps 1813—1814. 1823 Generalmajor, trat 1824 wegen unheilbarer Krankheit in den Ruhestand.



General v. Schack
Carl v. Röder

der sich beim General York einen bedeutenden Ruf als Militär und geistreicher Mann erworben hatte, den er auch auf jede Weise rechtfertigte. Äußerlich schien es, als ob er sich mit dem Kronprinzen nicht recht gut stellen konnte. Vielleicht glaubte er noch zu sehr den Hofmeister spielen zu müssen, da er auf dem Schlosse, in dessen Nähe selbst, mit seiner Frau etabliert war: genug, sie verkehrten etwas gereizt miteinander; späterhin aber begleitete der Kronprinz das traurige Lebensende Schacks, der an einer Rückenkrankheit in ihren schrecklichsten Erscheinungen hinsiechte, mit allen Zeichen anerkennender Teilnahme. Damals hatte Schack in seinem ganzen Wesen etwas Nervös-Reizbares; dazu kam eine enorme Passion, welche er für die schöne Gräfin Brandenburg[1]) faßte. Da er verheiratet war, konnte sie ihm keine Hoffnung machen, und auch ohnedem wäre sie ihm wohl nicht geworden; aber dies gab ihm vielleicht grade die Stellung, ihn nicht als Anbeter, aber doch so zu behandeln, daß der Faden der Gefühle nicht reißen konnte. Da bei alle diesem ein brennender Ehrgeiz seine Seele erfüllte, so hat er sich vielleicht an seiner Stellung verzehrt, aber gewiß nicht, ohne durch seinen ausgezeichneten Geist und Charakter in der Zeit einen gewissen Einfluß ausgeübt zu haben.

Nächst ihm ging bald, ich glaube, vom Prinzen Friedrich, der schon erwähnte Carl Röder[2]) zum Kronprinzen über, dem er lange Jahre in großer Treue anhänglich geblieben ist. Brav, kindlich, gottesfürchtig und treu,[3]) wird gewiß nie etwas Unrechtes von ihm ausgegangen sein, und sein Charakter hat auch eine ebenso treue Anhänglichkeit beim Kronprinzen für ihn erweckt, aber im hohen Grade einseitig, verlor er sich ganz in die pietistische Richtung, in der redlichsten Überzeugung, das einzig Wahre und Rechte zu erstreben.

---

[1]) Vgl. o. S. 68, Anm. 3, u. S. 76 ff.

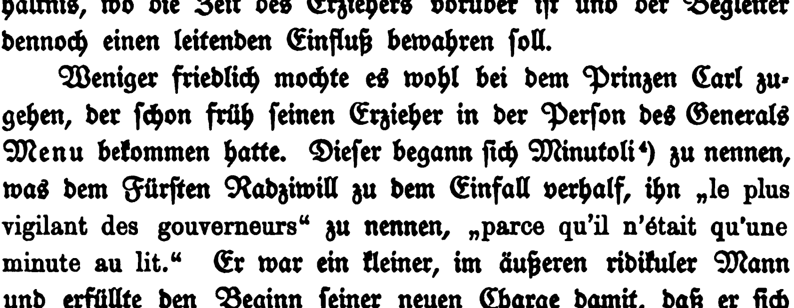
[2]) Vgl. o. S. 36, Anm. 3.

[3]) Vgl. seinen rührenden Werbebrief an Gräfin Henriette v. Bernstorff in den Erinnerungen der Gräfin Elise v. Bernstorff, Berlin 1899 Bd. I, S. 327 ff.





Der Prinz von Preußen[1] war zuerst mit seinem Bruder beim Herrn Delbrück zusammen gewesen, wie man indessen sagen wollte, von diesem sehr gegen jenen zurückgesetzt, so daß er gewissermaßen den souffre-douleur von des Kronprinzen Heftigkeit abgeben mußte. Bei jeder Szene sei ihm gesagt worden: „Warum reizen Sie auch Ihren Bruder?", anstatt jenen in Schranken und Kampf gegen sich selbst zurückzuweisen. Später wurde er mit seinem sanfteren Vetter, dem Prinzen Friedrich, zusammengetan unter den alten, etwas trockenen General Pirch[2]. Nach dem Kriege bekam er den als Chef der Kadetten verstorbenen General Brause[3], einen angenehmen, wohlwollenden, verständigen Mann, der von allen Teilnehmern dieses Kreises sehr gern gesehen wurde. Er und der Prinz lebten auf sehr freundlichem Fuße in dem schwierigen Verhältnis, wo die Zeit des Erziehers vorüber ist und der Begleiter dennoch einen leitenden Einfluß bewahren soll.



Weniger friedlich mochte es wohl bei dem Prinzen Carl zugehen, der schon früh seinen Erzieher in der Person des Generals Menu bekommen hatte. Dieser begann sich Minutoli[4] zu nennen, was dem Fürsten Radziwill zu dem Einfall verhalf, ihn „le plus vigilant des gouverneurs" zu nennen, „parce qu'il n'était qu'une minute au lit." Er war ein kleiner, im äußeren ridikuler Mann und erfüllte den Beginn seiner neuen Charge damit, daß er sich in alle jungen Hofdamen nacheinander verliebte und sie heiraten

---

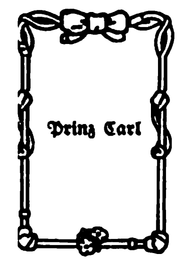
[1] Später Kaiser Wilhelm I.

[2] Otto v. Pirch II, Generalleutnant (1765—1824), wurde am 2. Dezember 1809 Gouverneur der Prinzen Wilhelm und Friedrich. Er blieb bis Ende 1813 in dieser Stellung. Zuletzt Direktor der Allg. Kriegsschule und Präses der Militärstudienkommission.

[3] Gest. 1836 als Direktor der Kriegsschule, früher Kommandeur der Kadettenanstalten. Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Friedrich v. Brause, der gleichfalls 1836 als Generalleutnant in Frankfurt a. O. starb.

[4] Heinrich Frhr. Menu v. Minutoli (1772—1846), unternahm 1820/21 eine berühmte wissenschaftliche Expedition nach Ägypten, deren Ergebnisse im ägyptischen Museum in Berlin aufgestellt sind. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und nahm als Generalleutnant seine Entlassung. Auch als Schriftsteller bekannt.





wollte, während er (bei der ersten wenigstens) noch nicht einmal von seiner braven Frau, Mutter von drei Söhnen, geschieden war. Im übrigen kein unbedeutender Mann, sondern studiös und gebildet, gehörte er zu den ersten Dilettanten, die nach alten Sachen bei Antiquaren, Bilderhändlern und in Rüstkammern herumstöberten; er legte selbst nach und nach eine hübsche Sammlung von Altertümern an und trug viel zur Beförderung dieses neu erwachenden Geschmacks am Hofe bei. Sein Zögling Prinz Carl sowie Prinz Friedrich verwendeten viel Zeit und Geld darauf, um ähnliche Sammlungen bei sich anzulegen und aufzuputzen.

Auf die Charakterbezähmung seines Zöglings muß sein Einfluß wohl ein geringer gewesen sein. Derselbe war und blieb heftig, oft boshaft und dabei von den sonderbarsten weichen Rührungsmomenten begleitet. Ich sehe ihn noch in Tränen zerfließen bei der Einsegnung des Prinzen Wilhelm, die im Frühjahr 1815 stattfand.

Als Begleiter beim Prinzen folgte nun Herr v. Schöning [1]), damals ein wohlberufener, geachteter Militär, der sich auch als militärischer Schriftsteller einen Ruf erwarb; in seinem Verhältnis zum Prinzen aber, besonders später als Hofmarschall, blieb leider viel zu wünschen übrig, und die zerrütteten häuslichen Verhältnisse des Prinzen fanden an ihm keinen Widerstand. Diese gaben ein Bild des Fluches, der so häufig hochgestellte oder in vielfache Verhältnisse verwickelte Personen begleitet: daß sich Schmeichler und Beförderer menschlicher Schwachheiten finden, welche letztere zu einer Höhe steigern, die sie ohne Vorschub nie erreicht haben würden

Prinzeß Charlotte hatte eine Schweizerin zur Gouvernante, Fräulein Wildermeth, eine brave Person, nicht ohne naive Klugheit, aber konfus und zerstreut. Ich glaube, daß sie wohl mehr aufwachsen ließ, als daß sie es verstand zu erziehen; indessen ist

[1]) Kurd Wolffgang Wilhelm Gustav v. Schöning (1789—1859), Oberstleutnant, 1820 Adjutant, 1829 Hofmarschall des Prinzen Karl von Preußen. Außer einer Geschichte der Familie v. Schöning verfaßte er zahlreiche kriegsgeschichtliche Werke und erhielt den Titel: Historiograph der preußischen Armee.



sie bis zu ihrem Lebensende in dem besten und vertrautesten Verhältnis zur Kaiserin geblieben.



Bei der Herzogin von Dessau[1]) war eine Frau v. Kamecke, eine liebe Seele, gute vernünftige Frau, die aber kaum orthographisch schreiben konnte; doch stand sie mit ihrer Prinzeß auf dem besten Fuße und hatte wohl soviel Einsehen ihrer eigenen Mängel, daß sie den studiösen Sinn derselben nach besten Kräften beförderte und daraus wohl wenn auch nicht die klügste, so doch die besterzogene der damaligen Prinzessinnen hervorging. Ihre Tochter, Fräulein v. Kamecke, erzog die Prinzessin Alexandrine[2]), die damals noch sehr Kind und, wie man sagte, schwer zu behandeln war. Sie selbst, von vortrefflicher Haltung und gutem Herzen, gab äußerlich recht das Bild einer passenden Prinzessinnenerzieherin, aber gewiß ist es, daß sie es nicht dahin brachte, ihren Zögling auch nur orthographisch schreiben zu lehren, noch in ihm viel Sinn für geistige Bildung zu erwecken. Spätere Jahre indessen entwickelten in der Prinzessin ein Herz, Sinn und Charakter, die sie zu einer sehr geachteten und geliebten Landesmutter, einem überall gern gesehenen, gesuchten Familiengliede erhoben haben, während die treuste Anhänglichkeit zwischen ihr und der Gouvernante bestehen blieb.

Dann gab es noch eine sogenannte Oberhofmeisterin aller Prinzessinnen in der Person der Gräfin Truchseß[3]), die aber von den wirklichen Gouvernanten möglichst schlecht behandelt wurde; eine liebe, weiche, echt-preußische Seele, welche immer etwas unglücklich-verletzt dazwischen durchging und, bei dem besten Herzen und Willen, nicht genügend Charakter hatte, um sich eine Stellung zu schaffen, auch stets bereit war, die kleinen Verirrungen des Hofes

[1]) Prinzessin Friederike (1796—1850), Tochter des Prinzen Louis, 1818 mit Leopold, Herzog von Anhalt, vermählt; vgl. Stammtafel II.

[2]) Prinzeß Friederike Wilhelmine Alexandrine (1803—1892), zweite Tochter König Friedrich Wilhelms III., 1822 mit Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin vermählt. Vgl. Stammtafel II.

[3]) Vgl. über sie Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O., I, 290.



Gräfin Julie Brandenburg

mit dem Mantel christlicher Liebe zu bedecken und dadurch die Beförderin aller kleinen Händel der jungen Hofdamen und Adjutanten wurde.

In einer eigentümlichen Stellung lebte die Gräfin Brandenburg [1]) mit am Hofe. Nicht Familienglied, nicht Hofdame, stand sie dazwischen und wußte sich durch ihre große Schönheit, Verstand und großen Stolz eine exzeptionelle Stellung zu wahren. Nachdem die Familie, in der sie erzogen, verstorben war, hatte schon die hochselige Königin sie auf das Palais in ihre Nähe genommen. Mit ihr stand auch ihr Bruder, Graf Brandenburg,[2]) der Familie als halbes Glied nahe, während der andere anerkannte Sohn Friedrich Wilhelms II., Graf Ingenheim,[3]) viel mehr in seiner mütterlichen Familie Voß geblieben war. Dieser, nicht Militär, mehr auf die Kunst gerichtet, hatte nicht den natürlichen Zugang eines Gardedukorps-Offiziers zu den mehr militärischen Umgebungen des Königs.

Die Gräfin Julie Brandenburg stand damals auf dem Gipfel ihrer bewunderten Schönheit. Vielleicht aus Stolz und im Bewußtsein ihrer Vorzüge verschmähte sie es vollständig, diese durch irgendwelchen äußeren Schmuck zu erhöhen. Durchaus einfach in allem, was sie trug, sah es aus, als sei sie von aller Eitelkeit entfernt. Sie war früh verlobt gewesen mit dem Fürsten Lichnowsky.[4]) (Vater des so unglücklich ermordeten mauvais-sujets.) Er erwies sich aber als ein unzuverlässiges Wesen, die Verlobung wurde gelöst, und ihr Herz verfiel zuerst dem allgemeinen Schicksal des da-

---

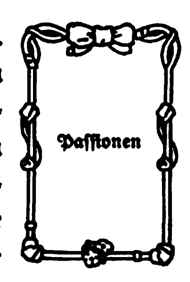
[1]) Vgl. o. S. 68, Anm. 3, 72.

[2]) Friedrich Wilhelm Graf von Brandenburg (1792—1850), wurde mit seiner Schwester bei dem Hofmarschall v. Massow in Steinhöfel erzogen, 1848 General der Kavallerie, 1848—1850 preußischer Ministerpräsident, bekannt durch die oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848.

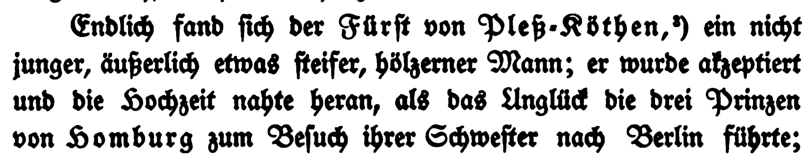
[3]) Gustav Adolf Wilhelm Graf v. Ingenheim, geb. 2. Januar 1789.

[4]) Eduard Maria Fürst Lichnowsky (1789—1845), schrieb eine unvollendete Geschichte des Hauses Habsburg. Sein Sohn Felix (geb. 1814) wurde 1848 zusammen mit dem General Auerswald in der Nähe von Frankfurt a. M. ermordet.





maligen Hofes, einer heftigen Passion für den invinciblen Natzmer[1]). Dieser wußte alle Damen am seidenen Faden der Koketterie zu halten und auch diejenigen, die nicht seinen Ansprüchen an Äußerlichkeit und Eleganz entsprachen, durch Aufmerksamkeiten so zu fesseln, daß ihre Geister nicht wieder in eine ruhige Assiette gelangen konnten. Als die Gräfin Brandenburg in ein Nervenfieber verfiel, kam diese Passion zur Sprache; der König ließ ihr bei der Genesung sagen: er habe gar nichts dagegen, daß sie Natzmer heirate, und werde diesem gern eine Position machen, welche für sie passe. Darüber empörte sich ihr Stolz, sie erklärte ihre Fieberphantasien für Wahnsinn, „sie habe nie daran gedacht“, und schien diesen plötzlichen leidenschaftlichen Anfall vollständig überwunden zu haben. Sie wollte eine fürstliche Heirat machen, diese fand sich aber nicht so bald. Der Herzog Karl von Mecklenburg dachte zwar wirklich daran, sein Vater erklärte aber, von einem erben der Kinder aus solcher Ehe könne keine Rede sein, und damit schien jeder Funke von Passion wie mit einem Glase Wasser ausgegossen. Inzwischen nahm sie viel Huldigungen, wenn auch in edler Weise, entgegen, hielt den unglücklichen Schack an einem seidenen Faden, und der später so unglücklich bekannt gewordene Willisen[2]) trachtete jahrelang danach, in ihrer Nähe zu leben.



Endlich fand sich der Fürst von Pleß-Köthen,[3]) ein nicht junger, äußerlich etwas steifer, hölzerner Mann; er wurde akzeptiert und die Hochzeit nahte heran, als das Unglück die drei Prinzen von Homburg zum Besuch ihrer Schwester nach Berlin führte;

---

[1]) Vgl. o. S. 59, Anm. 2.

[2]) Wilhelm v. Willisen, preußischer General (1790—1879), diente 1813/14 als Generalstabsoffizier in der Schlesischen Armee, 1815 als Hauptmann im Generalstab Blüchers, Lehrer an der Kriegsschule in Berlin, 1840 Oberst, 1843 Generalmajor, 1848 als Kgl. Kommissar in der Provinz Posen ohne Erfolg, 1849 Generalleutnant; 1850 Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee, bei Idstedt geschlagen. Er verfaßte das Werk: Theorie des großen Kriegs, 4 Bände, 1840 ff.

[3]) Ferdinand Fürst von Pleß-Köthen, geb. 1769, vermählte sich am 30. Mai 1816 in zweiter Ehe mit der Gräfin Julie v. Brandenburg.





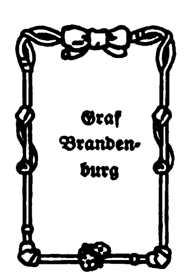
darunter Prinz Philipp, der Aimable der Familie, nach österreichischer Art; als solcher viel sprechend, besonders erzählend. In diesen verliebte sie sich widerstandslos, kopflos, und tat alles, was man tun kann, um ihn in ein Verhältnis zu ziehen, das ihre Verlobung lösen könne. Sie schloß sich an die Prinzeß Wilhelm an, bei der sie sonst niemals war, meldete sich (ein unerhörter Fall) beständig abends bei ihr an, wollte überall mitgenommen sein, wohin die Prinzeß mit ihren Brüdern ging. Die Prinzessin ärgerte sich darüber, hätte eine solche Heirat in ihrer Familie höchst ungern gesehen, besaß aber doch zuviel Nachsicht für alle Gefühlsangelegenheiten, um es ihr gerade heraus zu sagen, sie zurückzuweisen. Prinz Philipp ließ sich anbeten; es schmeichelte seiner Eitelkeit, ihre Schönheit zog ihn an, und ihre Avancen schienen seinen männlichen Widerstand zu überwinden. Aber bis zum Bruch und zur Heirat kam es nicht. Der Fürst von Pleß erschien, die Hochzeit war vor der Tür — der Prinz hatte nicht gesprochen. Sie versuchte noch das Letzte und provozierte eine Explikation unter dem Vorwande: es müsse ihm ein Trost sein, sich einmal mit ihr auszusprechen. Aber: es wurde der Abschied! Der Prinz blieb dann Zeuge der Hochzeit, um doch eine etwas gedrückte, zurückgezogene Haltung zur Schau zu tragen, während sie ihre Rolle mit dem größten äußerlichen Mut und Fassung durchführte und kein zerrissenes Herz sehen ließ. Nur mit einer Taktlosigkeit schloß sie ab: beim Kranzabtanzen wußte sie diesen ganz ostensibel, geflissentlich, zuerst Natzmer und dann der alten, für ihn enthusiasmierten K.[1]) zuzuschanzen, so daß sie als ungleiches Paar auftreten mußten.

Später sahen wir sie nur einigemal in dem Strudel des Vergnügensuchens, des Tanzens (was sie in der ersten Jugend nie tat) in Berlin wieder, bedeckt mit Juwelen und Schmuck, obgleich ihr Land (sie war indessen [Dez. 1818] Herzogin von Köthen geworden) stets bankerott war und es durch ihren Train noch mehr

---

[1]) Fräulein v. Kamecke, vgl. o. S. 75.





wurde. Dann machte sie große Reisen, warf sich in ernstere Bestrebungen und trat endlich, samt ihrem Gemahl, in Paris unter dem Einfluß des bekannten Lamennais[1]) zur katholischen Kirche über.[2]) Dies war wohl die erste Veranlassung, die den seligen König zu harten Aussprüchen über diese Konfession überhaupt und diesen Übertritt hinriß, vielleicht der erste öffentliche Schritt in den großen konfessionellen Wirren, denen wir noch heute hingegeben sind.

Ihren Bruder, Graf Brandenburg,[3]) sah man damals schon ungefähr ebenso auftreten, wie er als Ministerpräsident später, teils so ruhmvoll, teils so traurig geendet hat.[4]) Ernst, ruhig, aber mehr indifferent, hatte er seine eigene Position so gewiß unbekümmert um andere Menschen inne, behandelte die Dinge meist so, als müssen sie sich von selbst verstehen, als verlohne es nicht der Mühe, den Finger darum zu rühren. Er war fähig, alle Lustigkeit der Jugend und später ein sehr geselliges, zerstreutes Leben zu teilen, ohne daß man ihm das geringste Interesse dafür anmerken konnte.

Als Militär soll er sich im Kriege ganz tüchtig benommen haben und war in eine Gesellschaft geistreicher Militärs geraten, wie Schack, die Röders u. a., die ihn außerordentlich hochstellten, einen künftigen Seydlitz in ihm sahen und dazu beitrugen, sein Selbstgefühl zu einer bedeutenden Höhe zu steigern. Ob er auf seine Geburt stolz war, oder das Gegenteil, ließ sich nicht recht erkennen. Für das erstere hatte er zu wenig absichtlich Hervortretendes und gegen letzteres sprach seine Gewohnheit, von seinem Vater zu sprechen und den Prinzen Wilhelm-Bruder[5]) unverhohlen „du“ zu

---

[1]) Hugues Félicité Robert de Lamennais (1782—1854), einflußreicher französischer Schriftsteller, erst päpstlich und royalistisch gesinnt, später Verfechter der Revolution und Demokratie; verfaßte die paroles d'un croyant (1834).

[2]) Am 24. Oktober 1825.

[3]) Vgl. o. S. 76, Anm. 2.

[4]) Über seinen Tod bald nach seiner Mission nach Warschau (am 6. Nov. 1850) vgl. v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. II, S. 31 f.

[5]) Jüngster Bruder Friedrich Wilhelms III.; (o. S. 66, Anm. 2); vgl. Stammtafel II.





nennen. Im ganzen kann man ihn wohl als einen durchaus edlen Charakter bezeichnen, der nach höherer Lebensauffassung strebte. Sein Herz war damals etwas für Prinzeß Charlotte entflammt; ihre Abreise, ihr Schicksal bewegten ihn, soviel als es sich bei ihm überhaupt bemerken ließ, und die Beschäftigung damit führte ihn zuerst in eine Art von Intimität mit Fräulein Mathilde v. Massenbach, die, mit ihr und Prinzeß Friederike zum Teil erzogen, ihnen eine treue Freundin durchs Leben geblieben ist, und deren frisches, heiteres Naturell eine glückliche Ehe mit ihm durchzuführen imstande war.

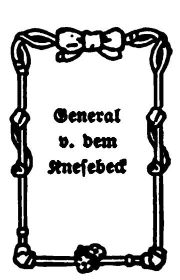
Nun bleibt aus diesem fürstlichen Jugendkreise noch Natzmer[1]) zu erwähnen; als Page bei Köng Friedrich Wilhelm II., als Offizier in Potsdam, Jugendfreund des Prinzen Wilhelm und Flügeladjutant des Königs, hat er stets in den Hofkreisen eine anerkannte Geltung genossen und ist namentlich vom hochseligen König immer als eine Art Favorit behandelt worden. Ob er als Militär besonders ausgezeichnet war, weiß ich nicht, hörte aber nie das Gegenteil, und im ganzen hat er seinen Stellungen immer mit Würde und Anerkennung genügt. Er war eine Art Favorit aller Fürstlichkeiten, ein Herzensbezwinger, wie es nur je einen gab; kaum eine junge Prinzessin oder Hofdame gab es, die nicht dem Schicksal erlag, einmal für ihn bewegt zu sein, und manche sehr. Seine Haupt-Lebenspassion blieb wohl die Gräfin Brandenburg, doch verschmähte er es nicht, auch die anderen am seidenen Faden zu halten. Dies alles gab ihm natürlich ein besonderes Selbstgefühl, um nicht Suffisance zu sagen, mit der er die übrige Menschheit etwas übersehend behandelte. Man fragte sich auch immer, womit diese große Präponderanz gerechtfertigt sei? Weder schön, noch ausgezeichnet, noch sehr liebenswürdig, hatte er nur ein „brevet d'élégance", dem man nicht widersprechen konnte.

Damals war er ein sehr junger General, an der Spitze der ausgezeichnetsten Grenadier-Regimenter der Armee, die in die

[1]) General v. Natzmer (1782—1861). Vgl. o. S. 59, Anm. 2.



Garde aufgenommen wurden, die er aber nicht im Kriege geführt hatte, sondern die erst ihrem ausgezeichneten, tapferen Führer, General Hiller[1]), genommen wurden, um ihn damit zu befördern. Man glaubte damals, daß er nur in jener Hof-Favoritschaft würde leben wollen und können, indessen zeigte er doch später, indem er seine Versetzung zur Beförderung betrieb, daß es ihm um eine wirklich leistende Tätigkeit und Karriere zu tun sei. Eine große Geduld und Ausdauer in bedeutenden körperlichen Leiden haben dann seinem Alter eine wohlwollende, freundliche, ja heitere Liebenswürdigkeit gegeben, die ich seiner Jugend nie zugestehen konnte.



Häufig wurde auch noch in jenen Kreis der Generaladjutant des Königs, der bekannte General Knesebeck[2]), gezogen, eine daselbst sehr gern gesehene und geschätzte Persönlichkeit. Sein poetisches Talent überwog die ungeschickte, man möchte sagen, echt märkische Hülle, in der dieser bedeutende Mann auftrat. Er verschmähte es nicht, jene Talente zu den kleinen Scherzen jugendlicher Lustigkeit zu leihen, bei Bohnenfesten u. dgl., und ich sehe ihn noch in einer Schäferkleidung, rosa und weiß, mit uns allen umhertanzen. Aus dieser Zeit mochte wohl die Freundschaft stammen, die zwischen ihm und dem jetzigen König[3]) bis zu seinem Lebensende bestanden hat und ihn viele Jahre hindurch in dessen Gesellschaftskreise fesselte. Sie soll auch in sehr bedeutenden brieflichen Mitteilungen ihren Ausdruck gefunden haben. Durch jene Zeit, wo er als fast täglicher Gesellschafter in der kronprinzlichen Häuslichkeit lebte, war er in nähere Berührung mit meinem Mann getreten, und so wurden sie auch durch gemeinschaftliche Sorgen um die Richtung und Natur des Königs, sowie die dadurch bedingten Schicksale des Vaterlandes in den letzten Jahren verbunden.

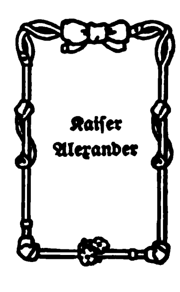
Der Schreck der Napoleonischen Rückkehr von der Insel Elba hatte zum Glück, wie bekannt, keine lange Dauer. Der Herbst 1815

[1]) Johann Friedrich August Hiller v. Gaertringen (geb. 1772), in den Befreiungskriegen ausgezeichnet, gest. als Generalleutnant.

[2]) General v. d. Knesebeck, später Feldmarschall (1768—1848). Vgl. o. S. 45, Anm. 5.

[3]) Friedrich Wilhelm IV.





brachte nach beendetem Friedensschluß endlich den lang erwarteten Kaiser Alexander mit einer ganzen Schar von Fürstlichkeiten nach Berlin, und dies kann man wohl als den ersten Anfang der vielen Besuchsreisen bezeichnen, mit denen in neuerer Zeit sich alle Potentaten überschütten. Der Kaiser Alexander war nicht mehr jung,[1]) aber es ging ihm der Ruf von Schönheit und Liebenswürdigkeit voran, der seine Jugend begleitet hatte. Ich fand ihn nicht schön, sondern sowohl in dieser Beziehung als in der des Auftretens gegen unseren König zurückstehend.

Dieser war gerade damals zu einem merkwürdigen Grad von Schönheit und, wenn er wollte, königlicher Haltung gelangt, die man in seiner Jugend an ihm vermißt hatte. Der Kaiser stand auch noch in dem Stadium des Courmachens; man wußte, daß er an jedem Ort, wo er sich aufhielt, einen Gegenstand dazu fand. In Berlin machte er sich bei einer schönen, großen, blonden Hofdame liebenswürdig, indem er ihr Vertrauen gewann, und das Resultat seines Wohlwollens, welches sich mit dem des Königs verband, war eine, auch von Prinzeß Wilhelm protegierte, ungeeignete Heirat, die in späteren Jahren die unglücklichsten Folgen für zwei Familien hatte.

Zu jener Zeit war beim Kaiser auch, durch den Verkehr mit Frau v. Krüdener[2]), die mystisch-religiöse Richtung entstanden, die bekanntlich seine letzten Lebensjahre ausschließlich erfüllt hat, eine tiefe Melancholie nach sich ziehend, wie man sagte. Er führte in dieser Beziehung merkwürdige Unterhaltungen mit der Prinzeß Wilhelm, von denen sie uns bisweilen etwas mitteilte, bis auf eigentümliche Bekenntnisse in Beziehung auf seine häuslichen Verhältnisse.

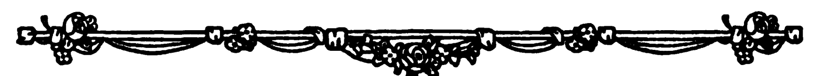
Seine Gemahlin[3]) hatte man schon früher auf der Durchreise gesehen; mit Resten großer Schönheit, übte sie einen besonderen

---

[1]) Geb. 23. Dezember 1777, regierte 1801—1825.

[2]) Juliane Freifrau v. Krüdener (1764—1824), bigotte Schwärmerin, die den Kaiser vor allem 1814—15, zur Zeit der Stiftung der Heiligen Allianz, beeinflußt hat.

[3]) Elisabeth, dritte Tochter Karl Ludwigs von Baden, mit Alexander seit 1793 vermählt, gest. 1826.





Die Großfürsten

Zauber durch den Glockenton ihrer Stimme aus, und auch auf ihrem Wesen lag ein tief-melancholischer Zug, was bei beiden wohl auf gemeinsame, tiefgehende Lebensbegebenheiten schließen ließ. Die Kaiserin-Mutter [1]) sah ich nicht mehr, die so lange als eine bedeutende Autorität in Familiensachen, sie mochten ihr nah oder fern stehen, galt.

Damals gab es zuerst das Schauspiel jener großen Paraden, welche die Monarchen selbst zu Ehren ihrer Gäste kommandieren, während die Letzteren dann als Kommandeure ihre Regimenter vorbeiführen; aber auch dies mit einer gewissen Stille und Einfachheit. Mochte es noch neu und nicht so bekannt gemacht sein, genug, es war nicht zu vergleichen mit dem Wesen und Lärm, den diese vielgesehenen Schauspiele jetzt noch jedesmal erregen; kein Vergleich mit dem Glanz der Suiten, der Fremden, der Orden, die sie jetzt so anziehend für die Neugier von jung und alt gestalten. Es gibt wohl keine Sache, kein Lebensverhältnis, das sich nicht seit jener Zeit so ungeheuer gesteigert hätte, daß man sich immer fragen möchte: wohin kann, wohin soll dies führen? —

Mit dem Kaiser erschienen auch die beiden jungen Großfürsten Nikolaus [2]) und Michael [3]); der erste wurde mit Prinzeß Charlotte verlobt: ein schöner, wohlerzogener junger Mann, in dessen Wesen etwas Wohlwollend-Gutmütiges lag; aber er machte noch nicht den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit, und seinem schönen Gesicht fehlte der Ausdruck. Man sandte ihn denn auch in Europa umher, um seine Erziehung zu vollenden, doch man sagte allgemein nach seiner Rückkehr: dies habe in ihm wenig Interesse zu erwecken vermocht, er habe stets nach Rußland zurückgedrängt; ein Beweis, wie erst Leben und Schicksal den Geist und Charakter entwickeln können.

---

[1]) Maria Feodorowna (Sophie Dorothee Auguste, Prinzessin von Württemberg, 1759—1828), zweite Gemahlin Pauls I.

[2]) Der spätere Kaiser Nikolaus I., geb. Juli 1796, regierte 1825—1855, jüngerer Bruder Alexanders I. Seine Vermählung mit Prinzeß Charlotte fand am 13. Juli 1817 statt.

[3]) Großfürst Michael, gleichfalls jüngerer Bruder Nikolaus' I. (1798 bis 1849).





Nachdem diese lebendige Zeit vorüber war, trat im allgemeinen eine Periode der Ruhe ein. Die inneren Verhältnisse des Vaterlandes mußten nun in ihrer geänderten und vergrößerten Gestalt fast neu begründet werden. Das „Wie“ hatte man noch zu erwarten, und die Kritik mußte so lange schweigen, bis sie wieder Stoff fand, was auch nicht lange ausblieb. Das Leben am Prinz Wilhelmschen Hofe kehrte ganz in denselben abgeschlossenen Kreis zurück, in dem es sich mit denselben Stunden, denselben Gewohnheiten von seinem Beginn im Anfang dieses Jahrhunderts an, bis zum Lebensende beider Herrschaften erhalten hat, wenig belebt durch Verkehr mit anderen Menschen, die meist nur aus Pflicht in ziemlich steifer Weise mittags empfangen wurden. Die lebendigeren Beziehungen der Prinzeß mußten mehr wie je in den wenigen, ihr zu Gebote stehenden Stunden erhalten werden. Man freute sich daher, wenn die häufige Anwesenheit des Prinzen Louis [1]), zweiten Bruders der Prinzeß, etwas mehr Stoff und Lebendigkeit in die Unterhaltung brachte. Er war der einzige der Hessen-Homburger Prinzen, der damals in preußischen Diensten stand, auch der einzige Häßliche von ihnen, ziemlich sonderbar, aber durchaus wohlerzogen und gewissermaßen fein ausgebildet.

Es fehlte dem Prinzen Wilhelm [2]) nicht an Sinn für Freundschaft, und er hat mit großer Treue die Verbindungen seiner Jugend bis zu seinem Lebensende festgehalten; nur wiesen sie sich ziemlich bunt aus, da ungefähr derselbe Grad der Freundschaft vorwaltete für eine edle, fromme Seele wie Graf Stolberg, einen eleganten, etwas nach höchster Gunst strebenden Militär wie Herr v. Natzmer und einen zwar rechtlichen, aber ganz französisch-feinen homme de cour wie Graf Pourtalès [3]). Auch fürstliche Freunde ließen

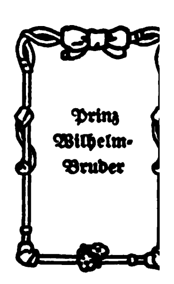
[1]) Ludwig Wilhelm Friedrich (1770—1839), preußischer General der Infanterie und Gouverneur von Luxemburg, Landgraf von Hessen-Homburg 1829—39.

[2]) Prinz Wilhelm, Bruder des Königs (1783—1851). Vgl. Stammtafel L.

[3]) Friedrich Graf v. Pourtalès (1779—1861), zuletzt preußischer Wirklicher Geheimer Rat und Oberzeremonienmeister.



bisweilen ein, so z. B. der schöne Prinz Leopold von Koburg[1]), der nach England ging, die dortige Thronerbin zu heiraten, damals etwas blasiert-melancholisch, mehr mit dem Anstrich eines Opfers als eines glücklich befriedigten Ehrgeizes.



Doch waren dies alles die Ausnahmen, das Leben verfloß im ganzen abgeschlossen und eintönig. Durch das Innere desselben ging wohl ein leiser, wenn auch unausgesprochener Grundton der Opposition gegen den König, dessen Hof und Umgebung. Wenn einmal etwas aus dem äußeren politischen und sozialen Leben erzählt wurde, fühlte man eine tadelnde Auffassung und eine gewisse Bitterkeit durch. Der gegenseitige Verkehr beschränkte sich also auch auf Sonntagsdiners und die außergewöhnlichen Gelegenheiten, und ich glaube, man konnte die Worte zählen, die der Prinz dabei mit seinem Bruder wechselte, während die Prinzeß in einem äußerlich guten Verhältnis blieb und sich gewöhnlich ziemlich lebendig mit ihm zu unterhalten wußte.

Es war wohl begreiflich, daß die ganze tatenlose, besitzlose, abhängige Existenz seiner Familie für den Prinzen viel Drückendes haben mußte, wenn auch mit großer Liberalität für sie gesorgt wurde. Ob die größere Schuld in dem Mangel an Fürsorge des Königs Friedrich Wilhelm II. für seine jüngeren Kinder lag, oder an der Eigentümlichkeit seines Nachfolgers, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hatte seinerzeit in Preußen und später die ganze Partei des Tugendbundes sich sehr an den Prinzen und die Prinzeß gemacht; im Ärger über die scheinbare Regungslosigkeit und Apathie des Königs suchte man edle, patriotische Regungen des Prinzen, die vielleicht mit nicht viel praktischen Kenntnissen verbunden waren, auszubeuten und hervorzuheben: ja manche Geister gingen in ihrem Fördereifer sogar so weit, Pläne zu schmieden, die ihn an die Stelle des Königs setzen wollten.[2]) War er nun auch

[1]) Leopold Georg Christian Friedrich (1790—1865), schon November 1817 Witwer (seine Gemahlin Charlotte, Prinzessin von Großbritannien, Tochter Georgs [IV.]).

[2]) Vgl. hierzu auch Marwitz, a. a. O., I, S. 374, 525 ff.





ganz gewiß unfähig, auf solche Ideen und Pläne einzugehen, so mußten sie doch sein Selbstgefühl sehr erhöhen, sein dunkles Fortleben erschweren. Auch im Kriege hatte er sich einen bedeutenden Ruf erworben durch seinen Eifer und die unerschrockenste Tapferkeit, und dadurch eine militärische Stellung errungen, die man ihm ursprünglich nicht gegeben, weil, wie man sagte, der König ihn bei früheren Versuchen des Kommandierens von Manövern wenig auf dem Platz gefunden hatte. Begleitete ihn jetzt mehr Glück, gute Hilfe, oder mehr hervorgetretenes Talent (und das letztere möchte ich bezweifeln), genug, er kehrte unter die Zahl der ausgezeichneten höheren Offiziere zurück, ohne eine tätige Stellung im Militär festgehalten zu haben, sei es mit, sei es ohne seine Schuld.

Dagegen kontrastierte allerdings sehr die Stellung, welche des Königs Schwager, Herzog Karl von Mecklenburg[1]) sich bei ihm als tägliches Glied seines Familienkreises nach und nach, Chef des Gardekorps, sowie später in die höchsten Staatsangelegenheiten verwebt, zu verschaffen gewußt hatte, obgleich le début de sa carrière im Jahre 1806 als Fürst und preußischer Militär wahrlich kein brillanter war. Wir erlebten es selbst, daß unter dem Prätext einer Kontusion von Auerstädt nach Strelitz zurückgekehrt, (er ging aber alle Tage ganz munter spazieren), er den ersten dorthin kommenden französischen General ganz ruhig erwartete, um sich in volle Uniform zu setzen und ihm seinen Degen zu überliefern;[2]) alles unter dem Vorwande, seinen Vater und das Ländchen damit zu retten. Ein unleugbar bedeutendes Talent, ein brennender Ehrgeiz, und genug Charakter, um beides zu unterstützen, führte ihn indessen dahin, diesen Fehler, gleich mit dem Beginn des Jahres 1813 durch ausgezeichnete Tapferkeit und militärische Führung zu sühnen, und befähigte ihn jedenfalls zu der bedeutenden Stellung, die er bis zu seinem Lebensende einnahm.

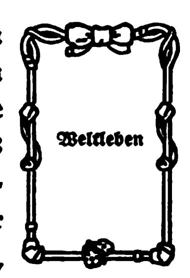
Beliebt war er damals aber gar nicht. Er hatte etwas Gesuchtes und Dämonisches in seinem Verstande; seinem Charakter

[1]) Vgl. o. S. 60, Anm. 1.

[2]) Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 307—309.



traute man nicht; der Ehrgeiz für seine Person galt als sein hervorstechendster Zug; seine Bemühungen, sich in höchster Gunst zu erhalten, entbehrten des Charakters, auch einmal gegen das leitende Prinzip auftreten zu können, selbst wenn Wahrheit und Ehre es erfordert hätten. So konnte es nicht fehlen, daß sich etwas Intrigantes in ihm verkörperte, und doch schloß er seine Augen unter allgemeinem Bedauern als tüchtiger Führer und Geschäftsmann, und selbst als sorgender, sich lebendig interessierender Beschützer seiner Untergebenen; ein Beweis, wie viele entgegenstehende Seiten sich in einem menschlichen Charakter vereinigen können, wie vieles auch spätere Jahre von den scharfen Zügen der Jugend zu mildern vermögen.



Teils wohl um sich angenehm zu machen, teils aus eigenem Geschmack, trat er vorzugsweise als Beförderer von des Königs in Paris gewonnener Theaterpassion auf; und da erlebte man zum erstenmal, daß ein Tänzerpaar, welches man von dort hatte kommen lassen, um zu gastieren und unser altes Ballet etwas aufzufrischen, zu einem Frühstück auf dem Schloß beim Großherzog von Strelitz mit dem ganzen Hofe eingeladen wurde. Es dejeunierte mit uns allen en rang, was dem Hof Gelegenheit bot, sich mit ihm zu unterhalten und etwas vortanzen zu lassen. Dazu wollte die böse Welt behaupten, die Dame habe nur zur Reise den Namen des Mannes angenommen, um etwas schicklicher mit ihm auftreten zu können.

Das Weltleben damaliger Zeit erscheint meiner Erinnerung als ein ziemlich dürftiges und trockenes. Berlin hat seit dem Kriege in der sogenannten Welt an dem Mangel von vornehmen Familien gelitten, die dort aus eigner Wahl lebten, sei es durch gesellige Familien- oder intellektuelle Interessen dahin gezogen. Die Hofgesellschaften bestanden also meist aus Angestellten, sowohl Zivil, als Militär, wenigen Fremden, und den auswärtigen Diplomaten, alle einem beständigen Wechsel unterworfen. Häufig traten Menschen darin auf, die sich selbst keineswegs zu Hause oder passend darin fanden, und nur aus Pflicht oder Neugier erschienen. Die Kreise



Entstehende Bureaukratie

mußten der vielen Angestellten wegen, welche überhaupt in dieser Zeit anfingen eine andere Stellung einzunehmen als früher, weiter gezogen werden; die Sitte ergriff zuerst Platz, bei großen Gelegenheiten, die Offiziere korpsweise dazu zu kommandieren, und so dehnte sich alles weiter aus, als man es früher gewohnt war. Vor dem Kriege hatten wir zwar eine Menge Minister, keineswegs immer dem Adelsstand angehörend, die ein Haus machten, wenn sie wollten, es aber meist nicht taten, weil sie gar nicht so gestellt waren. Nach dem Kriege wurde die geringere Zahl so gestellt, daß sie ein Haus machen mußten, sie mochten sich darin gefallen oder nicht.

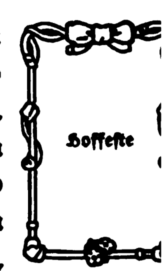
Die ganze erneuerte Organisation unsres so sehr vergrößerten Landes zog ein Heer von Beamten nach sich, deren Notwendigkeit oder Überfluß schon damals viel Kontroverse aufrief, und die den Stamm bildeten zu der vielfach angefeindeten Bureaukratie, die allerdings durch ihren kompakten, geschäftlichen Zusammenhang eine Art von Macht darstellt, deren Mißbrauch sich schwer entgegentreten läßt, weil sie andererseits unentbehrlich ist. Diesen Beamten wurde nun ein Rang beigelegt, sie erschienen bei Hofe, woran früher keiner dachte. Dies zog die Frauen nach sich, und so fing nach und nach der vergrößerte Kreis der gesellschaftlichen großen Welt an sich zu bilden, der in neuerer Zeit in die cohue[1]) von Tausenden ausgeartet ist, die jetzt mit dem Anspruch erscheinen, an jedem Hoffeste teilzunehmen.

Diplomaten und Fremde pflegten damals eine sehr exklusive Stellung einzunehmen, welche sie auch stets beizubehalten trachteten. Sie traten häufig mit einer Arroganz auf, die sie im allgemeinen nicht sehr genießbar und angenehm machte. In neuster Zeit, vor 1848, hatte sich dies sehr gemildert, und es gab unter ihnen viele, die gern mit den Inländern verkehrten. Damals fehlte es wohl an inländischen Häusern, die mit ihnen auf gleicher Stufe der Eleganz, des momentanen Reichtums und jener Äußerlichkeiten des Lebens gestanden hätten, auf welche die große Welt so viel Wert legt und bis zu einem gewissen Grade auch legen muß, wenn sie

[1]) d. h. Gewühl, zusammengelaufener Haufe.



eine große sein soll. Dazu scheint es mir, daß wir stets an einem sonderbaren Ungeschick in Rangverhältnissen laboriert haben. So lange ich denken kann, wurde darüber gestritten, dem einen zu viel, dem anderen zu wenig gegeben, und nie kam es zu einer gründlichen Entscheidung darüber, wie es eigentlich gehalten werden sollte und wobei die Unzufriedenen sich zu beruhigen hätten. Auch die großen Ehren, die man damals anfing allen kleinen Prinzen beizulegen, erregten nicht wenig Kritik, sie haben sich aber bis zur neuesten Zeit immer noch gesteigert.



Wollte man nun einmal aus dem Kreislauf der gewöhnlichen Bälle und Assembleen heraustreten, so war es wieder der Herzog Karl, der als Erfinder und Beförderer an die Spitze trat, und es ist nicht zu leugnen, daß er nicht nur mit viel Verstand und Erfindungsgabe, sondern auch mit wirklichem Sinn für Poesie dergleichen anzustellen wußte; z. B. das allbekannte große Fest der Lalla Rookh [1] bei der ersten Anwesenheit der Prinzeß Charlotte als Großfürstin in Berlin und das große bekannte Karussel oder Fest der weißen Rose [2] i. J. 1829 für die Kaiserin und die Vermählung des Prinzen Wilhelm, [3] gewissermaßen der Abschied ihrer Jugend von jenen Emblemen der weißen Rose, mit denen ihre Phantasie sie durch so manche Jahre ausgeschmückt hatte.

Die Couren und sogenannten Polonaisenbälle, wo nur diese und etwa ein Walzer getanzt wurde, die um zehn Uhr endeten, nachdem der Hof die Fremden gesehen und gesprochen und Präsentationen angenommen hatte, verschwanden nach und nach und machten

[1]) Die morgenländische Dichtung Lalla Rookh ist bekanntlich das vollendetste Werk des anglo-irischen Dichters Thomas Moore (1817). Nach ihr wurde am 27. Januar 1821 im kgl. Schlosse ein Maskenball veranstaltet. Vgl. Graf Brühl und Spiker, Darstellung des Festspiels Lalla Rookh, Berlin 1822. Auch Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O., I, S. 288f.

[2]) Vgl. die Schilderung des Festes bei Gräfin Elise v. Bernstorff II[4], S. 142ff. Die weiße Rose war das Emblem des Festes; blanche fleur hatte man die Gefeierte, Charlotte, Kaiserin von Rußland, früher in der kgl. Familie genannt.

[3]) Späteren Kaiser Wilhelms I., mit Prinzeß Marie Luise Auguste von Sachsen-Weimar.





drei bis vier déjeuners-dansants beim Könige Platz, auf denen einmal die Diplomaten und dann das Gros der Gesellschaft gesehen wurde. Die speziellere sogenannte Gesellschaft erschien außerdem zu kleinen Soireen, wo in den ungünstigen Räumen des Prinzessinnen-Palais[1]) ein Theater aufgeschlagen war, auf dem zuerst der Herzog Karl mit Personen aus der Gesellschaft aufzutreten pflegte. Er hatte eine Theaterpassion und vereinigte dazu ein nicht unbedeutendes Talent mit einem gesuchten Wesen. Am liebsten spielte er Teufel und maliziöse Figuren oder er verlor sich gar in französische Gesellschaftsrollen und wurde dann gräßlich, ohne daß man ihm schlechtes Spiel zuschreiben konnte. Im ganzen geriet es ziemlich dürftig, und so kam man nach und nach dahin, Schauspieler an die Stelle der Dilettanten treten zu lassen; ein Ballet schloß das Ganze: schrecklich so aus nächster Nähe anzusehen. Hieraus entstand der Übelstand einer persönlichen Bekanntschaft aller jungen Prinzen mit dieser Gesellschaft.

Den König delassierte[2]) es, sich von den Schauspielerinnen und Tänzerinnen etwas vorschwätzen zu lassen, es vertrieb ihm die Zeit, wenn er ermüdet war, aber es fiel niemand ein darum seinen Sitten einen ernsten Vorwurf zu machen. Immerhin gab es persönliche Bekanntschaften, welche dies zu kleinen Gunstbezeugungen und Geschenken exploitierten und es wurde die Einrichtung bei jenen kleinen Festen so getroffen, daß diese Damen nicht nur auf den Brettern erschienen. Man fand sie in irgend einem Nebenzimmer, wohin der König, die jungen Prinzen und einige dahin neigende Geister sich begaben, um sich mit ihnen zu unterhalten, wenn nicht gar der Herzog Karl, die Theater-Intendanten und einige Hofleute mit dieser Truppe soupierten. Was war natürlicher, als daß junge Leute erlaubt fanden, was ein so hochstehendes Beispiel ihnen vorzeigte, wie begreiflich, wenn bei ihnen die Folgen weitergingen als der Ernst des Charakters und der in dieser Beziehung feste Sinn des Königs diesen führte. Hier war es, wo Prinz

[1]) Unter den Linden, neben dem Palais des jetzigen Kronprinzen.

[2]) Délasser: die Müdigkeit benehmen, Erholung gewähren.



Adalbert[1]) die Bekanntschaft jener Demoiselle Elßler machte, die als seine Gemahlin endete.



Die einzigen, die niemals Geschmack daran äußerten, waren der Kronprinz und Prinz Wilhelm-Bruder. Der letztere vielleicht im Gefühl der äußeren Würde, die seinem Stande gebührte, an dem er mit großem Selbstgefühl hing, der erste wohl aus einer natürlichen, unschuldigen Sittlichkeit, die zu den besten Seiten seines Wesens gehört: mehr als aus Grundsatz, da er wie die meisten Menschen sich das, was ihn amüsiert, auch als erlaubt zurechtlegen weiß; aber es amüsierte ihn eben nicht.

Welches gerade der Zeitpunkt war, in dem sich dieser Teil des fürstlichen Gesellschaftslebens herausbildete, kann ich nicht mehr so genau bestimmen, ich möchte aber glauben, daß es erst nach der Heirat der Prinzeß Charlotte,[2]) selbst vielleicht der Herzogin von Dessau,[3]) nach und nach entstand, als der König sich mit seinen jüngeren unerwachsenen Töchtern[4]) vielleicht isolierter, gelangweilter befand. Sonderbarerweise wußte er überhaupt nicht so recht mit seinen Kindern zu leben. Die Töchter mußten wohl immer um ihn sein; ob es aber je zu einem recht vertraulichen Wesen zwischen ihnen kam, weiß ich nicht und möchte es bezweifeln. Mit den Söhnen verkehrte er aber noch weniger, und je erwachsener und selbständiger sie wurden, je geringer blieb der innere Zusammenhang ihres Lebens. So war auch seine Einwirkung auf deren moralische Entwicklung eine viel geringere, als man von einem auf so hoher sittlicher Stufe stehenden Christen hätte erwarten sollen; denn so läßt ihn der Überblick auf sein ganzes Leben und Sterben in unserer Erinnerung zurück.

---

[1]) Prinz Adalbert von Preußen, geb. 1811 (vgl. o. S. 62, Anm. 1), war seit 1850 morganatisch mit Therese Elßler (1808—1878) vermählt; sie erhielt den Namen einer Freifrau v. Barnim.

[2]) 13. Juli 1817.

[3]) 18. April 1818.

[4]) Alexandrine, geb. 1803 (spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin), und Luise, geb. 1808, spätere Prinzessin Friedrich der Niederlande.



Heirat der Prinzeß Charlotte

Die Heirat und Entfernung der Prinzeß Charlotte war eine Begebenheit, die mit der allgemeinsten Teilnahme begleitet wurde.[1]) Ihr selbst fiel die Trennung ungemein schwer, und die älteste Tochter der idealen, verehrten Königin in jenes unwirtliche, kalte und halbzivilisierte Land ziehen zu sehen, machte fast den Eindruck einer Verbannung. Man hatte keinen sehr gemütlichen Begriff von den dortigen Familienverhältnissen, man kannte nur den herrschsüchtigen Charakter der Kaiserin-Mutter, die es liebte, ihre Familie soviel wie möglich in Abhängigkeit zu erhalten, ihr Mißverhältnis zur regierenden Kaiserin, den eigentümlichen Charakter des Großfürsten Konstantin[2]), der so leicht berufen sein konnte, auch noch ihr Beherrscher zu werden, wogegen sie nur in der Freundschaft des Kaisers Alexander ihre Stütze zu finden vermochte, da ihr Gemahl, noch unentwickelt und abhängig, damals nicht viel gewähren konnte; in einem Lande, wo man noch obenein mit der bekannten Verderbtheit der höheren Stände, namentlich der Petersburger Gesellschaft zu kämpfen hatte.

Dabei wurde auch unser Selbstgefühl sehr verletzt, indem wir die Tochter unseres großen Monarchen eine andere Religion, als die ihrer Väter, annehmen sahen, um einer Heirat willen!

Dies gehörte auch zu den besonderen Eigentümlichkeiten unseres seligen Königs, daß, eifriger Protestant, dem Katholizismus seiner inneren Natur nach feind, und gewiß unfähig, um des größten Vorteils willen irgend ein Glied seiner Familie in dieser Konfession erziehen zu lassen, er sich die Überzeugung geschafft hatte, zwischen dem Protestantismus und der griechischen Kirche beständen keine wesentlichen konfessionellen Unterschiede, sie wären nur in den äußeren Formen eines fremdartigen Gottesdienstes begründet, folglich bestünde

---

[1]) Vgl. die Aufzeichnungen der Gräfin Elise v. Bernstorff I, S. 219.

[2]) Konstantin Caesarewitsch Paulowitsch (1779—1831) war der zweite Sohn Kaiser Pauls, begleitete Alexander I. 1812/14, Vizekönig von Polen. 1820 vermählte er sich morganatisch mit einer polnischen Gräfin, verzichtete 1822 auf die Thronfolge, hielt diesen Verzicht 1825 zu gunsten seines jüngeren Bruders Nikolaus aufrecht. Ein tapferer Soldat, aber jähzornig und überaus streng. Er starb 1831 an der Cholera.



Russisches Wesen in Berlin

keine Differenz der Überzeugung zwischen der Möglichkeit, die eine für die andere zu verlassen. Lag dies nun blos in der Abwesenheit des ihm nachgerade wegen seiner vermehrten katholischen Untertanen unbequem werdenden Papstes, in der beibehaltenen Priesterehe, oder in einer Annäherung der Lehre von der Prädestination an die der Rechtfertigung durch den Glauben, genug, es war da, es verursachte ihm, wie es schien, keine Skrupel, seine Tochter in diese fremdartige Kirche eintreten zu sehen, und rief sogar eine Art Vorliebe für diesen Gottesdienst hervor.

Für die allerdings häufigen Eventualitäten russischer Besuche wurde sogar ein russischer Gottesdienst eingerichtet, russische Sänger kamen aus Petersburg, die, wenn sie keine Kirchenmusik zu besorgen hatten, eine grausame Tafelmusik beim Könige ausführten, zu deren Würdigung ein eigenes, nationales Ohr gehörte. Ein griechischer Pope ward angestellt, und ein paar goldgrundige Schirme mit Heiligenbildern verziert, wandelten gelegentlich jeden kleinen Saal zu einer griechischen Kapelle um, bis aus diesem Stamm die sogenannte russische Kolonie bei Potsdam[1]) mit ihren Holzhäusern und ihrer kleinen grüngekuppelten Kirche hervorging.

Überhaupt begann jetzt beim Könige eine Vorliebe für russisches Wesen äußerlich sichtbar zu werden.[2]) Auf seine erste Reise zu seiner Tochter folgten nach und nach die wiederholten Besuche ihrer Brüder. Rußland bildete gewissermaßen die erste Lebensschule, in die sie nach beendeter Erziehung gesendet wurden, und so pflegte man jedesmal etwas davon zurückzubringen, namentlich für das Militär, dem man die dortige große materielle Tüchtigkeit und strenge Disziplin zum Vorbild setzte. Ein gründliches Uniformwesen,[3]) große Regelrechtigkeit der Bewegungen waren von früherer Zeit an des Königs Lieblingsbeschäftigung gewesen, und so konnte es nicht fehlen, daß die Muster, die ihm dort darin vor Augen traten,

---

[1]) Nikolskoi.

[2]) Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 596 ff.

[3]) d. h. eine Überschätzung des Äußerlichen bei Montierungen usw. Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, besonders S. 380 ff.



Russischer Einfluß in militärischen Dingen

einen bedeutenden Eindruck auf ihn machten. Es sollte also vieles hier nachgeahmt werden: knappe und sehr saubere Kleidung, tausend kleine Uniformveränderungen bis zur Spielerei kamen daher; das Exerzier- und Paradewesen trat bedeutend in den Vordergrund.

Von seinen Söhnen war es vorzugsweise der Prinz von Preußen, der dasselbe entwickelte und bei seinem Emporsteigen in höhere militärische Chargen ins Leben zu rufen trachtete; Prinz Karl desgleichen, insofern es seinem despotischen Charakter zusagte, weniger aus irgend einem Interesse für die Sache: und so konnte es nicht fehlen, daß sich andererseits wieder die größte Opposition dagegen erhob. Alles was auf Geist Anspruch machte, tadelte es, daß man das Wesen und den Geist um des Äußeren und der Form willen hintenan setze; tausend kleine Geschichten darüber wurden exploitiert, die Beförderungen, die nicht immer aus den geistigsten Regionen hervorgingen, scharf beurteilt: genug, man vergaß wohl von beiden Seiten, wie immer, daß man das eine tun muß, und das andere nicht lassen, daß weder die dürre materielle Praktik alles leistet, noch der hochstrebendste Geist darum auch stets für alle Lebensverhältnisse brauchbar ist.

So entstand grade das Gegenteil von dem, was der König wünschte: es entwickelte sich eine Abneigung gegen Rußland und russisches Wesen bis zum Vergessen der Dienste, die sie uns doch unleugbar geleistet und des Dankes, den man ihnen dafür schuldete, während sein und der beiden aufeinanderfolgenden Kaiser[1]) Bestreben auf die innigste Vereinigung beider Länder gerichtet war. Der durchgehende Faden von des seligen Königs Politik bestand bekanntlich stets in einem Festhalten an der heiligen Allianz,[2]) oder wenigstens an dem Bunde der drei mitteleuropäischen Großmächte, da man bald sah, daß auf England als natürlichen Mitkämpfer gegen das stets als Erbfeind betrachtete Frankreich nicht immer zu bauen sei, und da im Verhältnis zu Rußland die Interessen-Kollisionen, die stets zwischen uns und Österreich bestehen werden,

[1]) Alexander I. (regierte 1801—1825), Nikolaus I. (1825—1855).

[2]) Vgl. über ihre Stiftung Treitschke, Deutsche Geschichte I, S. 789 ff.



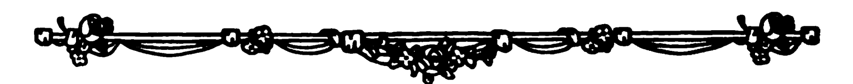
der Lage nach mehr wegfielen. So begreift es sich, daß Neigung und Überzeugung beim König in diesem Punkte zusammentrafen. Man wußte aber nicht genug über jenes Uniformwesen zu räsonnieren und ging unter anderem auch soweit, die sehr zweckmäßige Veränderung damit in Verbindung zu bringen, die für die Amtstracht unserer Geistlichen angeordnet wurde. Sie erhielten anstatt der kleinen Küstermäntelchen und dreieckigen Hüte, die sie nicht mehr aufsetzten, und die wenigstens in Dörfern und kleinen Städten zu einer sehr wenig geistlichen Außenseite geführt hatten, ihre jetzige Talare und Baretts und dadurch eine würdige und anständige Erscheinung.



Des Königs Neigung, sich mit religiösen Dingen zu beschäftigen, füllte einen großen Teil seiner letzten Lebensjahre aus.[1]) Es folgten nun so manche Bestrebungen zur Hebung des Gottesdienstes, zur Herstellung einer größeren Gleichmäßigkeit in demselben, einer festeren Ordnung der kirchlichen Sachen, was auch wohl alles durch Notwendigkeit bedingt war, da die letzte Zeit des vorigen, sowie der Beginn dieses Jahrhunderts, ohne Frage eine große Lockerung geistlicher Disziplin nach sich gezogen hatte, und eine gewisse ordinäre Nonchalance namentlich in ländlichen Gottesdiensten auffallen mußte. Zuerst kam es zu einer Bearbeitung der Gesangbücher, aus der das sogenannte Berliner Gesangbuch hervorging, das gewiß viele recht schlechte Gesangbücher verdrängt, andererseits aber auch ohne Not manche alte Kernlieder umgestaltet und verflacht hat.

Beiläufig will ich noch erwähnen, daß in dieser Zeit überhaupt die Kommissionen', um Dinge zu bearbeiten, in Aufnahme kamen. Es gab militärische Kommissionen für Reglements, für Uniformen, Kommissionen für Verfassung, für Finanzen, für innere Einrichtungen, und es lag wohl in des Königs Weise, teils in seinem Gerechtigkeitssinn, teils in einem gewissen Mißtrauen in seine eigene Einsicht, (obgleich sie anerkanntermaßen größer war, als die der meisten

[1]) Vgl. hierzu Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III. Bd. I², S. 153ff., 197, 292ff., III¹, S. 291ff., III², S. 3—235.





Personen, denen er Vertrauen schenkte), daß er gern über alle Gegenstände mehrere Ansichten hören mochte. Was diese Art Dinge ins Leben zu rufen geleistet hat, steht mir natürlich nicht zu, zu beurteilen; ich glaube aber, im allgemeinen werden Kommissionen immer nur etwas mäßiges hervorbringen, weil sie, um zu einem Resultat zu kommen, die Ansichten ihrer Glieder vermitteln müssen.

Die religiösen Sachen behielt sich indessen der König meist selbst vor, vielleicht in dem Gefühl, hierin fester zu sein als die meisten Geistlichen, welche sich in seiner Hauptstadt einen Ruf erworben hatten. Die Berufung von Strauß[1]) an den Dom war wohl der erste Schritt, der die später sogenannte pietistische Richtung anbahnte. In früherer Zeit waren die ihr angehörenden Geistlichen wenig bekannt geblieben, wie z. B. der alte Hermes[2]), zu dem ich oft die Prinzeß Wilhelm begleitete, und den ich stets sehr gern hörte; seine Zuhörer gehörten meist den niederen Ständen an, hatten einen herrenhutischen Anstrich und wurden „die Stillen im Lande" genannt. Schleiermacher war dem Könige und der Prinzeß Wilhelm zu philosophisch; Theremin[3]), von der französischen Kirche zum Dom übergetreten, mit der ganzen Beredsamkeit der Schule jener Kirche ausgestattet, bewegte sich mehr in der Gefühlsregion als in den donnernden zerknirschenden Glaubenspredigten, die Strauß zuerst auf die Berliner Kanzeln brachte. Hanstein, dann Ribbeck, Neander[4]) und viele mochten wohl einen Anflug des Rationalismus an sich haben, dem der König es sich gewiß als Aufgabe setzte, entgegenzutreten; genug, außer Strauß hatte er

---

[1]) Oktober 1822. Vgl. über ihn Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O., II, S. 9ff., 19ff., 164f., 194f.

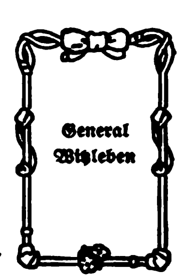
[2]) Vgl. Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O., I, S. 45f.

[3]) Franz Theremin (1780—1846), 1810 Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, Dezember 1814 Hof- und Domprediger. Seit 1839 zugleich Professor an der Universität; um die Ausbildung der Homiletik verdient. Seine Predigten erschienen in 10 Bänden, die meisten in wiederholten Auflagen.

[4]) Johann August Wilhelm Neander (David Mendel, 1789—1850) gehörte gerade der gefühlsmäßig-pietistischen Richtung an. Vgl. seine Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche (1826—1852, 11 Bde.).



sonderbarerweise nur einen militärischen Gefährten in seinen religiösen Bestrebungen, den durch seine lange Zeit einflußreiche Stellung bei ihm bekannten General Witzleben[1]).



Ohne Frage ein mit großen Gaben und Talenten ausgestatteter, vielseitiger Mann, dem nur der Mangel anhaftete, daß er Geschmack für Umgang mit gewöhnlichen und gemeinen Menschen besaß, was in seiner Stellung als langjähriger, vortragender Chef des Militärkabinetts, als Organ vieler Zivilgeschäfte, als späterer Kriegsminister sehr große Übelstände durch die Gegenstände der Protektion, die sich an ihn drängten, nach sich zog.

Er besaß u. a. eine große Vorliebe für Musik, war derjenige, der den Kompositeur Spontini [1820] in seine viel angefochtene Stellung an der Spitze der Oper befördert und darin erhalten hatte, und durch dessen Vermittelung auch die Liturgie zustande kam. Der König wünschte mit ihrer Hilfe einen gleichartigen Gottesdienst durch das Land zu verbreiten, denn dieser war meist zu einer bloßen, oft schlechten und dürren Predigt herabgesunken; indessen erreichte die Liturgie nur im Dom von Berlin ihre Vollendung durch die Herstellung des Domchors, der jetzt eine so große musikalische Berühmtheit erlangt hat, und zu dem auch der General Witzleben die erste Anregung zu geben wußte.

Eine Lieblingsidee des Königs war bekanntlich die Union der lutherischen und reformierten Konfession.[2]) Wahrscheinlich hatte seine tiefe innere Abneigung gegen den Katholizismus ihm zuerst den Mangel an Einheit in der evangelischen Kirche vor Augen geführt; er hielt die Bekenntnisunterschiede nicht für bedeutend genug, um die Trennung zu motivieren: genug, in einer gemeinsamen

---

[1]) Job (Hiob) v. Witzleben (1783—1837), 1812 Major, nahm an den Befreiungskriegen mit Auszeichnung teil. 1817 Chef des Militärkabinets, 1818 Generaladjutant des Königs, 1831 Generalleutnant, 1833 Staats- und Kriegsminister. Persönlicher Freund Friedrich Wilhelms III., als solcher auch in kirchlichen Angelegenheiten (Abfassung der Agende) sehr einflußreich.

[2]) Vgl. hierüber Eylert, a. a. O., III, 2, S. 3—235, und Ernst Förster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche, 2 Bände 1907.





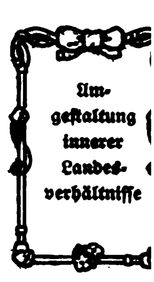
Agende sollte zuerst die Form der Vereinigung gefunden werden, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß jene Unterschiede sich nach und nach ausgleichen, sich gewissermaßen im Stillen darin bewegen würden. Natürlich erregten diese Verordnungen Tadel und Widerspruch; ein jeder möchte in geistlichen Sachen doch seine Freiheit bewahren, und so erschien das Beispiel des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin, die sich willig fanden, mit dem Hofe im Dom zum unierten Abendmahl zu gehen, als eine Prätension, indem man ihnen nicht zugestehen wollte, auch hierin als Vertreter der Stadt aufzutreten. Die Prinzessin Wilhelm, entschieden lutherischer Konfession, befand sich bei der Aufforderung zu dieser Feier in großem Zwiespalt, doch entschloß sie sich ihr zu folgen, weil der Prinz, von der Sache eingenommen, sich willig zeigte, mit ihr das Abendmahl zu nehmen, was er sonst nie zu tun pflegte. Uns zwei Hofdamen[1]) war freigestellt, nach eigenem Ermessen zu handeln, wir blieben aber Rebellen, und, wie ich glaube, die einzigen vom Hofe, die sich nicht an der Feier beteiligten: eigentlich nur aus Widerspruchsgeist gegen diese von oben angeregte heilige Handlung, denn als Reformierte hätten wir gewiß keinen Anstoß an der Agende nehmen können.

In der Geistlichkeit Berlins fand sich anfänglich auch viel Widerspruch; man gab dann aber Freiheit zu Modifikationen und kleinen Veränderungen der Agende; fast eine jede Kirche modelte sie sich auf ihre Weise, und so wurde zwar keine vollkommene Gleichmäßigkeit erzielt, aber nach und nach bewegte sich doch alles ziemlich in einer gleichartigen Form, und es entstand das äußere Bild einer allgemeinen Landeskirche. Es sollte anfänglich natürlich niemand gezwungen werden, die Agende anzunehmen, aber es fanden sich doch größere und kleinere Begünstigungen für diejenigen, die mit Gutwilligkeit oder gar Eifer an dem Fortgang der Union arbeiteten, kleine Zurücksetzungen und Schwierigkeiten für solche, die ihr entgegentraten.

---

[1]) Außer Karoline v. d. Marwitz Frl. v. Kalb.





Ich war bereits verheiratet, als es zu ihrer Einführung auf dem Lande kam. Man erhielt die Aufforderung, sich über ihre Annahme zu erklären. Der Prediger wußte nicht, was er damit machen sollte, es wurde also eine Art Kirchenversammlung der Gemeinde veranlaßt, ihr die Sache vorgetragen. Die Leute standen natürlich ébahis[1]), ebenso unschlüssig wie ihr Geistlicher. Mein Mann,[2]) dem eine glückliche Gabe der Rede und Überredungskunst beiwohnte, ergriff das Wort, sagte was zu sagen war, und schlug die Annahme vor, was auch im allgemeinen bejaht wurde: und so hatten wir die unierte Agende ohne viel Kenntnis und Kopfzerbrechen. Wahrscheinlich ist es im größten Teil des Landes ebenso zugegangen, und der König hoffte seinen Nachfolgern eine einige evangelische Kirche zu hinterlassen! —

In den inneren Verwaltungsangelegenheiten mochte es damals wohl noch ziemlich chaotisch hergehen, wenigstens hörte man viel Klage und Sorge. Die alten Verhältnisse waren angetastet und die großen Kriegsbegebenheiten dazwischen getreten, ehe etwas angeordnet werden konnte. — Nun hatten wir mit einem Male ein großes Land, aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt; die Aufgabe mußte äußerst schwierig sein, da ein jeder sein Recht und sein Wohl geachtet wissen wollte. Dazu waren auf dem Wiener Kongresse die Verfassungsversprechungen gegeben worden;[3]) einige kleine deutsche Länder[4]) hatten sich beeilt damit vorzugehen und wohl gezeigt, in welche Schwierigkeiten sie sich ohne viele segensreiche Erfolge[5]) dadurch verwickelten. Es existierten von den alten ständischen

---

[1]) Erstaunt, verdutzt.

[2]) Vgl. über ihn die Einleitung S. 6ff. Die hier geschilderte Szene wird sich auf Rochows Gut Reckahn im Havellande (eine Meile südlich von Brandenburg) abgespielt haben.

[3]) Vgl. Artikel 13 der Deutschen Bundesakte von 1815: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden."

[4]) Nassau (1814), Sachsen-Weimar (1816), Bayern und Baden (1818), Württemberg (1819), Hessen-Darmstadt (1820).

[5]) Hier, wie auch sonst, kommt die konservative Auffassung des Ministers v. Rochow zu Worte.





Verhältnissen noch manche Reste; die glaubte man zunächst beseitigen zu müssen; genug, es war zwar eine Verfassungskommission ernannt worden, was sie aber gearbeitet haben mochte, kam nie zutage, und so endete man vorerst mit dem Staatsrat, der damals sein Leben begann.[1]

Der Staatskanzler vereinigte noch in sich alle Branchen der Geschäfte, hatte also eine bedeutende Macht in Händen; leider klagte man aber allgemein über seine schlechten, selbst gemeinen Umgebungen, die ungeheure Unordnung, die bei ihm namentlich in Finanzsachen herrschte, und die große Verschwendung seiner Umgebung, den Wechsel zwischen Verschleppen und Liegenlassen der Geschäfte, das brutale Eingreifen in Verhältnisse, die unbequem wurden.[2]

Dagegen gab es wieder andere, die in dem jetzt neu auflebenden Verkehr, der lebendigen, regsamen Tätigkeit, die sich überall in Gewerbe, Handel, Kultur und Wissenschaft zu zeigen begann, einen heilsamen Fortschritt begrüßten und in dem Staatskanzler die Persönlichkeit sahen, welche fähig, solche größeren Gesichtspunkte aufzufassen, als solche doch an der Spitze unseres Staates in Ehren zu halten sei — ja, sie erwarteten von ihm, der jeder Art von Ansicht und Einfluß zugänglich war, das beste für die Schöpfung einer sogenannten „Konstitution".

Dem Könige mochte wohl die große Unordnung zuwider sein, die in dem Getreibe beim Staatskanzler lag, denn man suchte diesem nach und nach einzelne Dinge zu entziehen und sah sich nach Persönlichkeiten um, die zu selbständigen Ministern neben ihm geeignet schienen.[3] Nicht immer mit Glück. Namentlich machte man sich große Sorge um die Finanzsachen, denn die Schulden vermehrten sich trotz der großen französischen Kriegskontributionen, der Ruhe und den damit steigenden Einnahmen. Indessen zeigte der Erfolg nach kaum einem Jahrzehnt, daß wir die brillantesten Finanzen in

---

[1]) 1817. Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 678 u. ö.

[2]) Vgl. zu allem Folgenden Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. II—III.

[3]) Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 629 ff.



Europa hatten, wie man behaupten wollte, zu des Königs eigener größter Verwunderung.



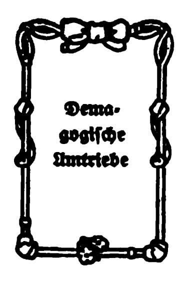
Das sonderbare Suchen nach geeigneten Persönlichkeiten für die Staatsämter brachte zu jener Zeit das unerhörte Faktum zutage, daß der an unserem Hof akkreditierte dänische Gesandte Graf Bernstorff[1]) mit einem Schritt aus diesem Posten in den unseres eigenen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten übertrat, ohne daß es anscheinend großen Widerspruch erregte. Eine vornehme Persönlichkeit, ein anerkannt edler Charakter, eine feine Bildung aus der Schule seines Onkels Stolberg und dahineinschlagende Richtung, eine große, heitere, liebenswürdige Familie, die sich sehr bald mit den einheimischen Familien und Verhältnissen assimilierte und eine Zeitlang ein hübsches, gastfreies Haus in Berlin bildete, mochte darüber hinwegführen. Nur vereinzelt hörte man die Ansicht,[2]) daß alles Gute, was darin liege, wenigstens einen Teil unserer Staatsleitung aus jenem verworrenen Treiben heraus in sachkundige Behandlung zu bringen — dennoch den Nachteil nicht aufwiegen könne, der darin läge, daß ein geborener Däne unmöglich das preußische Gefühl besäße, das man vor allem von einem preußischen Staatsmann verlangen müsse.

Die Erfahrung bestätigte diese Ansicht. Trotz seiner unleugbaren Vorzüge hat Bernstorff keine hervorragende Stelle in unserer Staatsgeschichte eingenommen, es auch nicht dahin gebracht, eine ordentliche Diplomatenschule bei uns zu bilden, obgleich unter ihm die Diplomatie als spezielle Karriere und die einschlägigen Examina zuerst in Aufnahme kamen. Es haftete ihm eine gewisse Trägheit an, und er gab sehr bald wieder das Vorrecht auf, dem Könige

[1]) Graf Christian Günther v. Bernstorff (1769—1835), 1797—1810 dänischer Minister des Auswärtigen, 1815 dänischer Gesandter beim Wiener Kongreß, dann in Berlin, 1818—1831 preußischer Minister des Auswärtigen. Er war ein entschiedener Gegner der Liberalen. Seine Gemahlin war Gräfin Elise v. Bernstorff, geborene Gräfin Dernath. Vgl. sein Bild in den Erinnerungen der Gräfin Elise v. Bernstorff, Bd. II (Titelbild).

[2]) Sie wurde z. B. von Marwitz ausgesprochen. Vgl. seine Aufzeichnungen a. a. O., I, S. 677 f.





persönlich Vortrag zu halten. In dieser Branche wie in allen anderen ging also nach wie vor alles durch den Staatskanzler, später durch den vortragenden Minister Graf Lottum,[1]) für den Rest von des Königs Leben, doch mußte die Aushülfe durch den Militär-Vortragenden in Anspruch genommen werden, weil dieser den König täglich sah, und so entstand die bedeutende Stellung, die General Witzleben so lange bei ihm ausfüllte.[2])

In den Jahren 1816—1818 wurden auch zum erstenmal die sogenannten demagogischen Umtriebe genannt: geschah es auf Veranlassung des bekannten Studentenfestes auf der Wartburg mit den dabei erfundenen deutschen Farben schwarz-rot-gold oder schon vorher, genug, es erschien die Sensation erregende Broschüre des Professor Schmalz[3]), welche dies Treiben denunzierte und auf die Gefahren aufmerksam machte, die den Regierungen daraus erwachsen müßten. Ob man sie höheren Orts als mit den eignen Anschauungen übereinstimmend aufnahm, und sie einigen Einfluß auf die jedenfalls jetzt eintretenden Maßregeln gegen diese Tendenzen hatte, muß ich dahingestellt sein lassen. Alle diejenigen, welche man jetzt ultrakonservativ nennen würde, nahmen Partei für dieselbe, während die strebenden Geister und solche, die am Ende keine Einsicht in solche Verhältnisse haben können, es äußerst ridikule fanden, daß man etwas Gefährliches in einem lustigen Studententreiben suchen wolle.

Namentlich trat Schleiermacher mit einer Broschüre[4]) dagegen

---

[1]) Vgl. o. S. 71, Anm. 4.

[2]) Kaiser Wilhelm I. soll später einmal geäußert haben: „Ich wünsche keinen Witzleben zu haben."

[3]) Theodor Anton Heinrich Schmalz (1760—1831), Professor der Rechts- und Staatswissenschaften, 1803 in Halle, seit 1810 in Berlin. Schmalz veröffentlichte 1815 eine gegen geheime Verbindungen und das neue Deutschtum gerichtete Schmähschrift: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik vom Jahre 1808." Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte II, S. 115 ff., III, S. 751 ff.

[4]) „F. Schleiermacher an den Herrn Geheimenrath Schmalz. Auch eine Rezension. Im November 1815." Mit dem Motto: Also nur mehr solcher Schriften. Abgedruckt in Schleiermachers Werken, 3. Abt. Bd. I (1846), S. 645 ff.



auf und schleuderte die Waffen des Witzes und Spottes in schärffster Form gegen die Furchtsamkeit seines Kollegen. Späterhin hätte er sie wohl nicht mehr geschrieben, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß Schmalz recht behielt,[1] und daß alle Mittel, welche man gegen dieses Treiben ergriffen hatte, wirkungslos geblieben sind.



Entstehung der konservativen und liberalen Parteien

Jedenfalls kam jetzt der Zwiespalt zwischen Konservativen und Liberalen zur Sprache. Für die ersteren traten allerlei Schriftsteller ins Leben, die mit Eifer studiert wurden, wie Hallers[2] „Restauration der Staatswissenschaften", Justus Mösers[3] „Patriotische Phantasien", Abt Montag u. dgl. — Man warf sich auf das Studium der Geschichte, um wieder eine tiefere Kenntnis der teils noch existierenden, teils verloren gegangenen Institutionen zu gewinnen. — Die andere Richtung bewegte sich mehr im Gebiete der Philosophie, in der Hegel jetzt hervortrat, und in wirklich geistreichen oder geistsuchenden Theorien. —

Damals fingen die Gemüter des Hofes und der Berliner Gesellschaft an, sich mit der Idee einer Wiederverheiratung des Königs zu beschäftigen, und zwar mit der Möglichkeit einer nicht standesgemäßen. Man war es stets von ihm gewohnt, daß er irgend eine kleine Kurmacherei in der Gesellschaft hatte. Ein hübsches, nicht zu bedeutendes Mädchen, womöglich etwas lustig und unbefangen geschwätzig, fand sich gewöhnlich vor, mit dem er eine Polonaise tanzte oder sich unterhielt bei Soupers an kleinen Tischen,

---

[1]) Diese Ansicht ist zweifellos unrichtig. Vgl. Treitschkes Deutsche Geschichte, a. a. O.

[2]) Karl Ludwig v. Haller (1768—1854), Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften an der Universität Bern, später in Paris, zuletzt in Solothurn, veröffentlichte 1816—1826 in sechs Bänden die „Restauration der Staatswissenschaften", das einflußreichste, systematische Hauptwerk der romantisch-reaktionären Staatstheorie.

[3]) Justus Mösers, des trefflichen osnabrückschen Staatsmanns, Historikers und Publizisten (1720—1794) „Patriotische Phantasien" waren schon 1774 erschienen. Sie behandeln in populärer Form anmutig zahlreiche praktische, religiöse und ästhetische Fragen.



Pläne der Wiedervermählung des Königs

die er vorzüglich liebte, weil er sich mit „toujours famille“ ennuyierte. Dies gab längst zu kleinen Bemerkungen Anlaß.

Unter anderem berührte das Auftreten der Tochter des Staatskanzlers unangenehm, der Gräfin Pappenheim[1]), die sich eben von ihrem Gemahl scheiden ließ, um den sich zuerst hier zeigenden bekannten Grafen Pückler[2]) zu heiraten, dem eine ältere Frau als Stufe zu dem bald erlangten Fürstentitel und des Schwiegervaters Freigebigkeit keine unannehmbare Gabe war. Sie erschien mit zwei Töchtern, von denen nur die ältere wirklich Gräfin Pappenheim war, die andere adoptiert, aber durchaus auf gleichem Fuß mit der sogenannten Schwester in allen Beziehungen auftretend und in die große Welt eingeführt, was für ein namenloses Wesen bisher noch eine unerhörte Sache gewesen war. Sehr hübsch und angenehm, gehörte sie zu den vorzüglichst vom Könige protegierten jungen Damen, und man war froh als sie, ohne nähere Beziehungen, wieder vom Schauplatz verschwand.

Dagegen erschienen nach und nach zwei Familien in Berlin, mit denen der König auf seinen jährlichen Badereisen in Teplitz zusammengetroffen war, und über die man sich zuraunen wollte, daß wirklich matrimoniale Ideen in Frage kämen, ohne jedoch irgend eine Sicherheit darüber zu gewinnen, inwieweit sie wirklich Platz gegriffen hatten, oder von welcher Seite sie vorzugsweise ausgegangen sein mochten.

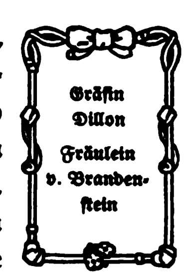
---

[1]) Anna Lucie Wilhelmine, geb. 1776, Tochter aus Hardenbergs erster Ehe mit der Gräfin Reventlow. Sie war zweimal vermählt, das erste Mal mit dem Grafen Karl Theodor Friedrich zu Pappenheim, das zweite Mal mit dem Fürsten Pückler; beide Ehen wurden geschieden.

[2]) Hermann Ludwig Heinrich Graf (1822 Fürst) v. Pückler-Muskau (1785—1871), nahm als Rittmeister seinen Abschied, machte große Reisen, kämpfte wieder in den Befreiungskriegen, schuf später nach englischem Muster den großartigen Park in Muskau. Er verheiratete sich am 9. Oktober 1817 mit der Reichsgräfin v. Pappenheim, machte, von ihr getrennt, abermals weit ausgedehnte Reisen, lebte ganz der Kunst und Literatur. Ein glänzender Schriftsteller, bekannt als literarischer Vorkämpfer des „jungen Deutschland“.



Die erste bestand aus dem französischen Grafen Dillon[1]), englischen Ursprungs, zu der bekannten, von der Königin Marie-Antoinette protegierten Familie gehörend, (wenn er nicht gar noch der vielgenannte Eduard Dillon selbst war), einer horriblen dicken Kreolin von Frau, und einem zarten, reizenden Wesen von Tochter, der man, obwohl sie nicht sehr hübsch war, um ihrer einfachen Liebenswürdigkeit willen von allen Prätendentinnen am ersten diese falsche Position verziehen hätte, wäre nicht der ausländische Anhang gewesen.



Die andere, eine Familie Brandenstein aus Mecklenburg (ich glaube der Vater war Minister dieses Landes), erschien etwas zahlreicher, und darunter eine sehr hübsche Tochter.[2]) Nach allem was man hörte, müssen wirklich Pourparlers über solche Verhältnisse stattgefunden haben; woran sie scheiterten, erfuhr man natürlich nicht, wenn auch eigene Geschichten darüber kursierten. Man wollte behaupten, der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz[3]), in einem verehrenden Kultus seiner verstorbenen schönen Schwester lebend, hätte ungern eine andere Fürstin an ihrer Stelle gesehen, und deshalb stets diese kleinen Velleitäten des verwitweten königlichen Herzens protegiert, einem Verhältnis das Wort geredet, das o wenig zur königlichen und fürstlichen Würde paßt. Der Großherzog selbst war dafür bekannt, neben vielen sehr guten, edlen Eigenschaften in solchen Beziehungen weniger edel und hochfühlend zu sein.

Von den beiden anderen persönlichen Vertrauten des Königs, Fürst Wittgenstein[4]) und Herr v. Schilden[5]), die ohne Frage darin gebraucht wurden, nahm man an, daß sie glaubten, auf diese Weise ihren persönlichen Einfluß fester bewahren zu können, als wenn

[1]) Wohl ein Sohn des Grafen Arthur Dillon (1750—1794), der auf den kleinen Antillen Gouverneur gewesen war.

[2]) Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 599, 688 f.

[3]) Georg Friedrich Karl, jüngerer Bruder der Königin Luise (1779 bis 1860), regierte seit 1816.

[4]) Vgl. o. S. 45, Anm. 1.

[5]) Vgl. o. S. 45, Anm. 2.



Scheitern der Heiratspläne

eine fremde Fürstin mit bedeutendem Anhange vielleicht größere Macht gewänne; bei Schilden brachte man auch noch eine bekannt-exaltierte Anbetung der seligen Königin in Rechnung, und alle drei wurden deshalb weder sehr günstig angesehen noch vorteilhaft beurteilt. Ich glaube, mit Unrecht, und möchte, nach allem was die spätere Zeit gelehrt hat, annehmen, daß der König selbst, in dem Wunsch nach Häuslichkeit, eine solche Ehe bequemer fand als mit einer Fürstin, die mehr äußerlich ausgestattete Formen mit sich brächte, mehr Rücksichten erfordert haben würde als eine junge Person, die, gewissermaßen sein Werkzeug, nur für ihn allein da sein sollte. Daß selbst eine solche eine königliche Existenz als Frau nie teilen könne, ohne an der äußeren Stellung mit teilzunehmen, mochte er wohl nicht vorher so berechnet haben als es die Erfahrung später zeigte.

Wieviel bei seinen Vertrauten der Wunsch, sich in spezieller Gunst zu erhalten, darauf eingewirkt haben mag, das Unpassende und Unglückliche in dieser Idee zu übersehen, muß ich dahingestellt sein lassen; jedenfalls kann ich auch nur annehmen, daß des Königs richtiger Sinn jene ersten Ideen wieder fallen ließ, weil er einen intriganten Familienanhang argwöhnte und weil er grade eine von jedem fremden Einfluß abgeschnittene Persönlichkeit suchte.

Dies beseitigte wohl ebenso die Erscheinung der Gräfin Ficquelmont[1]) mit ihrer Schwester, Gräfin Katherine Tiesenhausen[2]), die, wie es schien, um eine Badebekanntschaft zu exploitieren, nach Berlin kamen. Nebenher wollte letztere auch den vielgesuchten Prinzen Philipp von Homburg heiraten, und nahm später einen bedeutenden Platz im Hofhalt der Kaiserin von Rußland ein.

Ein kleines désappointement de coeur mußte der König zwischen dem allen auch noch erleben, da man wohl Ursache hat, anzunehmen, daß ein Entschluß in ihm, zugunsten einer jungen Hofdame[3]) seiner

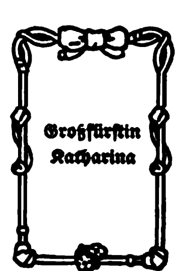
[1]) Dorothea, geb. 1804, Tochter des Grafen Ferdinand v. Tiesenhausen, kaiserlich russischen Flügeladjutanten (gest. 1805), vermählt mit dem russischen Staatsminister Karl Ludwig Grafen v. Ficquelmont (gest. 1857).

[2]) Geb. 1803, Hofdame der Kaiserin Charlotte von Rußland.

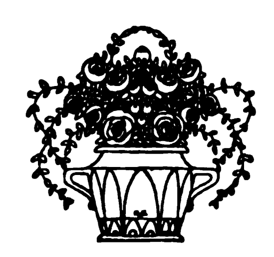
[3]) Fräulein v. Bergh, spätere Frau v. Prittwitz.

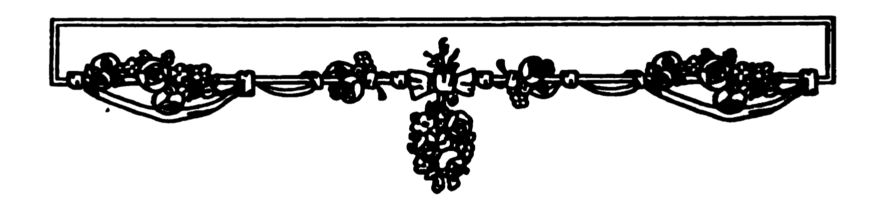


zweiten Tochter, nur durch ihre erklärte Verlobung mit einem seiner Adjutanten nicht zur Sprache kam. Wollte er standesgemäß heiraten, so hätte sich ihm, wie man sagt, sehr leicht dazu die Gelegenheit in der Person der Großfürstin Katharina[1]), die als Königin von Württemberg starb, dargeboten; eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit, die soviel Interessant-Entgegenkommendes an sich hatte, daß er sehr entschieden gegen eine solche Ehe sein mußte, um ihr zu widerstehen. War dies alles, wenn es sich auch später für ihn am glücklichsten gestaltete, auch ein Glück für seine Familie? Man möchte es bezweifeln und vielmehr glauben, daß eine Königin die Familienverhältnisse und den Hof mehr zusammengehalten hätte.



[1]) Katharina Pawlowna (1788–1819), Großfürstin von Rußland, verwitwete Prinzessin Peter von Holstein-Oldenburg, Januar 1816 mit dem Kronprinzen (bald darauf König) Wilhelm I. von Württemberg vermählt.





Drittes Kapitel.

Verheiratung 1818. Landleben.

Zu Beginn dieses Kapitels mag hier der Brief Platz finden, in dem Gustav v. Rochow seiner Mutter von seiner Verlobung Mitteilung macht.

Gustav v. Rochow an seine Mutter Karoline v. Fouqué [1]) in Nennhausen.

Berlin, den 20. März 1818.

Teure, liebe Mutter! Gottes weiser Leitung hatte ich, was mein Herz beschäftigte, ganz vertrauend hingegeben, alle fremden Einflüsse und Einmischungen verscheucht, ich selbst alle Absichtlichkeit von mir verbannt.

Gewiß also ist es Seine Stimme, die mich gestern hat über mein ganzes künftiges Leben bestimmen lassen. Gebt mir Euren Segen, teure Mutter, geliebter Großvater! und nehmt das höchst edle Mädchen, das mir gestern ihre Hand versprochen, als Eure Tochter auf! Mag sie zuweilen auch hart erscheinen, sie hat dennoch eine Seele und ein treffliches Herz.

Die Sache hat mich dennoch überrascht. Hätte ich meiner Absicht treu bleiben können, so hätte sich alles noch Wochen hintrainiert; wie es nun eigentlich sich zugetragen hat, weiß ich nicht; weiß nicht, was ich gesagt, was sie gesagt hat. Noch gestern nachmittag ging

[1]) Karoline Auguste Freifrau de la Motte-Fouqué, geborene v. Briest, geb. 1773 zu Nennhausen bei Rathenow, vermählte sich 1789 mit Gustav v. Rochows Vater, Friedrich Ehrenreich Adolph Ludwig v. Rochow (1770—1799) dann mit dem Dichter Fouqué; sie starb am 20. Juli 1831, durch zahlreiche Romane in weiteren Kreisen bekannt. Vgl. u. S. 113, Anm. 1.



ich um fünf Uhr aufs Schloß,[1]) ohne irgend eine bestimmte Absicht und fand Karoline allein. Als Gräfin Münster[2]) um sechs Uhr von der Voß kam, war die Sache schon richtig.



Der General Marwitz[3]) ist zufällig hier, fiel aus den Wolken; er wohnt bei Graf Itzenplitz[4]), und hat diesem im ersten Erstaunen die Sache kommuniziert, worauf dieser mich heute zu Tische lud, und sich erbietet, diese Zeilen morgen in Eure Hände zu besorgen.

Karoline wird Dir heute geschrieben haben; sie ist mehr angegriffen, als ich wirklich je vermutet habe. Es ist schon spät, ich schließe daher, und bitte nochmals um Euren Segen. Ich umarme alle. Gustav.

In dem folgenden Brief schildert Rochow die kurz darauf stattfindenden Feierlichkeiten anläßlich der Vermählung der Prinzessin Friederike (Tochter des verstorbenen Prinzen Louis, Bruder des Königs, und der Prinzessin Friederike, Schwester der Königin Luise) mit dem späteren Herzog Leopold von Anhalt-Dessau (18. April 1818).

Gustav v. Rochow an seine Mutter.

Berlin 20. April 1818.

... Vorgestern und gestern habe ich in lauter Festen zugebracht. Das Programm in den Zeitungen ist so ausführlich, daß ich mich auf die Details nicht einlassen mag und nur sagen will, daß es wahrhaft königliche und große Feste waren. Das einzig störende blieb das unordentliche Zudrängen der Zuschauer und die schlechte Traurede des Bischofs, die eigentlich gar keine Traurede zu nennen ist. Prinzeß war so hübsch, wie niemand sie je gesehen hat, freundlich und gerührt. Der König herrlich, edel, königlich, sah so weich und bewegt aus, überhaupt die ganze königliche Familie

---

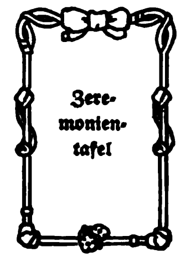
[1]) Karoline v. d. Marwitz wohnte im Schloß als Hofdame.

[2]) Gräfin Julie zu Münster-Meinhövel, Schwester der Braut, geb. 1789. Vgl. die Stammtafel II am Schluß.

[3]) Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz (1777—1837), damals Generalmajor.

[4]) Peter Ludwig Friedrich (1815 Graf) v. Itzenplitz, auf Cunersdorf und Behnitz im Havellande, gest. 1834. Landrat, später Staatsrat.





göttlich. Der Großfürst[1]) stach recht ab dagegen; er war in der Nacht angekommen und des Vormittags hatten wir ihn becouren müssen.

Die Zeremonientafel im Rittersaal, das Zeremonienspiel, waren recht groß. Schade, daß bei der ersteren der Monarch etwas unruhig war; der Champagner blieb zu lange aus, es inquietierte ihn, die Hofstaaten und die Generalleutnants so lange stehen und funktionieren zu sehen. An den Nebentafeln waren die Minister, das Corps diplomatique, sämtliche Hofstaaten, die Generale bis zu den Regimentskommandeuren, vom Zivil die Räte I. Klasse (wirkliche, geheime Ober-); ärgerlich war es mir, Männer wie den alten Quitzow[2]) und Graf Schulenburg-Altenhausen[3]) nicht unter den Geladenen zu sehen.

Karoline litt nicht, daß ich mich neben sie setzte; ich wählte Fräulein Kamecke[4]) zur Nachbarin. Der Fackeltanz würde sehr schön gewesen sein, hätte der größte Teil der Fackelträger nicht zu alltäglich ausgesehen, besonders Beyme[5]). Denke dir, daß ich zu Karoline's Desolation mit dem blassen Gröben[6]) die tête des ganzen cortége bilden mußte. Ingenheim gesellte sich zu mir. Die Zudringlichkeit des zuschauenden Plebs war so arg, daß ich, als wir von der Tafel wieder zur königlichen Zeremonientafel gingen, habe müssen mit dem Ellenbogen Platz machen, um meine Braut und ein paar andere Hofdamen durchzubringen; und endlich gar hatte sich ein Flegel bis an die Tür der fürstlichen Brautkammer hingedrängt, wo er zwischen den großen Hofchargen ruhig stehen blieb. Die Kostüme der Damen waren durchgehends schön, die

---

[1]) Konstantin, der Bruder Kaiser Alexanders I. (o. S. 92, Anm. 2).

[2]) Oberst v. Quitzow vom Regimente Reitzenstein-Kürassiere, starb pensioniert 1824.

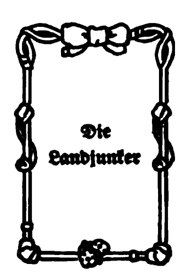
[3]) August Karl Jakob v. Schulenburg-Altenhausen, geb. 1764, Graf seit 1798.

[4]) Vgl. o. S. 75.

[5]) Karl Friedrich Graf v. Beyme. Vgl. o. S. 25, Anm. 2.

[6]) Wilhelm Ludwig Graf v. d. Gröben (1763—1829), 1810 Hofmarschall des Prinzen Wilhelm (Bruders des Königs), 1823 Oberburggraf des Königreichs Preußen.





sonderbarste war die der Kamecke, welche schon 1803 für Prinzeß Wilhelm gestickt worden war — dunkelgrün, mit goldenen Papageien. Reck[1]) meinte, was daraus entstehen würde, wenn die Tiere mit einem Male an zu schreien fingen und der edlen Besitzerin zuriefen: Racker, Racker! —

Gestern Abend nahm das junge Ehepaar Cour an in den Kammern der Königin Elisabeth-Christine[2]). Prinzeß gratulierte mir auch sehr freundlich. Der Polonäsenball war im weißen Saale. Der Tanz sah wegen der Schleppen der Damen magnifique aus. Die Dessauer Herrschaften bleiben bis zum 1. März, auch der Großfürst hat seine Abreise noch verschoben.

Karoline v. Rochow fährt fort:

Der Schluß des Jahres 1818 versetzte mich durch meine Heirat aus dieser Sphäre in ganz andere, verschiedene Umgebungen: in die der Landjunker und in einen ästhetisch gebildeten Kreis. Die ersten waren mir bis dahin ganz fremd geblieben, denn ich hatte zwar einen Teil meiner Kindheit und Jugend auf dem Lande verlebt, aber dort mit den Meinigen mehr wie Städter in einem Sommeraufenthalt existiert.[3]) Ich kann auch nicht sagen, daß sie mir in einer sehr liebenswürdigen Gestalt entgegentraten, sondern meist im materiellen Leben befangen, ihre Tätigkeit auf ihre Wirtschaft beschränkend.

Ihre Geselligkeit bestand in Zusammenkünften, bei denen mehr gegessen und besonders getrunken wurde, als ich je in meinem Leben gesehen hatte, um dann dem Spiel Karten und der Tabakspfeife Platz zu machen. Über dies Niveau erhoben sich nur diejenigen, die sich als Landräte, Kreisdeputierte oder aus speziellem Interesse um innere Kreis- und Provinzialangelegenheiten bekümmerten und ihre natürlichen Gaben durch einige Kenntnisse in diesem Fache mehr ausgebildet hatten. Doch glaube ich nicht, daß damals selbst

---

[1]) Wahrscheinlich der Kammerherr Frhr. v. d. Reck auf Segefeld im Havellande.

[2]) Gemahlin Friedrichs des Großen (1715—1797).

[3]) Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 72 f. u. ö.





diese Interessen sehr tiefgehend waren, wenigstens hörte man, daß ihre Kreisversammlungen ihre Hauptdauer aus einem guten Glase Wein und einigen Stunden am Spieltisch schöpften, wenn nicht gar irgend ein alter Suitier es dahin brachte, eine Bank aufzulegen.

Die Rochowsche Familie stand allerdings auf einem höheren Standpunkt; die Vettern meines Mannes trugen meist das Gepräge einer edlen Vornehmheit; merkwürdigerweise hatte ihr Leben sie aber nie aus diesen gewöhnlichen Kreisen herausgeführt, sondern sie höchstens mit den Potsdamer Offizieren verbunden. Sie zeigten auch nicht das Bedürfnis nach feinerem, gebildeterem Umgang; da sie sich aber doch jenes gewöhnlichere Wesen nicht zu nahe treten ließen, hatte im allgemeinen ihr Verkehr und ihre Haltung etwas sehr Steifes bekommen, was selbst junge und teilweis liebenswürdige, begabte Frauen nicht daraus zu bannen vermochten. Erst spätere Lebensjahre und Schicksale, die Ausbildung der Kinder, ein größerer Kontakt mit der Welt und ihren Beziehungen, bildeten den Geist und Charakter heraus, mit dem wenigstens einer von ihnen sich einen bedeutenden Ruf und Stellung in der Welt erworben hat.

In dem mütterlichen Hause meines Mannes, Nennhausen [1]), war die ästhetische Bildung und Richtung die vorherrschende, ohne doch die des Landjunkers ganz auszuschließen. Sein Großvater, Herr von Briest, gehörte seiner Lebensweise nach diesen an, jedoch in einem ausgezeichneteren Typus, denn er war als Geschäftsmann mit den Kreis- und Provinzialinteressen seit vielen Jahren verwebt und stand auch den höheren Kreisen innerer Politik nicht fern. Eine tiefere, etwas philosophische Bildung lag bei ihm zugrunde, und durch die zweite Heirat seiner Tochter (meiner Schwiegermutter) mit dem Dichter Fouqué [2]), bildete sich um ihn ein ästhetischer Kreis, welcher der Atmosphäre dieses Hauses vorzugsweise die Richtung gab.

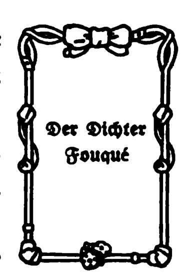
Fouqué hatte damals bereits den Höhepunkt seines literarischen Ruhmes überschritten. Es ging bedeutend abwärts mit ihm, und

---

[1]) Zwei Meilen östlich von Rathenow.

[2]) Vgl. o. S. 60, Anm. 2.



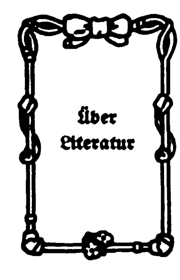


dieser Eindruck war nicht leicht zu überwinden. Eine bedeutende Phantasie, ein großes, natürliches Talent der Versifikation hatten ihn vielleicht zu weit fortgerissen; er hielt sich für unerschöpflich. Dies ist wohl niemand; und wenn auch in seinen späteren Jahren seine Gaben noch einzelne wertvolle Brocken in kleinen Gedichten lieferten, so hatten die ersten romantischen Produkte seines Geistes: „Undine", „Zauberring" und andere, doch schon den Reiz ihrer Neuheit verloren, und das, was ihnen folgte, fing eben an, in das Ungenießbare überzugehen. Damit hatten sich auch seine bedeutenderen literarischen Relationen verloren, die früher Nennhausen als eine Art Vereinigungspunkt betrachteten; aber es blieb noch genug Zusammenhang mit dem literarischen Leben unseres Vaterlandes, um alle seine Erscheinungen dorthin zu führen, es gewissermaßen zum Mittelpunkt des dortigen Familienlebens zu machen.

Meine Schwiegermutter[1]) versuchte sich bekanntlich auch, nicht ohne Glück und Anerkennung in dem Gebiete der Romane. Eine große Kenntnis des menschlichen, insbesondere des weiblichen Herzens, ein sehr erregbares Gefühl und lebhafte Phantasie, die darin ihren Ausdruck fanden, riefen namentlich im Familienkreise ein lebhaftes Interesse für diese Geistesbeschäftigung hervor, und es gab nichts Angenehmeres und Anregenderes, als wenn sie uns in den späten Abendstunden, wenn der größte Teil der Familienglieder bereits zur Ruhe gegangen war, mit dem lebendigsten Ausdruck dasjenige vorlas, was ihre Feder an dem Tage hervorgebracht hatte. Aber vielleicht weil es nur die Produkte des Augenblicks und der wechselnden Stimmung waren, haben diese Werke nicht den Moment ihres ersten Rufes überdauert. Sie sind jetzt bereits vergessen; nach meinem Gefühl mit Unrecht, da wenigstens einige

[1]) Freifrau de la Motte-Fouqué, verwitwete v. Rochow, geborene v. Briest (1773—1831). Vgl. o. S. 108, Anm. 1. Ihre ersten Romane sind unter dem Pseudonym „Serena" erschienen. Ihre Hauptwerke: „Roderich" (1807), „Das Heldenmädchen aus der Vendée" (1816), „Frauenliebe" (1818), „Ida" (1820), „Die Vertriebenen" (1823), „Valerie" (1827). Außerdem die „Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung" (1811).





gewiß einen Platz in der jetzt nicht immer glücklichen Romanschreiberei unserer deutschen Literatur verdienen.

Damals war die Literatur der Taschenbücher an der Tagesordnung, die zuerst gleich nach den Kriegen in einigen außerordentlich hübschen Exemplaren erschienen. Die besten Talente beeiferten sich, daran zu arbeiten; Fouqué und meine Schwiegermutter lieferten allerliebste Sachen dazu, und dies erhielt sich einige Jahrgänge hindurch. Nach und nach erkaltete aber der Eifer; die Taschenbücher fielen in die Hände der unbedeutendsten Schriftsteller, bis sie in halbvergessenem Vegetieren wieder verschwanden.

Nicht besser erging es der höchst flachen Schriftstellerei der Clauren[1]), van der Velde[2]), Tromlitz[3]) usw., mit der man eine Zeitlang überschwemmt wurde, bis während einer Reihe von Jahren die Walter Scottschen Romane das ganze literarische Interesse beanspruchten und damit ohne Frage das Verdienst verbanden, die Anteilnahme für geschichtliche Begebenheiten und die Zustände der Vergangenheit zu einer Zeit zu erwecken, wo sie vielleicht am meisten verloren gegangen war.

Es kommt mir überhaupt so vor, als ob die literarische Richtung jener Zeit eine etwas lose war und nicht auf dem Grunde tieferer Studien stand; deshalb mochte diese Hinweisung auf das Historische wohl nicht ohne Frucht für die Richtung sein, die damals anfing, sich in dem Bestreben zu regen, durch Familien-Geschichte und -Verbände, Beschäftigung mit den inneren Zuständen des Landes ein konservatives Gegengewicht zu bilden gegen die Umgestaltungen, welche die neuen Verhältnisse unseres Staates in Gang gebracht hatten.

In Nennhausen bewegte sich überhaupt eine eigene Welt, ein großer, aus so heterogenen Elementen zusammengesetzter Familien-

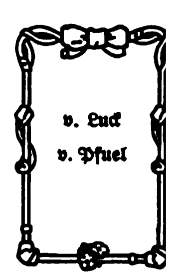
[1]) Heinrich Clauren, Pseudonym des Schriftstellers Karl Heun (1771 bis 1854), dessen pikante Erzählungen in den zwanziger Jahren in Massen verschlungen wurden.

[2]) Karl van der Velde (1779—1824), schrieb historische Romane und Erzählungen.

[3]) Tromlitz ist Pseudonym für Karl August v. Witzleben (1772—1839), dessen Novellen in dem Taschenbuch „Vielliebchen" damals viel gelesen wurden.



kreis, daß er allein durch gegenseitige Zuneigung und dadurch entstandene Nachsicht zusammengehalten werden konnte. Des Großvaters[1]) alte Freunde und Beziehungen entstammten meist den Landjunkern, machten ihn aber keineswegs unempfänglich für etwas Neueres. Eine zahlreiche Familie seiner zweiten, auch schon verstorbenen Frau angehörend, die Familie v. Luck, bestehend aus den verschiedensten Gliedern: praktischen, tüchtigen, geistreichen, gewöhnlichen, poetischen, ja mystischen und daneben konfusen. Alle bewegten sich im Hause wie in einer Heimat; ebenso die Pfuels, von denen der eine[2]) durch Phantasie und Geist höchst ausgezeichnet, und dennoch ebensowenig für das praktische Leben geschaffen als von den Fesseln der Notwendigkeit und der Grundsätze gehalten war.



Meiner Schwiegermutter Geschmack lenkte sich der großen und vornehmen Welt zu, ließ sie aber dort vorzugsweise dasjenige suchen, was sie Geistreiches und Anregendes in sich haben kann. Genug, dies Haus bildete eine wahre Schule der Kunst, mit den verschiedenartigsten Menschen von der Welt leben zu können, und das Beste aus ihnen zu ziehen, eine Gabe, die in hohem Maße allen Gliedern der Familie, besonders meinem Manne eigen geworden ist.

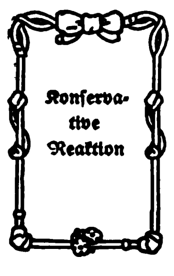
Er selbst stand eigentlich zwischen allen diesen Richtungen, jedoch zog ihn vorzugsweise das aristokratische Wesen der Rochowschen Familie an; das Studium der Familien- wie der Landesgeschichte, der inneren Einrichtungen, der alten und der neuen Verfassungen war stets das Hauptinteresse seines Lebens, das ihn damals an das Landleben fesselte, ihn ebenso sehr mit dem Kreise der Landjunker wie mit seiner väterlichen Familie verband, ohne ihn deshalb seinem mütterlichen Hause zu entfremden, dessen lebendige, literarische Beziehungen ihm die Erholung und Erfrischung des Lebens boten. Die inneren Landesangelegenheiten nahmen ihn je-

---

[1]) Friedrich Wilhelm August v. Briest, Rittmeister a. D., geb. 1748, gest. 1822, Herr der Güter Nennhausen und Bamme im Havellande.

[2]) Ernst v. Pfuel, General und Staatsmann, vgl. u. S. 121 ff.





doch vorzugsweise in Anspruch, und alle Geschäfte, die Kreis- und Provinzialordnungen den Gutsbesitzern noch überließen, fanden in ihm stets den lebendigsten Vertreter. Hieraus bildete sich denn auch nach und nach die Laufbahn heraus, die ihn auf ungewöhnlichem Wege in eine hervorragende Stellung im Staatsleben führte.

Wie schon früher erwähnt, befanden sich unsere inneren Landesverhältnisse damals in dem Prozeß ihrer Umwandlung aus alten Verhältnissen in neue, noch unversuchte Formen. Es kamen dabei natürlich allerlei störende Dinge vor: Verluste, die sich erst später ausglichen, Auflösungen, deren schädliche Folgen man teils fürchtete, teils voraussah; und so begann in jener Zeit das Streben, durch Festhalten des Bestehenden eine konservativere Richtung in die neueren Organisationen zu bringen, die noch mehr der Theorie als der Praxis angehörten.

Der Großvater, Herr v. Briest, seit langen Jahren in den inneren Geschäften der Provinz ein anerkannt überlegt-tätiges Glied, war in seinem hohen, aber geistesfrischen Alter das beratende Prinzip, mit dem die Dinge zuerst besprochen wurden. Die Rochowschen Vettern nahmen ein reges Interesse daran, ohne doch jemals sehr tätig eingreifen zu wollen. Das Handeln und Hervortreten fiel stets meinem Manne zu, aus dessen Initiative denn auch eine Menge von Schritten, Petitionen, Beschwerden usw. hervorgingen, mit denen man versuchte, den einzelnen Phasen jener auflösenden Verordnungen, soweit sie die speziellen Provinzialinteressen betrafen, einen, aus diesen motivierten, legalen Widerstand entgegenzusetzen. Seitdem mein Bruder seine früheren Versuche in dieser Richtung als fruchtlos aufgegeben hatte, gingen diese Bestrebungen aus unserer Lebensecke hervor; durch Korrespondenzen, kleine Reisen, Besprechungen, die mein Mann stets im Namen seines Kreises unternahm und fortführte, wurden sie in den übrigen Teilen der Provinz verbreitet und zur Nachahmung empfohlen. Daraus bildete sich die Grundlage zu jenem Widerstand gegen die Einführung sogenannter konstitutioneller Verfassungen, die damals anfingen, in Deutschland Platz zu greifen und auch uns zu bedrohen, bis er



einige Jahre später dem ständischen Prinzip einen Sieg verschaffte, der leider nicht in dem Maße benutzt wurde, um ihm eine fruchtbringende Dauer zu verschaffen.[1])

Konservative Petition an den König

An einem geselligen Tage in Reckahn entstand die Anregung zu einer Vorstellung an den König, worin er um Verschonung mit einer sogenannten „konstitutionellen Verfassung" gebeten wurde.[2]) Man nahm Beckedorffs[3]) Feder dazu in Anspruch und in einem schönen, edlen Stil löste er zu allgemeiner Befriedigung seine Aufgabe. Nun begann ein reges Leben und Treiben, um diese Petition, womöglich von allen Kreisständen der Provinz Brandenburg unterschrieben, abschicken zu können. Es gab aber viele mécomptes: die Ansichten wollten nicht übereinstimmen, Männer, auf deren Mitwirkung man gerechnet hatte, zogen sich zurück; man begegnete Furcht, falscher Rücksicht, genug, all dasjenige, was meinen Bruder von seinen Versuchen auf diesem Felde zurückgeschreckt hatte.[4])

Vielleicht blieb meines Mannes Tätigkeit die Veranlassung, daß man dennoch durchsetzte, was möglich war: die Petition wurde nur von zwei Kreisen[5]) abgeschickt, ziemlich schlecht aufgenommen, unhöflich und kurz zurückgewiesen. Aber der Anstoß war gegeben: die meisten anderen Kreise folgten nach, wenn auch in verschiedener Weise, und die Antworten darauf fielen gelinder aus. Es traf damit zusammen, daß in dieser Zeit daran gearbeitet wurde, den Staatskanzler mit seinem Anhang zwar nicht zu entfernen, aber doch mehr zu neutralisieren, anderen konservativen Kräften Eingang

---

[1]) Zu allen politischen Ausführungen der Karoline v. Rochow sei bemerkt, daß sie im wesentlichen die Anschauungen ihres vielverkannten und oftbekämpften Gemahls, des Ministers v. Rochow, widerspiegeln; insofern sind sie auch für die geschichtliche Forschung von Wert.

[2]) Vgl. hierüber Paul Bailleu, Kronprinz Friedrich Wilhelm im Ständekampf 1820, Hist. Ztschr., Bd. 87, S. 67. Die Eingabe (November 1819) bat um „Wiederherstellung des Wesens der alten märkischen Provinzialverfassung". Sie liegt im Berliner Geh. Staatsarchiv.

[3]) Vgl. o. S. 34, Anm. 6.

[4]) Vgl. über Marwitz' Kampf gegen Hardenbergs Steuergesetze seine Denkwürdigkeiten (1907) I, 531—535 und die Einleitung zu jenem Bande.

[5]) Westhavelland und Zauche.





zu verschaffen; und so kann man diesen Moment wohl als denjenigen bezeichnen, von dem an ein Innehalten im Gang der inneren Angelegenheiten eintrat, um den ständischen Anforderungen wieder mehr Raum zu gönnen.

Die durch diese Bestrebungen geschlossenen Verbindungen zogen meinen Mann bald mehr aus den Kreisen des gewöhnlichen Landlebens heraus. Vorzüglich waren es die Minister Voß[1]) und Knesebeck[2]), mit denen er hierdurch in nähere Berührung trat. Beide sind als Staatsmänner zu bekannt, als daß ich mir erlauben könnte, ihrer näher zu erwähnen. Mit Knesebeck blieb ein freundschaftliches, auf gleichen politischen Ansichten basiertes Verhältnis bis zu seinem Lebensende bestehen; Voß war vielleicht die Ursache zu meines Mannes späterem Eintritt in den Staatsdienst, indem er ihm die Teilnahme einräumte an den Beratungen, die in den nächsten Jahren für die Reorganisation der ständischen Verhältnisse stattfanden. Ehe ich indessen in diese neue Phase des Lebens übergehe, will ich noch die Persönlichkeiten erwähnen, die aus der kurzen Periode des Landlebens in die spätere Zeit hinübergriffen.

Von den Rochowschen Vettern kann man den ältesten, Adolf[3]), insofern den Bedeutenderen nennen, als er durch eine große Haltung des Charakters niemals das innere oder äußerliche Gleichgewicht verlor. Der jüngere, Hans[4]), durch glücklichen Zufall Besitzer

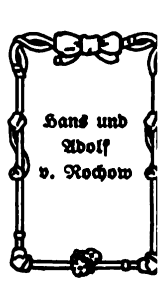
[1]) Otto Karl Friedrich v. Voß (1755—1823), 1786 Präsident der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, 1789 Staatsminister im Generaldirektorium, 1793 Departementsminister in Südpreußen usw., Gegner der Reformer, 1809 entlassen; seit 1819 wieder hervortretend, auf die ständischen Beratungen von großem Einfluß; 1822 Vizepräsident des Ministeriums und des Staatsrats, nach Hardenbergs Tod Premierminister. Doch starb er schon am 30. Januar 1823. Neben Marwitz der eigentliche Führer der Feudalen.

[2]) Vgl. o. S. 45, Anm. 5.

[3]) Adolf Friedrich August v. Rochow, geb. 1788 auf Stülpe, Hofmarschall des Prinzen Wilhelm (Bruder). Vom Könige zum Mitglied des Herrenhauses ernannt. Mitglied des Staatsrats, Landtagsmarschall der Provinz Brandenburg. Vermählt mit Adelgunde v. Brösigke.

[4]) Hans Karl Dietrich v. Rochow auf Plessow (1791—1857), Major, focht in allen Kriegen 1806—1815; vermählt mit Wilhelmine Auguste v. Schack. Später Hofmarschall des Prinzen von Preußen.

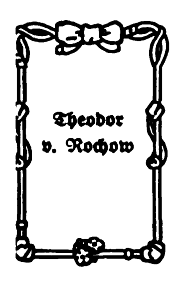




der väterlichen Güter, war vielleicht von Natur ebenso sehr, wenn nicht mehr begabt: ein rascher, lebendiger Verstand gab ihm stets augenblicklich eine eigene Auffassung; aber ohne viel Überlegung stand diese dann fest und wurde durch einen großen hartnäckigen Eigensinn festgehalten. Dadurch wirkte er in öffentlichen Verhältnissen wie in seiner Familie weniger als seine natürlichen Gaben und das durchaus Edle in seinem Charakter ihn befähigt hätten. Er lebte auf dem Lande, weil es das väterliche Erbe und sein aristokratischer, unabhängiger Sinn so mit sich brachten, weniger aus Geschmack an den Geschäfts- und geselligen Verhältnissen dort; und so bewog ihn später vielleicht etwas die Langeweile dazu, den ihm angetragenen Hofmarschall-Posten beim Prinzen von Preußen anzunehmen. Die Verhältnisse und Personen des dortigen Hofes sagten ihm aber wenig zu; die in solcher Stellung unvermeidlichen Reibungen verletzten seinen Stolz, ägrierten sein Gemüt, und so war es wohl mehr ein Ergebnis dieser Erregtheit als der Notwendigkeit, was ihn zu einer Badereise veranlaßte, die einen Gehirnschlag und dadurch Lähmung seiner Geisteskräfte zur Folge hatte.

Adolf, Adjutant des Prinzen Wilhelm (Bruder des Königs), kam durch unerwartete Erbschaft in den Besitz des schönen Familiengutes Stülpe, wo er sich verheiratete, um nach seinem Geschmack ein etwas abgeschlossenes, aristokratisches Leben zu führen. In den weitergehenden ständischen Bestrebungen war er mit seinem stets durchdachten Urteil ein beratendes Glied, ohne daß er mit besonderer Tätigkeit Anteil daran genommen hätte, während Hans alles mit Eifer ergriff, aber es ebenso schnell fallen ließ, wenn es nicht gerade so ging, wie er es erstrebt hatte; eine Vermittlung kannte er nicht. Je mehr man Adolfs Sinn in der von ihm errungenen Lebensweise befriedigt glaubte, je erstaunter war man auch, als er, ziemlich gleichzeitig mit seinem Bruder, den Hofmarschallposten bei seinem alten Chef, dem Prinzen Wilhelm, annahm, der ihm bis zu seinem Lebensende ein sehr großes Vertrauen und unwandelbare Anhänglichkeit bewahrt hat. Er führte seine Stellung mit Treue,





wenn auch nicht mit großer Tätigkeit durch; als aber mein Bruder die Würde des Landtagsmarschalls der Provinz Brandenburg niederlegte,[1]) eröffnete sich ihm, als seinem Nachfolger ein passendes Feld der Tätigkeit, das er mit Mäßigung, Milde und Gerechtigkeit zu handhaben wußte.

Große Anerkennung erwarb er sich auch auf dem unglücklichen, vereinigten Landtag von 1847 als Marschall der zweiten Kurie in den verschiedensten Kreisen.[2]) Vergebens hatte er vorher in der Kommission, die seine Organisation ins Leben rufen sollte, gegen diese ganze Idee angekämpft, ebenso gegen Adelsgesetze, Ordensstatuten und all die Dinge, welche die ersten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms IV. so sonderbar durchkreuzten und zu deren Beratung des Königs Anerkennung seines Charakters ihn überall zuzog. Es mußte auch ihn das Schicksal treffen, mit dem Landtage von 1848 zu fallen. Zu dem Scheitern seiner politischen Laufbahn gesellte sich schweres, häusliches Unglück, und so sehen wir ihn im späten Alter fast am Grabe von all demjenigen stehen, was die Richtung seines Lebens erstrebte, sowohl in politischen wie in aristokratischen festbegründeten Familienbeziehungen.

Die damaligen politischen Privatbestrebungen waren auch die erste Schule des politischen Lebens meines Schwagers Theodor Rochow[3]). In militärischen Diensten Adjutant des älteren Prinzen Wilhelm, in Berlin fixiert, gern an allem teilnehmend, was von seinem älteren Bruder ausging, diente er mit reger Lebendigkeit als eine Art Zwischenträger der Nachrichten und Korrespondenzen. Von Natur mit den angenehmsten Formen begabt, bildete er durch großen Fleiß seine Beobachtungs-, Auffassungs- und Kombinationsgabe aus, welche wohl mehr als ein bedeutender Geist und Charakter

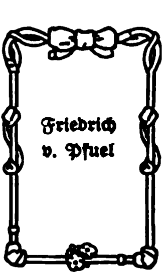
[1]) 1831. Marwitz war stellvertretender Präsident des zweiten, erster Präsident des dritten und vierten Provinziallandtages gewesen.

[2]) Ebenso urteilt Treitschke, Deutsche Geschichte V, 637.

[3]) Theodor Heinrich Rochus v. Rochow (1794—1854), Oberstleutnant der Gardedukorps, Generalleutnant, Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, später in Petersburg, vermählt mit Mathilde Elisabeth Gräfin v. Wartensleben.



ihn zu den hohen Stellen befähigten, auf die eine sehr glückliche Laufbahn ihn erhoben hat. Die Ansichten und Auffassungen seines älteren Bruders, dem die Natur mehr eigene Gaben in dieser Beziehung gespendet hatte, blieben durch einen großen Teil seines Lebens der Leitstern, aus dem er seine Inspirationen zog, denen er aber stets durch großen Fleiß eine eigene Färbung zu geben verstand.



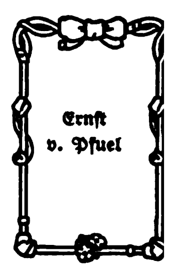
Zu den lebendig eingreifenden Familiengliedern muß ich noch die beiden Pfuels[1]) rechnen, von denen der jüngere mein Schwager ward, beide mit bedeutenden natürlichen Gaben ausgerüstet. Der letztere blieb mehr auf der ruhigen Lebensbahn als der erstere, wenngleich ein gewisses Streben nach dem Außergewöhnlichen, eine Richtung, alle intellektuellen und materiellen Dinge logisch und mathematisch zu berechnen, um dabei oft über das Ziel zu schießen, sein Leben nicht so leicht gemacht haben, als es seinem eigentlich wohlwollenden Charakter nach hätte sein können. Seine Lebendigkeit, sein Interesse für alle höheren Dinge, und eine unerschöpflich-gute Laune machten ihn aber stets zu einem anregenden und belebenden Familiengliede.

Eine große Anhänglichkeit band die ganze Familie vorzugsweise an den älteren Bruder Ernst[2]), dem eine eigentümliche Liebenswürdigkeit, eine ideale Auffassung der Dinge, begleitet von einer

[1]) Friedrich Heinrich Ludwig v. Pfuel, zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 12. Infanterie-Division, gest. 1846.

[2]) General Ernst v. Pfuel (1780—1866), trat siebzehnjährig in die Armee, bereiste mit seinem Freunde Heinrich v. Kleist Deutschland, Frankreich und die Schweiz und machte den Feldzug von 1806 mit. Er ging 1809 in österreichische, drei Jahre darauf in russische Dienste, wurde 1815 Oberst unter Blücher, 1826 Generalmajor, sechs Jahre später Generalleutnant. Seit 1831 Gouverneur in Neuchâtel, stellte er dort die Ruhe wieder her, wurde 1837 Kommandeur des 7. Armeekorps, 1843 General der Infanterie, 1847 Kommandant von Berlin, wo er während der Märzrevolution nicht die gewünschte Energie entwickelte. Vom 21. September bis 31. Oktober 1848 Ministerpräsident, handelte er gleichfalls nicht entschlossen genug, so daß er sein Amt bald niederlegte. Seit 1858 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses. Pfuel schrieb: „Beiträge zur Geschichte des letzten französisch-russischen Kriegs [1812]“ 1814.





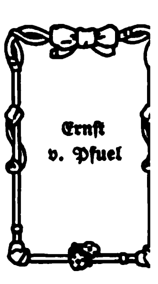
gewissen Großmut des Charakters, beiwohnte, obgleich es wenige Phasen seines Lebens gab, die man nicht berechtigt gewesen wäre mit Tadel zu belegen. Eine bedeutende Phantasie verband sich mit berechnendem Verstande: alles Außergewöhnliche zog ihn lebendig an, das Mystische und Phantastische ebenso wie die Erfindungen der neueren Zeit; das Wirken und Leben der Natur, sowie das politische Leben der Völker: alles fand in seinem Geiste einen Eifer, es zu begleiten, ihre Fortschritte und Ergebnisse in der Zukunft zu berechnen — aber sonderbarerweise meist falsch, weil er gewöhnlich von den einzelnen Symptomen so hingerissen wurde, daß er logisch ihre Folgen berechnete, während inzwischen die praktische Erfahrung sie längst hatte fallen lassen. Jede Art von Fessel war ihm unerträglich, selbst diejenige, die er sich selbst gewählt. Es ist also wohl anzunehmen, daß es ihm an einem gewissen Halt des Charakters gebrach, durch den er seinem ganzen Leben die Richtschnur zu geben fähig gewesen wäre. In einzelnen Momenten konnte er mit persönlichem Mut, Energie und einer glücklichen Gabe für die Auffassung von Menschen und Verhältnissen auftreten, in anderen durch falsche Berechnung zu den unglaublichsten Fehlschlüssen gelangen.

Hiermit kann man, glaube ich, die ganze Lebensgeschichte dieses Mannes erklären, die sich von frühester Jugend im Außergewöhnlichen bewegte. So findet sich in derselben: ein Verlassen des Dienstes ohne Abschied, weil man ihm diesen oder einen langen Urlaub ins Ausland verweigerte, eine Verlobung, die er dadurch zu lösen trachtete, daß er verschwinden wollte mit den hinterlassenen Symptomen, als sei er ertrunken (er war von Jugend auf leidenschaftlich mit Leibesübungen, besonders Schwimmen beschäftigt), eine zweite, fast ebenso ungeeignete, geschlossen in Bewunderung leichter und graziöser körperlicher Bewegung; ein Verlassen des Schlachtfeldes von Auerstedt bis Nennhausen hin, weil er alles für verloren hielt[1]): wo er denn vom Großvater direkt zurückgeschickt

[1]) Hierüber Marwitz in dem ungedruckten Teil seiner Denkwürdigkeiten. Vgl. den später zu veröffentlichenden Band: Militärische Tagebücher und Schriften Fr. Aug. Ludwigs v. d. Marwitz (ed. Meusel).



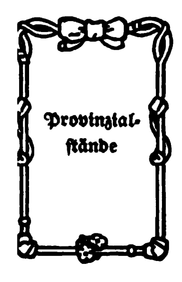
wurde (wie dieser überhaupt die Querzüge seiner Jugend wieder ins Geleise zu bringen wußte), ein Übergehen von sächsischen in österreichische und russische Dienste, um den Krieg gegen napoleonische Herrschaft aufzusuchen, Frau und Kind in hilflosester Lage zurücklassend, nach tausend Kreuz- und Querzügen heimkehrend ohne in diesen Kriegen etwas sehr Bedeutendes mitgemacht zu haben; schließlich als eine hochstehende, allgemein als geistreich und fähig anerkannte Persönlichkeit in unseren Diensten wieder festen Fuß fassend.



In seinem häuslichen Leben zeigte sich ein bedeutender Großmut und große Milde im Ertragen schwieriger Verhältnisse; die schönsten und begabtesten Kinder gaben seinem Hause einen eignen Reiz, als im reiferen Alter eine unbezähmbare, unwiderstandene, geteilte Leidenschaft für eine verheiratete Frau dies alles zerriß. Ohne Grundsätze, dagegen von der Überzeugung durchdrungen, daß die Gefühle der Seele auch die Richtschnur der Taten sein müssen, begann in ihm ein schwerer Kampf gegen die Liebe und das Pflichtgefühl seiner braven, gefühlvollen, ihn brennend liebenden, aber zu ihm nicht passenden, schwerfälligen Frau; bis diese nach Jahren darin erlahmte, und eine doppelte Scheidung mit darauf folgender Heirat mit dem ersehnten Gegenstande, deren Mann auch kein Gegengewicht zu bilden verstanden hatte, den häuslichen Teil seines Lebens abschloß. Ob er das Glück, nach dem er gerungen, dabei gefunden hat, ist schwer zu beurteilen; scheinbar paßte auch diese Frau ebensowenig zu ihm wie alle früheren Gegenstände seiner Neigung.

Inzwischen hatten die revolutionären Zustände von 1830 im seligen Könige den Gedanken erweckt, Ernst Pfuel das Gouvernement von Neuchâtel zu übergeben. Mit großer Anerkennung, ja Ruhm löste er die Aufgabe der Herstellung der sich dort verwirrenden Verhältnisse; und wenn auch später in seinen höheren militärischen Stellungen manche Stimmen über die Exzentrizität und dadurch Nonchalance laut werden wollten, mit denen er seine praktische Stellung ausfüllte, so wurden ihm doch manche außergewöhnlichen Aufträge und Sendungen zuteil, deren er sich mit so viel Anerkennung





entledigte, um seinen Ruf auf einer Höhe zu erhalten, die den König Friedrich Wilhelm IV. (dem ohnehin Sinn und Geschmack für seine Weise beiwohnte) veranlaßte, ihn in dem verhängnisvollen Jahre 1848 zweimal zu Stellungen zu berufen, an denen er vollständig scheiterte; so die Verteidigung von Berlin als Gouverneur besonders aber jener unselige Versuch, die Leitung der Dinge als Ministerpräsident zu übernehmen, wo ihm die Rolle bestimmt war, die Graf Brandenburg nachher glücklicher ausführte, und deren Ausgang der Welt nur zu bekannt ist.[1] Nach schwerem häuslichen Unglück schloß teils in Abgeschiedenheit, teils in rastloser Unruhe das Leben dieses dennoch ausgezeichneten und edlen Geistes. —

Um das Jahr 1820 war man endlich zu dem Entschluß gekommen, durch Herstellung der alten landständischen Verfassungen in erneuerter Organisation, die schwebenden Fragen in diesem Gebiet zum Abschluß zu bringen. Unter dem Minister v. Voß, einem Manne alten Stils, Antagonisten des Staatskanzlers, wurde eine Kommission zu dieser Bearbeitung niedergesetzt[2]), in der mein Mann eine teilnehmende Stellung[3]) fand. Dies zog uns wieder für längere Zeit in das Berliner Leben, wenngleich unsere eigentliche Existenz zunächst noch auf dem Lande blieb. Mein Mann trat nun zuerst in Berührung mit dem Kronprinzen, dem Fürsten Wittgenstein und denjenigen Persönlichkeiten, welche die altkonservativen Ansichten in den inneren Verhältnissen zur Geltung bringen wollten im Gegensatz zu dem destruktiven und bureaukratischen Wesen in der staatskanzlerischen Verwaltung.[4])

---

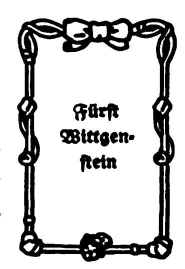
[1]) Vgl. o. S. 79, Anm. 4. Bald darauf folgte Olmütz.

[2]) Nicht Voß, sondern der Kronprinz selbst führte den Vorsitz (s. u. S. 127). Vgl. Treitschke III, 198 ff.

[3]) Rochows Einfluß auf die Schaffung der Provinzialstände war nach seinem eigenen Zeugnis (Aufzeichnung von 1842, vgl. den Schluß des Buches) nicht gering.

[4]) Im Februar 1821 reichte Rochow dem Kronprinzen eine Denkschrift ein: Eines Landedelmanns aus der Erfahrung abstrahierte Ansicht über Provinzial-Ständeverfassungen. Vgl. Treitschke III, 227.



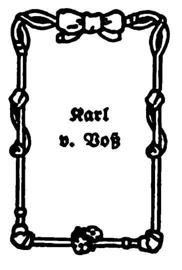


Damals zuerst hörte man vom Fürsten Wittgenstein[1] als von einem bedeutenden Mann sprechen, auf dessen Ansichten und Einfluß zur Herstellung der inneren Staatsverhältnisse man mit Aussicht bauen könne. Früher war er, wenigstens von verschiedenen Seiten, mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet worden: als eine intrigante Natur, die ihren Einfluß mehr zur Abwehr bedeutender Persönlichkeiten und im sogenannten französischen Sinne benutzte. Er fiel jedenfalls als eine eigentümliche Erscheinung auf. Von seiner früheren Laufbahn als französischer Offizier war in seinem Äußeren eben nichts übrig geblieben als Puder, Toupet und Eskarpins mit seidenen Strümpfen. Er machte den Eindruck eines schon damals antiquierten Hofmanns, obwohl er noch gar nicht alt war.

Ohne Frage sehr klug und einsichtig in vielen Beziehungen, schwerlich warmen Herzens, zeigte er sich doch eines gewissen Wohlwollens und einer Treue in der Freundschaft fähig, aber ebenso eines unversöhnlichen, ja verfolgenden Widerwillens. Es lag in seinem ganzen Wesen etwas langsam Abwartendes; schnelles, tätiges Eingreifen war nicht seine Sache, wurde ihm auch bei anderen meist unbequem, weshalb er in vielen Augen den Anstrich von Furchtsamkeit bekam, ohne es vielleicht zu verdienen. Aber er wird gewiß selten seinen Zweck aus den Augen verloren, sondern ihn auf seine hinziehende, passive Weise meistenteils erreicht haben. Jedenfalls war es so in der Stellung, die er während so vieler Jahre beim seligen Könige behauptete: eigentlich als alleiniges Organ zu dienen, durch das, sowohl auswärtige, wie innere Personal-, Hof- und Familienangelegenheiten ihm vorgebracht wurden, soweit es nicht der kurze, wöchentliche Vortrag des Kabinettsministers, oder der des Militär-Vortragenden vermochte. Des Königs abgeschlossener Weise blieb es stets zuwider, mit vielen, oder neuen Leuten zu verkehren. So kam es nach und nach dahin, daß diese drei Organe die alleinigen Vermittler seines Willens mit dem ganzen Staatsgetriebe wurden.

[1] Vgl. o. S. 45, Anm. 1.





Damals war des Fürsten Wittgenstein Zweck auf Beseitigung des Staatskanzlers gerichtet; er sah sich nach anderen Kräften um, die ihn teilweis ersetzen sollten; deshalb wurde der Minister Voß in jenen ständischen Angelegenheiten wieder hervorgezogen, auch nach jüngeren, weniger bureaukratischen Hülfen für die Zukunft der Verwaltung gesucht. Der Tod des Staatskanzlers 1822,[1]) wie der des Ministers Voß[2]) fügten indessen alles anders, aber der Anfang von meines Mannes politischer Laufbahn war gemacht und führte in eigenem Laufe weiter.

Auch der als Karl Voß[3]) sehr bekannte Sohn des Ministers trat damals in der Reihe derjenigen auf, deren Bemühungen auf konservative Erhaltung und Belebung der inneren Verhältnisse gerichtet waren. Ich glaube, daß er viel Ähnlichkeit mit seinem Vater besaß. Klug und praktisch, aber, ich möchte sagen, nur auf einzelne Dinge gerichtet, hat er sich zeitlebens darauf beschränkt, eben nur diese zu fördern, wie z. B. alles, was auf Kommunalangelegenheiten, Pfandbriefe, Provinzialschuldenwesen und dgl. Bezug hatte, mit vieler Einsicht und Tüchtigkeit. Aber in seiner späteren, langjährigen, persönlichen Stellung beim Kronprinzen und König sagte er selbst: „Ich beschränke mich darauf, dem König in gewissen Dingen zu helfen." Allerdings dehnten sich diese auch wohl auf Persönlichkeiten aus, und er übte in bezug auf Ernennungen, Beförderungen oder Zurückweisungen manchen Einfluß aus: ob immer mit Glück, will ich dahingestellt sein lassen, denn er war durchaus einseitig, schwerfällig, der Sprache wenig mächtig, überhaupt unliebenswürdig. Die Übereinstimmung in manchen Ansichten genügte gewiß häufig, um sein Urteil in bezug auf Personen zu bestechen. Übrigens der bravste, redlichste Mann von der Welt, von dem besten Willen

---

[1]) Hardenberg starb am 26. November 1822 in Genua.

[2]) Voß starb am 30. Januar 1823.

[3]) Karl Otto Friedrich v. Voß (1786—1864), 1847 Graf, Wirkl. Geh. Rat, Kronsyndikus, Hauptritterschaftsdirektor der Kurmark; er leitete im Staatsrat die Abteilung für Inneres, war zugleich Präsident des Provinzialkonsistoriums in Brandenburg, später Mitglied des Herrenhauses.



beseelt, ging er später in seiner Wirksamkeit mehr in die kirchliche Sphäre über, und steht, im hohen Alter, noch in großer Achtung an der Spitze des Provinzialkonsistoriums.



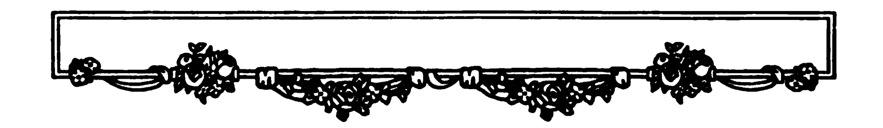
Die größten Hoffnungen wurden indessen von der konservativen Partei auf den Kronprinzen gesetzt, der bereits eine Teilnahme an allen Zweigen des Staatslebens besaß, auch während der längeren Abwesenheit des Königs, der den Kongreß von Verona[1]) besuchte und Italien bereiste (wo der Staatskanzler starb), eine Art Regentschaft führte, und sich durch den Geist seiner Kritik über die bestehenden Verhältnisse, seine Ansichten, seine Auffassungen, die größte Anerkennung verschaffte. Namentlich erhoffte man von seiner Teilnahme an jenen ständischen Beratungen die größte Stütze für den Sieg des ständischen Prinzips über das konstitutionelle. Dies war wohl in vielen Beziehungen der Fall, wenn auch die spätere Folge gezeigt hat, daß er damit eine ganz andere ideelle Auffassung verband, als die übrigen, praktischen Beförderer desselben sich damals träumen ließen. Nachdem die Beratungen darüber beendet waren, wurde ihre Ausführung einer Kommission anvertraut, an deren Spitze der Kronprinz stand. Unter ihren hervorstechendsten Mitgliedern befand sich sonderbarerweise Ancillon[2]), der ehemalige französisch-reformierte Prediger und Lehrer des Kronprinzen. Er hatte inzwischen beide Ämter aufgegeben und eine Stellung im auswärtigen Departement angenommen, die ihn noch im hohen Alter bis zum Minister erhob. Doch endete er darin nicht sehr glänzend.

---

[1]) Oktober bis Dezember 1822. Kongreß der heiligen Allianz wegen der spanischen und griechischen Revolution.

[2]) Vgl. o. S. 20, Anm.





Viertes Kapitel.

Hofleben und Geselligkeit in Berlin.
(1815—1823).

In geselliger Beziehung war damals vielleicht das bedeutendste Haus das des Herzogs von Cumberland.[1] Ohne viele große Feten zu geben, bildete es den Sammelplatz für die fürstliche Jugend. Der Herzog Karl[2]), Bruder der Herzogin[3]), brachte Leben hinein und alle bedeutenderen Persönlichkeiten aus dem literarischen, künstlerischen und Staatsleben fanden dort Zutritt, ebenso die interessantesten und angenehmsten aus der übrigen Gesellschaft. Lektüre sowie Diskussionen über allerhand Gebiete des Lebens verliehen diesen Vereinigungen meist eine angenehme Belebtheit, ohne daß die Herzogin viel dazu beitrug. Sie hatte viel erlebt und wußte auch von ihren Erfahrungen zu erzählen, war aber nicht interessant zu nennen.

Der Herzog, der sich später als König von Hannover durch seinen Charakter und Sonderbarkeiten einen Ruf erwarb, wurde im Grunde gefürchtet, und weder geachtet noch geliebt. Schon aus England ging ihm kein besonderer Ruf voran; man wußte,

---

[1]) Herzog Ernst August von Cumberland, geb. 1771, Sohn Georgs III. von Großbritannien, 1837 König von Hannover, gest. 1851. Vor allem bekannt durch den Verfassungsbruch von 1837.

[2]) Karl von Mecklenburg. Vgl. o. S. 60, Anm. 1.

[3]) Herzogin Friederike, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, (1778—1841), Schwester der Königin Luise, war vermählt: 1793 mit Prinz Louis von Preußen, 1798 mit Prinz Friedrich zu Solms-Braunfels, 1815 mit Ernst August, Prinz von Großbritannien, Herzog von Cumberland; 1837 wurde sie Königin von Hannover.



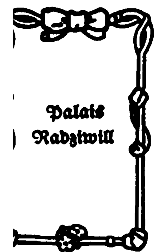
Der Kronprinz in der Geselligkeit

daß er sich nur deshalb in Berlin etablierte, weil er dort, obwohl Partei-Mann, gar nicht angesehen, dagegen ziemlich verschuldet war. Seine Heirat mit der Herzogin hatte seine ganze Stellung unmöglich gemacht, und sie wurde, ihrer Antezedenzien wegen, und in ihrer Eigenschaft als geschiedene Frau nicht einmal in der Familie gesehen. Der Herzog galt für sehr neugierig und indiskret, er wußte sich alle Klatschen aus Berlin heranzuziehen, erfuhr alle möglichen Geschichten aus dem öffentlichen und Privatleben und brachte sie gelegentlich auf die schonungsloseste Weise herum, oder warf sie den Beteiligten grade ins Gesicht. Daneben verstand er es aber mit einer Art Humor und Bonhomie wieder gut zu machen, so daß er am Ende mit mehr Anerkennung und Freunden aus Berlin schied als man es während seines dortigen Lebens und nach den vielen, von ihm verbreiteten Klatschereien und Indiskretionen hätte glauben sollen. Die Söhne der Herzogin, die Prinzen Solms[1]), waren teils unbedeutend, teils roh und unausgebildet. Es mochte also merkwürdig erscheinen, daß die Elemente dieser Familie ein so angenehmes Haus bilden konnten. Und doch war dem so! Wahrscheinlich durch die Persönlichkeiten, die sich darum und daran hingen, des Herzogs Karl gesuchte, aber unstreitig gesellige Talente, und des Kronprinzen vielfache Gegenwart.

Auf ihn richteten sich damals alle Augen, um die größten Hoffnungen an seinen Geist und Charakter zu knüpfen. Wie man sich immer für einen Gegenstand exaltiert, so sollte sich in ihm alles vereinen: wahre und richtige Einsicht in alle Dinge, Talent, Geist, Charakter und Liebenswürdigkeit. Das letztere habe ich nicht immer finden können. Er blieb in Gesellschaft meist still und ließ die interessanten und lebendigen Leute in sich hineinreden, sich seiner gewissermaßen emparieren; dann konnte er mit den absurdesten alten Weibern in ein lustiges Jauchzen ausbrechen, man begriff gar nicht, warum. Ja, es entstand förmlich eine Art Koterie von alten Damen und Hofbeamten, die ihm Gesellschaften gaben, wo man bei Lou

[1]) Friedrich, geb. 1801, Alexander, geb. 1807, Wilhelm, geb. 1812.





und solchen kleinen Kartenspielen jubelte. Eine der Hauptpersonen war dabei merkwürdigerweise ein Baron Werner[1]) von der österreichischen Legation, ein guter und auch nicht grade dummer Mensch, aber flach, oberflächlich, von der gewöhnlichen, spionierenden Diplomatensorte, der aber in seinen alten Tagen zu dem Ruf eines bebedeutenden Arbeiters in der österreichischen Staatskanzlei gekommen ist, nicht grade zum größten Ruhm ihrer diplomatischen Kräfte. Genug, der Kronprinz war damals die Mode, „the thing", wie die Engländer sagen, und wehe dem, der nicht mit bewundernder Erwartung auf ihn gesehen hätte!

Das Radziwillsche Haus hatte auch wieder seinen eigenen, ausgedehnteren Kreis, obgleich die Familie jetzt einen Teil des Jahres in Posen zubrachte, wo der Fürst[2]) Statthalter war. Man drängte sich sehr zu der Erlaubnis, abends unangemeldet hinkommen zu können, bis sich dies zu weit ausdehnte und später wieder auf einzelne Einladungen beschränkt werden mußte. Die jungen Prinzen gingen viel aus und ein. Erwachsene Kinder, die liebenswürdige Tochter, Prinzeß Elisa[3]), gaben ein erneutes, jugendliches Leben, was die ewige Jugend des Fürsten zu erhalten und durch allerlei Kurzweil zu beleben wußte. Seine musikalischen Talente trugen viel dazu bei und brachten damals den „Faust" hervor, der, wie er nach und nach entstand, dort gelesen, mit den Chören und Musik dazwischen, aufgeführt wurde. Es war sehr interessant, vielleicht mehr als später in öffentlicher Aufführung. Die Talente des Herzogs Karl für extraordinäre Aufführungen wußten sich auch stets ein Feld zu schaffen.

So mochte wohl für die Jugend damals in Berlin ein ganz hübsches Feld geselliger Lustigkeit vorhanden sein, obgleich ich kein einheimisches Haus zu nennen wüßte, wo man aus- und eingegangen wäre und eine sehr angenehme Geselligkeit gefunden hätte.

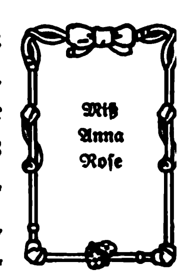
---

[1]) Freiherr v. Werner, Herr und Landstand in Steiermark, Legationssekretär bei der österreichischen Gesandtschaft.

[2]) Fürst Anton Radziwill, seit 1815 Statthalter in Posen, vgl. o. S. 43.

[3]) Geb. 28. Oktober 1803, gest. 27. September 1834. Vgl. u. S. 132 ff.





Gräfin Goltz[1]), die viele Jahre hindurch mit dem Anspruch davon auftrat, lebte damals in Frankfurt, und als sie später zurückkam, war die Jugend, selbst ihrer Kinder, geschwunden. Trotz ihrer eigenen Lebensgeister konnte sie nicht mehr die Langeweile eines Salons bannen, in dem sich das Verschiedenartigste zusammenwürfelte. Der englische Gesandte, Mr. Rose[2]), mit vielen Kindern, hübschen und häßlichen Töchtern gesegnet, machte damals das besuchteste Haus aus, wo sich In- und Ausländer einfanden. Seine Tochter Anna erregte die ersten wärmeren Gefühle des Prinzen Karl, und erwiderte sie mit rücksichtslos gezeigter Leidenschaft. Sie starb an einem durch höchste Unvernunft hervorgerufenen Nervenfieber und hinterließ die Erinnerung, daß eben jene Passion der Grund der Krankheit und ihres Betragens während derselben gewesen sei.

Die übrige Diplomatie hielt sich sehr apart, und war, soviel ich mich erinnere, ziemlich langweilig; selbst das Haus der schönsten Frau ihrer Zeit, der Gräfin Alopeus[3]), Gemahlin des russischen Gesandten, der immer fünf bis sechs sterblich verliebte, aber stummverzückte Anbeter gegenübersaßen, während sich rings umher eine heilige Stille verbreitete. Alles übrige verlor sich in kleinen Koterien, wie immer in Berlin, durch die Weitläufigkeit und vielfache Vereinzelung der Relationen zerrissen. Berlin hat seit dem Kriege die Eigentümlichkeit, daß jedermann überall sein will. Jeder möchte an den Hof gehen, deshalb ist die Gesellschaft dort nach und nach zu einer Cohue[4]) erwachsen, die fast nicht mehr zu bewältigen ist, und es ist viel schwerer als man glaubt, eine angenehme kleine Gesellig-

---

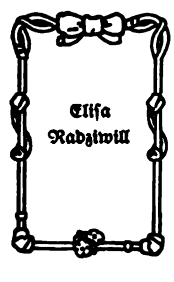
[1]) Gemahlin des damaligen (1816—1824) Bundestagsgesandten August Friedrich Ferdinand Graf v. d. Goltz, geborene Juliane v. Schack. Vgl. o. S. 45, Anm. 4.

[2]) Sir George Henry Rose (1771—1855), später Rat im Privy Council, Mitglied des englischen Parlaments (1815—1818), a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister in Berlin.

[3]) Daniel Graf v. Alopeus, russ. Geh. Rat, wirklicher Kammerherr, a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister (1769—1831).

[4]) Vgl. o. S. 88, Anm.





keit zusammen zu bringen, die wirklich miteinander lebte. So war es schon damals.

Inzwischen fing man an, sich mit den künftigen Heiraten und Liebesgeschichten unserer jungen Prinzen viel zu beschäftigen, und da war es vor allem die Zuneigung des Prinzen Wilhelm zur Prinzeß Elise Radziwill, die zu viel Aufsehen und Teilnahme erregte, um sie hier nicht zu berühren. Da ich nun zufällig durch mehrere Personen davon hörte, die mit beiden Seiten intim waren, glaube ich auch ihren inneren Verlauf ziemlich genau zu kennen.[1]

Prinzeß Elisa war eine der liebenswürdigsten Seelen, die je diese Erde betreten haben. Ohne schön oder nur ausgezeichnet hübsch zu sein, war sie es wohl auch nicht an Geist, Verstand oder Festigkeit des Charakters. Aber es lag in ihrem ganzen Wesen soviel Grazie der Seele, ein solches Wohlwollen, Freundlichkeit, eine solche Anmut, daß sie gewiß bei jedem, der sie gekannt, das schönste Andenken hinterlassen hat, ohne daß je das Unrecht, die Übel, ich möchte sagen die Erbsünden der Welt sie berührt hätten. Ihre Stellung in der Welt war eine sehr eigentümliche, da sie als Tochter und junges Mädchen die natürliche Begleiterin ihrer Mutter[2] war, die mit großer Würde und Geschick den Rang ihrer Geburt festzuhalten verstand. So wurden auch ihr manche Vorrechte des Ranges eingeräumt, an die niemand für ihre Brüder[3] dachte. Diese traten in der Welt mit dem Namen und Stand ihres Vaters auf, als Offiziere, und nicht anders als viele andere vornehme junge Leute, während sie unter anderem ihre Mutter in die königliche Loge begleiten durfte (was der König in Anbetracht ihrer Stellung zur Mutter gewährt hatte). Auch nahm sie an allen größeren Diners teil, bei denen nur Prinzessinnen erschienen, und da sie mit den

[1] Vgl. hierzu auch die Mitteilungen der Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O., Bd. I, S. 275ff., 332ff., II, 42, 180f., 207, 249, 253.

[2] Prinzessin Luise von Preußen (1770–1836), Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen (vgl. Stammtafel III am Schluß).

[3] Die Brüder der Prinzeß Elisa: Wilhelm, Ferdinand, Boguslaw, Wladislaw.



jüngeren derselben sehr befreundet war, verfehlten diese nicht, sie in ihren Reihen allen übrigen vornehmen Personen vorzuziehen. So erschien es als ein sehr verzeihlicher Irrtum, wenn die Familie Radziwill in dieser Parität eine Rechtfertigung zu einer möglichen, noch größeren Annäherung sah.



Den ersten Schlag hiergegen empfingen sie indessen bei irgend einer Vermählung, sei es der Herzogin von Dessau[1]), oder der Großherzogin von Schwerin[2]), wo, wie es sich gebührte, die

---

[1]) Friederike, vermählt am 18. April 1818. Vgl. o. S. 75, Anm. 1, und Stammtafel II.

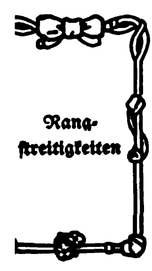
[2]) Alexandrine, vermählt 25. Mai 1822 mit dem Erbgroßherzog Paul Friedrich. Karoline v. Rochow schreibt an ihre Schwägerin Clara v. Rochow über diese Vermählung der Prinzessin Alexandrine:

„. . . Und nun von der Hochzeit. Der Teufel der Rangstreitigkeiten war in alle gefahren und gab den größten Unfug, so daß einige ganz zu Hause blieben und andere in der Furie ihres Herzens an ihrer Stelle hingingen. Solch ein Hochzeitstag ist recht feierlich und schön, nur, daß man sich à coup de coude, den jungen Offizieren appliziert, einen Platz suchen muß, um das geringste zu sehen. Als Zuschauer hat man doch weniger davon, als wenn man mit agiert.

Die Prinzeß kam schon ganz verweint in die Kapelle, war unvorteilhaft frisiert, sah nicht zum besten aus; und nun begann der gute Bischof (Eylert) eine nicht schlechte Rede, aber mit all den wohlfeilen Mitteln, Tränen hervorzulocken, ausstaffiert: die Trennung, die Familie, die Freunde, das Vaterland, die Jugendfreuden, die Entfernten, die Verstorbenen, die Königin; kurz, nichts wurde vergessen, das arme, verweinte Wesen in ihren Tränen zu ersticken; so daß man glaubte, sie müsse jeden Augenblick zu Boden stürzen. Die ganze Kapelle weinte natürlich in Strömen mit, und das sah alles sehr grausam aus, aber nachher waren alle ganz getröstet und die Sache ging ihren gewöhnlichen Gang. Das Brautpaar trat sehr gut auf; besonders gelang es der Prinzeß, den Fackeltanz auf das schönste mit Grazie und Anstand auszuführen. Damit war denn alles aus, und ich kam sehr echauffiert um halb elf nach Hause; Gustav noch später; er tat Kammerherren-Dienst.

Gestern war dann Cour. Die Prinzeß war schon früh morgens ganz munter und vergnügt erschienen, ganz charmant mit ihrem Gatten, sah den Abend sehr schön aus, viel besser als bei der Hochzeit; recht lustig, hielt ihre Cour sehr gut, tanzte eine Menge Polonäsen; Gustav stürzte wie toll nach den Tänzern umher, und um acht war alles aus. Das Ehepaar soupierte darauf allein mit der Kamecke und die Herren beim alten Großherzog. Mein Anteil an den Feierlichkeiten ist nun aus; heute Oper, die ich nicht





Prinzeß allein an der Zeremonientafel sitzen, ihre Tochter irgendwie oder wo einen anderen Platz erhalten sollte, was die Prinzeß so übelnahm, daß sie selbst an dem Tage nicht erschien, während es ihr unbenommen gewesen wäre, ihre Tochter allein zurückzulassen.

Überhaupt gaben diese Vermählungen den ersten Anlaß seit den Kriegen, wieder an Rangstreitigkeiten zu denken, sowohl unter den fürstlichen als den übrigen von Geburt oder durch Dienstrang vornehmen Personen. Dies gehört auch zu den Dingen, in denen wir in Berlin nie glücklich waren.

Ob eine alte Rangordnung bei uns jemals existiert hat, weiß ich nicht recht, aber jedenfalls hatten sich seit dem Kriege die Verhältnisse so geändert, daß sie nicht mehr passen mochte. So entstand, aus den verschiedenen Ansprüchen, Unkenntnis einer- und dem Streben andererseits, alte Traditionen festzuhalten, die neueren Titel mit den Prärogativen der alten auszustatten, eine große Konfusion, aus der wir noch immer nicht herausgekommen sind.

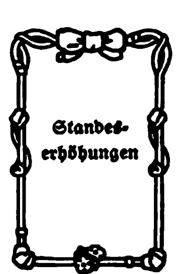
Nach dem Kriege waren aus den kleinen Herzögen Großherzöge geworden, die zuerst eine „Hoheit" dann gar eine „königliche Hoheit" und den Rang gleich nach den gekrönten Häuptern in Anspruch nahmen. So erschien u. a. der Herzog von Cumberland ebenfalls nicht bei jener Vermählung, weil er, als Prinz von England, den Rang vor jenen neuerstandenen Großherzögen, nach meinem Gefühl mit vollkommenem Recht, verlangte, und man dies dem Schwiegervater der Braut gegenüber[1]) nicht zugestehen wollte. Ebenso erwachte in unseren jungen Prinzen, vielleicht infolge eines größeren verwandtschaftlichen Gefühls als früher, wo mehr der Prinz das Hervortretende im Verhältnis war, auch eine Art Hochmut, der beanspruchte, daß das, was ihnen zugehörte, auch anderen vorzugsweise vorangehen müsse. So fingen sie an,

---

sehe, morgen eine Redoute, wohin ich nicht gehe, übermorgen ein Ball, wo ich nicht gebeten werde; Freitag gehen wir nach Potsdam, und Sonnabend bin ich, Gott sei gedankt, in Reckahn."

[1]) Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin (regierte 1785—1837).





ihre Vettern, die Prinzen Solms [1]) und Taxis [2]), in ihre Reihen zu ziehen. Was den kleinen Häusern Solms und Taxis recht war, wurde natürlich von allem, was nur Prinz hieß, ebenfalls in Anspruch genommen. Es begann damals das Hervorziehen aller kleinen titrierten Prinzen, das wir in neuster Zeit bis zu dem Exzeß erlebt haben, daß selbst die Söhne sogenannt erlauchter Grafen ohne Examen den Offizierstand erlangen können.

Dazu kam, daß unter unseren neu-vornehmen Leuten, Ministern, Generalen usw. sehr wenige waren, die früher jemals am Hofe gelebt hatten und die früheren Usancen in diesem Felde kannten. Sie traten also nicht mit hinreichendem Selbstgefühl auf, um sich eine Rangstellung hinter jedem kleinen Prinzen nicht gefallen zu lassen. Ja, ich erinnere mich noch, daß ich zu meinem Ärger den Feldmarschall Gneisenau, Gouverneur von Berlin, den vornehmsten und zugleich stolzesten Mann seiner Zeit, mit diesen neuen, jugendlichen Größen komplimentieren sah, um sie vor sich hergehen zu lassen, natürlich auf bloßer Ignoranz dessen, was sie eigentlich zu prätendieren hatten.

Hierzu kamen die Belohnungen, die an Standeserhöhungen nach dem Kriege ausgeteilt wurden, wie die Fürstenwürde an Hardenberg [3]), sowie an viele in Österreich. Die kleinen deutschen Regenten strebten dem nach, was Anforderungen auf ähnliche Begünstigungen, wenn auch mit anderen Titeln, zur Folge hatte. Ebenfalls aus Ignoranz wurde diesen allen von vielen Seiten die „Durchlaucht" gegeben, weil man sich einbildete, sie hinge mit dem Fürstentitel zusammen, andererseits auch wieder verweigert.

Es entstanden Kontroversen, und da dem Könige dies alles wahrscheinlich langweilig oder lächerlich erschien, gelang es, ihm viele Konzessionen dieses Titels zu entreißen. Deren bedienten

---

[1]) Vgl. o. S. 129, Anm.

[2]) Fürst Maximilian von Thurn und Taxis, geb. 1803. Er war der Sohn der Fürstin Therese, geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, einer älteren Schwester der Königin Luise (geb. 1773).

[3]) 1814.





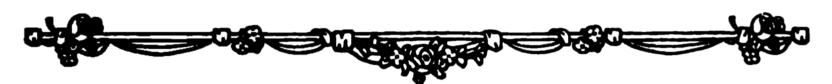
sich dann andere wieder als Präzedenz, und so sehen wir in heutiger Zeit kleine Prinzessinnen, die Grafen, ihre eignen Vettern, geheiratet haben, diesen Titel beibehalten, soweit man es ihnen zugesteht. Meine Mutter hätte z. B. niemals eine nicht regierende Fürstin anders als „liebe Fürstin" genannt, weil dieser keine „Durchlaucht", sondern nur eine „fürstliche Gnaden" zustände, was, unter Frauen sich zu geben, unschicklich sei. Überhaupt verbot die damalige gute Erziehung das Titelgeben unter Frauen; in neuerer Zeit wird es aber zu einem unpassenden Exzeß getrieben.

Um von dieser Diskussion auf die Radziwillsche Familie zurückzukommen, so erwähnte ich schon, daß sich eine Neigung des jungen Prinzen Wilhelm zur liebenswürdigen Elisa entsponnen hatte; von ihr, wie es schien, mehr empfangen als ursprünglich geteilt, während später wohl mehr die weiche Teilnahme für seine Gefühle und seinen Schmerz, der glühende Wunsch der Mutter für diese Verbindung, sie an ihn fesselten. Die Freunde des Hauses Radziwill wollten behaupten, der Fürst (der überhaupt nie die Hoffnungen seiner Gemahlin in dieser Beziehung geteilt zu haben scheint) sei zum Fürsten Wittgenstein gegangen und habe ihm gesagt: „er fühle sich verpflichtet, ihn zu benachrichtigen, daß der Prinz Wilhelm sein Haus fast täglich besuche; er könne nicht übersehen, daß seine Tochter ihm gefiele; wenn dies dem Könige nicht anstände, so erwarte der Fürst, daß der König selbst dem Prinzen einen Umgang verböte, den er nicht in der Lage sei, diesem zu versagen." Wittgenstein habe darauf geantwortet: „der König würde gewiß nichts dagegen haben, wenn sein Sohn seine Zeit in so liebenswürdiger Gesellschaft zubrächte!"

Gewiß ist es, daß der Großherzog von Strelitz [1]) in seiner phantastisch-exaltierten Weise das Verhältnis zur Sprache brachte und den Sturm dieses Geschickes heraufbeschwor. Auf einem Ball, neben der Prinzeß Luise [2]) sitzend, während das junge Paar vor

[1]) Georg von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1779, Bruder der Königin Luise; regierte 1816—1860.

[2]) Elisas Mutter. Vgl. o. S. 42, Anm. 1, und S. 132, Anm. 2.



Hindernisse einer Verbindung

ihnen herumtanzt, hingerissen von Elisas Grazie, sagt er ihr: „wie hübsch sich diese beiden ineinander fügten, welch passendes Paar die Zukunft aus ihnen machen würde!" Die Prinzeß will ihm geantwortet haben: „davon könne wohl keine Rede sein, da ihre Tochter nicht von einem Range sei, um einen Prinzen von Preußen zu heiraten." Der Großherzog aber, de la meilleure foi du monde, nur von der Idealität der Gefühle hingerissen, bestreitet diese Ansicht mit allem, was die Geschichte an ähnlichen Beispielen aufzuweisen hat. Die Prinzeß, nur zu geneigt, anzunehmen, was ihre Seele brennend wünscht, denkt, der Großherzog könne so etwas nicht ohne Autorisation des Königs sagen, da er als der fast einzige Vertraute desselben in allen intimen Familiensachen bekannt war. So kehrt sie an dem Abend als glücklichste der Mütter in ihre Familie zurück, diese mit ihren glänzenden Aussichten bekannt machend.

Der Großherzog seinerseits ergreift die erste Gelegenheit, den König auf dieses bestehende Gefühlsverhältnis aufmerksam zu machen, sich einbildend, eine recht väterliche Freude damit zu erregen, und findet zu seinem Entsetzen einen Sturm der Indignation über den Gedanken an eine solche Verbindung. Der König erklärt sie für total unzulässig, macht den Großherzog förmlich herunter, daß er nur einen solchen Gedanken fassen könne, und trägt ihm auf, überall zu verbreiten, daß er nichts davon hören wolle. Der Großherzog muß sich also höchst beschämt zur Prinzeß Luise begeben, um ihr zu erklären, wie sehr er sich in den Ansichten des Königs geirrt habe, wie sie sich keine Hoffnungen machen könne und wohl am besten den Umgang abzubrechen suchen müsse. Nun wurde er hier ebenso schlecht empfangen, da die Prinzeß in der Aufregung sich einbildete, der Großherzog habe dies alles zu ihrer Demütigung angezettelt, und eben nur jene Unterredung angebahnt, um sie durch jene Aussichten zu heben und dann desto tiefer sinken zu lassen. Mit all ihrem altpreußischen Stolz schickte sie ihn, als einen Eindringling in Familiensachen, spazieren. (Eigene Erzählung des Großherzogs an meinen Mann.)





Das Resultat mancher, mir natürlich nicht bekannt gewordenen Verhandlungen war dann, daß der Prinz auf Reisen geschickt wurde, mit strömenden Tränen Abschied nahm, — wobei vielleicht noch mehr als bisher zur Sprache kam —, daß die Radziwillsche Familie zur gewohnten Zeit nach Posen ging[1]) und während mehrerer Jahre nicht wieder nach Berlin zurückkehrte.

Doch die Geschichte war damit nicht beendet. Aus persönlich-wohlwollenden Äußerungen des Königs über Prinzeß Elisa wollte man notwendig die Ansicht herauslesen, daß ihm die Verbindung ganz lieb sein würde, wenn man beweisen könne, daß die Familie Radziwill eine ebenbürtige sei. Die Folge zeigte aber, daß er nie etwas davon wissen wollte, sowohl aus Gründen der Konvenienz wie der Ebenbürtigkeit, was auch ganz richtig war, denn die Verwandtschaft des Fürsten, die neuere Existenz in Posen hatten die Familie mehr wie je in polnische Relationen verwickelt. Alle Intriganten dieser Nation drängten sich an sie, wollten durch sie etwas erreichen. Das natürliche Wohlwollen der Prinzeß, auch vielleicht der Wunsch, etwas zu wirken und das Gefallen am Protegieren, unterstützten nur zu sehr des Fürsten Anhänglichkeit an seine Landsleute. So wurde es unsäglich, was die Prinzeß später unterstützte, was sie für jene erlangen wollte, bis es beim Ausbruch der Revolution 1830 nicht mehr für möglich erachtet wurde, sie und den Fürsten in ihrer dortigen Stellung zu belassen. Elisas weiche Seele, ihr etwas romantischer Sinn, wurden aufs höchste von geschichtlichen und verwandtschaftlichen Reminiszenzen, sowie von dem Unglück ihrer Landsleute angeregt, so daß sie womöglich jede unglückliche Polin mit Gefühlen der liebevollsten Freundschaft und des Vertrauens umfaßte. So würde also schon, von dieser Seite betrachtet, eine Verbindung mit dem präsumtiven Thronerben seine Bedenklichkeiten gehabt haben, was der König gewiß ganz richtig einsah. Da er aber wohl selten persönlich und direkt seine Ansichten aussprach, selbst seiner Familie gegenüber sich seiner gewohnten

---

[1]) Am 28. Juli 1822. Vgl. Gräfin Elise v. Bernstorff a. a. O. I, 334.





Organe bediente, so war es sehr leicht, diesen die Verwicklung zur Last zu legen. So galten namentlich der Großherzog von Strelitz, der Herzog Karl, Fürst Wittgenstein, Herr v. Schilden usw. bei den Freunden des Hauses Radziwill als die intriganten Feinde, die jeden Versuch, die Möglichkeit der Verbindung herzustellen, scheitern ließen.

Es wurden nämlich alle möglichen Gelehrten, Kenner des Staats- und Fürstenrechts in Bewegung gesetzt, um die Ebenbürtigkeit des Hauses Radziwill zu beweisen, alle Präzedenzen hervorgesucht: daß eine Radziwill gekrönte Königin von Polen, ein Sohn des großen Kurfürsten an eine aus diesem Hause vermählt war, die Ahnen des Hauses Bayern, unter denen sowohl diese Prinzessin, wie eine Sobiesky figurierten, Marie Leszczynska, Königin von Frankreich[1]), usw.[2]) Natürlich gab es aber bei jeder Schrift für die Sache auch eine dagegen. Es war unglaublich, wer alles zu Rate gezogen und hineingemischt wurde, wie weit das Vertrauen und Besprechen dieser Angelegenheit sich ausdehnte. Ich habe selbst noch ein Memoire meines Mannes darüber gefunden, für den Kronprinzen geschrieben, infolge von Unterredungen mit ihm und dem Prinzen Wilhelm selbst, obwohl er damals noch nicht in den nahen Beziehungen zu den beiden stand wie in späterer Zeit.

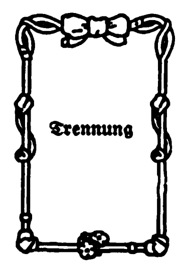
Jahrelang zog sich diese unglückliche Geschichte hin und tötete die Jugend der liebenswürdigen Elisa, ohne daß, wie es sich nachher herausstellte, eine unbezwingliche Leidenschaft sie daran gefesselt hätte. Die Geschwister des Prinzen interessierten sich alle dafür: Prinzeß Alexandrine aus persönlicher Freundschaft für Elisa, der Kronprinz, weil er sich phantastisch montierte, daß das Leben seines Bruders an diese Liebe geknüpft sei, weshalb man über das nicht Passende der Verbindung (dieses erkannte er an) hinweggehen müsse. Das Unebenbürtige wollte er, bei seiner Passion für alles, was Fürst heißt und dem etwas romantisch-dunklen Alter des Hauses,

---

[1]) Tochter des polnischen Königs Stanislaus Leszczynski, Gemahlin Ludwigs XV. (1703—1768).

[2]) Vgl. Gräfin Elise v. Bernstorff a. a. O. I, 332 f.





nicht zugeben. Am meisten beschützte die Großfürstin Charlotte[1]) die Idee einer Verbindung, aus Anhänglichkeit an ihre liebenswürdige Tante und an Elisa, auch um der Romantik einer alles überwindenden Liebe willen. Auf sie und ihren Einfluß beim König wurden die größten Hoffnungen gebaut. Da sie bei ihren Reisen in die Heimat stets ein Wiedersehen, sei es in Schlesien, sei es in Posen selbst, mit ihnen zu verbinden wußte, Prinz Wilhelm meist ihr Begleiter auf denselben war, so wurden auf diese vom König geduldeten Wiedersehen stets erneute Hoffnungen gebaut.

Ein unglücklicher Fall fesselte sogar den Prinzen einmal länger unter dem Radziwillschen Dach.[2]) So gab es Momente, wo beide gewissermaßen als Verlobte in Posen auftraten, stets in der Hoffnung, daß der König nur auf einen Beweis warte, um seine Einwilligung geben zu können, die er niemals geben wollte. Ja, man ging sogar so weit, den unmöglichen Gedanken zu fassen, Prinz August, der dissolute verfeindete Bruder der Prinzeß Radziwill, solle Elisa adoptieren, damit sie auf diese Weise als vornehme Prinzeß die Verbindung schließen könne; bis hierauf der König bestimmt und entschieden aussprach, er werde nie seine Einwilligung dazu geben, womit sie dann endlich abgebrochen wurde.

Elisa erreichte ein trauriges Geschick. Zuerst wußte sie sich mit Sanftmut und Resignation zu ergeben. Eine teilweise Ansiedelung in Schlesien brachte eine Annäherung an jenen religiösen Kreis hervor, der sich dort zu bilden begann. Prinz Wilhelm-Bruder hatte inzwischen seinen sehnlichsten Wunsch erreicht, einen Besitz zu erkaufen in dem nachmals vielgenannten Fischbach[3]); nahe dabei wohnte die alte Gräfin Reden[4]), viel bekannt durch

---

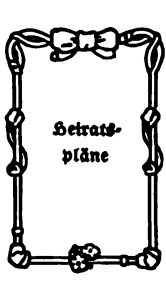
[1]) Prinzessin Charlotte, Tochter des Königs, seit 1825 Kaiserin von Rußland. Vgl. o. S. 60, Anm. 3, S. 67, Anm. 3.

[2]) Anfang 1825. Vgl. Gräfin v. Bernstorff a. a. O. II, 42.

[3]) Bei Hirschberg in Schlesien, nahe dem Riesengebirge.

[4]) Geborene v. Riedesel, Witwe des 1815 verstorbenen, um den preußischen Bergbau hochverdienten Ministers Friedrich Wilhelm Graf v. Reden (geb. 1752). Gräfin Reden wohnte in Buchwald. Vgl. Grünhagen, Allg. Dtsche. Biographie, Bd. 27, S. 513.





ihre religiösen und wohltätigen Bestrebungen, die sie schon zu einer Zeit ins Leben rief, als im allgemeinen noch wenig daran gedacht wurde, weshalb ihr das Verdienst der Anregung zu denselben zugeschrieben werden mag. Daran beteiligte sich auch die Familie Stolberg, die schon von jeher eine Art herrnhutischen Zusammenhang hatte. Diese alle, Prinzeß Wilhelm in hervorstechender Weise, bildeten einen Kreis, an den sich noch manches andere anschloß, und der so den Kern zu der nachher weiter ausgedehnten pietistischen Richtung abgab.

Elisa's weichgeschaffene Seele mußte davon besonders angesprochen werden; vielleicht fand sie eine Stärkung ihrer natürlichen Resignation darin, vielleicht suchte sie eine solche mehr für die aufgeregten Gefühle ihrer Mutter. Genug, alle die kleinen Zugaben der weichlichen Seite dieser Richtung fanden wohl bei ihr besonderen Anklang, so auch das Beschäftigen mit allen Arten von Gefühlsrichtungen und die von der Prinzeß Wilhelm besonders befürwortete Notwendigkeit für Frauen, zu heiraten, in einer eignen Familie und besonders Kindern ihren Beruf und ihr Glück zu finden. So fehlte es denn nicht, von seiten der vielen, sich für sie interessierenden Freunde an Heiratsprojekten und Vorschlägen, denen sie niemals abgeneigt war, ohne daß sich etwas Ernstliches darunter gezeigt hätte. Auch an kleinen Seelenbündnissen mag es dazwischen nicht ganz gefehlt haben.

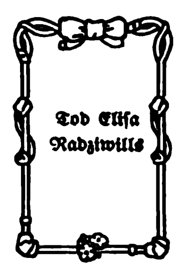
Ein längerer Aufenthalt in Teplitz, wo ihre Brüder[1]) die beiden Töchter des Claryschen Hauses heirateten, führte sie dann mit dem Fürsten Friedrich Schwarzenberg[2]), ältestem Sohn des aus dem Kriege bekannten Feldmarschalls, zusammen, seinem Ruf nach

---

[1]) Friedrich Wilhelm Paul Nikolaus, geb. 1797, 1833 Fürst, vermählte sich in zweiter Ehe im Juni 1832 mit Mathilde Christiane, Tochter des Fürsten Karl Joseph v. Clary und Aldringen und Ludwig Boguslaw, geb. 1809, vermählt Oktober 1832 mit Prinzeß Leontine Gabriele v. Clary und Aldringen.

[2]) Fürst Friedrich Karl v. Schwarzenberg, geb. 1800, Sohn des Generalfeldmarschalls Karl v. Schwarzenberg, Anführers der Verbündeten 1813/14. „Österreichs letzter Ritter", kämpfte auf seiten der Karlisten und katholischen Sonderbündler in der Schweiz, auch als Schriftsteller bekannt.





ein chercheur d'aventures, sowohl im kriegerischen Felde, als in Verhältnissen mit Frauen, dabei mit einer gewissen, ansprechenden Sentimentalität begabt, die man auch in einigen von ihm erschienenen kleinen Schriften erkennen kann. Diese Sentimentalität führte ihn wohl in ein näheres Verhältnis zu Elisa als er eigentlich beabsichtigt hatte, und wie es scheint, wurde ihr Herz hier tiefer, ja vielleicht leidenschaftlicher bewegt, als wohl jemals früher in jenen lang hingesponnenen Verhältnissen. Als es aber zum Ernst kommen sollte, zog er sich zurück, schützte zuerst den Mangel an Vermögen vor, und, als dieser durch die Gnade des russischen Kaisers, der eine Pension seines Vaters auf ihn übertrug, gehoben war, andere sehr schlechte Gründe. Alles dies zeigte, daß er nicht der Charakter war, der würdig eines solchen Gefühls, einer solchen Seele sein konnte. Die ihrige blieb aber getroffen. Lange hoffte man sein Benehmen beschönigen zu können, die Verbindung dennoch zu schließen. Als man es endlich aufgeben mußte, war die Familie längst nach Berlin zurückgekehrt, Prinz Wilhelm verheiratet. Der Fürst Radziwill schien nun etwas darin zu suchen, Elisa in allen Expositionen des größten Weltlebens auftreten zu lassen; Tanzen, Tableaux, Theater, Gesang, alles mußte sie leisten; als sie plötzlich bei einem Diner beim Prinzen Wilhelm, dem Gegenstand ihrer früheren Neigung, von einem Blutsturz überfallen wurde. Es zeigte sich darin der Beginn einer jahrelangen Brustkrankheit, an der schon zwei blühende Brüder ihr vorangegangen waren. Ihr Vater starb noch während derselben plötzlich [1]) und nach unsäglichster Pflege mußte ihre Mutter sie, ihr drittes erwachsenes Kind zu Grabe geleiten. [2])

---

[1]) Am 7. April 1833.

[2]) Am 27. September 1834.



In den folgenden Briefen schildert Karoline noch eingehender das Ende der Jugendliebe Kaiser Wilhelms.



Karoline v. Rochow an Klara v. Rochow.

Berlin, den 14. März 1822.

.... Fouqué wird Euch wohl berichtet haben, was hier la ville et les faubourgs bewegt: Prinz Wilhelm, von Liebe getrieben, und durch die Zuvorkommenheiten des Königs gegen die Radziwillsche Familie getäuscht, glaubt sich zu Hoffnungen berechtigt, und bittet beim Könige um die Erlaubnis, Elisa heiraten zu dürfen. Der König schlägt es ab, wie einige Leute behaupten, mit dem Zusatz, daß, wenn er für sich sowohl als seine Erben dem Thron entsagen wolle, diese Heirat ganz in seinem Willen stehen sollte. Dieses hält der Prinz auch natürlich für unzulässig; das Desespoir ergreift ihn und, la mort dans le coeur, entschließt er sich zu einer Reise in das Ausland. Über Düsseldorf nach Brüssel und dem Haag geht es — auf vier Wochen heißt es; doch entsteht wohl eine längere Abwesenheit daraus, sonst könnte es ja nichts helfen. Die ganze Reise geschah so plötzlich und mysteriös; der Prinz soll so vollkommen verzweifelt gewesen sein, daß niemand ihn hat sehen können, ohne selbst von Desperation ergriffen zu werden, und die ganze Stadt, der diese Abreise natürlich le secret de la comédie war, ist zwischen Mitleid, Freude und Betrübnis zerrissen. Der Radziwill soll diese ganze Begebenheit hinterbracht worden sein; sie sich aber, wie immer, en grand capitaine dabei benehmen.

Heute morgen wurde Elisa zu Pferde gesetzt und durchstrich den Tiergarten au grand galop, hinter sich als garde-vertu Emilie und Blanche in einer großen Kutsche, wahrscheinlich um der Welt ihre Haltung zu zeigen. Dazu behauptet man gewiß, daß Prinz Oskar[1]) Ende dieses Monats ankommt, Elisas wegen. Der arme Prinz Wilhelm, der, wie es nun scheint, der bei weitem am meisten

[1]) Prinz Oskar von Schweden, Kronprinz, geb. 1799, vermählt 1823 mit Josephine, Prinzessin von Leuchtenberg.





liebende Teil ist, tut mir sehr leid — Elisa auch; indessen ist für solche Fürsten das Erlebnis, äußerst verliebt und äußerst unglücklich zu sein, vielleicht eine Erfahrung, aus der sie unglaublich viel lernen können; sie wissen nun, wie es anderen Menschen fast immer ergeht! Dazu ist der Kronprinz auch zerrissen wegen der Prinzeß von Bayern [1]), die er nicht erringen und nicht aufgeben kann. Obenein will Prinzeß Alexandrines Bräutigam [2]) die Schwindsucht bekommen. Also bewegliche Affären gehen in der königlichen Familie vor! . . . .

Den 18. März 1822.

. . . . Gestern bin ich zum erstenmal seit diesen vier Wochen den Abend ausgewesen, d. h. bei Prinzeß Wilhelm — also von einer Solitude in die andere; es ist wohl nicht möglich in Berlin ein eingezogeneres Leben zu führen als wir es in diesem Jahre getan haben.

Über die Radziwillsche Affäre heißt es noch, der König habe hinzugefügt: wenn der Kronprinz verheiratet wäre und Erben hätte, so könne eher davon die Rede sein. Wenn der Prinz also treu wie Jakob um seine Rahel sieben Jahre wirbt, so wäre nicht alle Hoffnung abgeschnitten. Die Radziwill soll sehr böse sein, Elisa aber recht still und ordentlich traurig. Die Historie vom Oskar [3]) scheint sich nicht zu bestätigen; der soll auch, wie jetzt alle Menschen, von der Liebe verfolgt werden für irgend eine Schwedin; sein Vater will ihn aber mit keiner Sujette verheiraten, und um ihn keinem Korbe auszusetzen soll er eine Tochter des Eugen Beauharnais von Leuchtenberg heiraten. Kurz, die Liebe scheint unter den Großen der Erde jetzt schreckliche Ravagen anzurichten.

Gustav verhandelt jetzt mit den Lausitzern, unter denen auch

---

[1]) Elisabeth Luise, Tochter Maximilians I. von Bayern (1801—1873), am 29. November 1823 mit Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) vermählt. Friedrich Wilhelm III. nahm an dem katholischen Bekenntnis der Prinzessin Anstoß, so daß sich die Verhandlungen mehrere Jahre hinzogen.

[2]) Erbgroßherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin.

[3]) S. o. S. 143, Anm.



der Dichter Houwald [1]) ist; es sollen gute, tüchtige Menschen sein. Übermorgen kommen schon die Preußen.[2]) . . . .

Vermählung Prinz Wilhelms

Karoline v. Rochow an Karoline v. Fouqué.

Berlin, den 14. Juni 1829.

. . . . Trotz allem, was diese Zeit brillanter und bewegter als eine andere machte,[3]) kann ich doch nicht mit besonderer Satisfaktion darauf zurückblicken; und selbst die gnädige Begrüßung der Kaiserin[4]), ließ mich nicht einen Augenblick die grünen Bäume zu Hause vergessen, unter denen ich viel lieber säße.

Der Kaiser ist alt geworden und besonders sehr dick, wodurch er sehr an Schönheit verloren hat. Der kleine Thronfolger[5]) ist sehr niedlich und gleicht dem verstorbenen Kaiser Alexander; hier hat er das Entzücken der ganzen Familie und des Volkes ausgemacht.

Die junge Prinzeß Wilhelm[6]) macht nicht sehr viel Effekt; ihre etwas gebückte Haltung beeinträchtigt ihre niedliche Figur; das Organ ist nicht klangvoll; bei der Cour hielt sie die schönsten Anreden über Gefühle an die ihr ganz fremden Leute.

Über das Zusammentreffen in Antonin[7]) gehen verschiedene Versionen. Gerlach[8]), der dabei war, sagte: man sei von allen Seiten sehr erschüttert gewesen; und soviel ist gewiß, daß sowohl Prinzeß Luise als Elisa Tete-a-tete-Unterhaltungen mit dem Prinzen gehabt haben, wo man sich sehr intim über Vergangenheit, Gegenwart und

---

[1]) Christoph Ernst Freiherr v. Houwald (1778—1845), erzählender und dramatischer Dichter, Vizepräsident des 1. brandenburgischen Provinziallandtags (1824).

[2]) Die Kommission zur Beratung über Provinzialstände berief 1822/23 Notabeln aus den einzelnen Provinzen. Vgl. Treitschke III, 236.

[3]) Vermählung des Prinzen von Preußen.

[4]) Charlotte von Rußland.

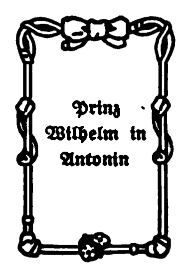
[5]) Der spätere Kaiser Alexander II (1855—1881), geb. 1818.

[6]) Prinzessin Augusta von Preußen, geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar (1811—1890).

[7]) Besitzung der Radziwills.

[8]) Leopold v. Gerlach (1790—1861), später General, seit 1849 Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV., einer der Begründer der konservativen Partei.





Zukunft aussprach. Der Prinz soll gesagt haben, die Großfürstin [1]) habe diese Entrevue gewünscht, was ich nicht recht begreife. Des Prinzen Freunde versichern, es würde von den ersprießlichsten Folgen für sein Glück sein; ob seine junge Frau, ob Elisa auch so glücklich dadurch werden, scheint mir doch noch eine gewaltige Frage; tout au moins sah er all die Tage sehr verstimmt aus, und kein Mensch hat irgend ein Jawort nach Eylerts [2]) wenig schöner Traurede gehört.

Radziwills sind sehr glücklich über des Prinzen Wilhelm Besuch; alles hat sich in Versöhnung, Liebe, Freundschaft getrennt; sie sind von seiner treuen Liebe für Elisa überzeugt; [3]) er habe nie eine andere geliebt und werde nie eine andere lieben; im nächsten Frühjahr kommen sie hierher.

Karoline v. Rochow an Klara v. Pfuel, geborene v. Rochow.

Reckahn, den 1. Oktober 1834.

Gustav [4]) wird heute an seinem Geburtstage wohl in häßlichen Sandsteppen zwischen Bromberg und Posen schwimmen, auch nicht gerade vom freundlichsten Wetter begleitet, denn nach langer, genußreicher Freundlichkeit scheint uns der Herbst nun seine unangenehme Seite zeigen zu wollen.

Hoffentlich berichtet Ihr bald über der Kaiserin und Gustavs Durchreise, denn wir sitzen hier recht brief- und nachrichtenlos. Ich hoffe, Jahnsfelde [5]) war das berühmte Dorf mit dem großen „Willkommen", das den besten Effekt gemacht hat.

---

[1]) Wahrscheinlich die Mutter der Prinzessin Augusta, Maria Pawlowna, die immer „die Großfürstin" genannt wurde (vgl. o. S. 31, Anm. 1—2).

[2]) Rulemann Friedrich Eylert (1770—1852), Hofprediger, 1817 evangelischer Bischof. Bekannt durch seine „Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.".

[3]) Vgl. hierzu auch die Mitteilung eines vertrauten Beamten Kaiser Wilhelms aus viel späterer Zeit bei Oncken, Unser Heldenkaiser (1897), S. 18, Anm. Noch nach Jahrzehnten wurden dem Kaiser die Augen trübe, als er von seiner Jugendliebe erzählte.

[4]) Er war der Kaiserin Charlotte entgegengesandt worden.

[5]) Jahnsfelde, die Pfuelsche Besitzung, liegt an der großen Heerstraße, auf der die Kaiserin, von Osten kommend, fuhr, 3/4 Meilen östlich von Müncheberg.



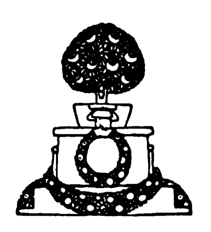


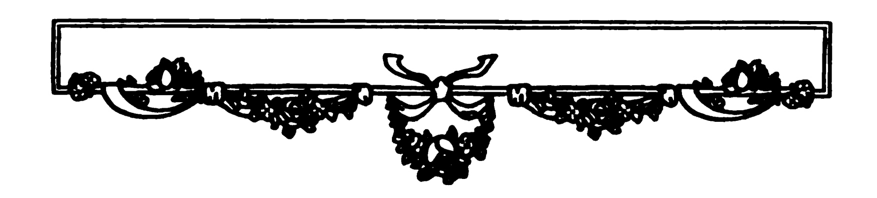
Es ist aber recht sonderbar, welch großen Eindruck noch immer die Ankunft der Kaiserin im Publikum hervorruft. Keine noch so eingreifende Begebenheit in der königlichen Familie kann auch nur annähernd den Effekt erreichen, den dieses so häufig wiederholte Ereignis macht; es ist immer, als ob die selige Königin Luise selbst vom Himmel im Triumph herunter käme, und zur Freude der Menschen einzöge.

Wie tragisch dagegen, daß fast in demselben Augenblick, wo dieser Jubel erschallt, die unglückliche Elisa Radziwill ihr zerbrochenes Leben in weiter Ferne aushauchen muß![1] Ich kann nicht sagen, mit welcher Teilnahme ich dies gelesen; möchte nur die unglückliche Mutter sie nicht lange überleben. Sie selbst kann man nicht beklagen, das Ziel ihres geistig und körperlich gestörten Lebens erreicht zu haben. Elisa würde jetzt zum erstenmal in Berlin mit der Kaiserin wieder zusammen getroffen sein, seit damals, wo sie die Peri[2] darstellte und auf dem höchsten Gipfel ihres Glücks stand, in der Hoffnung die Großfürstin erst als Schwägerin wiederzusehen. Nun war gestern der Geburtstag der jungen Prinzeß Wilhelm. Da sollte irgendwo ein Tanzfest stattfinden. Schrecklich, wenn Prinz Wilhelm so den Geburtstag der Nachfolgerin der unglücklichen Elisa feiern mußte!

[1] Am 27. September 1834 in Freienwalde. Vgl. o. S. 142.

[2] Bei dem Feste „Lalla Rookh“ 1821. Vgl. o. S. 89.





Fünftes Kapitel.

Am Hofe des Kronprinzen.

(Etwa 1820—1825.)

Wie ich schon erwähnte, war des Kronprinzen Phantasie mehrfach mit dem Gedanken an die Passion beschäftigt gewesen, die er wohl haben könnte, ohne daß sie sich je verwirklichte. Wenn es auch bisweilen so aussah, als wollte er wohl dieser oder jener schönen, jungen Person den Hof machen, so wurde doch nie etwas daraus. Wenigstens hat man nie erfahren, daß seine Gefühle irgendwie ernstlich angeregt gewesen wären. Der König wünschte indessen sehr, er möchte heiraten. So wurde er denn auf Reisen gesandt, um sich Prinzessinnen zu besehen. Gott weiß, wie es der König übersehen haben mochte, die bayrischen, als katholische Prinzessinnen auszuschließen. Das Schicksal wollte es, daß grade unter ihnen unsere jetzige Königin diejenige war, die allein unter allen gesehenen er auszuwählen sich erklärte. Hatte der König vielleicht geglaubt, daß bei ihr, als der Tochter einer protestantischen Mutter[1]) der Katholizismus nicht tief eingewurzelt sei, hatte er, infolge des Übertritts seiner Tochter[2]) zur griechischen Kirche einen Wechsel zugunsten des Protestantismus für zu leicht gehalten, — ich weiß es nicht; genug, die Zeit war nicht mehr da, wo man nur um einer großen Heirat willen solchen Schritt mit

[1]) Karoline, geborenen Prinzessin von Baden (geb. 1776), Gemahlin König Maximilians I. von Bayern.

[2]) Charlotte, Kaiserin von Rußland.





Leichtigkeit tat. Als dies zur Sprache kam, erklärte er, keine katholische Schwiegertochter und zukünftige Königin haben zu wollen. Daß er mit diesem Prinzip ganz recht hatte, beweisen die späteren katholischen Verhältnisse wohl zur Genüge.

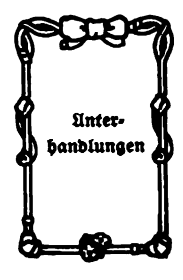
Mit dem Widerspruch mochte sich nun vielleicht die Phantasie des Kronprinzen erhitzen, denn aus dem Wohlgefallen, was ein so flüchtiges Begegnen nur erregen konnte, entwickelte sich in seiner Idee eine große Leidenschaft, und nun setzte sich alles in Bewegung, um die Schwierigkeiten dieser Verbindung zu beseitigen, die den Gegenstand jahrelanger Unterhandlungen bildeten. Der König bestand auf einem Konfessionswechsel; bayrischerseits wünschte man die Allianz brennend, wollte diesen aber doch nicht zugeben, und nur versprechen, daß es der Prinzeß überlassen bleiben solle, ihrer Überzeugung zu folgen, wenn man ihr diese im protestantischen Lande zu geben vermöchte. Dies genügte dem Könige nicht; er verlangte, wenn nicht einen Übertritt, so doch ein bestimmtes Versprechen, daß er erfolgen werde. Man schickte den Hofprediger Strauß[1]) hin, um die religiösen Ansichten der Prinzeß zu sondieren. Dieser, der überhaupt ein überschwengliches Gemüt haben mochte, kam enthusiasmiert zurück und gab alle Hoffnung für einen Erfolg durch den weichen, verständigen Sinn der Prinzeß. Dann ging noch eine zweite ostensible Gesandtin hin in der Person der Gräfin Reede, nachherigen Oberhofmeisterin der Kronprinzeß, was auch wieder einen eigenen Zusammenhang haben mußte.

Im Schlosse existierte eine alte, pensionierte Hofdame, Fräulein v. Bischoffwerder, Tochter des bekannten Freundes und Geisterzitierers[2]) des Königs Friedrich Wilhelm II., die durch Verstand, Charakter und eine gewisse Weisheit sich einen großen Kredit am Hofe erworben hatte. Sie trug diese Eigenschaften mit einer Art von pedantischen Sicherheit zur Schau, die auch gewiß teilweis begründet war. Alle Hofmeister und Gouvernanten führten die jungen

[1]) Vgl. S. 96.

[2]) Johann Rudolph v. Bischoffwerder (1741—1803), General und Politiker, Generaladjutant, 1797 verabschiedet.





Prinzen und Prinzessinnen zu ihr, mit denen auch ihre Nichte teilweis erzogen wurde. So erwuchs sie zu einer Familien-Vertrauten, und namentlich der Kronprinz gewöhnte sich daran, ihr seine Herzensergießungen zuzutragen, ihren weisen Rat einzuholen, was sich auch bis zu ihrem Tode, als er schon König war, erhalten hat. Ja, ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß er fähig war, über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, selbst Persönlichkeiten mit dieser alten Dame zu konferieren, die seit zwanzig Jahren ihr Zimmer nicht mehr verlassen hatte.

Eine ihrer etwas jüngeren Jugendfreundinnen war die Gräfin Reede, Witwe eines alten holländischen Gesandten, der seit der Vertreibung seiner früheren Herrscher hier im Lande lebte, nach und nach bereichert durch die Güte der beiden Könige, besonders Friedrich Wilhelms II. für die Familie seiner Frau, einer geborenen v. Krusemarck, deren Mutter als letzte Oberhofmeisterin am königlichen Hofe starb, und ein langes Leben hindurch es verstanden hatte, ihrer Familie Stellung und Vermögen emporzubringen. Seit mehr als zwanzig Jahren war indessen Gräfin Reede aus dem Leben der großen Welt entfernt, zuerst beschäftigt mit der Erziehung ihrer einzigen, sehr schönen Tochter, dann mit der langjährigen Pflege ihres kranken Mannes, einer tiefen Betrübnis über dessen endlichen Verlust, schließlich mit dem häuslichen Leben und der Gesundheit ihrer, inzwischen an den holländischen Gesandten, Grafen Perponcher[1]), verheirateten Tochter und der Sorge für deren Kinder.

Man war also schon etwas verwundert, als man sie, aus dieser Zurückgezogenheit heraus, mit einer anderen, alten, ebenso zurückgezogenen Jugendfreundin eine Reise nach Paris unternehmen sah. Dann folgte eine zweite, allein nach München, und man erfuhr bald, daß eine Bekanntschaft und Besprechung mit der Königin und den Prinzessinnen von Bayern deren Zweck war. Trug das, was sie von dort zurück brachte, vielleicht auch eine direkte An-

[1]) Baron (nicht Graf) v. Perponcher, Generalleutnant, a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister der Niederlande.





sprache der alten Markgräfin von Baden, Mutter der Königin von Bayern, die den König auf irgend einer Reise zu einem Tete-a-tete zu zwingen wußte, dazu bei, ein gewisses, ambigues Verständnis hervorzurufen, genug, ein neuer Bewerber der Prinzeß in der Person des Herzogs von Meiningen[1]), gab den Anlaß zu der entschiedenen Anfrage: ob man preußischerseits noch an diese Verbindung denke. Hierauf erfolgte zu allgemeiner Verwunderung die ganz plötzliche Erlaubnis, um die Prinzeß für den Kronprinzen offiziell zu werben. Es stellte sich nachher heraus, daß der König glaubte, man habe ihm das Versprechen des Übertritts gegeben für den Termin, wenn die Prinzeß im Lande sein würde. Andererseits wollte man nicht mehr als das oben erwähnte Versprechen gegeben haben: „die Prinzeß werde sich damit beschäftigen, um dann ihrer Überzeugung zu folgen." Wo nun die Zweideutigkeit der Erklärungen lag, wird wohl schwer zu ergründen sein, daß sie aber vorhanden war, unterliegt wohl keinem Zweifel.

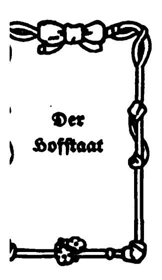
Niemals gab es eine größere und allgemeinere Teilnahme als sich bei dieser Gelegenheit für den Kronprinzen herausstellte, dessen Popularität samt den Hoffnungen, die man auf ihn baute, damals ihren Höhepunkt erreicht hatten. Daher war alles erfreut, ihn die Wünsche des Herzens in Verbindung mit einer passenden Heirat erreichen, ja selbst das Vorurteil überwinden zu sehen, das man in des Königs (nur zu gerechter) Abneigung gegen eine gemischte Ehe erkennen wollte.

Die Begleiter des Kronprinzen bemerkten sonderbarerweise schon auf seiner Brautreise nicht recht den Ausdruck des Glückes in dem Zusammensein mit seiner Braut, wenigstens keiner wahren oder gar leidenschaftlichen Liebe. Man sagte, das hohe Paar hätte sich eher verlegen gegenübergestanden, ohne einen rechten Vereinigungspunkt zu finden. Der Kronprinz habe wohl einmal ausgerufen: „er sei selig!", aber mit einem so zerstreuten, abstrakten Wesen, daß man keine rechte Wahrheit darin zu erkennen meinte.

---

[1]) Bernhard, geb. 1800, Herzog seit 1821, gest. 1882.





Hiermit stellte sich noch eine Eigentümlichkeit dieser Natur heraus, nämlich, daß seine Passion nur im Kopf, eine Art Ideal gewesen sei, und daß er der realen Persönlichkeit seiner Braut gegenüber seinen Gefühlen kein Leben zu verleihen verstand. Man erfuhr auch eine Äußerung der Prinzessin, die besagte: „die Leidenschaftlichkeit seiner Briefe wäre ihr fremd und unverständlich gewesen, bei der geringen Bekanntschaft, die bis dahin zwischen ihnen bestanden, und nun hätte sie sie gar nicht in seinem Wesen wiedererkannt!"

Diese kleinen Geschichten drangen indessen nicht in das große Publikum. Dieses blieb teilnehmend erfreut, und alles beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu dem Empfange und vor allem mit der Bildung des neuen Hofstaates. Man strebte danach, Edles, Bedeutendes, Junges darin zu vereinigen, um womöglich einen Modellhof zusammenzustellen, anders als man ihn bisher zu sehen gewohnt war, da man meistenteils trockne, unbedeutende, um ihrer Versorgung willen angenommene Persönlichkeiten als Hofstaaten hatte.

Zuerst wurde also Gräfin Reede zur Oberhofmeisterin ernannt, die jedoch erklärte, es nur bedingungsweise auf ein bis zwei Jahre annehmen zu können und ohne Gehalt. Sie meinte ihrem zurückgezogenen Familienleben zu sehr attachiert zu sein, um es anders als nur „momentan" als „Opfer" zu verlassen, um dem neuen Hofleben den ersten Pli zu geben. Das Resultat dieser Worte war aber, daß sie volle zwanzig Jahre bis zu ihrem Tode am Hofe verblieb, und bei der Thronbesteigung ihr ganzes Gehalt in schönen Kapitalien ausgezahlt erhielt, obgleich sie in den langen Jahren, weil ohne bestimmtes Gehalt lebend, ganz anders gehalten und defrayiert worden war, als wenn sie es von Anfang an, wie es sich gebührte, angenommen hätte.

Es vereinigten sich überhaupt die sonderbarsten Kontraste in dieser an Geist und Charakter gleich ausgezeichneten Frau. Gescheit, lebendig bis zur größten Heftigkeit, fähig, die verschiedensten Auffassungen zu begreifen, oft enthusiastisch, großmütig, grandios in ihrer Wohltätigkeit, vieler Aufopferung und Freundschaft fähig und allen edlen Regungen und Ansichten zugänglich, konnte sie da-



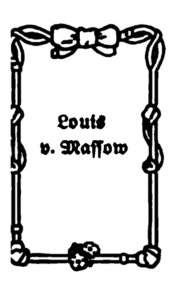


neben doch oft für kleine Eingebungen des Eigennutzes, der Intrige und des Ehrgeizes empfänglich sein, auch die Wahrheit umgehen, wenn es ihr Interesse oder die Art ihres Auftretens zu erheischen schien. Die Folge davon war, daß die Personen, die mit ihr leben mußten, einerseits auf das zärtlichste von ihr geliebt wurden, um dann wieder ebenso heftigem Tadel ausgesetzt zu sein. Sie hätte im häuslichen Leben des kronprinzlichen Hofes das belebende Prinzip sein, der Kronprinzeß helfen können, es anregend zu gestalten. Aber, weit entfernt davon, blieb sie nur mit sich und mit ihrem eigenen Verhältnis zur Prinzessin beschäftigt. Sie wollte vor allem die einzige Vertraute sein und bleiben, nebstbei der Prinzessin in ihrer Tochter die einzige Freundin geben. Da aber das Unglück wollte, daß das Naturell der Tochter gar nicht mit dem der Prinzeß harmonierte, so gab es einen inneren, jahrelangen Kampf voller Rücksichten, ein Verlangen und Abwehren, mit dem Wunsche, alles im richtigen Gleichgewicht zu erhalten, bis endlich die Tochter, die Sachlage erkennend, es verstand, sich in das Verhältnis einer rücksichtsvoll behandelten Bekannten zurückzuziehen.

Jede Persönlichkeit, die durch harmonierende Verhältnisse oder gleichen Geschmack sich der Kronprinzessin hätte nähern können, suchte Gräfin Reede möglichst fernzuhalten, statt eine Annäherung zu vermitteln. Sie selbst saß bei den kleinen geselligen Abenden am Hofe als eine schweigende, oft zornige Scheidewand da, jede lebendige Bewegung durch ihre Blicke unterdrückend. So brachte sie es dahin, daß besonders den täglich anwesenden Hofdamen die Rolle stummer Figurantinnen angewiesen wurde.

Ebenso ging es mit den Äußerlichkeiten der Etikette, die sie aus dem Grabe hervorzurufen und an dem neuen kronprinzlichen Hofe einzuführen strebte. Da sie aber stets nur mit sich beschäftigt war, sowie mit ihrer Stellung zur Prinzeß, und ihr auf Schritt und Tritt folgte, versäumte sie gerade die notwendigsten Höflichkeiten, nahm selten Besuche an, kannte die vorzustellenden Personen nicht, begünstigte einige sehr, fuhr mit grandiosem Zorn über Kleinigkeiten her, die vielleicht lange nicht die Tragweite der





Dinge hatten, die sie selbst unterließ. Sie trug somit eher dazu bei, eine gänzliche Konfusion in den Ideen über Schicklichkeit und Etikette hervorzurufen, während die fremde und unerfahrene Kronprinzeß, der die Gräfin Reede als Muster vorgestellt worden, nicht anders glauben konnte, als, es müsse im Lande so sein.

Zu diesem allen kam noch die Eigentümlichkeit des Kronprinzen, der, unter dem Einfluß der Phantasie stehend, gewisse Dinge für unumstößlich erklärte, an die früher niemand gedacht.

Die einzige verheiratete Prinzessin der Familie, Prinzeß Wilhelm hatte, was Hofetikette betraf, schon längst vieles beseitigt, was man früher für nötig hielt, und da die Kronprinzeß sich ihr sehr anschloß, so arbeitete sie wohl dem übergreifenden Einfluß der Gräfin entgegen, auch um jener zu helfen, auf eignen Füßen zu stehen. Genug, man erlebte auch hier an dem Beispiel der Gräfin das, was oft genug der Fall ist, nämlich, daß eine ausgezeichnete Persönlichkeit bei weitem nicht das leistet, was sie könnte, weil es ihr nicht gelingt, sich selbst zu vergessen, oder sie nicht den Willen hat, ihrer eigenen Mängel Herr zu werden.

Neben Gräfin Reede erschienen zwei schöne, große Hofdamen: Fräulein v. Borstell und Fräulein v. Brockhausen, beide wohl durch den Einfluß der Gräfin gewählt. Es war wirklich ein prächtiger Anblick, wenn die drei Damen hinter ihrer Fürstin auftraten; denn auch die Gräfin sah, obschon bejahrt, noch sehr schön und distinguiert aus.

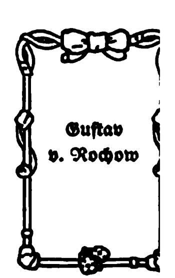
Zum Hofmarschall vermittelte auch sie den Sohn einer langjährigen Freundin, der Frau v. Massow.

L o u i s v. M a s s o w[1]) war bis dahin nur Leutnant und Administrator ziemlich verwickelter Angelegenheiten auf den väterlichen Gütern gewesen. Er eignete sich jedoch durch Treue, eine gewisse regelmäßige Tüchtigkeit und einen geraden Charakter recht sehr zu seiner Stelle. Diese Eigenschaften motivierten wohl auch seine

[1]) Später preußischer Staats- und Hausminister, Besitzer von Loest, Groß-Moellen und Demnitz im Kreise Lebus, vermählt mit Hermine Gräfin v. d. Schulenberg-Emden.



spätere Karriere: als Hofmarschall des Königs, Administrator der Familiendomänen und endlich Hausminister. Ihm mangelte jedes Ausgezeichnete im Wesen, er war weder besonders mit Verstand noch mit Feinheit begabt. Es lag wohl auch wenig Großartiges in seinem Charakter, und dieser Mangel machte sich oft in kleinen Zügen bemerkbar. Er tat sich dabei stets sehr wichtig und dies gab ihm zuweilen ein gewisses Ridikule. In den ersten Jahren wurde er auch etwas als Schüler behandelt, indessen errang er sich durch Treue und eine gewisse Zähigkeit im Festhalten seiner Stellung, quand-même (d. h. zuzeiten, wo er wenig zu tun hatte), viel Achtung, sowohl am Hofe selbst als auch in der Welt. Der Redlichkeit seines Charakters verdankte er es wohl, daß er in seiner vom Glück so begünstigten Laufbahn wenig beneidet und angefeindet wurde.



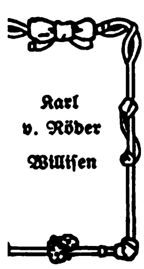
Mein Mann erhielt zur selben Zeit die Stelle als Kammerherr des Kronprinzen und eine Anstellung im Staatsdienst; zuerst bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden, gewissermaßen als ständisches Mitglied derselben; später kam er zum Ministerium des Innern, im Fach der ständischen Angelegenheiten, mit denen er auch stets durch die fortbestehende Kommission, die diese Sachen zu bearbeiten hatte, in Verbindung blieb, und wurde vortragender Rat, im Verein mit dem damals sehr bekannten Geheimen Rat Streckfuß[1]), (Dichter, und Übersetzer des Dante).

Am Hofe war Rochow gewissermaßen das belebende Prinzip durch seine große Heiterkeit, seine unverwüstliche Laune, seine lebendige Auffassung und die glückliche Gabe der Rede. Beim Kronprinzen diente er als intermédiaire zwischen ihm und dem Geschäftsleben. Die ihm zustehenden ständischen Angelegenheiten und sein vertrauenerweckendes Wesen, das grade ihm vieles zuführte, gaben ihm Gelegenheit, alle möglichen inneren und äußeren Staatsangelegenheiten mit dem Kronprinzen zu besprechen. Dies legte den Grund zu

---

[1]) Adolf Friedrich Karl Streckfuß (1779—1844), 1819 Oberregierungsrat in Berlin, 1840 Mitglied des Staatsrats. Übersetzte Ariosts „Rasenden Roland“, Tassos „Befreites Jerusalem“ und Dantes „Göttliche Komödie“.





einem langjährigen Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis[1]) mit den Herrschaften, was sich auch nie ganz löste, aber doch nicht der Probe der Zeit und der verschiedenartigen Richtungen und Auffassungen des Lebens vollständig zu widerstehen vermochte, deshalb aber den tiefsten Einfluß auf den Schluß seines inneren und äußeren Lebens ausüben mußte.

Als persönlicher Adjutant des Kronprinzen diente damals der schon erwähnte Karl Röder. Er fing damit an, meinem Mann zu erklären: „er sähe ihn sehr ungern dem Prinzen attachiert" usw., um einige Zeit darauf mit der ihn charakterisierenden Redlichkeit einzugestehen, er habe sich in Urteil und Ansicht über ihn geirrt und nähme jene früheren Äußerungen zurück.

Unter einer größeren Anzahl von Adjutanten, welche, durch das Generalkommando zu verschiedenen Zeiten ernannt, sich am Hofe einlebten, wurde eigentlich nur einer bemerkenswert: der jüngere Willisen[2]), Bruder des Vielgenannten, der in Holstein ein so trauriges Ende nahm. Häßlich und unscheinbar, aber klug, angenehm in der Unterhaltung, theoretisch bis zum Liberalen, mußte wohl eine Gutmütigkeit des Herzens ihm beiwohnen, wenn sich diese auch nicht gerade in seiner Geistesart aussprach: genug, er wußte sich dem ganzen Hofe in verschiedener Weise wert zu machen und Vertrauen zu erwecken. Namentlich genoß er es beim Kronprinzen oft in einem hohen, anderen bedenklichen Grade, und wußte Einfluß in verschiedenen Branchen zu erwerben, z. B. in der Pferdezucht und Dressur, über die er sich in die wunderbarsten Theorien vertiefte, ohne es doch je bis zum Reiter bringen zu können; später auch in der Politik, wo er zeitweise gebraucht wurde, ohne doch je zu einer

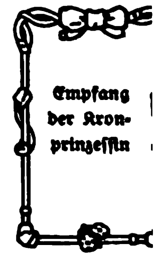
---

[1]) Für dieses Freundschaftsverhältnis legt auch ein umfassender Briefwechsel Zeugnis ab. Rochows Briefe an den Kronprinzen befinden sich im Königlichen Hausarchiv in Charlottenburg.

[2]) Georg von Willisen, Generaladjutant des Königs und General der Kavallerie, gest. 1864 als preußischer Gesandter am päpstlichen Hof. Sein Bruder Wilhelm v. Willisen (1790—1879) wurde 1850 bei Idstedt von den Dänen geschlagen, vgl. o. S. 77, Anm. 2.



dauernden oder hervorragenden Stellung zu gelangen. Er kehrte jedesmal nach solchen Perioden wieder in den gewöhnlichen Lauf seiner praktischen Dienstkarriere zurück, sei es mit, sei es gegen seinen Willen.



Empfang der Kronprinzessin

Niemals wurde wohl einer Fürstin ein glänzenderer Empfang zuteil als der Kronprinzessin,[1]) vom ersten Überschreiten der Grenzen unsres Landes an, durch die neue Provinz Sachsen bis zu ihrem Einzug in Berlin.[2])

---

[1]) Vgl. o. S. 144, Anm. 1.

[2]) Über den Empfang der Kronprinzessin berichtet anschaulich ein Brief Karolines an ihre Schwägerin Klara v. Pfuel, geb. v. Rochow:

Berlin, den 20. September 1823.

.... Ich fand meinen alten Gustav wundervollerweise zu Hause, der glücklich von seiner Reise mit dem Hofstaat der Kronprinzeß entgegen zurückgekehrt war. Er weiß alles so au naturel zu beschreiben, daß Ihr es von ihm selbst hören müßt. Genug sei es zu wissen, daß der Enthusiasmus und die Anstalten, die Kronprinzeß zu empfangen, womöglich die von der Reise nach Zeitz noch übertroffen haben. Durch eine fortlaufende Reihe von Menschen, Ehrenpforten, Blumen, ist der ganze Weg ein einziger Triumphzug gewesen, der Einzug in Breslau magnifik, die Couren dort von einem Glanz an Adel, Reichtum und Juwelen, die Berlin gänzlich tot machen. Die Kronprinzeß liebenswürdig, höflich, charmant, so daß alle Schlesier, die eine kalte, stolze, nicht hübsche Frau erwarteten, ganz enchantiert von ihr sind. Der König befand sich in der liebenswürdigsten Laune von der Welt, hat Truppen, Menschen, Volk, alle gelobt, gedankt für die Aufmerksamkeiten, die man seiner Schwiegertochter erwiese, diese sich en grand capitaine mit der Katholizität betragen, der Kronprinz etwas verdrießlich gegen Schlesien und die Menschheit. Die Großfürstin (Charlotte, Gemahlin Nikolaus' I.) sieht blaß aus, aber doch nicht so verändert, wie man Euch geschrieben. Der Aufenthalt in Fischbach kurz und wenig höflich für die Umgebungen, die in Buchwald wohnten; die Revuen schön; Gott und die ganze Welt dabei gesehen, Gustav, im Diensteifer, sich bei einem Haar mit dem Grafen Herberstein (Graf Johann Hieronymus v. Herberstein, gest. 1847, ansässig in der Grafschaft Glatz) duellierend, wofür ganz Schlesien ihn geküßt usw. ...

.... Verbreitet die Nachricht von den Reduktionen nicht zu sehr, denn nur die Hälfte ist wahr; weder Regierung noch Landesgericht geht ein, sondern nur einige Personen von jedem; kein Mensch wird unglücklich, sondern alle sterben mit ihrem Gelde, erleiden nur kleine Abzüge; alle Er-





Alle Stände, Korporationen, hoch und niedrig, wetteiferten darin, ihre Teilnahme und Freude über die ersehnte Ankunft der künftigen Landesmutter zu bezeigen. Die kostbarsten Anstalten zum Empfang an Ehrenpforten, Begleitungen, Ausschmückungen, Deputationen, Illuminationen, Feuerwerken, hörten von Zeitz bis Berlin nicht auf, reihten sich aneinander, von der ersten Begleitung der Altenburger Bauern in ihrer Landestracht, auf den schönsten Pferden, bis auf die großartigste Entfaltung aller, bis dahin fast schlafen gegangenen Gewerke[1]) mit ihren Emblemen, geführt von der vornehmen Kaufmannschaft auf den besten englischen Pferden, — der erste damalige Bankier Schickler, ein Anglomane und vortrefflicher Reiter, an der Spitze — welche die Prinzessin in die Tore ihrer künftigen Hauptstadt einführten.

Leider fehlte es auch nicht an den ominösen Unglücksfällen, die so oft ähnliche Freudenbezeugungen begleiten. Bei der schönsten, großartigsten Illumination war es „ein Mißverständnis", das die von dem Zuge zuerst eröffnete Schloßbrücke wieder schloß, so daß auf der noch bestehenden Notbrücke das Gedränge mehrere Menschenleben zum Opfer forderte. Man strebte natürlich danach, dies der Prinzeß zu verbergen, um nicht eine Erinnerung an unglückliche Vorgängerinnen hervorzurufen. Man könnte es auch vielleicht als Vorbedeutung auffassen, denn vieles, in mancherlei Gestalt hat sie in dem Schicksal ihres neuen Vaterlandes, ihrer neuen Familie durchzuleben gehabt, wenn auch bis jetzt (ich schreibe 1854) noch nicht das Schlimmste geschehen, aber auch das Ende noch nicht erreicht ist.

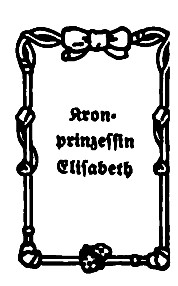
Zuerst fragte man sich: in welcher Gemütsstimmung kann diese junge Prinzeß, nach dem Losreißen aus einem geliebten und glücklichen Familienkreise, ihren Jugendverhältnissen, in denen, wie man hörte, sie sich einfach und ungeniert in Umgang und Freundschaft bewegt hatte, geängstigt über ihren konfessionellen Standpunkt, durch

---

sparnisse sind mehr für die Zukunft als für die Gegenwart gedacht; auch hat Kircheisen (Friedrich Leopold v. Kircheisen [1749—1825], 1810—1825 preußischer Justizminister) keinen Substitut.

[1]) Vgl. hierzu Marwitz, a. a. O., I, S. 110.





diesen Tourbillon von fremdartigem Jubel bis in ihre neue Familie, ihrem imposanten Schwiegervater gegenübertreten?

Schon aus Zeitz schrieb mein Mann: „Sie ist reizend, hinreißend, aber eine Kronprinzeß ist sie nicht!“ Und dieser erste Eindruck blieb nicht ohne eine gewisse Wahrheit. Es war schwer, ein reizenderes junges Wesen zu finden, als sie es damals war. Die wunderschönsten Augen, die frischeste Jugendblüte, der gewinnendste Ausdruck, die Grazie selbst in den eigentümlich schwebenden Bewegungen ihres gehemmten Ganges, alles hatte soviel Anziehendes, daß auch der strenge König bezwungen war. Weit entfernt, seine natürliche Abneigung gegen die katholische Heirat auf ihre Person zu übertragen, schien er sich liebenswürdiger für sie zu zeigen, als ihr eigener Bräutigam und Gemahl. Auch die Prinzeß, beglückt durch seine, sie überraschende Freundlichkeit, trat ihm unbefangen entgegen, und man erhoffte das beste Verhältnis.

Leider aber entsprach die nächste Folge dem Anfang nicht. Sei es, daß der König, sehr bald über den gehofften Übertritt getäuscht, seine rauheren Seiten nach außen kehrte, in denen er wahrlich nicht liebenswürdig war, sei es, daß die Prinzeß sich nicht in die allgemeine eigentümlich preußische Art finden konnte, die in oft gewöhnlichen Scherzen einen wenig ansprechenden Ausdruck fand (deren Humor man kennen und verstehen muß, um ihn zu würdigen), dabei auch durch das bestehende Verhältnis zwischen dem Kronprinzen und seinem Vater von diesem abgezogen wurde. Der Verkehr bildete sich fremder und unfreundlicher heraus, als er bei einer größeren Anerkennung ihrer gegenseitigen besseren Seiten hätte sein können. Ja, es fanden oft äußere Zurücksetzungen gegen die späteren Schwiegertöchter statt, die es mehr à tâche nahmen, sich liebenswürdig zu machen. Dennoch besaß der König genug Scharfblick, um die Charakter- und Seelenvorzüge der Kronprinzeß vor anderen anzuerkennen, was er gegen seine Vertrauten wohl ausgesprochen hat, ohne es doch in seinem äußeren Benehmen erkennen zu lassen. Selbst der etwa fünf Jahre später erfolgte Übertritt der Kronprinzeß zur evangelischen Kirche brachte keine günstigere Wendung mehr





hervor: es war dem Könige „zu spät", obwohl er hätte anerkennen müssen, daß nicht die Heirat, sondern wahre Überzeugung nun das Motiv dazu abgab.

In der Familie fand die junge Prinzeß in der Prinzeß Wilhelm-Tante die einzige Frau, und schloß sich ihr mit besonderem Vertrauen an. Ob dies für die Auffassung des preußischen Wesens, für das „sich Stellen" zu ihren Umgebungen von günstigem Einfluß war, will ich dahingestellt sein lassen. Gewiß ist es, daß Prinzeß Wilhelm sich eigentlich selbst nie hineinfinden konnte, und in mancher Hinsicht bis zu ihrem Lebensende etwas Fremdes behielt, daß auch ihre Beziehungen zum Lande meist nur aus den Wohltätigkeits- und religiösen Bestrebungen, und dadurch zu einzelnen Persönlichkeiten in dieser Art erwuchsen. Namentlich war ihr die sogenannte große Welt ein Horreur. Sie bewegte sich stets steif und fremd darin, und da sie viel Einfluß auf die Kronprinzeß gewann, so mag sich dies auch auf die ganze Stellung ausgedehnt haben, die diese im Lauf der Zeit als Kronprinzeß und Königin genommen hat. Gewiß ist, daß ihre religiöse und wohltätige Richtung auch für das kronprinzliche Paar den Anhaltspunkt gab, und daß durch sie sich die Beziehungen zum Grafen Stolberg[1]), zur alten Gräfin Reden-Buchwald[2]) in Schlesien anknüpften, welche bis zu deren Lebensende dauerten.

Von den Schwestern des Kronprinzen war nur die jüngste, Prinzeß Luise[3]), bald nachher mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande vermählt, noch im Lande: eine äußerlich etwas trockene Natur, jedoch sehr bevorzugt von ihrem Vater.

Von diesem ganzen Hofe wurde die junge Kronprinzeß mit einer Art von Jalousie betrachtet und abgewehrt, als mit dem

---

[1]) Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode, geb. 23. Oktober 1785, preußischer Oberst (damals Oberstleutnant), später Präsident der Regierung in Düsseldorf, 1809 vermählt mit Friederike Karoline Freiin v. d. Reck.

[2]) Ein Brief der Gräfin Reden-Buchwald bei Gräfin Elise v. Bernstorff I, 308 f.

[3]) Prinzeß Luise Auguste Wilhelmine Amalie (1808—1870), vermählt 1825 mit Prinz Friedrich der Niederlande, gest. 1881.





unberechtigten Anspruch auftretend, den ersten Platz am Hofe, im Lande und in der Familie einzunehmen, der bis dahin der Königstochter unbestritten zustand. Dies gab in tausend Kleinigkeiten, Häkeleien zwischen den Höfen, Zurücksetzungen für die Kronprinzeß, die etwas Erbitterndes haben konnten. Dabei mochte bei ihr das Gefühl, gegen den Wunsch des Königs in die Familie eingetreten zu sein, vorwalten, während ihr Gemahl nicht die Art hatte, sie zu vertreten, und die Gräfin Reede durch ihre Heftigkeit vielleicht mehr aufregend wie vermittelnd wirkte.

Später stellte sich das Verhältnis zu Prinzeß Luise wie zu allen Schwestern des Kronprinzen ganz vortrefflich her, und man kann sagen, daß wahre Freundschaft sie mit allen verband, so verschieden sie auch waren. Prinzeß Luise entwickelte in ihrem ganzen Leben einen edlen Charakter, große Verständigkeit, Einfachheit und Treue, so daß sie jederzeit als ein geachtetes und geliebtes Glied der Familie mit Freude empfangen wurde.

So glänzend nun der Empfang der Kronprinzeß war, so wenig versprechend erschienen die ersten Zeiten dieser Ehe. Was man schon im Brautstand wahrgenommen hatte, bestätigte sich hier: der Kronprinz wußte nicht, was er mit einer Frau anfangen sollte: sie paßte nicht in seine Gewohnheiten. Welches Bild sich seine Phantasie von der Liebe und Ehe entworfen haben mochte, weiß Gott; kurz, die Wirklichkeit schien es nicht zu erreichen. Trotz seiner reichen Begabung hatte er sich daran gewöhnt, sich von anderen mehr anregen zu lassen, als diese zu beleben. Nun stand ein junges Wesen neben ihm, das er in einem ihm ganz fremden Leben heimisch machen sollte. Statt dessen ging er seine eignen Wege, und als mehrere Familientrauern sie gerade im ersten Winter viel zu Hause fesselten, besuchte er mehr als je Gesellschaften und zwar jene oben erwähnte Clique. Diese ließ er aber später gänzlich fallen, als sich sein häusliches Leben anders und teilweise interessanter gestaltete; und der Sommer, das nähere Zusammenleben in Sanssouci, der Gemahlin geschickte und treue Pflege bei einer Krankheit führten einen mehr harmonischen Zusammenhang herbei. Die Anwesenheit



Kronprinzessin und Königin Elisabeth

der Großfürstin Charlotte[1]), die sich mit ihrem idealen Schwung für die Kronprinzeß passionierte, sie für ihre „Seelenschwester" erklärte, trug vielleicht dazu bei, dem Kronprinzen klar zu machen, daß er eine Seele gewonnen, die etwas anderes zu bieten habe, als die Gebilde seiner Phantasie.

Dies alles legte den Grund zu der vortrefflichen und treuen Ehe, die allein als ein Muster für das ganze Land in der königlichen Familie bestehen blieb. Man kann wohl annehmen, daß die besseren und edlen Eigenschaften beider Charaktere das Ungleichartige ihrer Naturen überwanden, so daß die tiefe Anhänglichkeit entstand, mit der sie ihr Leben jetzt zusammen vollenden.

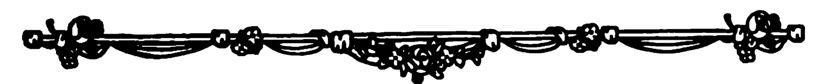
Soll ich nun überhaupt über sie ein Urteil aussprechen, so würde es dahin gehen:[2]) daß sie als Mensch und Frau viele vortreffliche, liebenswürdige Eigenschaften besaß, daß ihr aber vielleicht das Großartige im ganzen Wesen mehr abgeht, was die Königin ausmacht. Freundlich, wohlwollend, vertrauenerweckend, pflichtvoll im strengsten Sinn, fehlt es ihr vielleicht an der Gabe, diese Pflichten etwas weiter auszudehnen. Im Geiste wohl mehr mit einem ruhigen, richtigen Urteil und Verstand als mit irgend etwas Ungewöhnlichem oder Phantastischem begabt, betrat sie das Land mit einer modernen, sehr soignierten, aber zugleich einfachen Erziehung. Das etwas exzentrische Wesen, was in der hiesigen königlichen Familie heimisch war, erschien ihr fremdartig, und man muß es ihr hoch anrechnen, daß sie nach einigen Jahren erklärte: „es sei ihr wohl schwer geworden, sich dahinein zu finden, aber sie möchte doch nicht mehr in der flachen, äußeren Weise ihres Vaterlandes leben!"

Man sagte ihr nach, sie habe keine Liebe für unser Land gefaßt, ihr Herz sei in der Heimat bei ihrer Familie geblieben. Ich glaube, mit Unrecht. Sie fand in der hiesigen Familie allerdings nichts, was ihr den großen Kreis ihrer sich untereinander sehr

---

[1]) Vgl. o. S. 60, Anm. 3, und S. 67, Anm. 3.

[2]) Vgl. A. v. Reumont, Elisabeth, Königin von Preußen (1874).



liebenden Schwestern,[1]) das zwanglose Leben mit den Eltern ersetzen konnte. Das steife wortkarge Wesen unseres Königs mochte dagegen gewaltig abstechen, seine repressive Art, und wie sie gleich in ihren religiösen Beziehungen behandelt wurde. Ein gewisser Stein, in ihr Schlafzimmer getragen, sollte ihr einziger Altar sein, bis Gräfin Reede ihr in einer dunklen Holzkammer eine kleine, versteckte Kapelle zu arrangieren wußte.



Die Kronprinzessin und ihre neue Heimat

Dies alles machte den Beginn ihres hiesigen Lebens nicht leicht und erhielt die Sehnsucht nach den Ihrigen um so lebendiger, als in den ersten Jahren auch jedes Wiedersehen mit ihnen aus konfessionellen Ursachen mit Schwierigkeiten verbunden wurde. Der Tod ihres Vaters[2]) führte sie zum erstenmal nach München zurück, später kam die Mutter oft hierher, und als die Ehe kinderlos blieb, andere Erben geboren wurden, dachte der König wohl gleichgültiger über diesen Punkt.

Des Kronprinzen Reisepassion setzte sie dann viel in Bewegung, und da für ihre zarte Gesundheit oft eine milde Luft nötig erschien, entstand die Gewohnheit, ihre Heimat zu besuchen. Daß sie aber darum keine Liebe für ihr neues Vaterland gewonnen haben sollte, glaube ich nicht. In besonderen Fällen sprach sie stets ein Gefühl der Zusammengehörigkeit aus, und sie weiß auch mehr in den Verhältnissen, selbst der einzelnen Personen und Familien, Provinzialinteressen usw. Bescheid, als man es von ihrer zurücktretenden, etwas abschließenden Weise glauben sollte.

Ihre große Wohltätigkeit, ihr Interesse für alle derartigen Bestrebungen hat sie mit vielen Persönlichkeiten in Berührung gebracht und ihr in Kreisen Anerkennung verschafft, die weniger an die Öffentlichkeit treten. Für die große Welt hat sie wenig Sinn, alles Heraustreten aus sich selbst, Repräsentieren, Huldigungen-

[1]) Ihrer Zwillingsschwester Amalie, geb. 1801, vermählten Prinzessin Johann von Sachsen, Sophie und Marie, geb. 1805, gleichfalls Zwillingsschwestern, und Ludovika, geb. 1808.

[2]) Max I. Joseph, geb. 1756, seit 1799 Kurfürst, seit 1806 König, starb am 13. Oktober 1825 in Nymphenburg.





annehmen war ihr stets zuwider, und je mehr der König gerade hierin seinem exzessiven Wesen freien Lauf ließ, je mehr schien sie durch Zurückziehen dagegen steuern zu wollen. Doch hatte dies eine gewisse Trennung zwischen ihnen zur Folge, indem der König nun diesen Teil des königlichen Lebens bei seinen vielen Kreuz- und Querzügen auf sich allein nahm und sie soviel als möglich daraus verschwand.

Der Kreis der Privatpersonen, zu denen sie in ein näheres, geselliges Verhältnis trat, blieb ein ziemlich kleiner. Gräfin Reede hat darin wohl manches verschuldet, indem sie nicht die Mittelsperson zwischen der Kronprinzeß und anderen Menschen abgab, sondern vielmehr jede Annäherung abzuwehren trachtete. Und so waren es wohl mehr die Verhältnisse als freie Wahl, die einzelne Personen zu einer Art von Freundschaft mit der Kronprinzeß verbanden.

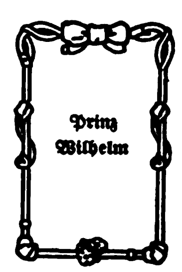
Zuerst die Hofdame Fräulein v. Borstell, die, als Nichte von Gräfin Reede, es oft übernehmen mußte, diese zu behandeln, ihre großen Heftigkeiten zu amortieren oder auf sich selbst zu lenken. Sehr häufige Begleiterin auf den Reisen in die Heimat der Königin, dadurch mit den Geschwistern und Familienverhältnissen bekannt, verwebt durch eine zarte Passion mit dem Prinzen Karl von Bayern[1]), dem sehr geliebten Bruder der Königin, gelangte sie zu einer gewissermaßen bevorzugten Stellung, die sie durch eine Art Sicherheit des Charakters rechtfertigte.

Eine spätere Hofdame, Fräulein v. Rhediger, gewann durch ihre ruhige, bescheidene Haltung, ihre Diskretion, die der Königin alles bequem zu machen verstand, eine vertrauliche Stellung, ohne es durch besondere Gaben der Liebenswürdigkeit zu rechtfertigen, während lebendigere Naturen in der Kronprinzessin Umgebung oft geflissentlich zurückgesetzt wurden.

Die Kronprinzessin hat auch als Königin keine Spur von persönlicher Ambition oder den Wunsch, für sich eine Rolle zu spielen;

[1]) Karl Theodor Maximilian August, geb. 1795, damals Generalleutnant, Stiefbruder der Königin Elisabeth.





infolgedessen konnten niemals Intrigen an sie herantreten, noch versuchen, durch sie etwas zu erreichen. In der edlen Reinheit ihres Charakters, ihrem Streben nach dem Besten in religiösen wie menschenfreundlichen Auffassungen, in der selbstvergessenen Treue ihrer Ehe, hat sie uns das beste Beispiel einer fürstlichen Hausfrau dieser Generation dargestellt, die mit Mut und Treue in den schwersten Zeiten ihre Stellung ausfüllt.

Im allgemeinen verkehrte sie leichter mit Männern als mit Frauen, konnte ihnen mit Vertrauen nähertreten, ohne daß je ein Schatten von persönlichem „Gefallenwollen" sich hineingemischt hätte. Graf Anton Stolberg[1]), mein Mann, Alvensleben[2]), Voß[3]), Gröben[4]) und mehrere andere sind zu nennen, mit denen teilweis Vertrauen, teils Freundschaft sie verband, ohne daß sie je danach gestrebt hätte, durch sie in geschäftliche oder politische Dinge einzugreifen.

Die Brüder des Königs hatten die Gewohnheit eines täglichen Verkehrs an ihrem Hofe, namentlich Prinz Wilhelm, und anfänglich schienen ihre beiden verständigen, ruhigen Gemüter mehr zueinander zu passen als der Kronprinz und seine so schwer erkämpfte Gemahlin.

Indessen huldigte Prinz Wilhelm[5]) mehreren jungen Mädchen aus der Gesellschaft, besonders den Freundinnen von Elisa Radziwill, deren Zahl groß war. Die Beziehungen begannen damit, daß er sie zu Vertrauten seines Geschickes machte, dies aber mit soviel Aufmerksamkeiten verband, daß sie oft ein leichtbewegtes Herz darin erkennen mußten, und er vielleicht mehr Bewegung bei ihnen erregte, als es seine Absicht gewesen sein mochte.

---

[1]) Vgl. oben S. 160, Anm. 1.

[2]) Albrecht v. Alvensleben (1794—1857), 1835 bis Mai 1842 preußischer Finanzminister. Vgl. über ihn Wageners Staats- und Gesellschaftslexikon II (1859), S. 106f.

[3]) Karl Otto Friedrich v. Voß (1786—1864), preußischer Wirklicher Geheimer Rat, Hauptritterschaftsdirektor der Kurmark, vgl. o. S. 126.

[4]) Der oben S. 110 erwähnte Graf Wilhelm Ludwig v. der Groeben (1763—1829).

[5]) Der spätere Kaiser Wilhelm I.



Emilie v. Brockhausen

Den höchsten Grad erreichte dies aber in dem jahrelangen Verkehr mit der schönen, blonden Emilie Brockhausen[1]), denn es entwickelte sich in ihr ein hoher Grad von indomptierter Leidenschaft, der keinem Auge, trotz einer gewissen äußerlich-ruhigen Haltung, verborgen bleiben konnte. Mit einem sehr stolzen, eigensinnigen Charakter begabt, war sie gutem Rat und Teilnahme wenig zugänglich. Gestützt auf einen ähnlich gearteten Vater[2]), mochte bei ihr und ihm wohl der Gedanke einer morganatischen Heirat aufgetaucht sein. Sicher ist es, daß man etwas Ähnliches fürchtete, und der Vater veranlaßt wurde, eine lange Reise mit der Tochter zu machen, während der König in den Prinzen drang, all diesen Unsicherheiten des Herzens und der Verhältnisse durch eine Heirat ein Ende zu bereiten.

Zur Vermählung des Prinzen erschien Fräulein v. Brockhausen wieder, und man sah sie totenbleich ihre Stellung ausfüllen. Der Tod des Vaters gab ihr dann bald den Anlaß, allen Schmerz eines gekränkten und zerrissenen Herzens in die Exaltation einer montierten, lang ausgedehnten Trauer um diesen Verlust einzuschließen, der ohnedem, vermöge des väterlichen Charakters, schwerlich einen solchen Grad erreicht haben würde, wie sie ihn monatelang in allem Wegwerfen jeder persönlichen Eitelkeit zur Schau trug. Späterhin schloß sie eine Ehe, die sie mit einer Art von leidenschaftlicher Liebe zu dem Manne durchführte, starb aber nach kurzer Zeit an einem nervösen Fieber. Sie hinterließ bei allen ihren Gefährten und Freunden das Andenken einer liebenswürdigen, von ihnen allen regrettierten Persönlichkeit.

Erst im zweiten Jahre nahm das Leben des kronprinzlichen Hofes einen etwas lebendigeren, interessanteren Charakter an. Es wurden mittags und abends zum Tee an runden Tischen Leute gesehen, und unter ihnen gab es manche Habitués, die durch ihre

[1]) Hofdame bei der Kronprinzessin, 1832 mit Eugen Grafen v. Dönhoff vermählt, gest. 14. August 1833.

[2]) Karl Christian Friedrich Georg v. Brockhausen, kgl. preußischer Geheimer Staatsminister, Mitglied des Staatsrats, gest. 12. Okt. 1829.



Abende am Hofe

Gaben der Unterhaltung oder Lektüre mehr oder weniger interessante Gegenstände aufzubringen wußten. Knesebeck[1]) und Ancillon[2]) waren fast tägliche Gäste, oft auch der Herzog Karl von Mecklenburg, Graf Brühl[3]), der Theaterintendant, ein angenehmer Mann mit hübschen Formen, der mit dem Herzog Karl literarische Gegenstände aufzubringen wußte, während erstere die Konversation mehr auf das damals ziemlich unverfängliche Gebiet der Politik führten, was oft zu den lebendigsten und interessantesten Diskussionen Anlaß gab.

Der Kronprinz ließ sich mehr hineinziehen, als daß er die Gegenstände hervorgerufen hätte, und seine Liebenswürdigkeit äußerte sich in flackernder Weise. Er konnte darstellend und mit Humor erzählen, wozu Geschichten aus Kindheit und Jugend ihm den lebendigsten Stoff lieferten, an den Diskussionen sich oft heftig beteiligen.

Vortrefflich verstand es Ancillon, stets Gegenstände von Interesse aufzubringen. Dabei schenkte er dem Kronprinzen nie etwas, disputierte à outrance, schwieg nie wenn dieser heftig wurde, ereiferte sich vielmehr selbst, wobei es sich ereignete, daß er sich so vergaß, im Weggehen schon im Kabinet der Kronprinzessin seinen Hut aufzustülpen. Dies löschte dann die gegenüberstehende Heftigkeit gänzlich aus, sodaß die Situation in gutem Humor endete. Ancillon hätte nie etwas anderes als der Gesellschafter des Kronprinzen sein sollen, denn, in der Theorie durchaus geistreich, konnte er diesen nur in vielen Auffassungen zur Klarheit bringen, während ihm schwerlich der Charakter und politische Mut beiwohnte, um als Staatsmann eine wirkliche Rolle auszufüllen.

Und was waren die unschuldigen Gegenstände dieser Diskussionen in jenen verhältnismäßig glücklichen Zeiten? Die Cortes von Lamego[4]),

---

[1]) Vgl. oben S. 45, Anm. 5.

[2]) Vgl. oben S. 20, Anm. 1.

[3]) Karl Friedrich Moritz Graf v. Brühl (1772—1837), hervorragender Schauspieler (in privaten Zirkeln) und Kunstkenner, Kammerherr der Königin Luise; 1815—1828 Generalintendant der Kgl. Schauspiele in Berlin, um diese hochverdient, ebenso seit 1830 als Generalintendant der Kgl. Museen.

[4]) Die Cortes von Lamego sind die nach den Grundsätzen des Statuts von Lamego (1143) von Dom Miguel berufenen Cortes.



Der Teetisch der Kronprinzessin

die Rechte Dom Miguels[1]) und Dom Pedros[2]) und ähnliche Dinge, bis es weiter in die spanischen Wirren Don Carlos[3]) und Christinas[4]) überging, um endlich mit der Julirevolution in das Stadium einzutreten, aus dem wir noch nicht wieder herausgekommen sind.

Weniger unterhaltend waren diese Abende für die geringe Anzahl von Frauen, die daran teilzunehmen de loin en loin berufen wurden. Es gab zwar deren einige, die der Kronprinz ungeheuer gern zu haben glaubte. Hatten sie aber nicht die Gabe oder Gelegenheit, in ihn hineinzureden, etwa über Kunstsachen, Reisen oder spaßhafte Geschichten, so waren sie für ihn so gut wie gar nicht da.

Eine allgemeine Konversation brachte er nicht auf, ebensowenig seine Gemahlin, die, zuerst fremd, keine Anknüpfungspunkte mit den ihr zugeführten etwas heterogenen weiblichen Wesen zu finden wußte. Ihr schwaches Organ reichte nicht über den ziemlich ungünstig arrangierten Teetisch hinweg. Dazwischen saß Gräfin Reede, schweigsam und nicht anbahnend. So fiel es der Mehrzahl der geladenen Gäste schwer, die Annehmlichkeiten zu empfinden, welche diese geselligen Abende für den kleineren Kreis oft sehr anziehend machten und gerade nur durch einzelne Persönlichkeiten bedingt wurden.

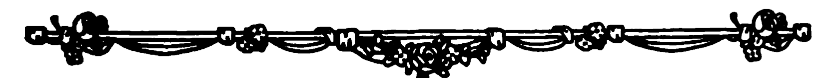
Mit Treue der Gewohnheit ist dieselbe Art des Lebens bis in die spätesten Zeiten des königlichen Hofes beibehalten worden, aber, nachdem veränderte Verhältnisse, Alter, Tod usw. die ersten Elemente desselben zerstreut hatten, fanden sich keine neuen, die ihre Stelle auszufüllen vermochten, und so wurden schon in den

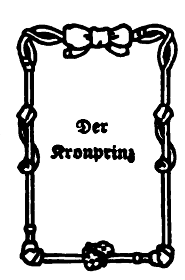
[1]) Dom Miguel (1802—1866), dritter Sohn Johanns VI., fanatischer Gegner des konstitutionellen Prinzips; 1828 Regent von Portugal, ließ er sich als König ausrufen, wurde 1834 verjagt.

[2]) Pedro IV. (1798—1835), als König von Brasilien Pedro I., verzichtete auf die Krone Portugals und setzte seine Schwester als Regentin ein. Vgl. zu diesen Angelegenheiten Marwitz, a. a. O., Bd. I, S. 694 f.

[3]) Don Carlos, spanischer Kronprätendent (1788—1855), 1830 von der Thronfolge ausgeschlossen, machte seine Ansprüche seit 1833 wieder geltend. Nach ihm sind die Karlistenkriege benannt.

[4]) Maria Christina, Königin von Spanien (1806—1878), 18331—840 Regentin für ihre Tochter Isabella II.





späteren Jahren des kronprinzlichen Lebens die Vereinigungen einförmiger und trockener. Zwar zog man Künstler und Literaten hinzu, aber da Jugend und Gewohnheit nicht mehr jene unbefangene aisance gaben, an die man anknüpfen konnte, blieb der Ton steif und fremd.

In der Kronprinzeß und Königin entwickelte sich nach und nach mehr die Gabe der Konversation, und sie konnte oft mit großer Offenheit sprechen, aber es verschwanden doch auch so manche Themata der früheren Lebendigkeit: die Politik beschäftigte die Gemüter mehr und mehr, und doch wurde es immer weniger möglich, sie am Teetisch eines Kronprinzen und Königs zu verhandeln.

Damals sah man den Kronprinzen, sowohl in Gesellschaft wie bei sich, oft, ja meist zerstreut, absorbiert, gedankenvoll-erregt.[1] So harmlos jene Zeit jetzt in der Erinnerung erscheint, so fehlte es in ihr doch auch nicht an scharfer Kritik der Gegenwart, an Sorge für die Zukunft. Die Regierung schlief gewissermaßen ein, der König wurde alt, seine Minister noch mehr. Niemand hatte noch Lust und Mut, irgend etwas kräftig anzugreifen. Man suchte nur die auftauchenden Fragen niederzuhalten. Und doch regte sich von allen Seiten der Geist des Unfriedens, der Anforderungen, der später nach und nach zu jener bekannten Höhe führte. Jedermann begann einzusehen, welch schwere Aufgabe dem Kronprinzen einmal erwachsen müßte, wenn man von einer jungen Regierung fordern würde, was man einer alten und geehrten im Gefühl ihres Auslöschens nachsah.

Dem mochte auch wohl so sein. Der Kronprinz war in alle Branchen des Staatslebens verwebt, durch Staatsministerium, Staatsrat, ständische Angelegenheiten usw. au courant von allem erhalten, ohne doch je einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen, da seine Natur und Auffassung zu sehr mit der seines Vaters kontrastierte, dessen alte Minister und Vertraute nun gar über dieselbe

[1]) Vgl. die klassische Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. in seiner Jugend von Treitschke, Deutsche Geschichte III, S. 118 ff., und die Schilderung der Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O., I, S. 316 ff.

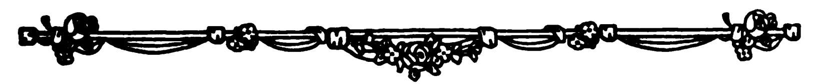


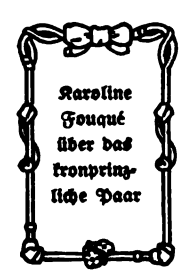
erschrocken, auf alle Weise dahin trachteten, den Kronprinzen zu ecartieren. Er fühlte natürlich mit der Schärfe der Jugend alle vorhandenen Übelstände, und ihre Rückwirkung auf seine Zukunft mochte wohl oft vor seinem Auge vorüberziehen.

Aber dies war es schwerlich allein, was ihn bewegte. Als er den Thron bestieg, entwickelte er dann plötzlich ein phantastisches Gebäude von Größe und Idealen: ein Hochstellen des Thrones halb mittelalterlich, halb à la Louis XIV., das er zu erreichen strebte und dem die vorhandenen Möglichkeiten schwerlich entsprachen. Man sah nun, was seine Gedanken längst erfüllt und beschäftigt haben mußte; und wenn man sich einzelne Züge, Äußerungen, ja selbst seine phantastischen Zeichnungen zurückrief, so erkannte man, wie dies alles vom ersten bewußten Jugendleben an in ihm gearbeitet hatte, und wie diese Gebilde, mehr als die ernsten Sorgen des wirklichen Lebens, in seinem Geiste lebendig gewesen waren.

Es wird von Interesse sein, die soeben gelesenen Urteile über Persönlichkeiten des kronprinzlichen Hofes mit folgender sehr verschiedenartiger Schilderung aus der Feder Karoline de la Motte-Fouqués zu vergleichen. Als Gattin des Dichters und Romanschriftstellerin betrachtet sie Menschen und Verhältnisse mehr in romantisch-ästhetischer Weise.

Es liegt ein eigener Zauber für mich in dem Gesicht des Kronprinzen. Abgesehen von dem Eindruck weicher Güte und angenehmer Freundlichkeit, den er wohl ganz allgemein erweckt, finde ich bei ihm ein gewisses verhülltes Etwas, das ebensoviel zu denken wie zu fühlen gibt. Stirn und Augen verraten eine stete innere Arbeit; dazu kommt die Gewohnheit, den Blick oftmals aufwärts zu richten. Es ist, als suche er das Wort des großen Welträtsels. Dies sinnige Suchen, offenbar das Vorherrschende in dem Ausdruck seiner Mienen, läßt ihn auch so vieles finden. Man wird nicht in dies Gesicht hinein- und hinaussehen, als wenn man durch ein offenes Fenster in die gangbare Straße der Gedanken blickte. Unwillkürlich senkt sich die Seele mit in eine Tiefe hinein, die heilige Ahnungen erweckt.





Ich mag daher den Kronprinzen gern in jener schweigsamen, in sich versunkenen Stimmung treffen, in welcher ihn die Menschen preokkupiert oder auch wohl verstimmt nennen. Mir flößt er gerade dann eine bewundernde Verehrung ein. Er ist so völlig anders als alle Menschen die ich kenne. Die etwas kurzsichtigen Augen sehen dann von der Außenwelt gar nichts. Was auch andere für Faxen machen mögen, um ihm ein Lächeln abzugewinnen: es ist, als schlummere er, und unaussprechliche Träume ziehen über seine klare, wirklich noch kindliche Stirn hin.

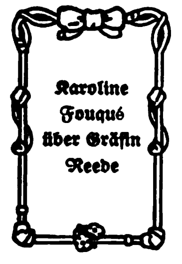
Ein Geist, der aus solchem Inneren hervorgeht, muß notwendig auch dem Gewöhnlichsten eine eigentümliche Gestaltung geben. So werden unwillkürlich die Zimmer, das Gerät, die ihm gehören, einen Anhauch, eine Farbe bekommen, die von dem ausgehen, welcher sie beseelen kann.

Die Versammlungen beim Kronprinzen haben Charakter. Sie verlangen Haltung und bewegen sich auf der Stufe des Edlen und Vornehmen. Die Kronprinzeß, klar, heiter, seelenvoll wie ihre Augen, spricht und zeigt sich so. Unbefangene Verständigkeit, jugendlicher Frohsinn und fürstlicher Ernst vereinigen sich in ihr auf gefällige Weise. Sie sagt nie etwas Unangebrachtes und verbindet gern durch Gruß und Anrede. Die Jugend heutiger Zeit ist leicht erschöpft. Sie erträgt nicht Anstrengung, nicht Zwang, ohne dies durch Abspannung der Nerven zu verraten. Diese Ermattung, welche man der Kronprinzeß leicht anmerkt, hemmt sie öfter in ihrem Bemühen, jedem einen frischen, belebenden Eindruck zu machen. Sie wird matt; ihr Blick und Farbe erbleichen; sie muß dann ruhen und braucht Zeit, sich herzustellen.

Im Gegensatz dazu bleibt die Gräfin Reede[1]) — in der alten Schule gereift — immer elastisch, stehend oder gehend, in der herrlichen Haltung, mit dem schnellsten, schärffsten Blick alles sehend, jedwedem Übelstande im Entstehen abhelfend, vornehm-höflich, Nahe und Ferne zu gleicher Berücksichtigung zwingend. Sie stellt die

[1]) Vgl. o. S. 152 ff. Sie war eine geborene v. Krusemarck.



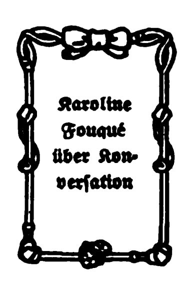


vollendete Oberhofmeisterin dar in Anstand, Wesen und Toiletten. Letztere werden mehr durch sie verherrlicht, als daß sie dazu beitragen, ihren majestätischen Anstand zu erhöhen.

Diese merkwürdige Frau, die zur Heirat des Kronprinzen durch ihre Reise nach München soviel beigetragen hat, gewinnt mehr und mehr Einfluß am Hofe und in der Gesellschaft. Sie hat etwas erzwungen, was meines Wissens in dieser Zeit der rebellischen Kritik in allen Beziehungen niemand erlangte: sie hat Stimme und wird gehört. Als Tochter eines preußischen Generals versteht sie sich auf die altpreußische Taktik; sie berechnet ihre Gegner nicht, sie greift durch und greift an, sie erobert und hält fest. Ihr Reich, von einem kleinen Fleck, dem Platz hinter der Kronprinzeß ausgehend, hat einen mächtigen Umfang gewonnen. Niemand bemerkte ihre Fortschritte; jetzt plötzlich wurden es alle inne, wie und wo sie steht.

In ihr zeigt sich recht, was Geist an sich ist. Der neuen, und eigentlich der deutschen Zeitbildung fremd, bewegt sie sich an einem Hofe, dessen Herr die Fäden dieser Bildung in Händen hat, mit einer Freiheit und Sicherheit als stände sie mitten darin, wenn nicht gar darüber. Abgesehen von ihrem Verstande imponiert sie durch das Historische ihrer Hof- und Welterfahrungen, durch ihre Belesenheit im Französischen und eine Courtoisie der früheren Zeit, die alle Fürsten zurückwünschen müssen. Es ergibt sich daraus eine praktische Weisheit des Urteils, der es leicht wird, dem Genie, das zuweilen selbst die Gefahr des zu weiten Fluges scheut, entgegenzutreten und es zum Verstummen zu zwingen. Große Herren, die aufrichtig das Gute wollen, trauen dem erfahrenen Alter in dem Maße, als sie sich selbst mißtrauen. Vieles von dem Einfluß der Gräfin Reede mag in der bescheidenen Größe ihrer Herrschaften, in deren Unbekümmertheit über das Äußere und Furcht vor Störungen aller Art liegen. Doch ist soviel gewiß, daß sie mit ungewöhnlicher Gabe, die weniger aus Absicht, als aus dem unwillkürlichen Impuls herrschender Naturen entspringt, ihre Stellung begründet hat.





Ich weiß nicht, ob sie sich genau ihrer Gewalt über andere bewußt ist, ob sie besonnen oder nur leidenschaftlich handelt, wenn sie bei öffentlichen Gelegenheiten plötzlich von einem Ende des Zimmers losbricht und wie ein Blitz auf das kronprinzliche Paar losfährt, rechts und links die Menge teilt, mit Eifer und Heftigkeit Gegenstände abhandelt, die den Umstehenden natürlich verborgen bleiben müssen. Das „öffentliche Geheimnis" wird auf diese Weise sehr oft an dem Hofe aufgeführt.

Es ist nicht zu leugnen, daß es den Fürsten jetzt schwerer wie sonst gemacht ist, sich in allgemeine Beziehungen zu setzen. Die Ausdehnung der Hoffähigkeit erstreckt sich so sehr ins Unbegrenzte, daß es darin kein Hindernis mehr gibt, welches nicht überschritten werden könnte. Das, was man Zirkel nennt, ist daher so groß, die Beziehungen sind so gemischt, oft so erzwungen, daß ein großer Herr wirklich Übermenschliches unternähme, wollte er allen gerecht werden. Andererseits ist aber doch auch den Beziehungen, wie der Unterhaltung ein freieres Feld dadurch geöffnet. Allein unter allen Gaben scheint die des Wortes der vornehmen Berliner Welt ganz zu fehlen. Das Gespräch geht gewöhnlich so platt fort, die Ausdrücke sind trivial, burlesk, oder aus Theaterreminiszenzen zusammengeflickt; es hat sich ein örtlicher Jargon gebildet, der, wenn einmal mit den Redensarten etwas vorgestellt werden soll, versagt. So gehen unsere Herrschaften oft an sehr vielen Leuten vorbei, sehen sie an, wollen sprechen, aber es rührt sich weder Zunge, noch Auge, noch Kopf. Sie verletzen, wo sie vielleicht die gütige Absicht hatten, zu verbinden.

Die Gräfin Reede fehlt hierin niemals. Im Französischen drückt sie sich vollkommen aus; die eleganten Formen der gefälligen Gesellschaftssprache helfen ihr über das heutige Hof-Patois hinweg. Sie sagt jedem etwas Gefälliges und Artiges, und wenn auch das frei und schön ausgebildete Deutsch ihr ziemlich wie griechisch vorkommen mag, so kehrt sie sich gar nicht an die Anforderungen der Zeit. Sie redet in ihrem Jugenddialekt bestimmt, verständig, ja bei alledem vornehm. Man hatte Friedrich den Großen, später seinen



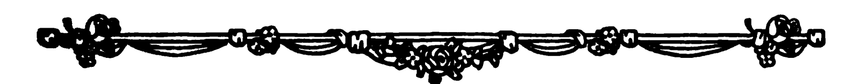


Bruder, den Prinzen Heinrich, so reden hören. Sonderbar, daß sie dabei doch niemals vergessen läßt, daß sie ein Sonntagskleid an hat, in dem sie repräsentiert, daß sie nur die Honneurs machende Oberhofmeisterin ist. Keinem Menschen wird es einfallen, zu glauben, sie habe sich persönlich mit ihm beschäftigt, wenn sie freundlich ist. In den Äußerungen ihres Unwillens möchte man weniger Ursache haben, hierüber in Zweifel zu sein. Immer aber beobachtet sie die Vorschriften schicklicher Etiquette und sündigt nur im Augenblick der bösen Laune gegen den Vorsatz, die Leute zufriedenzustellen.

Von diesem Eifer scheinen ihre Hofdamen nicht so viel zu besitzen. Vollkommen beruhigt, ein Amt zu haben, das sie als angenehme Stellung suchten, üben sie es nur aus insofern, als es unmittelbare Verpflichtungen gegen fürstliche Personen heischt. Daß „Höflichkeit" eine Ableitung von „Hof" ist, soviel als „höfisches Wesen", „Hofformen", „Hofsitte" bedeutet, ziehen sie nicht allzuviel in Erwägung. Wenn es leider ein menschliches Gebrechen ist, den Kopf höher zu halten als der Nachbar, deshalb so wenig als möglich nach rechts und links zu sehen, durch keine Bewegung dem anderen näher zu rücken, so kann doch diese Schwäche leicht zur Lächerlichkeit werden. Da man dem gegenüber soviel als möglich die Gefahr fliehen muß, eine Unhöflichkeit durch eine Unhöflichkeit zu erwidern, hält man sich lieber ganz zurück.

Fräulein v. Brockhausen[1]) besitzt bei aller Lieblichkeit eines reizenden Gesichtchens, bei fast kindlichem Lächeln, doch jene verdrießliche Störrigkeit in Blick und Haltung, wie man sie bei verwöhnten Kindern antrifft. Gegenwärtig die Schönheit des Hofes, dabei frei von Koketterie, von so vortrefflichem Rufe, edlem und zartem Anstande, würde sie in allen diesen Beziehungen allein schon Aufmerksamkeit erregen, gäben nicht auch die Auszeichnungen von seiten des Prinzen Wilhelm, Sohnes des Königs, ein Recht dazu. Diese anfängliche Tändelei nimmt eine Gestalt an, die mit den

[1]) Tochter des Staatsministers Georg v. Brockhausen (gest. 1829) und der Constantia v. Unruh (gest. 1809); vgl. o. S. 166.



phantastischen Träumen romantisch gestimmter Seelen von der unwandelbaren Treue früherer Gefühle kontrastiert.

Karoline Fouqué über Gefühlsspielerei

Mein Glaube an solche Gefühle in unseren Tagen ist längst unwiederbringlich verloren gegangen. Man spielt hiermit, wie mit allem, wonach man sich sehnt und wozu man die Fähigkeit verloren hat. Läßt man die Leute spielen, so werden sie dessen von selbst überdrüssig. Die erkünstelten Zustände sind ihnen bald unbequem; sie lassen sie beiseite und kehren zu dem Naturzustande, der Indifferenz, zurück. Mischen sich aber andere hinein, so zwingen sie das Gefühl zu Trotz und Widerstand. Die Opposition nimmt hier, wie überall, die Farbe einer Partei an, ob weiß oder schwarz — gleichviel! wenn sie nur verschieden ist von der Farbe, die man dem Widerstrebenden geben will. Fragt aber niemand danach, so läuft das Ganze auf nichts hinaus, wie sich ein flach geleiteter Bach durch die Windungen eines Kunstgartens im Sande verliert.

Die zweite Hofdame, Fräulein v. Borstell[1]), ebenfalls von begründetem guten Ruf und anerkannt tadellosem Verhalten, tritt im Gefühl ihrer Würde vielleicht noch mehr stramm und steif auf. Sie gleicht ihrem Vater und erinnert an militärische Dressur. Wahrscheinlich weiß sie das Tugendreglement auswendig. Manche Stimmen geben ihr den Preis der Schönheit, oder schwanken doch zwischen ihr und Fräulein v. Brockhausen. Meiner Meinung nach findet da gar kein Vergleich statt. Die eine ist groß, gerade, weiß, breit, fett, heute wie morgen immer belle femme. Die andere, aus feinen Elementen zusammengesetzt, eine durchsichtige Lichtgestalt, mehr Elfe im Gefolge der Titania, als reales Hoffräulein.

In dem Laufe des Winters kam die Königin von Bayern mit beiden Prinzessinnen-Töchtern Marie[2]) und Luise[3]) hierher. Die Freude unserer Kronprinzessin war unaussprechlich groß. Nie-

---

[1]) Tochter des Generals Ludwig v. Borstell (1773—1844). Er war vermählt mit einem Fräulein v. Voß (gest. 1842).

[2]) Spätere Königin von Sachsen, geb. 1805, vermählt 1833, Witwe seit 9. August 1854.

[3]) Herzogin Max in Bayern, geb. 1808, vermählt 1828, gest. 1892.





mals konnte diese reizende Prinzessin anziehender erscheinen, als bei der Cour, wo sie ihrer Mutter alle gegenwärtigen Damen, sowie der Kronprinz derselben die Herren vorstellte. Das Kindlich-ehrfurchtsvolle der Mienen, die Anmut der etwas lispelnden Stimme, die Erregung des sonst ruhigen Wesens, alles erhöhte den Jugendglanz der schönen Frau, die mit ungewohnter Wärme Beziehungen zu den fernstehendsten Personen fand, alle kannte, sie in einer Beziehungen anbahnenden Art heranrief und dadurch der Aufmerksamkeit näher rückte.

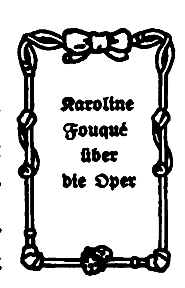
Der Kronprinz seinerseits war vollkommen in Haltung und Wesen. Sein kindliches Gesicht paßte für seine Stellung zur Königin. Man empfand, was er einer Mutter sein würde, was er der seinigen gewesen wäre. Der Ernst, ja der Zwang der Etiquette steht diesem Herrn ganz vorzüglich. Er ist so sehr Herr in aller höheren Bedeutung dieses Wortes. Seine an sich kleine, ins Runde verlaufende Gestalt streckt sich, dem Auffluge des Geistes gemäß, höher; er trägt den Kopf dann elegant und zeigt in jeder Bewegung vornehme Verbindlichkeit. Er ist jedesmal ganz auf seinem Platze, wenn er repräsentiert.

Die Königin von Bayern, eine hohe hagere Gestalt, sieht edel, aber leidend aus. Ihr Gesicht ist sicherlich in der Jugend allerliebst gewesen; sie hat feine, wenn auch durchaus nicht regelmäßige Züge. Das Auge ist eingesunken und verrät zuweilen den Kampf zwischen geistiger Anstrengung und körperlicher Ermattung. Ihre Erscheinung trägt den Stempel innerer Sammlung und Ruhe. Außerordentlich verbindlich, übersah sie niemand, weiß zu sprechen, lächelt angenehm und findet, was jedem interessant sein kann.

Karoline de la Motte-Fouqué sagt weiterhin über das Theater (Mitte der zwanziger Jahre).

Wenn ich über den Verfall des Zeitgeschmacks klage, so wiederhole ich wohl nur das alte Lied, das jeder singt, der seine Jugendfreuden vermißt. Ich will auch nicht den Unterschied der Einzelheiten hervorheben, sondern den des Charakters damaliger und jetziger Unterhaltung.





Da behaupte ich nun dreist: Der Luxus hat Sinn und Seele in allem, was gefordert und geboten wird, totgeschlagen. Mein Maßstab dafür ist der: was davon nachklingt, schwebt mir nur schillernd vor, denn es hatte geglänzt, aber nicht geleuchtet, nicht erwärmt. Man sollte glauben, das Leben bestände aus lauter prächtigen Bruchstücken, die ein ungezogener Knabe, der Zeitgeist, ohne Sinn durcheinander wirft und damit die Leute zum Narren hat, die bei jedem Wurf ihre Bewunderung des Unvollendeten laut werden lassen.

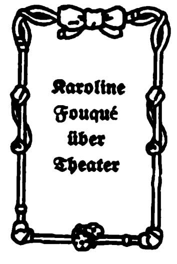
Die Opern Spontinis sind der Gipfelpunkt hiervon. Eine göttliche Inspiration macht wohl viele erhabene Stellen in ihnen zu einem Ganzen, aber dies unorganische Auftürmen jeder einzelnen dieser kleinen Welten bekundet den Wunsch der zurufenden Menge: „noch höher! noch höher!" Nur Neues, womöglich das Neuste, Unerhörteste! Ich hörte vor kurzem den „Alcidon". Das harmonische Getöse, das jede Erwartung übersteigt, setzt so sehr aus aller Fassung, daß man sich nicht bewußt ist, ob man mehr Verwunderung als Bewunderung, mehr Schreck als Erschütterung empfindet.

Die oft an Erhabenheit reichende Phantasie des Komponisten, die Tiefe des Unbewußten darin, ergreift, nach einiger Gewöhnung an den betäubenden Lärm unwillkürlich, und man vergißt in den besseren Momenten die absichtliche Gewaltsamkeit der Manier. Aber Spontini duldet kein stilles Verweilen. Er will immer weiter fortreißen, ohne Einhalt, ohne Ziel. Daher wird ihm schallende Bewunderung selten fehlen, doch wie es mit der Nachfeier der Erinnerung bestellt ist, bleibt die Frage.

Graf Brühl[1]) begleitet diese Anstrengung des Komponisten durch ähnliche szenische Darstellung. Solche Dekorationen und Kostüme sieht man nur in unserer Hauptstadt. Nun ja, es hat etwas Imposantes, aber ich träume davon weder wachend noch schlafend. Ich denke auch zehn Minuten darauf nicht weiter an

[1]) Graf Karl v. Brühl, General-Intendant der Königlichen Schauspiele, vgl. o. S. 167, Anm. 3.





die blauen und roten Flammenspiele, oder an Gold- und Silberstickerei. Oft vergesse ich denselben Abend nach einer Darstellung, daß ich einer solchen beiwohnte.

Wenn ehemals Fleck[1]) mit weit geringeren Mitteln, zwischen schlecht gemalten Theaterwänden, in sehr unhistorischem Kostüm seine Heldenrollen gab, bebte jede Fiber des Herzens noch acht Tage darauf in der Brust der jungen und der alten Frau. Man liebte die beseligende Melancholie, die nach gewecktem Enthusiasmus, nach Hingabe der Seele zurückblieb. Man lief nicht am folgenden Abend wieder ins Theater, nur um die Sinne durch momentane Unterhaltung zu spannen und superklug zu kritisieren. Man lebte in dem einen großen Eindruck, dem man gern Dauer gegeben hätte.

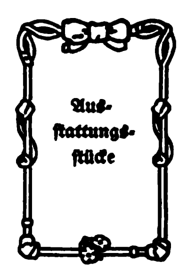
Jetzt haben wir oft auf einem und demselben Theater erst Oper, komisches Ballet und „Ein Stündchen vor dem Potsdamer Tor!" Der Geschmack zersplittert sich an lauter Kleinigkeiten bis einem nichts mehr schmeckt. Die Nachahmung französischer Manier wirkt hierin, wie überall, nachteilig. Wenn es dem leichtbewegten, durch ein Nichts zum Lachen, zum Bonmot gereizten Pariser nur darum zu tun ist, von außen her durch flüchtige Spiele des Witzes angeregt zu werden, so bleibt es ziemlich gleichgültig, was für Stoff die stets geschäftige Benutzung des Momentes ihm bietet; er faßt es schon im Entstehen auf, noch eh es ausgesprochen ist. Uns, die wir uns erst in Nachgedanken, im Zusammentragen der empfangenen Eindrücke wiederfinden, kann es nicht genügen. Die Rapidität subtiler Wortspiele, die Schnelligkeit der Sprache, der rasche Wechsel des Gegenstandes macht uns konfus, und in der Konfusion wissen wir weder, was wir wollen, noch was uns gegeben wird.

Eine vaterländische Bühne haben wir nicht mehr. Die schöne Literatur ist für lange Zeit schlafen gegangen. Am Ende muß sie wohl wieder aufwachen, oder Deutschland versinkt geistig in eine

[1]) Ferdinand Fleck, berühmter deutscher Schauspieler, geb. in Breslau 1757, gest. in Berlin 1801, seit 1786 am Nationaltheater in Berlin, gab Charakterrollen.



weit ärgere Sklaverei als die leibliche war, von der es sich mit dem Blute seiner aufblühenden Jugend loskaufte. Ich denke nicht gern über das Kommende nach, weil es nicht zu berechnen ist; allein, wenn man so die Saat betrachtet, die ausgestreut wird, und die Arbeiter, die das Feld bestellen, so weiß man nicht, was man glauben soll.



Mit Erstaunen hörte ich von Lippen, denen ich einen solchen Ausspruch nicht zugetraut hätte, kürzlich Raupachs[1]) „Tochter der Luft" bis in den Himmel erheben. Calderon's „Semiramis" erscheint, mit allem, was szenischer Schmuck und vortreffliches Spiel leisten können, unter diesem Namen auf unserem Theater, und so groß ist unsere Verwöhnung, daß es die Besseren übersehen, wie die in Prosa umgesetzte Metrik des großen, südlichen Dichters dem Worte die Musik nimmt und es ungefähr wie der Text einer Oper ohne Gesang und Begleitung klingt. Es wird zu einem pomphaften Schall, der zuletzt durch Anhäufung extravaganter Bilder das Ohr so stumpf, die Sinne so müde macht, daß man Gott dankt, wenn das aus zwei Dramen zusammengesetzte Trauerspiel mit dem Tode der matt gehetzten Heldin ein Ende nimmt. Von dem Stück kann man sagen, was A. W. Schlegell über Kotzebues „Johanna von Montfaucon" äußerte: „Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei!"

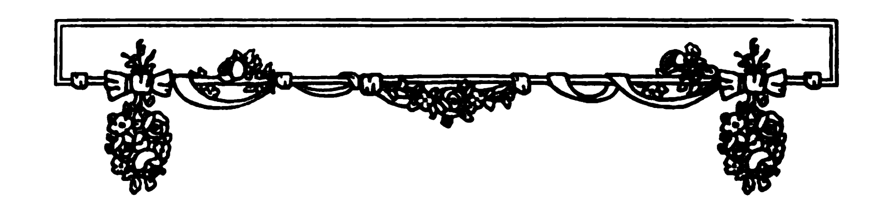
Ich sehe nicht ein, weshalb wir unsere Trauerspiele oder historischen Dramen nicht alle in Tableaus übersetzen; so hätten wir Kostüme, Stellungen, Gruppierungen, Lichter, Farben und Ansichten, ferner Gegenden im Hintergrunde. Darauf läuft doch das ganze szenische Wesen hinaus.

Im folgenden Kapitel fährt Karoline Rochow selbst in ihrer Erzählung fort.

---

[1]) Ernst Raupach, dramatischer Schriftsteller (1784–1852). Seine Werke sind meist oberflächliche Erzeugnisse der Romantik.





Sechstes Kapitel.

Feste. Heiraten in der Königlichen Familie. Persönlichkeiten im Hof- und Staatsleben.

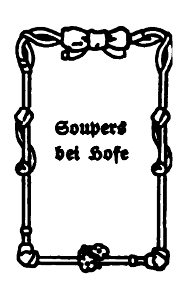
Auf das Berliner Weltleben übte der Kronprinzliche Hof bei seiner angenommenen Lebensweise wenig Einfluß aus. Er gab alljährlich ein oder zwei Bälle, die zu den hübschesten und gesuchtesten gehörten, und sonst bewegte er sich in wenig ausgedehnten Kreisen.

Es herrschte dennoch in diesen Jahren ein reges, geselliges Leben in Berlin, ohne daß hervorragend große Häuser ihm Glanz verliehen. Es wurde sehr viel getanzt, und niemand genierte sich, in aller Einfachheit in kleinen Lokalen verschiedenartige Vergnügungen herzustellen. So kam das Théatre de société an die Reihe und gab Veranlassung zu den amüsantesten Vereinigungen, die ohne luxuriöse Prätensionen ins Werk gesetzt wurden. Meine Schwiegermutter (Karoline de la Motte-Fouqué) bot vielleicht den ersten Anlaß dazu, denn in sehr kleinen Räumen, mit Hintenansetzung jeder Bequemlichkeit oder besonderer Ausrüstung, ließ sie mit Hilfe einiger talentvoller französischer Legationssekretäre die hübschesten kleinen Vaudevilles und Stücke aufführen. Der französische Gesandte, Graf St. Priest, verpflanzte die Darstellung dann in größerem Maßstabe zu sich, und der Wunsch des Hofes, auch an diesen vielgepriesenen Vergnügungen teilzunehmen, veranlaßte andere Personen, sie in größeren Lokalen mit mehr apprêt zu wiederholen.

Auch der König fand es bequemer, in ähnlicher Weise die Welt bei sich zu sehen, wodurch ein neues, jetzt wieder verschwun-



denes Vergnügen in den déjeuners-dansants auftauchte, die dem Könige weniger echauffant als die Abendgesellschaften waren. Sie bildeten aber keine durchaus angenehme Zugabe der Geselligkeit, wenn man um 12 Uhr mittags in vollständiger Toilette, bei großer Kälte frierend, ein frühes Diner einnehmen mußte.

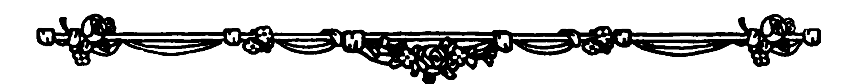


Das erste im Jahr wurde jedesmal für die großen Staatsbeamten und die Diplomatie gegeben und bildete die einzige Gelegenheit im Jahr, wo der König diese sah und sprach. Dann folgten andere, zu denen die übrige Welt der Reihe nach gebeten wurde. Da es den König langweilte, stets am Diner- oder Soupertisch mit den Prinzessinnen zu sitzen, so entstand der Witz, daß Tische, Plätze und Führer verlost wurden und sich ein buntes Durcheinander von jung und alt, bekannt und unbekannt, bildete, wobei dem König mit einiger Geschicklichkeit immer ein Tisch mit hübschen jungen Damen zufiel, wie er denn überhaupt bis in sein spätes Alter immer Geschmack an einer Art unschuldiger Courmacherei mit irgend einer jungen Dame fand, die ihm etwas vorzuschwatzen wußte. Selbst seine zweite Heirat[1]) rief darin keine Änderung hervor.

Leider ging diese bequeme Art des Vorschwatzens bis in die Regionen des Theaters hinein. Der König liebte es in den Zwischenakten in die Kulissen zu gehen, und so gab es eine Art Relation, die ihm wohl manche Gunstbezeugung entlockte, wenn es auch nie zu einem Eingriff in seinen sittlichen Charakter kam. Als nun später das anfängliche Théâtre de société sich nicht mehr durchführen ließ, weil die Anforderungen gestiegen waren und die Darsteller sich nicht mehr der Kritik aussetzen wollten, wurden diese Vorstellungen im Palais vom Theaterpersonal ausgeführt. Dazu die affrösen Ballets dicht vor den Augen, das Erscheinen der Damen im Nebenzimmer.

Auch an großen Maskenaufzügen fehlte es nicht, meist aus dem Erfindungsgeist des Herzogs Karl von Mecklenburg hervorgehend, und so mochte es wohl für die vergnügte Jugend einige

[1]) Mit der Gräfin Harrach, späteren Fürstin Liegnitz, 1824, vgl. u. S. 182 ff.





recht lustige und belebte Jahre geben, bis der nach und nach steigende Luxus die Prätensionen an den äußeren Appareil so erhöhte, daß die unbefangenen, anspruchslosen kleinen Vergnügungen nach und nach verschwanden, und man jetzt dahingekommen ist, die Feste nur vom Hofe, den Ministern und fremden Gesandten, die große Häuser haben, zu erwarten. Da nun außer dem Schloß kein Lokal mehr ausreicht für die Zahl derjenigen, die gebeten sein wollen, so gibt es alle Jahre dieselben Unzufriedenheiten, und die Bestrebungen, sich privatim zu amüsieren, werden immer seltener. Schon in jener Zeit waren diejenigen kleinen Koterien, in denen man mit kluger, aber unbefangener heiterer Rede und Gegenrede einen Genuß fand, immer schwerer zu erreichen.

Die erste Begebenheit, die nach der Heirat des Kronprinzen eine große Bewegung im ganzen Lande hervorrief, war die zweite Vermählung des Königs.[1]) Man kann sich heute, oder nachdem man die Sache nur in ihrem ruhigen einflußlosen Verlauf gekannt hat, keinen Begriff mehr machen von der allgemeinen Indignation, die darüber ausbrach.[2])

Eine morganatische Ehe kannte man bei uns nicht. Sie erschien uns nicht viel besser als ein anderes Verhältnis. Wenn auch schon früher von ähnlichen Ideen des Königs, gestützt durch seine Vertrauten und Umgebungen, die Rede gewesen war,[3]) so hatte man doch aus ihrer Nichterfüllung lieber den Schluß der Grundlosigkeit dieser ganzen Idee ziehen wollen. Jetzt hatte man schon seit längerer Zeit nichts Ähnliches mehr gehört, und sonderbarerweise war von der Bekanntschaft mit der Familie des Grafen Harrach[4]) in Teplitz während eines Badeaufenthaltes nichts bekannt geworden. Plötzlich erschien auf einem Balle beim Kronprinzen ein sehr hübsches, frisches, elegantes, junges Mädchen, unter der

[1]) Am 9. November 1824.

[2]) Vgl. Marwitz, a. a. O., I, S. 689 ff., 703.

[3]) Vgl. o. S. 104 ff.

[4]) Ferdinand Graf v. Harrach, geb. 1763, kgl. preußischer Geheimer Rat, vermählt 1795 mit Christiane Freiin Raysky (gest. 1830).



Ägide der alten Staatsdame Fräulein v. Viereck[1]), der letzten des Hofstaates der hochseligen Königin, die jetzt gewissermaßen an der Spitze des Königlichen Hofes stand. Diese sagte: es sei eine Bekanntschaft des Königs aus Teplitz, er habe deshalb gewünscht, daß sie zu dem Ball des Kronprinzen gebeten würde; ihre Eltern besuchten keine Gesellschaften, deshalb habe sie, Fräulein v. Viereck, es übernommen, sie herzuführen und zu präsentieren. Niemand, selbst von der Familie, ahnte ein näheres Verhältnis; alle jungen Prinzen empressierten sich, der hübschen Fremden den Hof zu machen, und so blieben sie wie vom Donner gerührt, als ihnen am nächsten Tage die Kunde wurde, dieselbe junge Dame sei bestimmt, ihre respektive Stiefmutter, Tante usw. zu werden.

Auftreten der Gräfin Harrach

Gewissermaßen machte der König dabei die Erfüllung seines Entschlusses von der Zustimmung seiner Kinder abhängig, die durch mehrmonatliche Anwesenheit der Großfürstin Charlotte alle um ihn versammelt waren.[2]) Wer hätte aber wohl dem Vater eine solche Einwilligung versagen wollen! De bonne grâce wurde sie schwerlich von allen Seiten gegeben.

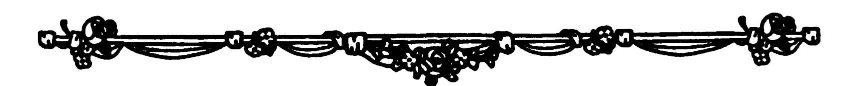
Am besten und edelsten zeigte sich der Kronprinz. Einmal mit dem Wunsch und Willen seines Vaters bekannt, nahm er sich der Sache an und setzte es durch, daß alle Äußerlichkeiten dieses Verhältnisses, Namen, Etablissement so anständig und fürstlich wie es sich schickte ausgestattet wurden, während der König die Gräfin so einfach und unscheinbar wie möglich stellen wollte. Der Kronprinz bestand darauf, bei der Einsegnung der Ehe in der Kapelle von Charlottenburg anwesend zu sein, während der König auch dies so heimlich wie möglich betrieb.[3])

---

[1]) Hof- und Staatsdame (dame d'atour) Gräfin v. Viereck (gest. 1854), eine Tochter des Obermundschenken v. Viereck (gest. 1796); sie war Hofdame der Königin Luise gewesen und wurde vom König in den Grafenstand erhoben.

[2]) Vgl. Gräfin Elise v. Bernstorff II, 34. Ebenda eingehende Nachrichten über die zweite Heirat des Königs. Außerdem Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., Bd. III, 2 S. 236 ff.

[3]) Die Vorbereitungen dazu waren so eilig getroffen, daß man sogar den Brautkranz vergessen hatte. Im letzten Augenblick eilte deshalb



Stellung der zweiten Gattin

Der Kronprinz war auch derjenige, der sich ihrer Stellung in der Familie annahm, wenn die Schar der versammelten Kinder, Schwiegerkinder und Verwandten sie vergaßen oder ignorierten, und auch der Großfürst Nikolaus, als er später dazukam, gab das Beispiel respektvoller, schicklicher Formen gegen die Lebensgefährtin seines Schwiegervaters.

Der König selbst stellte seine Gemahlin bei einer Mittagstafel dem versammelten Hofstaate vor, indem er sie vor sich in das Zimmer schob, ihr die Hände auf die Schulter legte, sie auf diese Art eine Verbeugung machen ließ, und sagte: „Dies ist eine junge Dame, die ich Ihrem Wohlwollen empfehle!"

Als die Heirat vollzogen wurde, waren die Zimmer für die neue Gemahlin noch nicht einmal fertig. Sie mußte mehrere Tage sozusagen inkognito bei ihren Eltern im Gasthaus „Zur Sonne" unter den Linden wohnen.

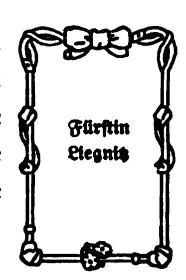
So hatte die arme Frau wohl einen schweren Stand und schlechten Anfang. Die Großfürstin war damals noch gewissermaßen das leitende Prinzip in der Familie; kränklich, gereizt, konnte sie überhaupt etwas Hartes, Übersehendes haben. Die übrigen gingen ihr nach, hielten zusammen, und das fremde, ihnen aufgedrungene Element stand mit seinem frischen Leben ganz ohne Zusammenhang zwischen ihnen. Es wäre viel gewesen, wenn sie es nicht empfunden hätte, sie wußte es indessen mit Bescheidenheit, Geduld und einem negativen Takt zu ertragen und erlebte die Genugtuung, daß einige Monate später die Großfürstin vor ihrer Abreise ihr gewissermaßen eine Entschuldigung machte und sie ihrer vollständigen Achtung versicherte.

So ist es ihr überhaupt im ganzen Leben gegangen: nicht bedeutend, aber ruhig, bescheiden, passiv vielleicht in jeder Beziehung,

---

der Kämmerier Timm zu der ersten Tänzerin Madame Désargus-Lanière, um sich Rat zu holen. Diese, welche jung verheiratet war, borgte ihren Kranz, den sie aufgehoben hatte, und dieser schmückte nun den Kopf der Königsbraut. (Graf Brühl, Intendant der Schauspiele, hat es erfahren und später erzählt; von seiner Tochter mitgeteilt. L. v. d. M.).





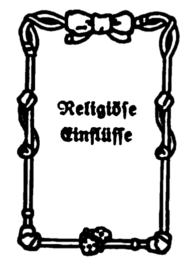
stets taktvoll, wurde sie eine treue, befriedigte Gefährtin des Königs, der sie brauchte zur Pflege, zur Begleitung, um da zu sein, wenn er mit jemand sprechen wollte, und erntete schließlich eine allgemeine Achtung durch die treue Erfüllung ihres Berufes und die gänzliche Abwesenheit von Einmischung und Intrige. Die königliche Familie gewöhnte sich nach und nach daran, ihre eigenen Wünsche durch die Fürstin an den König zu bringen, und ich hörte sie gelegentlich als wohlwollende Vermittlerin rühmen.

Damals gab die ganze Art wie die neue Heirat geschlossen, die neue Gemahlin sozusagen in das Palais eingeschmuggelt wurde, die Bekanntmachung der Ehe durch eine Art „lettre de faire part" an die hohen Staatsbeamten Anlaß, Tadel, Ärger und Ridicule darüber auszuschütten. Diejenigen, die den König liebten, weinten über diese Schwäche, die Verteidiger waren zu zählen — und nach wenigen Jahren schien alles überwunden. Man endete sogar damit, anzuerkennen: der König habe recht getan, denn für seinen Sinn hätte er schwerlich eine passendere Heirat schließen können; und eine Gefährtin alter, einsamer Tage ist wohl einem Könige noch mehr als jedem anderen Mann zu wünschen.

Die Fürstin bürgerte zuerst die Pariser Toiletten- und Luxusgegenstände bei uns ein und brachte die bunten Farben in die Mode. Diese Neigung wurde vom König sehr befördert. Die Einfachheit in allen Dingen nahm immer mehr ab, und auch die Kronprinzessin trug dem nach und nach Rechnung, wenn sie gleich in den zurückgezogenen Zeiten ihres Lebens ihre persönliche Vorliebe für die Einfachheit stets in ihrer Erscheinung betätigt.

Ein Spiel des Schicksals war es aber, daß der König mit seiner ausgesprochenen Abneigung gegen den Katholizismus eine katholische Frau bekommen mußte. Es ist nur anzunehmen, daß er es nicht wußte. Ihr Vater, Graf Harrach, war längst von seiner Familie um seiner Heirat willen getrennt gewesen, lebte stets in Dresden, inmitten der Familie seiner protestantischen Frau, und so mochte der König wohl glauben, daß die Tochter der Konfession der Mutter gefolgt sei.





Seine erste Sorge war also, sie zu unterrichten, sowohl in religiöser wie in anderer Beziehung, da sich einige Ignoranz bei ihr herausstellte. Der König lehrte ihr auch Kleinigkeiten, z. B. wie man ein Briefkuvert anfertigt, in damaliger Zeit eine notwendige Kunst, die nicht jeder verstand. Während der ersten Abwesenheit des Königs wurde sie sogar dem Kronprinzlichen Hofe zu ihrer Ausbildung übergeben. Ihre kirchlichen Obliegenheiten durfte sie nur bei und mit der Kronprinzessin erfüllen; man sagt, der König habe selbst übernommen, ihr Religionsunterricht zu erteilen. So erlebte er auch noch früher an ihr als an der Kronprinzessin die Befriedigung ihres Übertritts zur protestantischen Kirche.[1])

Für die Kronprinzeß selbst verlor der König dieses Ziel nicht aus den Augen, wenn er es auch zu der Zeit als es wirklich erreicht wurde,[2]) ganz aufgegeben zu haben schien. Daher hatte vielleicht die Auswahl mancher Persönlichkeiten für die Umgebung des Kronprinzen ihren Grund in ihrer religiösen Richtung, von der man eine Einwirkung auf die Kronprinzessin erhoffte.

Namentlich sagte man dies von dem Grafen Gröben[3]), der als Chef des Generalstabes zum Kronprinzen versetzt wurde und gleich in die genauesten persönlichen Beziehungen zu ihm trat, die sich viele Jahre hindurch, trotz späterer Entfernung, erhalten haben, bis der Graf selbst in späteren Jahren noch zu Stellungen und Einfluß berufen wurde, denen er mit seiner Eigentümlichkeit vielleicht nicht gewachsen ist.

In seinem Wesen tritt besonders der Enthusiasmus hervor, mit dem er alles, Menschen wie Dinge, auf- und umfaßt. Dies

---

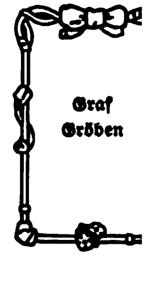
[1]) Die Fürstin Liegnitz trat 1826 über.

[2]) 1829.

[3]) Karl Graf v. d. Gröben(-Neudörfchen) (1788—1876), focht 1806/07 und in den Befreiungskriegen mit Auszeichnung, 1823 Oberst, 1824 Generalstabschef des 2. Armeekorps, 1834 Generalmajor, 1842 Generalleutnant, 1843 Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV. Er bekämpfte 1849 die Revolution in Baden. Seit 1852 kommandierender General des 7. Armeekorps, 1853—1858 Kommandeur der Garde. Anhänger der streng konservativen und kirchlichen Richtung.



reißt ihn aber auch stets so hin, daß er einer Folge in der Rede gar nicht fähig ist. Kaum hat er einen Gegenstand entamiert, so ergreift sein lebendiger Kopf schon einen neuen und reißt ihn von einem ins andere fort, bis der Zuhörer am Ende ganz schwindlig darüber wird, daß keine befriedigende Lösung von irgend einem Gegenstande gefunden wurde. Ob er in ernsten Diskussionen und im Handeln anders sein kann, muß ich natürlich dahingestellt sein lassen; gewiß fehlt es ihm nicht an bedeutenden Geistesgaben und dem regsten, edelsten Willen, das Beste durchzuführen.



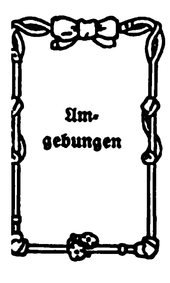
Graf Gröben

Die christlich-romantische Richtung war wohl die erste, die seine Jugend erfüllte; später auch hat er nie daran gezweifelt, daß dem redlichen, gottvertrauenden Willen alles möglich sei, und also auch keinerlei Art von Wirksamkeit oder Teilnahme an den heterogensten Geschäften von sich gewiesen als etwas, was er einmal nicht verstehen könnte. Vorzugsweise gehörte er wohl zu derjenigen Klasse der Pietisten, die durch Loben viele Persönlichkeiten erheben und emporbringen, von denen sie vielleicht nicht mehr als ihre äußere Terminologie in dieser Richtung kennen. Überhaupt war bei ihm alles überschwenglich, vortrefflich, herrlich, lieb; es ist also wohl anzunehmen, daß ihm nicht viel gründliche Menschenkenntnis beiwohnte und er schwerlich dazu beitrug, denselben Mangel beim phantasiereichen Kronprinzen zu mildern.

Bezeichnend für die Art und Weise der damaligen Zeit ist wohl ein Bild, das er von sich und seiner im Kriege gewonnenen Braut, der Tochter des bekannten General v. Dörnberg[1]), machen ließ. Obgleich Offizier, steht er in einer Kutka damaliger Zeit, einer Art längerer Attila mit Schnüren, das die patriotischen Zivilisten trugen, da, ein Schwert in Kreuzesform in den gefalteten Händen, das Eiserne Kreuz an einer silbernen Kette um den Hals, die Augen gen Himmel gerichtet, während die nebenstehende Braut ihr aller-

[1]) Ferdinand Wilhelm Kaspar Frhr. v. Dörnberg (1768—1850), General, machte 1809 einen verfehlten Versuch, König Jérôme gefangen zu nehmen und führte 1812—1814 in russischen Diensten ein Streifkorps, dem sich Gröben angeschlossen hatte. Später in hannoverschen Diensten.





liebstes Köpfchen auf seine Schulter legt. Mir erschien dies schon damals etwas ridikül; wie würde erst die Neuzeit eine solche Auffassung aufnehmen!

Das Leben hatte dieses Genre der Romantik natürlich inzwischen schon etwas gedämpft, die religiöse Richtung aber war geblieben; und er, wie seine in vieler Beziehung ausgezeichnete Frau, gehörten vorzugsweise in den Kreis, der die pietistische Richtung in das Weltleben hineinzubringen strebte. Ob seine und seiner Frau Verbindung mit der Kronprinzessin einen Einfluß auf die Art ihrer Beschäftigung mit religiösen Dingen gewann und dadurch wirklich zu ihrem Übertritt beigetragen hat, weiß ich nicht, kann es mir aber als wahrscheinlich denken. Mit der Gräfin Gröben schloß die Kronprinzeß ein näheres Verhältnis, das wohl mehr als das mit vielen anderen geselligen, hervorgezogenen Personen, ein freundschaftliches geworden ist. Dem Grafen wurde ein von vielem Glück getragener Lebenslauf zuteil, und sein wohlwollender Charakter entzog ihn dem Neide, soviel wie es in so bevorzugter Stellung überhaupt möglich ist.

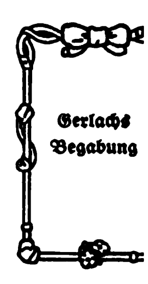
Gleichzeitig mit ihm traten noch drei andere auf den Schauplatz; bestimmt, später bedeutende Rollen zu spielen. Alle drei vielfach bewundert, geliebt, geschmäht und herabgesetzt. Es waren: General v. Gerlach, Minister v. Canitz und General v. Radowitz.

Den ersteren[1]) habe ich persönlich am meisten gekannt, als Universitätsgefährten meines Mannes, und in jenen Jahren durch gemeinschaftliche Hofverhältnisse zusammengeführt. Er war auf der Militärakademie erzogen, hatte dann studiert, um im Kriege 1813 wieder einzutreten. Man berief ihn dann aus dem großen General-

[1]) Leopold v. Gerlach (1790–1861) nahm 1813/14 im Gefolge Blüchers, 1815 im Generalstab an den Befreiungskriegen teil, 1824 Adjutant des Prinzen Wilhelm von Preußen, 1838 Chef des Generalstabs des 3. Armeekorps. 1844 Generalmajor, 1849 Generalleutnant und Generaladjutant des Königs, auf diesen von großem politischen Einfluß. 1859 General der Infanterie. Charakteristischer Vertreter des christlich-germanischen Staatsideals. Seine Denkwürdigkeiten erschienen 1891/2 in 2 Bänden, sein Briefwechsel mit Bismarck 1893.



stabe als Begleiter zum Prinzen Wilhelm (Prinz von Preußen). Es hatte ihm also nicht an den Mitteln gefehlt, einem bedeutenden Geist auch einen ausgedehnten Gesichtskreis zu verschaffen und er gehört zu den interessantesten und begabtesten Persönlichkeiten, wenngleich die eigentümliche Mischung seiner Gaben ihn vielleicht nie zu der Höhe eines so konsequenten Einflusses erhoben hat, als sein Geist und Charakter zu gewährleisten schienen.



Es ist schwer, einen schärferen, lebendigeren Verstand, eine größere Gabe der Auffassung und des Bemerkens zu finden, aber dies alles begleitet von einer gewissen, sarkastischen Spitzfindigkeit, die man im höchsten Grade in der Art und Rede seines bekannten Bruders, des Präsidenten Gerlach [1]) wiederfindet. Beim General ist sie mehr durch eine ausgesprochene große Gutmütigkeit gedämpft; seine sarkastische Weise hat immer etwas Lustiges und richtet sich ebenso sehr gegen ihn selbst wie gegen andere. Der Reichtum und die Lebendigkeit seines Geistes scheinen unerschöpflich, so daß er zu den liebenswürdigsten Gesellschaftern gehört, aber sie führen ihn auch dahin, alles aufzufassen und in seinen Bereich zu ziehen, es von den verschiedensten Seiten und oft parador zu betrachten. Für alles wird sein fertiler Verstand Mittel und Wege finden, er besitzt eigentlich die größte natürliche Gabe zur Intrige, die man antreffen kann, und könnte infolgedessen ein sehr gefährlicher Mensch sein, wäre diese Anlage nicht durch die Gutmütigkeit, die edelste Uneigennützigkeit und die religiöse Richtung seines Charakters gemildert worden.

Ich will damit nicht sagen, daß er nicht bisweilen im Eifer seiner Bestrebungen zur Intrige gegriffen hätte, aber nie für sich selbst, und für seine Freunde auch nur, wenn er irgend einen bedeutenden Zweck durch ihre Persönlichkeit gefördert glaubte. Für sich selbst hat er nie besondere Gunstbezeugungen erstrebt; weder Reichtum noch Ehren haben den geringsten Wert für ihn. Es

[1]) Ernst Ludwig v. Gerlach, Politiker und Publizist (1795—1877), 1844 bis 1874 Chefpräsident des Oberappellationsgerichts zu Magdeburg, Mitbegründer der Kreuzzeitung.





gibt noch heute nichts Einfacheres als seine ziemlich mangelhaft geordnete Häuslichkeit. Bedürfnisse des Komforts kennt er nicht. Sein Grundsatz ist z. B.: „jeder Mensch habe mehr Geld als er brauche, es sei Pflicht, den zehnten Teil seiner Einnahmen den Armen zu geben." Er führt ihn auch jedenfalls aus, und hat noch heute in so hoher Stellung vielleicht das Minimum von Einnahmen. Es ist ihm gleichgültig, anderen die Vorteile von Dingen zu lassen, deren anstrengendste Mühwaltung ihm selbst zufällt.

Zu einer konsequenten Praxis ist sein Geist viel zu beweglich und erregbar, wenn er auch in seinen Grundansichten, sowohl religiösen wie politischen, der Festigkeit nicht entbehrt. Es geht ihm einigermaßen wie dem König selbst. Er ist zu reich in den Mitteln sein Ziel zu erreichen, überstürzt sich, und erweist sich daher ebensowenig wie Graf Gröben dazu geschaffen, durch ruhigen Einfluß seine Phantasie in den Schranken der Wirklichkeit und der Möglichkeit zu erhalten.

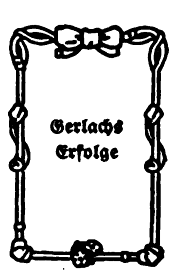
Zu jener Zeit war er eigentlich berufen, den Prinzen von Preußen auf vielfachen Reisen zu begleiten, auch um ihm zum Entschluß in der Wahl einer Gemahlin zu verhelfen, was der alte König brennend wünschte. Diese Aufgabe brachte Gerlach gleich in eine große Intimität mit der ganzen Königlichen Familie, insbesondere mit dem kronprinzlichen Ehepaar und auch der Kaiserin[1]), die hoffte, ihre jüngste Nichte von Weimar mit ihrem Bruder zu vermählen, wozu es dann auch nach einigem Zögern, hauptsächlich durch den Einfluß der Kaiserin-Mutter von Rußland[2]), kam. Diese galt jahrelang als Autorität in Familiensachen für die vielen mit ihr verwandten Fürstengeschlechter. Wahrscheinlich hatte Gerlachs Mitwirkung auch ihren Anteil an diesem häuslichen Abschluß des prinzlichen Geschickes. Er blieb jahrelang in nahen Beziehungen zum Prinzen, und als er ihn im weiteren Verlauf seiner Karriere verließ, behielt er doch in Berlin die Stellung eines Mannes, der,

[1]) Charlotte von Rußland.

[2]) Maria Feodorowna, geb. Prinzessin Sophie Dorothee Auguste von Württemberg.



seiner Klugheit und Liebenswürdigkeit wegen gesucht, zu denen gehörte, mit welchen vorzugsweise innere und äußere Politik besprochen wurde.



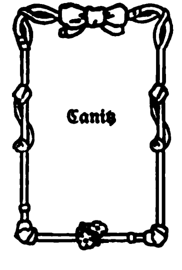
Das Jahr 1848 machte seiner militärischen Laufbahn ein Ende, zu der er wohl überhaupt nicht geschaffen war, seitdem er aus dem Generalstabe in ein eigenes Kommando überging; dann aber wies ihn seine persönliche Stellung beim König auf das Gebiet der haute politique, und da sehen wir ihn, in stetem Kampf mit dem König, den Staatsministern, mit den Verhältnissen, das Schicksal seines Lebens vollenden, viel Anerkennung ernten, oft Einfluß gewinnen, im Abwehren von andringenden Persönlichkeiten scheitern, sich abmühen schief gestellte Dinge gerade zu biegen — und — sei es auch nur in seinen eigenen Auffassungen — weniger erreichen und leisten als man es seinen Gaben zutrauen möchte, und als es vielleicht einem einfachen, praktischen Sinn gelungen wäre.

Genau befreundet mit Gerlach war Canitz[1]), damals General, Generalstabsoffizier, Lehrer an der Kriegsschule und endlich Adjutant des Prinzen Wilhelm (Bruder Friedrich Wilhelms III.).

Ohne Frage mit einem edlen Charakter und Geist ausgestattet, wenn auch nicht in der sprudelnden Lebendigkeit wie Gerlach, hatte er ebenfalls etwas Spitzfindiges in seinem Verstande, begleitet von einer ziemlichen Dosis Eitelkeit und einem bedeutenden Ehrgeize. Er gehörte zu der geselligen Koterie des Kronprinzen, wenn auch weniger häufig und intim als andere, und zu denjenigen außerhalb stehenden Personen, mit welchen man gern allgemeine und spezielle Angelegenheiten besprach auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik. Man fand gewiß eine gescheite Auffassung, wenn auch

[1]) Karl Ernst Wilhelm Frhr. v. Canitz und Dallwitz (1787—1850), General und Minister, zuerst in kurhessischen, dann in preußischen Kriegsdiensten, 1821 Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin, 1829 in diplomatischen Geschäften nach Konstantinopel, 1833 Gesandter am kurhessischen und hannoverschen, 1842 am Wiener Hofe, 1845—1848 preußischer Minister des Auswärtigen; vertrat engen Anschluß an Österreich und Rußland. 1849 scheiterte er an einer diplomatischen Mission nach Wien. Seine Denkschriften erschienen 1892 in 2 Bänden.





eine etwas künstliche und gesuchte, weil er ebenso sehr nach Geist strebte, als er ihn wirklich besaß. Als liebenswürdiger Gesellschafter war er sehr anerkannt, mehr als ich es je begriffen, da sein etwas spitzer, sarkastischer Humor sich in einer gewissen Roheit des Ausdrucks kundgab, die oft störend sein konnte.

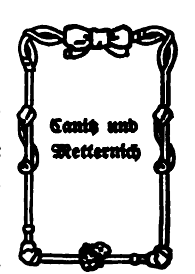
Seine Jugend war zwischen Studieren und Militärdienst verflossen und er lebte in vortrefflichen, ehrenwerten Familienverhältnissen. Die zufällig genaue Relation seines Freundes Radowitz mit dem Minister Bernstorff[1]) brachte ihn aus seiner ziemlich nichtssagenden, dürren Stellung beim Prinzen Wilhelm mit einigen Zwischenfällen in die Diplomatie. Man sandte ihn plötzlich nach Konstantinopel, um den Gesandten v. Miltitz abzusetzen. Dies traf in den russischen Krieg 1828/29. Seine Berichte gefielen teilweise, andererseits wollte man seine Ansichten und Urteile nicht ganz richtig finden. Er kehrte zurück, um nur ein Regiment in Danzig zu bekommen, wurde dann bei der polnischen Rebellion in das russische Hauptquartier geschickt, wo er sich des Kaisers Beifall nicht zu erringen wußte. Der König befriedigte seine nun gewonnenen Ansprüche nur durch kleine Gesandtschaftsposten, zuerst in Kassel, dann in Hannover und bis zum Tode des hochseligen Königs mußte er sich mit diesen kleinen Verhältnissen begnügen, wenn er auch oft versuchte, durch Memoriale, z. B. über die katholischen Wirren, Jesuiten und dgl. mehr seinen Fähigkeiten für etwas Besseres Geltung zu verschaffen.

Die Veränderungen, die des jetzigen Königs Regierungsantritt mit sich brachten, führten ihn bald auf den Gesandtschaftsposten in Wien, wo er sich eine vortreffliche Stellung zu schaffen wußte. Metternich wollte damals ein gutes Verhältnis mit Preußen erhalten. Nicht ohne Verständnis für den exzentrischen Schwung des Königs, trachtete er danach, diese Eigentümlichkeit zu benutzen, um mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, also auch seine bevorzugten Werkzeuge als solche anzuerkennen.

---

[1]) Christian Günther Graf v. Bernstorff, 1818—1831 preußischer Minister des Auswärtigen. Vgl. o. S. 101, Anm. 1.





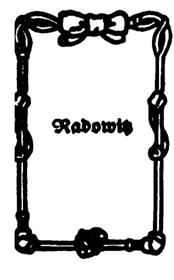
Canitz kam mit dem Ruf von Geist, Charakter und dem Vertrauen des Königs nach Wien, und fand eine ausgezeichnete Aufnahme. Seine liebenswürdige und ehrenwerte Familie erntete Anerkennung in den besten Kreisen Wiens, und so befanden sie sich sämtlich wohl dabei, bis zu dem Grade, den man jetzt „österreichische Sympathien" nennen würde. Man erlebte also das etwas komische Faktum, daß, während Metternich den Gesandten Canitz als seinen Schüler betrachtete (wie er ein gleiches Verhältnis mit dem so unglücklich geendeten Grafen Maltzan [1]) stets festzuhalten strebte), Canitz seinerseits glaubte, Metternich in der Tasche zu haben, ihn zu leiten. Wahrscheinlich haben sich beide etwas geirrt; wer am meisten, muß ich dahingestellt sein lassen. Gewiß ist es, daß Canitz bei seinen öfteren Anwesenheiten in Berlin mit großem Selbstgefühl aufzutreten pflegte.

Des Königs Art und Weise, über seine Pläne und Unternehmungen die verschiedenartigsten Leute zu konsultieren, führte Canitz in alle Verhandlungen, selbst über die ständischen Angelegenheiten und deren beabsichtigte Veränderungen hinein. Als er nach den verschiedenen Phasen im auswärtigen Ministerium berufen wurde, es erst zu vertreten, dann auszufüllen, verfehlte er nicht, gewissermaßen als Premier aufzutreten, mit dem Selbstgefühl der Fähigkeit, die ganze innere und äußere Politik zu leiten und sie mit dem sonderbaren Geist des Königs in Einklang bringen zu können.

Die Folge entsprach indessen seinen Erwartungen nicht. Seine zwei- oder dreijährige Leitung des Ministeriums des Äußeren verfloß ziemlich unbemerkbar, sein Einfluß in den übrigen Angelegenheiten überwand nicht den derjenigen Persönlichkeiten, die sie praktisch in Händen hatten, und so scheiterte er im Jahr 1848 mit dem

[1]) Joachim Karl Ludwig Mortimer Graf v. Maltzan (1793—1843), kgl. preußischer Kämmerer, a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister in Wien, vermählt mit Gräfin Auguste v. d. Goltz. August 1841 wurde er Staats- und Kabinettsminister, mußte aber wegen einer Krankheit, aus der sich ein Wahnsinn sonderbarster Form entwickelte, sein Amt schon nach wenigen Monaten aufgeben.





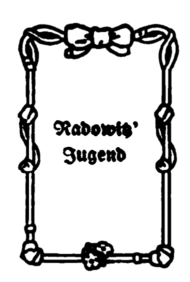
ganzen Ministerium, auch körperlich so gealtert, daß ihm die Einsicht den Abschluß seines politischen Lebens hätte andeuten sollen.

Doch leider war der Ehrgeiz nicht gebrochen; zwei Versuche, in der Verwaltung der sterbenden Union und in den Kammern aufzutreten, fielen ebenso ungenügend aus und ließen kein bedeutendes Andenken zurück; selbst die Übernahme einer Militärdivision gedieh nicht bis zur wirklichen Ausführung. Körper und Geist waren gebrochen, er starb am Marasmus, ob infolge der „ambition rentrée" seiner am Schlusse gescheiterten Karriere? Wer will dies beurteilen. Er hinterließ in seiner Familie und bei seinen Freunden ein geliebtes und geehrtes Andenken.

Getragen durch die Freundschaft Gerlachs und Canitzens betrat Radowitz[1]) etwa um das Jahr 1824/25 den Berliner Schauplatz. Sein Ursprung sowie seine Jugend pflegten etwas Geheimnisvolles zu behalten, wenigstens wollten die darüber mitgeteilten Einzelheiten keinen rechten Einklang zeigen. Faktisch bleibt wohl, daß sein Vater als ungarischer Weinhändler [?] nach Sachsen gekommen war, wo eine vornehme Gutsbesitzerin sich bewogen fand,

[1]) Joseph Maria v. Radowitz, General und Staatsmann (1797—1853), geb. zu Blankenburg am Harz, Sprößling eines ungarischen katholischen Adels-Geschlechts, trat 1812 in die westfälische Artillerie ein. Bei Leipzig verwundet und gefangen, dann in kurhessischen, seit 1823 in preußischen Diensten; 1828 Major und Lehrer an der Kriegsschule in Berlin, 1830 Chef des Generalstabs der Artillerie. Durch seine Verheiratung mit der Gräfin Maria v. Voß trat R. in die Kreise der alten preußischen Aristokratie ein. Vielseitig gebildet, wurde er ein vertrauter Freund des ihm geistesverwandten Kronprinzen. 1836 Militärbevollmächtigter beim Bundestag, 1840 Oberst, seit 1842 Gesandter an den Höfen zu Karlsruhe, Darmstadt und Nassau, 1845 Generalmajor, auch als politischer Schriftsteller (Vertreter alt-ständischer Anschauungen) von großem Einfluß. Seine Ansichten suchte Friedrich Wilhelm IV. in dem Verfassungspatent von 1847 zu verwirklichen. 1847 und 1848 in wichtigen diplomatischen Missionen nach Wien gesandt, nahm R. März 1848 seinen Abschied. Er wurde nun Abgeordneter der äußersten Rechten im Frankfurter Parlament. 1849 trat R. an die Spitze der provisorischen Bundesverwaltung, leitete dann die Unionsangelegenheit. September bis November 1850 preußischer Minister des Auswärtigen, wurde er wegen seines Gegensatzes zu Österreich gestürzt. Vgl. Hassel, Radowitz, Bd. I (E. S. Mittler & Sohn) 1905; bis 1848 reichend. Darnach sind Karoline v. Rochows Urteile zu berichtigen.





Mann und Kinder zu verlassen, um, nach erfolgter Scheidung eine Ehe mit ihm einzugehen. Wo sie nachher lebten, wo Radowitz geboren und erzogen, wurde nie recht erwähnt.

Das Carolinum in Braunschweig, wo er noch protestantisch eingesegnet sein sollte, später die polytechnische Schule zu Paris, wo man seinen Namen in den Listen nicht recht finden konnte[1]), wollten weder mit anderen Daten, noch mit dem Umstand zusammenpassen, daß er als eifriger, fast fanatischer Katholik in Berlin auftrat. Bestehen bleibt nur, daß er durch Verwandte seiner Mutter in westfälische Dienste gekommen war, sehr jung in der Schlacht von Bautzen eine Kanone gegen uns dirigiert hatte und nachher in hessische Dienste übergetreten, als Lehrer des Kurprinzen[2]) in dessen Intimität, sowie die der Kurfürstin[3]) gezogen, einen Ratgeber in den unglücklichen Zerwürfnissen[4]) dieser schrecklichen Fürstenfamilie abgegeben hatte, schwerlich in vermittelndem Sinne, wie man es ihm später auch wenig dankte.

Als er deshalb den hessischen Dienst verlassen mußte, verschafften die Bitten der Kurfürstin ihm eine für seine Jahre bedeutende Stellung im preußischen Generalstabe und in den militärischen Lehrinstituten. Durch gemeinschaftliche hessische Freunde an Canitz empfohlen (der auch daher stammte), wurde er durch diesen in den damals eng verbundenen Kreis der Gerlachs und Voß' eingeführt. Gemeinsame politische Richtungen von der ultra-konservativsten Art, ja selbst das religiöse Element jener Zeit, das eine hervortretende Annäherung an den Katholizismus zeigte, riefen eine enge Freundschaft mit diesen Familien hervor, die dessenungeachtet

---

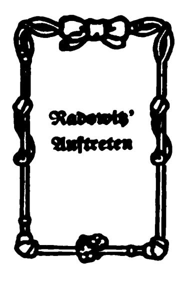
[1]) Radowitz war nacheinander auf der polytechnischen Schule in Paris, der Militärschule in Braunschweig, der Artillerieschule in Kassel. Vgl. Hassel, a. a. O., S. 144ff.

[2]) Später Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1802—1875), regierte 1847—1866.

[3]) Auguste, Tochter König Friedrich Wilhelms II. von Preußen (1780—1841), 1797 mit Kurfürst Wilhelm II. von Hessen vermählt.

[4]) Kurfürst Wilhelm II. führte ein schlimmes Maitressen-Regiment und wollte seine Gemahlin zur Anerkennung seiner Maitresse zwingen. Vgl. Radowitz' eigene Aufzeichnung bei Hassel, a. a. O. I, S. 14ff.





nicht durch das Leben dauerte, sondern nur so lange, bis jene Basis auseinanderging.

Von diesen Freunden gelobt und empfohlen, trat Radowitz als Lehrer beim Prinzen Albrecht ein, begleitete diesen in einen Sommeraufenthalt nach Sanssouci, ergriff dort zuerst die Beziehung zum Kronprinzlichen Hofe und legte den Grund zu einem intimen Verhältnis mit dem jetzigen Könige, was bis zu seinem Tode festhielt, wenn er auch zu Zeiten sich nicht so berücksichtigt fand, wie er es erwarten zu können glaubte. Es zeigte wohl, daß auf beiden Seiten hauptsächlich Geist, Phantasie und Auffassungsfähigkeit den Ausschlag gaben.

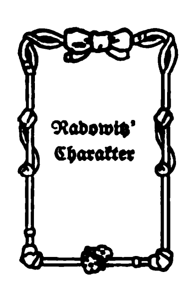
Jedenfalls war Radowitz eine sehr merkwürdige Persönlichkeit und dies prägte sich schon in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus. Ein Paar stechende schwarze Augen kontrastierten mit einer blêmen [1]) Gesichtsfarbe; schöne, feine Züge mit etwas Aufgedunsenem, das an mönchisches Wesen erinnerte; sowohl Haltung wie Ausdruck und Auftreten zeigten ein gewisses verletzendes Selbstbewußtsein, ja Eitelkeit, die allerdings durch bedeutende Gaben gerechtfertigt erschienen.

Ein enormes Wissen, durch unglaubliches Gedächtnis und großen, ernsten Fleiß getragen, eine bedeutende Dialektik und Bestimmtheit, eine große Fähigkeit, logisch zu entwickeln und zu gestalten, wenngleich mit scharfem, schneidendem Organ vorgetragen, machten ihn überall, wo er auftrat, zum Meister der Unterhaltung. Man konnte stets etwas von ihm lernen, wenn man auch durch die etwas annihilierende Weise, mit der er andere behandelte, verletzt wurde. Nachträglich überlegte man sich wohl, daß man sich mehr von seiner bestimmten Dialektik hatte überrennen, als von seiner Auffassungsweise überzeugen lassen. Ja, wissenschaftlich gebildete Leute wollten behaupten, daß die Bestimmtheit, mit der er sie aussprach, oft die Richtigkeit seiner Kenntnisse überwogen hätte, daß mehr sein Gedächtnis als die Geisteskraft der Träger seines Auftretens sei.

Für mich hatte Radowitz von seinem ersten Erscheinen an nichts Ansprechendes, eben wegen seines Anspruches, alles zu wissen.

[1]) bleichen.





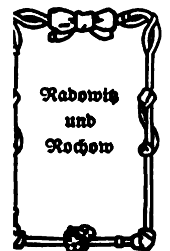
Denn da niemand alles wissen kann, so liegt ein gewisser Grad von Unwahrheit darin, der meiner Natur stets am widerstrebendsten war, und der sich in seinem übrigen Auftreten auch mehr oder weniger bekundete.

Durch seine Mutter mit einigen guten Familien hier im Lande verwandt, legte er stets eine Art aristokratischen Anspruchs an den Tag. Von seinem Vater war möglichst wenig die Rede und in diesem Wenigen eine möglichst vornehme Geburt durchblicken lassend. Als er später durch seine Heirat[1]) in der besten Familienverwandtschaft auftrat, dehnte sich die Schwäche dieses Anspruchs auf ein ostensibel geführtes Wappen aus, dessen Neuheit jeder Dilettant in der Heraldik erkennen konnte, und selbst auf Stammbäume und Familienporträts, deren Originalität vielfach aus kleinen Indizien bezweifelt wurde. Erst die Revolution von 1848 brachte ihn auf das richtige Gefühl in dieser Beziehung zurück, nämlich, seine Ehre darin zu suchen, der Schöpfer seines eigenen Geschickes zu sein, womit er jedenfalls von vornherein einfacher und würdiger aufgetreten wäre.

In Gemüt und Herzen muß er Saiten gehabt haben, die mir fremd geblieben sind, denn er verstand es, in seiner Familie und bei zahlreichen Freunden eine enthusiastische Liebe zu erwecken, die ihn bis über das Grab hinaus begleitet hat, eine Gabe, die wohl nicht ohne innere Befähigung erlangt werden kann. Man rühmte ihn zuerst als vortrefflichen Sohn, da er seine alte Mutter mit nach Berlin brachte. Als Ehemann und Vater ist er stets ein liebevoller gewesen; er heiratete eine sehr liebenswürdige, uns nahestehende Verwandte, und vielleicht erschien er in seinen häuslichen Verhältnissen peremptorischer, als er es war. In der Erziehung seiner Kinder zeigte sich nichts von seiner ausgesprochenen Strenge in allen Dingen.

[1]) Mit der Gräfin Maria v. Voß aus dem Hause Groß-Giewitz, geb. April 1807, Tochter des Grafen August Ernst und der Gräfin Luise Karoline v. Voß. Nach Radowitz' eigener Aufzeichnung hatte er seine „liebe Marie“ zuerst im Mai 1826 im Rochowschen Hause kennen gelernt. (Hassel, a. a. O., S. 34.)





Mit meinem Manne hatten Übereinstimmung der politischen Ansichten und Bestrebungen, sowie gemeinsame Relationen am Hofe, einen Zusammenhang gebildet. Dies freundschaft-, selbst verwandtschaftliche Verhältnis blieb bestehen, als mein Mann zu höherer Stellung gelangte und ward selbst enger gezogen bis zu einer gegenseitigen Unterstützung im Behaupten von Ansichten, dem versatilen Geist des Königs gegenüber. Mit dem gänzlichen Auseinandergehen von den Wegen des Königs und meines Mannes Überzeugung[1] verlor sich diese Beziehung fast plötzlich und keins der schweren Geschicke, die unsere Familie in späteren Zeiten betrafen, hat Radowitz je ein Zeichen der Teilnahme, eine Erinnerung an frühere Zeiten entlockt. Andere müssen es anders erfahren haben, denn, wie gesagt, viel Liebe ist ihm gefolgt, aber auch mehr Haß und Herabsetzung, als er vielleicht verdiente.

In jener Zeit trat er als lauter Bekenner der äußeren konservativen und streng religiös-kirchlichen Richtung auf, als Hauptarbeiter an dem bekannten „Berliner politischen Wochenblatt",[2] das zuerst durch den später nach Österreich übergegangenen Konvertiten Jarcke[3] redigiert wurde, den Radowitz überhaupt nach Berlin zog, und dessen Konversion er vielleicht auch beförderte.

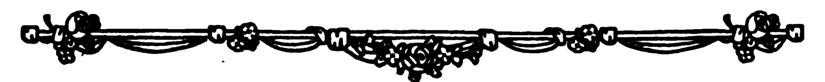
Ich erinnere mich genau so mancher Kontroversen, die in kleineren Kreisen, sei es bei uns, sei es bei ihm, oder anderen, zwischen den Politik-sprechenden Persönlichkeiten mit Eifer und Geist gepflogen wurden, z. B. über die Legitimation Dom Miguels von Portugal, Don Carlos' und Isabellas[4] von Spanien, den griechischen

[1] 1842.

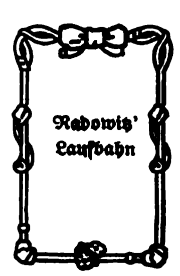
[2] Begründet 1. Oktober 1831.

[3] Karl Ernst Jarcke (1801—1852), ehemaliger Burschenschafter, trat 1825 zur katholischen Kirche über, wirkte in Bonn und Berlin als Dozent an der Universität für die Verbreitung der Lehren Hallers, folgte 1832 einem Ruf nach Wien, wo er als Nachfolger von Gentz in die Hof- und Staatskanzlei eintrat. Vgl. über die Begründung des Wochenblatts Hassel a. a. O. I, S. 43 f., 213 ff.

[4] Vgl. o. S. 168, Anm. 1—4. Ferdinand VII. hatte 1830 seinen jüngeren Bruder Don Carlos von der Thronfolge ausgeschlossen und zugunsten seiner Tochter Isabella die kognatische Erbfolge wiederhergestellt.



Aufstand [1]), den damals alle die Mächte beschützten, die jetzt versuchen, seine Folgen durch die Besetzung des griechischen Thrones zu töten. Radowitz und seine strengsten Genossen, namentlich Canitz, stellten sie als reine Rebellion gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit hin, und mit wahrem Triumphe sehe ich ihn noch im Jahre 1829 Karl X. hochstellen, als dieser irgendwelche uralte Geistliche zu „pairs de France" erhoben hatte und das unglückliche Ministerium Polignac annahm: „das hieße doch endlich einmal der Revolution ins Gesicht schlagen!" — Ich bat ihn, nur ein Jahr zu warten, ob es dann noch bestehen würde? — und das Jahr 1830 hieß ihn schweigend über diesen Ausdruck hinweggehen. —



In seinem Dienst und in wissenschaftlichen Verhältnissen erwarb sich Radowitz die Anerkennung, welche ihn in verhältnismäßig kurzer Zeit auf die höchste Stufe des Artilleriestabes beim Prinzen August [2]) erhob.

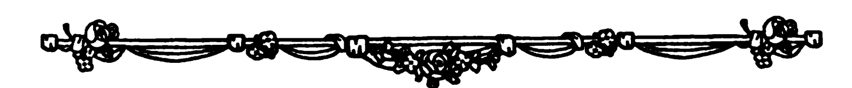
Weniger fühlte sich wohl der hochselige König von seiner persönlichen Einmischung in die Angelegenheiten seiner Schwester [3]) angesprochen. Der immer mehr hervortretende, eingreifende Ehrgeiz seines Wesens ließ ihn, namentlich in seinen Beziehungen zum Kronprinzen, bedenklich erscheinen. So fand man ein gutes Mittel, ihn von Berlin zu entfernen, indem man ihm den Posten als Militärbevollmächtigter am Bundestage gab, gleichzeitig eine Beförderung und Anerkennung seiner unstreitigen Leistungsfähigkeit. Von ihm und seiner Familie wurde dieser Wechsel mit großer Freude begrüßt, als der erste Schritt in die Diplomatie, und als Möglichkeit auf dem sichtbaren Schauplatz der europäischen Politik sich hervorzutun.

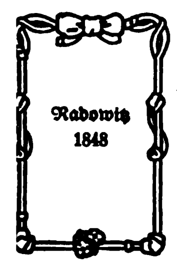
Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. mußte die Hoffnung zur Erwartung steigern, doch wollte es anfänglich nicht recht gehen. Einzelne Male nach Berlin berufen, über vieles konsultiert,

[1]) Der griechische Freiheitskampf gegen die Türken, 1821—1829.

[2]) Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, 1779—1843, Chef der Artillerie. Vgl. Stammtafel III am Schluß.

[3]) Der Kurfürstin Auguste von Hessen-Kassel, vgl. o. S. 195.





ohne daß davon etwas ins Leben trat, stets für größere Posten genannt, blieb er, was er war, und mußte froh sein, den Posten von Karlsruhe mit dem seinigen, und dadurch bedeutende Gehalte zu vereinigen. Es gab Jahre, namentlich während seines früheren Freundes Canitz' Ministerium, wo er sich so zurückgesetzt fühlte, daß er Berlin gar nicht betrat; ja Verwandte und Freunde ließen die Äußerung fallen: „er gäbe den König ganz auf!" und dgl. mehr. In Frankfurt hatte er sich indessen große Liebe erworben, einige Verehrer und Anbeter gewonnen, und da es einmal „die Landstraße Europas" ist, auch seine persönliche Bekanntschaft mit den dortigen Zelebritäten sehr erweitert, so daß diese ohne Frage, auch zu seinem späteren Anteil an den großen Begebenheiten der Welt beitragen mußten.

Erst das Ende des Jahres 1847 brachte ihn dem König und dem bunten Staatstreiben in Berlin wieder näher, besonders in den Aufträgen, mehr Leben und Tätigkeit in die deutschen Bundesverhältnisse zu bringen. Seine Sendungen nach Paris und Wien[1]) zeigten das sonderbare Schicksal, daß er beide Orte kurze Zeit vor dem Ausbruch ihrer Revolutionen, ohne Ahnung ihrer Gefahr, verlassen hatte.

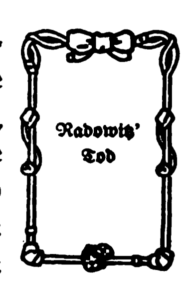
Der März-Ausbruch bei uns schien ihm seine Geistesgegenwart gekostet zu haben, denn er verschwand, ohne den Versuch, seinen bestehenden Posten festzuhalten, Frau, Kinder, Mutter in einer momentan sehr bewegten Stadt zurücklassend. Es hieß, er wolle der Welt und ihrem Treiben ganz absagen, seine Familie durch eine Professur erhalten usw.; Entschlüsse, die natürlich der Gelegenheit wichen, welche ihn zuerst mit großem Applaus auf die Rednerbühne des Frankfurter Parlaments führte, ihn dann nach Berlin berief, um den Ministern zu helfen mit dem eigentümlichen Wesen des Königs fertig zu werden.

So lebte er monatelang als außenstehender Ratgeber und mühte sich mit dem Könige ab, ein Deutschland durch eine Ag-

[1]) Vgl. Hassel, a. a. O., S. 463 ff., 472 ff. Es handelte sich um eine Vermittelung der europäischen Mächte im Sonderbundskrieg in der Schweiz 1847.



glomeration der verschiedenen Häuser, Kammern, sprechenden, beratenden Versammlungen zu schaffen. Dies Projekt[1]) führte er eine Zeitlang aus, um, inmitten der dadurch hervorgerufenen Wirren, das Werk der eigenen Hände zerbrochen zu sehen. Nur wenige Wochen leitete er noch das Ministerium des Auswärtigen und wich dann den europäischen Konflikten. Ihm sowohl wie dem Könige war der Mut gebrochen, den scharfen Inhalt ihrer Reden und Erklärungen mit der Tat durchzuführen.



Ein zweites Mal sollte für Radowitz das öffentliche Leben beschlossen sein, schriftstellerische Tätigkeit, Familienleben den Rest desselben erfüllen, um doch wieder der Versuchung einer öffentlichen Stellung zu weichen. Als er an die Spitze des Militär-Studienwesens trat[2]), sahen ihn seine politischen Gegner ungern nach Berlin zurückkehren; sie fürchteten seinen Einfluß auf den König und sein erst in ganz später Zeit gewonnenes Verhältnis zum Prinzen von Preußen.

Gott hatte es anders beschlossen. Wenige Monate umfaßte seine Tätigkeit und ein ebenso langes Krankenlager setzte seinem Leben ein Ziel[3]), zum tiefen Schmerz seiner Familie, großen Bedauern seiner zahlreichen Freunde, denen sich noch manche der anderen, längst von ihm Getrennten, zugesellten, aber zur inneren Erleichterung seiner politischen Gegner.

Merkwürdig bleibt es, daß ein so strenger Katholik im Jahr 25 oder 26 noch fähig war, eine gemischte Ehe zu schließen mit dem gewiß redlichen Versprechen, die Frau keine Störung in ihrer Konfession fühlen zu lassen. Daß er sie dennoch hinüberzog, ist bei seiner überwiegenden Persönlichkeit, der Liebe und Bewunderung seiner Frau für ihn, nur natürlich. Daß er es aber bei Lebzeiten des hochseligen Königs, der für solchen Übertritt keine Nachsicht kannte, verschwiegen, daß man nie den Zeitpunkt erfahren hat, gehört wohl mehr in das Kapitel der katholischen Reservationen

[1]) Das Unionsprojekt.
[2]) August 1852.
[3]) Am 25. Dezember 1853.





als zu dem Charakter eines strengen Christen, dem ein offenes Bekenntnis gebührt.

Nach und nach folgten nun in diesen Jahren die Heiraten der übrigen Söhne des Königs, zuerst die des **Prinzen Karl**[1]) mit der ältesten weimarschen Prinzessin Marie; wie es schien eine „mariage d'amour", da sie sehr schön, er sehr verliebt zu sein behauptete, und eigentlich noch zu jung und unfertig erschien, um einen eigenen Hausstand zu rechtfertigen. Vielleicht hatte bei dem Prinzen der Wunsch, durch einen solchen mehr Selbständigkeit zu gewinnen, mitgewirkt, denn einst gestand uns z. B. der alte Prinz Wilhelm (Bruder Friedrich Wilhelms III.) lachend: „er selbst sei nur auf den Gedanken des Heiratens gekommen, um seinen Hofmeister loszuwerden!" —

Die Schönheit der Prinzeß von Weimar begleitete indessen gleich ein gewisser Mangel an Ausdruck. Sie zeigte sich als eine sehr erzogene, dressierte, selbst gebildete Persönlichkeit, in der sich kein sanfter, gleichmäßiger Charakter entwickelt hatte. Heftigkeit und Eigenwille stritten sich mit Streben nach Geistes- und Gefühlsschwung, mitunter auch Pflichterfüllung, und bildeten einen Mangel an Einheitlichkeit, der immer irgend einer Leitung anheimfiel, ohne je davon festgehalten zu werden. Des Prinzen Charakter und Standpunkt waren wohl auch nicht gemacht, irgend einen Einfluß zu gewinnen, der dies alles in den ruhigen Lebenslauf mancher anderen weniger bedeutenden Personen zurückgeführt hätte; genug, es gab eine wenig harmonische Ehe; der Prinz machte auch kein Hehl daraus, äußerte sich vielmehr sehr offen darüber. Sie suchte einen Trost in einer Art Koketterie der Gefühle, ohne daß man ihr je das geringste dabei hätte vorwerfen können. Für die Kinder war es schwer, dabei zu gedeihen.

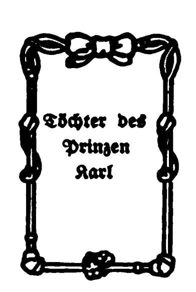
In dem Sohn[2]) entwickelte sich ein harter, zurückstoßender

---

[1]) Prinz Karl, geb. Juni 1801, vermählt 26. Mai 1827 mit Marie Luise Wilhelmine von Sachsen-Weimar (geb. 1808), der älteren Schwester der späteren Kaiserin Augusta. Vgl. Stammtafel II.

[2]) Prinz Friedrich Karl (1828—1885), zuletzt Feldmarschall. Diejenigen, die späterhin Gelegenheit hatten, ihm näherzutreten, waren ihm unwandel-





Geist, von dem man nur hoffen kann, daß spätere Zeiten, eine eigene, glückliche Häuslichkeit [1]) ihn hinreichend mildern werden, um seine besseren Seiten: Charakterfestigkeit, Wunsch etwas zu leisten und Pflichtgefühl, allein hervortreten zu lassen. —

Die älteste Prinzeß,[2]) schön, nicht bedeutend, aber wie man sagt, von einem freundlichen, sanften Charakter, suchte man auf eine Höhe des Gefühls- und Geisteslebens zu schrauben, der sie wohl nicht gewachsen war. Eine jahrelange, beinah tödliche Krankheit, die sie durchmachte, ließ dann lebenslange Spuren zurück.

Die jüngste Prinzessin [3]) scheint mit Charakter eine stürmische Kindheit überwunden zu haben, in ihrer neuen Familie glücklich zu sein und glücklich zu machen, und so muß man hoffen, daß sie noch einstmals im selbständigen Besitz von Hessen die Stellung finden wird, die einer preußischen Prinzessin zukommt.

Die späteren Jahre des Prinz Karlschen Ehepaares zeigten indessen, daß es der Prinzessin gelungen war, den ausschlaggebenden Einfluß in ihrer Familie zu gewinnen. Der Prinz ist voller Aufmerksamkeit für sie und Anerkennung ihrer Einsicht, so daß beide in ihren alten Tagen das Bild einer guten Häuslichkeit geben.

Der Prinz von Preußen entschloß sich nach langem Drängen, Zaudern, Wählen, der jüngsten Prinzeß von Weimar [4]) die Hand zu reichen. Sie war dafür bekannt, ihrer Schwester bedeutend an

---

bar ergeben. Mit seinem 3. Armeekorps, für das er auf das uneigennützigste eintrat, verknüpfte ihn ein enges Band. L. v. d. M.

[1]) Er vermählte sich am 29. November 1854 mit Prinzessin Maria von Anhalt-Dessau.

[2]) Prinzessin Luise, geb. März 1829, verm. 27. Juni 1854 mit dem Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal zu Barchfeld, geschieden 1861.

[3]) Prinzessin Anna, geb. Mai 1836, verm. 1853 mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel, präsumtiven Erben des Kurfürsten von Hessen; das Jahr 1866 brachte beide um den erhofften Thron.

[4]) Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich und der Großherzogin Maria Pawlowna, geb. 30. September 1811, vermählt am 11. Juni 1829, 1861 Königin, 1871 deutsche Kaiserin, gest. am 7. Januar 1890. Vgl. v. Petersdorff, Kaiserin Augusta (1900).





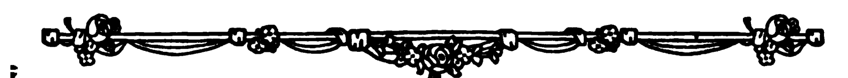
Charakter, Lebendigkeit und Verstand vorzugehen, und sollte es verstanden haben, der Erziehungsdressur ihrer Mutter nicht ganz anheim zu fallen, sondern mehr Natur dabei zu bewahren.

Der Prinz, mit seinem ernsten, vornehmen Äußeren, dem Nimbus seiner romantischen Liebesgeschichte, die er mit Vertrauen darlegte, wußte ihr Herz zu bewegen; und während sein Gewissen sich mit dieser vertrauenden Erklärung salvierte, „solche Liebe könne er nicht mehr empfinden, wohl aber die treuste, innigste Freundschaft", erregte er das Selbstvertrauen der achtzehnjährigen Prinzeß, die wohl denken mochte, auch eine solche könne sich zu etwas Lebendigerem erwärmen, an ihrem Gefühl sich beleben. Genug, es kam eine mäßig schöne, aber frische, junge Prinzeß hier an, erwartungsvoll dessen, was das Leben ihr bringen würde, an das sie ohne Frage bereits Ansprüche stellte.

Daß des Prinzen kühle, abweisende Art sie zurückstieß, ist wohl zweifellos, sie blieb anscheinend hinter den mäßigen Versprechungen seines Gefühls noch zurück. Welchen Eindruck eine solche verfehlte Hoffnung auf ein junges Gemüt hinterlassen mochte, welche Falten im Charakter sich hierdurch erzeugen konnten, ist wohl nicht genau zu beurteilen, aber jedenfalls anzunehmen, daß manche Seiten dieser Natur keine Gelegenheit fanden, sich zu entfalten.

Es entwickelte sich vielmehr in ihr ein Streben, in der europäischen Welt einen Namen zu erringen, man erlebte also in der Gesellschaft ein stetes Hervorsuchen von allem, was fremd und ausländisch war, ein Übersehen einfacher, heimischer Menschen und Verhältnisse. Nie hörte man, daß sie zu irgend einer hiesigen Frau in nähere Beziehung getreten wäre.

Dabei hatte sie ein Streben nach außergewöhnlicher élégance und gab das erste Beispiel einer Prinzessin, die sich um alle Details ihres Haushaltes bekümmerte, die dahin zielten, den äußerst feinen Anstrich der élégance und Pracht in ihrer Einrichtung, ihren Diners, ihrer Dienerschaft hervorzurufen; ja, auf die Toilette der letzteren verschmähte sie nicht, ihr Augenmerk zu richten. Auch um Zelebritäten der Wissenschaft, Kunst oder der öffentlichen Meinung machte



sie gern Frais und sah zuerst Herrn Spener, Redakteur der Spenerschen Zeitung, bei sich.



Im allgemeinen behielt sie in Berlin etwas Fremdes, wenn sie auch durch spezielle Aufmerksamkeiten gewiß Anhänger gewann. Bemerkenswert für ihre Auffassung ihrer Stellung, wie der des Prinzen, blieb ihre Äußerung: „daß sie sich mit sehr ernsten Dingen beschäftigen müsse, weil doch einmal Zeiten eintreten könnten, wo sie die Angelegenheiten in die Hand nehmen müsse!“

Mit Hülfe ihrer natürlichen praktischen Gaben hat sie allein den ganzen Bau und die Einrichtung ihrer Palais in Berlin und Babelsberg geleitet und damit wirklich bedeutende Werke geschaffen; auch erfuhr man, daß sie persönlich viel in treuer und eifriger Pflege des Prinzen bei Krankheitsfällen leistete. Als Mutter nahm sie sich mit Ernst und Eifer der Erziehung ihrer Kinder an und der Prinz überließ ihr ganz die Auswahl der dafür erforderlichen Persönlichkeiten.

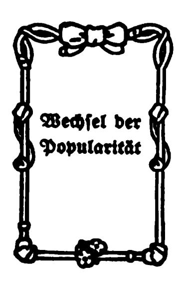
Der junge Prinz[1]) hat sich durch sein einfaches, wohlwollendes Wesen auch schon viel Liebe erworben und scheint in seiner Sinnesart dem Vater zugeneigt zu sein. Die junge Prinzeß,[2]) bisher noch sehr zurückgehalten, trägt das Lob einfacher Güte und Liebenswürdigkeit.

An den wohltätigen, gemeinnützigen Bestrebungen der Neuzeit beteiligte die Prinzeß von Preußen sich stets, doch waren diese Einrichtungen schon zum größten Teil in die Hände der Kronprinzeß und Königin übergegangen. Ihr lebendiger Geist verlangte nach größerer Betätigung, und das Jahr 1848, die Entfernung des Prinzen nach England, gaben ihr den Anlaß, in das politische Parteiwesen einzugreifen, vielleicht aus dem Bestreben heraus, für den Prinzen zu wirken. So begann sie mit den gemäßigten Liberalen zu parlamentieren, hin- und herzuschreiben, genug, die Rührigkeit zu entwickeln, die eine strebende Frau in solchem Augenblick haben

[1]) Der spätere Kaiser Friedrich, geb. 18. Oktober 1831.

[2]) Prinzeß Luise, geb. 3. Dezember 1838, die jetzige Großherzogin von Baden, vermählt 20. September 1856.





kann. In späterer Zeit erstreckte sich dies bis auf politische Demonstrationen und hörte auch nach des Prinzen Rückkehr nicht auf; obwohl er selbst, solange das schwankende Wesen von 1848 auf seiner Höhe war, an der strengsten konservativen Partei festhielt.

Indessen erlebte man in dieser Zeit der Transitionen, nachdem die konservative Partei der Jahre 1848—1850 überwunden, das wunderbare Faktum, daß der als engherziger Preußenfreund angefeindete Prinz von Preußen von der Partei, die ihn gemieden, plötzlich als Heros der Zukunft, der fortschreitenden Ideen des idealen Preußentums hoch erhoben wurde. Ja, die Feier seiner silbernen Hochzeit[1]) gab den Anlaß zu der großartigsten Demonstration von Jubel, Geschenken, Gratulationen, Deputationen aller Art, von seiten der verschiedensten Parteien.[2]) Das andauernde Etablissement des fürstlichen Ehepaares in Koblenz hat dann der Prinzessin die Befriedigung gegeben, einen Spielraum zu finden, innerhalb dessen sie etwas tun und leisten kann.

Als der jüngste Sohn König Friedrich Wilhelms III. heiratete, war man sehr verwundert, daß der König seine Zustimmung dazu gab, denn Prinz Albrecht[3]), erst zwanzig Jahre alt, machte noch ganz den Eindruck eines unfertigen Wesens. Es war eine Art von Kinderliebe, die er stets für seine muntere Cousine an den Tag gelegt hatte, und so ergriff er den Moment einer zurückgegangenen Verlobung derselben mit dem Prinzen von Wasa[4]), um seinen Vater zu bitten, an dessen Stelle treten zu dürfen.

Der König liebte das Heiraten überhaupt, mochte glauben, daß frühe Ehen vor manchen Irrsalen des Lebens bewahren können, und so erwog man wohl kaum den Umstand, ob ein so junger Gemahl imstande sei, ein lebendiges, in größter Freiheit aufgewachsenes, junges Wesen zu leiten.

---

[1]) Am 11. Juni 1854.

[2]) Vgl. Erich Marcks, Kaiser Wilhelm I., 5. Aufl., S. 117 ff.

[3]) Prinz Albrecht (1809—1872), vermählt September 1830 mit Prinzessin Marianne der Niederlande (geb. 1810), Tochter König Wilhelms I.

[4]) Gustav Prinz von Wasa (geb. 1799), Sohn Gustavs IV. Adolf von Schweden (regierte 1792—1809).





Sie trat als eine sehr hübsche, freundliche, zuvorkommende Persönlichkeit auf, die nur den angenehmsten Eindruck hinterlassen konnte, zeigte auch den besten Willen, eine gute Frau zu sein, ein häusliches Leben zu führen, ja selbst ihrer Bildung nachzuhelfen. Wem von beiden Eheleuten dies zuerst langweilig erschien, weiß ich nicht; bald begann ein zerrissenes, herumfahrendes Wesen in dieser Häuslichkeit Platz zu greifen, bis mit dem Tode des hochseligen Königs der letzte Halt schwand und die Trennung unvermeidlich wurde.[1])

Nun muß ich nachtragend erwähnen, daß die Vermählung des Prinzen von Preußen vielleicht den letzten Glanzpunkt bildete in dem Herrscher-, Familien- und Hofleben des hochseligen Königs. Er zog sich von da ab immer mehr in die abgeschlossene Ruhe des alternden Mannes zurück.

Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland waren selbst zu dieser von ihnen gewünschten Verbindung nach Berlin gekommen, wenn ich nicht irre, zum erstenmal seit ihrer Thronbesteigung mit dem damals zehn- oder elfjährigen Thronfolger, zum Entzücken der Berliner Bevölkerung. Die Ankunft der ältesten Tochter der verklärten Königin Luise, aus jenem entfernten, etwas fabelhaften Lande, erregte die allergrößte Sensation; sie fand ohne die geringsten Vorkehrungen von Empfangsfeierlichkeiten statt, aber das hohe Paar ward von den Ausbrüchen des höchsten Jubels und der regsten Teilnahme auf jedem seiner Schritte begleitet.[2])

Der alte, damals noch sehr schön aussehende König erschien inmitten dieser zahlreichen blühenden Familie, mit dem kaiserlichen Schwiegersohn, der stets eine besondere Deferenz gegen ihn in sein äußeres Betragen legte, wie ein Patriarch unter den Fürsten.

So wurde auch diese Zeit mit dem schönsten, großartigsten Fest beschlossen, was vielleicht die neuere Zeit aufzuweisen hat: jenem

---

[1]) Die Ehe wurde im März 1849 geschieden.

[2]) Vgl. hierzu die anziehende Schilderung bei Gräfin Elise v. Bernstorff, a. a. O. II, S. 136 ff.





bekannten Turnier und „Fest der weißen Rose"[1]) zu Ehren der Kaiserin, in dem sich alles vereinigte, was Einbildungskraft, Poesie, Kunst und Pracht erfinden konnten, um Ritterspiel, Theater, Tableau, Musik, Deklamation, Quadrillen usw. in und am Neuen Palais bei Potsdam zu vereinen. Alles was Berlin, Potsdam und Umgegend nur irgend Präsentables aus allen Kreisen darbot, wurde dazu geladen. Es war zum Sterben fatigant, denn es dauerte fast zwölf Stunden, aber doch vielleicht einzig in seiner Art.

Es fiel in die Zeit des Krieges von Rußland mit der Türkei, und, irre ich nicht sehr, so kamen gerade in jenen Tagen günstige Nachrichten daher, sei es vom Überschreiten des Balkans oder ähnlichen Ereignissen, genug: Sukzesse, die den Frieden zur Folge hatten, dessen Zerstörung jetzt[2]) Europa in Flammen setzt. Es bildete auch den Endpunkt der wahren, alten, russisch-preußischen Allianz, denn mit dem Jahre 1830 begannen die politischen Ansichten des Königs und seines Schwiegersohnes auseinanderzugehen, und alle Bemühungen des letzteren haben von der Zeit an nur dürftig im Äußeren zusammengehalten, was innerlich nicht mehr zueinander paßte.

Der folgende Brief enthält einige Schilderungen über die Feierlichkeiten anläßlich der Vermählung des Prinzen Wilhelm.

Gustav v. Rochow an seine Mutter Karoline v. Fouqué.

Berlin, den 11. Juni 1829.

Theuerste Mutter!

Die liebe Clara wird Dir mit lebhaftem Kolorit erzählt haben, was hier vorgegangen. Sie selbst hat die Kaiserin[3]) gesehen und Pfuel[4]) stand derselben ganz nah, hat sich auch der Zufriedenheit

---

[1]) Am 13. Juli 1829 im neuen Palais zu Potsdam, vgl. o. S. 89.
[2]) 1854/56.
[3]) Kaiserin Charlotte von Rußland.
[4]) Vgl. o. S. 121, Anm. 2.



des Kaisers zu erfreuen. Mithin wirst Du alles gehört haben, was wir bis gestern erlebt, denn Pfuel sah auch die Prinzessin-Braut in Potsdam.



Die Kaiserin ist schön, majestätisch, imponierend, freundlich und zutraulich mit ihren alten Bekannten. Caroline und Mathilde[1]) haben sich ihrer Vertraulichkeit und Herzlichkeit gestern bei der Cour zu erfreuen gehabt; Fremde ließ sie sich durch die Kronprinzessin vorstellen. Sie sprach fast alle verheirateten Frauen, deren sie ungefähr vierzig unter den Anwesenden kannte. Die Kaiserin ist ganz die alte Prinzeß Charlotte, hat ihre frühere freundliche, originale Art und Weise nicht abgelegt.

Der Kaiser ist ernst und man sieht seiner Physiognomie an, daß ihn etwas drückt. Sein Benehmen gegen den König ist ganz rührend; dieser dagegen würdevoll rührend.

Ancillon[2]) war besonders nach Potsdam befohlen, wo der Kaiser wirklich über die gegenwärtige Politik gesprochen. Der Kaiser kennt die Schwierigkeit seiner Lage und das Maß seiner großen Aufgabe;[3]) er begreift aber wohl, daß Preußen ihm nicht helfen kann und darf. Ob er nicht gehofft hat, den König zu irgend etwas zu bewegen, will ich dahingestellt sein lassen; wenigstens denkt er die Welt durch seine Anwesenheit und die Überschüttung mit Gnadenbezeugungen glauben zu machen, es sei ihm hier etwas gelungen. Der König bleibt aber gewiß fest und unerschütterlich und hat den Kaiser dringend zum Frieden gemahnt. Nach des jetzt hier anwesenden Herrn v. Werther[4]) Versicherung will Frankreich ebenfalls Ruhe und Frieden.

---

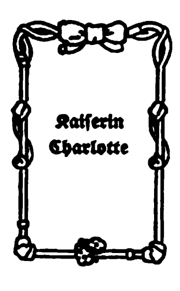
[1]) Rochows Frau und Schwägerin.

[2]) Vgl. o. S. 121, Anm. 1.

[3]) Der russisch-türkische Krieg 1828/29 ist gemeint. Bekanntlich wurde Müffling gleich nach der Hochzeit des Prinzen Wilhelm als Vermittler nach Konstantinopel gesandt. Vgl. Müffling, Aus meinem Leben (1851), S. 292 ff. und Treitschke, Deutsche Geschichte III, S. 743 ff.

[4]) Wilhelm Frhr. v. Werther, geb. 1772, damals Gesandter in Paris (1824—1837), 1837—1841 preußischer Minister des Auswärtigen, gest. 1859 als Oberstmarschall.





Heute vor der Vermählung sieht die Kaiserin das diplomatische Korps — der Kaiser oft.

Die Kaiserin stellt alle in den Hintergrund, ausgenommen die Kronprinzeß, deren Lieblichkeit die Majestät ersetzt. Der Thronfolger[1]) ist allerliebst und vielversprechend, mit offener Physiognomie und höchst einnehmendem Wesen; die Eltern sind vortrefflich mit ihm; seine Umgebung ist auserwählt.

Sämmtliche hier anwesenden Russen sind sehr artig und bescheiden. Der Großherzog von Mecklenburg[2]) grüßt. Über beide Schultern trägt er die russischen und preußischen Ordensbänder, was an einen Dresdener Portechaise-Träger erinnert.

Von den russischen Damen ist Gräfin Orlow die reichste Frau in Rußland. Sie gab dem hier anwesenden General Graf Alexis Orlow, einem armen Bastard der Familie, als er sich vor einigen Jahren verheiratete, eine lebenslängliche jährliche Rente von 100000 Rubel.

Die Fürstin Urusoff ist die hübscheste; sie gleicht der Cecile Knobelsdorff.

Der König gab dem Fürsten Wolkonsky die Diamanten-Insignien des schwarzen Adlerordens, dem General-Adjutanten Benkendorf die Brillanten-Dekoration des roten Adlerordens I. Kl., Generaladjutant Orlow den roten Adlerorden I. Kl., Gen.-Maj. v. Werder den roten Adlerorden II. Kl. in Brillanten.

Die Kaiserin glänzte gestern in Diamanten. Sie trug Kornblumen im Haar, ein silbernes Kleid und gelbe Schleppe; dabei das blaue Kordon des Andreasordens, die drei Diamantensterne desselben, sowie des polnischen weißen Adler- und des Katharinen-Ordens.

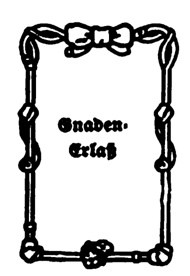
Das Erfreulichste indessen ist, daß der König mittelst einer sehr schönen Kabinettsorder die Untersuchung des Kaiser Alexander-Regiments niederschlug, — alles vergeben und vergessen hat, bei

[1]) Später Kaiser Alexander II., geb. 29. April 1818.

[2]) Georg Friedrich Karl von Mecklenburg-Strelitz (regierte 1816—1860).



Gelegenheit des freudigen Ereignisses der Gegenwart des Kaisers. Die Arrestanten sind schon befreit; ihr Arrest wird ihnen als Strafe angerechnet und Kleist ist nach seinem Patent in das 10. Infanterie-Regiment versetzt. Der Thronfolger ist Chef des 3. Ulanen-Regiments geworden. Dasselbe steht noch in Friedrichsfelde und wird morgen inspizirt werden. Prinz Albrecht bekam dagegen ein russisches Kürassier-Regiment.

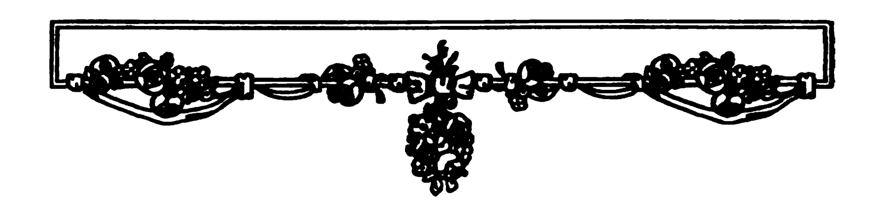


Die Prinzessin-Braut[1]) hat nicht so schöne Züge als Prinzeß Karl[1]), aber mehr Ausdruck, sie gleicht der Mutter. Prinz Wilhelm war sehr bewegt, als seine Braut in Potsdam aus dem Wagen stieg. Er zerdrückte eine Thräne im Auge. Alles ist zu sehr mit dem kaiserlichen Paar beschäftigt, um der jungen Prinzeß viel Aufmerksamkeit zu widmen. Die Schwestern der Kaiserin sehen im Vergleich zu ihr ganz alltäglich aus.

---

[1]) Augusta (1811—1890) und ihre ältere Schwester Marie (1808—1877), vgl. o. S. 202ff. Beide Prinzessinnen waren Töchter des Großherzogs Karl Friedrich von Weimar.





Siebentes Kapitel.

Umgestaltung in den Landesverhältnissen. Die pietistische Partei. Beim Minister v. Stein.

In dem neueren Staatsleben mochte jene Periode von 1824 bis 1830 wohl zu den ruhigsten gehören, ohne, wie immer im Leben, dem Tadel zu entgehen oder ihn nicht zu rechtfertigen. Die Provinzialständische Verfassung hatte ihre Form bekommen,[1]) war ins Leben getreten ohne doch ein rechtes Leben zu gewinnen. Sie sagte eigentlich dem Sinn des Königs, der sie doch geschaffen hatte, nicht zu, und seine alten Minister und Staatsmänner mochten diese Abneigung wohl gern benutzen, um etwas, was ihnen unbequem werden konnte, niederzuhalten. Die Landtage bekamen gewöhnlich nur die nichtssagendsten Propositionen, die Abschiede wurden möglichst ambigu[2]) abgefaßt, die Anträge auf weitere Prüfung verschoben. Die Hoffnung der Stände, eine nähere Einwirkung auf die Provinzialadministration auszuüben und dadurch der Schreibemacht des grünen Regierungstisches ein lebendiges Gegengewicht zu geben, ging nicht in Erfüllung. Es bildete sich keine wirksame Institution heraus, die imstande sein konnte, den anstürmenden Anforderungen der Zukunft einen Damm entgegenzusetzen.

[1]) Durch Gesetz vom 1. Juli 1823. Eröffnet wurde der erste brandenburgische Provinziallandtag erst am 1. Oktober 1824. Vgl. Marwitz a. a. O., I, S. 686 ff. Über die Schaffung der Provinzialstände Treitschke III, 226 ff.

[2]) zweideutig.



Provinzialstände

Mein Bruder, General v. d. Marwitz-Friedersdorf[1]) und Adolf v. Rochow-Stülpe[2]) als Landtagsmarschälle, mein Mann, im Ministerium des Innern, gerade mit den Arbeiten über die Landstände betraut,[3]) gaben sich zwar viele Mühe, Leben und Wirksamkeit hineinzubringen, aber ohne daß man Erfolge davon sah. Der erste erlahmte bald und gab die Sache als hoffnungslos auf; Adolf v. Rochow hat sie mit Beharrlichkeit bis zu ihrem Ende[4]) festgehalten. Mein Mann bewahrte auch in seiner späteren höheren Wirksamkeit dieser Seite des Staatslebens sein besonderes Interesse und bemühte sich, ihr mehr Leben einzuhauchen. Beide wollten behaupten, daß schon das Dasein der Landstände nicht ohne Einwirkung auf den Gang der Administration bliebe, daß diese gezwungen sei, manche Rücksicht zu nehmen, die sie ohnedem nicht beachtet hätte; ob mit Recht, weiß ich nicht. Jedenfalls erweckte sie in der jüngeren Generation des Landadels wieder eine Kenntnis und ein Interesse der betreffenden Verhältnisse, das ohnedem fast schlafen gegangen war. Aber auch die Städte und die Bauern erhielten ein Bewußtsein ihrer Bedeutung, das nicht ohne Folgen für die Zukunft blieb.

Gewiß ist es, daß mit jedem Jahre die Behandlung der Landstände schwieriger wurde, besonders, seitdem man nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs[5]) dahin strebte, ihnen mehr Leben und Freiheit der Bewegung zu gewähren. Mit dieser Freiheit wuchsen auch die Anforderungen und so konnte man schließlich

---

[1]) Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz (1777—1837), s. o. S. 14, Anm. 1. Er war stellvertretender Landtagsmarschall auf dem 2. (führte aber wegen Erkrankung Alvenslebens tatsächlich den Vorsitz) und erster Landtagsmarschall auf dem 3. und 4. Provinziallandtag für Brandenburg und die Niederlausitz (1827—1831).

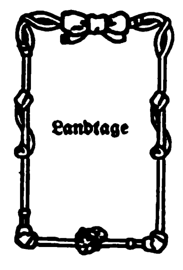
[2]) Vgl. o. S. 118ff. Adolf v. Rochow präsidierte auf dem 5. und den folgenden märkischen Provinziallandtagen.

[3]) Gustav v. Rochow war von 1826—1831 vortragender Rat im Ministerium des Innern für die ständischen Angelegenheiten. Vgl. die Einleitung.

[4]) D. h. bis zum Vereinigten Landtag von 1847, wo Adolf v. Rochow Marschall der Kurie der drei Stände wurde. Vgl. o. S. 120.

[5]) 7. Juni 1840.





nur mit großen Sorgen der Konvokation der vereinigten Landtage entgegensehen.

Damals erbitterte die repressive Behandlung und steigerte nur das Verlangen nach Erweiterung. Nachdem diese gewährt war, führte die Entwickelung über jede Schranke hinaus. Lag es nun an der Organisation, an der mangelnden Befugnis zur Wirksamkeit? Ich weiß es nicht; jedenfalls war die richtige Form nicht gefunden, welche Freiheit und Selbständigkeit in die Tätigkeit des Provinziallandtages bringen konnte, ohne die oft berechtigte Opposition gleichzeitig in große, theoretisch-debattierende Versammlungen hineinzutragen, die damit auch nichts Segenreiches gefördert haben. Opposition gegen die Bureaukratie war denn auch jedesmal das Losungswort des versammelten Landtages, nach und nach in verschiedener Weise von seinen verschiedenen Elementen vorgebracht. Es geschah nicht laut, nicht offen, das wußten die Marschälle wohl noch zurückzuhalten, aber in allen privaten Zusammenkünften und Besprechungen, deren Ergebnisse von jeder Partei in sehr verschiedene Kreise hinübergetragen wurden und dort nicht ohne Früchte blieben.

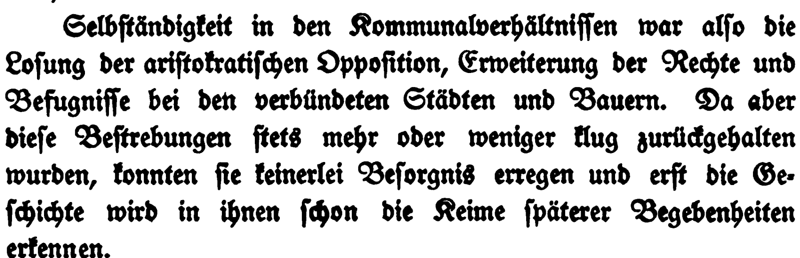
Bei uns in Berlin, später in Sachsen, fand natürlich die Versammlung der aristokratischen Opposition statt. Als oppositionell muß man diese Partei ebenso wie jede andere bezeichnen, wenn auch in verschiedenem Sinne. Ihre Kritik richtete sich eben gegen jenes „Viel regieren“, das aus den schreibenden, dem praktischen Leben fremden Bureaus entstammte und wohl nicht mit Unrecht. Wenn man jetzt die ungeheure Zunahme von Arbeiten, Schreibereien, Berichten über Alles und Jedes, die Kontroversen, Debatten, die jeder Entscheidung vorangehen müssen, betrachtet, so scheint es, als ob bei der rapiden Steigerung der Bewegung und der Interessen im allgemeinen Staatsleben am Ende ein Geschäftsbankerott drohen müßte. Man kann den Regierungen nicht allein die Schuld daran beimessen, denn, gerade bei der verloren gegangenen Selbständigkeit der Kommunalverwaltungen (deren Leben allerdings in eine Art Schlendrian ausgeartet war) verlangte jedes neu auftauchende Verhältnis, jede der vielen tausend neuen Unternehmungen Schutz und





Hilfe von oben; ebenso auch jede durch solche Anforderung erweckte Gegenrede. —

Dazu kommen die immer noch steigenden persönlichen Ansprüche. Mit der Vermehrung der Angestellten entstanden neue Aussichten auf Existenz und Karriere, vergrößerte sich der Zudrang dazu; dies alles sollte die Regierung befriedigen und doch nicht an die Rechte des Bestehenden rühren, kurz, der durch diese Schwierigkeiten führende rechte Weg mag schwer zu finden sein und kein anderes Land hat uns darin bisher ein Muster aufzustellen vermocht.



Selbständigkeit in den Kommunalverhältnissen war also die Losung der aristokratischen Opposition, Erweiterung der Rechte und Befugnisse bei den verbündeten Städten und Bauern. Da aber diese Bestrebungen stets mehr oder weniger klug zurückgehalten wurden, konnten sie keinerlei Besorgnis erregen und erst die Geschichte wird in ihnen schon die Keime späterer Begebenheiten erkennen.

Am deutlichsten kamen diese Tendenzen in den Landtagen von Preußen und der Rheinprovinz zum Ausdruck. Namentlich trat die alte Provinz Preußen mit der Prätension auf, das leitende Prinzip der Monarchie zu bilden. Ihre ruhmvolle geschichtliche Vergangenheit, die Blüte des Geisteslebens, die sich in Kant und Fichte [1]) offenbarte, ihr reicher, gebildeter Adel, gaben ihr von jeher eine besondere Bedeutung. Die Kriegslast von 1806—1813 hatte dann schwer auf der Provinz gelastet, ihren Reichtum auf lange untergraben; durch die Anwesenheit der königlichen Familie in diesen traurigen Zeiten war aber ein Band persönlicher Anhänglichkeit von beiden Seiten geknüpft worden, wie es lange Jahre des Weltlebens nicht erzeugen können. Dazu kam der Umstand, daß von Preußen der Anstoß zur neueren Organisation und Administration der Monarchie ausging. Die Anforderungen, mit denen die preußischen Stände hervortraten, stützte die Persönlichkeit des vielgenannten

[1]) Den Ostpreußen aber nicht für sich in Anspruch nehmen darf.



Ober-
präsident
v. Schön

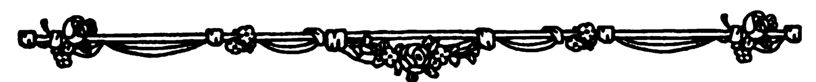
späteren Oberpräsidenten v. Schön[1]), der schon die hastige Ausführung der Steinschen Erneuerungsprojekte von 1806—1810 durch seinen Einfluß ins Leben rief, so daß die letzten Lebenstage ihres Autors, des Ministers v. Stein, eigentlich in Kämpfen gegen dieselben verflossen, wie seine Lebensgeschichte genugsam zeigt.

Dem hochseligen Könige sagten diese Elemente nie recht zu. Er hatte zwar dem Andrängen der Notwendigkeit, etwas zur Verbesserung der zerrütteten Verhältnisse der Monarchie zu tun, nachgegeben, suchte aber nun dem treibenden Prinzip dadurch einen Dämpfer aufzuerlegen, daß er jene Elemente aus der höheren Leitung entfernte und diese leiseren, bedächtigeren, ja vielleicht charakterlosen Wesen anvertraute. So wurde auch der erste Aufschwung des Herrn v. Schön durch eine lange Karriere in kleinen Provinzververhältnissen gefesselt, bis er endlich, als der König die neuen Formen gegen solche Eingriffe gefestigt glaubte, zum Oberpräsidenten von Preußen aufstieg.[2]) Er gab aber jedenfalls durch seinen Einfluß den dortigen provinzialen Versammlungen frühzeitig eine Richtung, die dem König gewiß nicht angenehm war und die zuerst ein Parteiwesen entwickelte, wie es jetzt über die ganze Monarchie verbreitet ist.

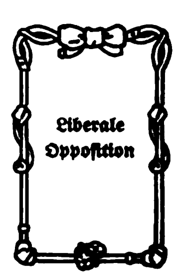
Man will auch dem Herrn v. Schön den Vorwurf machen, daß er die zahlreichen Unterstützungen, die der Provinz Preußen

[1]) Heinrich Theodor v. Schön, preußischer Staatsmann (1773—1856), Schüler von Kant und Adam Smith, reiste 1798 nach England, um die englische Verwaltung kennen zu lernen, wurde 1802 Geh. Finanzrat im Generaldirektorium in Berlin, 1806 Geh. Staatsrat. Um die Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung, deren Grundgedanken zum Teil auf ihn zurückgehen, hochverdient. Als Regierungspräsident, später Oberpräsident von West-, dann von Ost- und Westpreußen, einer der hervorragendsten preußischen Verwaltungsbeamten; kampflustig und selbstbewußt, als Politiker nicht frei von Doktrinarismus. Sehr freiheitlich gesinnt, seit 1840 in immer schärferer Opposition gegen den Berliner Hof, zuletzt zugleich Minister, schied er schon 1842, kurz vor Rochow, aus dem Staatsdienst. Vgl. „Aus den Papieren des Ministers v. Schön," 6 Bände (1875—1883).

[2]) 1816—1824 war Schön Oberpräsident von Westpreußen, 1824—1842 der vereinigten Provinzen Ost- und Westpreußen.



stets zuteil wurden, um ihren durch den Krieg erlittenen Verlusten wieder aufzuhelfen, weniger zu zweckmäßigen Anlagen von Chausseen, Straßen und anderen, der ganzen Provinz zugute kommenden Einrichtungen verwendete, als vielmehr in zersplitterter Weise und zur Unterstützung einzelner Personen, die seiner Partei vorzugsweise anhingen, vielleicht nicht in bewußter Absicht, sondern weil die Art der Aufhilfe durch Erschließen der natürlichen Hilfsquellen erst später in Aufnahme kam.



In der Rheinprovinz entstand die ziemlich gleichzeitig laut werdende Opposition aus anderen Gründen. Die Provinz hatte nie eigentliche Landesherren besessen, war nie ein Ganzes gewesen und mußte sich nun mit einem ihr ganz fremden Staat verschmelzen. Die schnelle Entwickelung ihres Handels brachte sie in Beziehung zu anderen Ländern, und so mußte ihr Trachten vorzugsweise auf die Befreiung von Schranken in Handel und Verkehr gerichtet sein. Es entstand in bezug darauf eine Art Bündnis der beiden Grenzprovinzen, im Gegensatz zu den langsameren, stabileren Mittelländern, in denen das konservative Prinzip doch ziemlich feststehend blieb.

Sonst hatten die Formen der Regierung sich mehr befestigt. Die Finanzen befanden sich unerwarteterweise in brillantem Zustand[1]) und so war es im ganzen wohl eine ruhige, prosperierende Zeit zu nennen.

Die inzwischen eingetretenen Revolutionen in Spanien und Italien[2]) durch kurze Militärexpeditionen von Frankreich und Österreich zu ihrem geringen Ruhm gedämpft, hatten zur Feststellung der geheimen Gesellschaften (Carbonari)[3]) geführt. Man vermutete einen Zusammenhang zwischen ihnen und unseren Wartburger und Hambacher Burschenschaften, den geistigen Jungdeutschen usw.

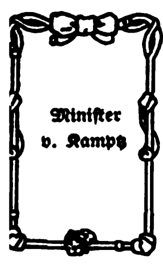
---

[1]) Vor allem seit Motz' Finanzministerium (1825—1830).

[2]) 1820—1823.

[3]) d. h. Kohlenbrenner, ein politischer Geheimbund, der in den Jahren 1810—1820, besonders in Neapel, auf Vereinigung Italiens und auf religiöse Freiheit hinarbeitete.





So bekam das inzwischen eingeschlafene Nachspüren wieder neue Nahrung; in Frankfurt bildete sich eine Kommission zu diesem Zweck, und in Berlin wurde Minister v. Kamptz[1]) damit beauftragt, ohne daß etwas Bemerkenswertes dabei herauskam.

Kamptz, gutmütig, beschränkt, wenn auch gelehrt und etwas einseitig bureaukratisch, war der erste, sich von den größten Demagogen düpieren zu lassen, sich ihrer anzunehmen, fast freundschaftlich mit ihnen zu verkehren, z. B. mit dem bekannten Herrn Cousin[2]) und anderen, während er die kleinen, elenden Werkzeuge, die vielleicht nichts weiter als brieftragende Schneider waren, mit größter Strenge in Köpenick einsperrte. Es gab eine Menge ridikuler Geschichten und natürlich die verschiedenartigsten Auffassungen. Alles, was eine liberale Richtung hatte, erblickte nur Thorheit in dem Forschen nach solchen Kindereien, während andere dem übertriebene Wichtigkeit beimaßen. Ohne Frage existierten Verbindungen ausgebreiteter Art, die viel zum Unterwühlen aller Autoritäten beigetragen haben, aber die Handhabung ist noch nicht gefunden, mit der sich solche Strömungen unschädlich machen lassen. Die bisherigen Versuche trugen vielmehr eher dazu bei, das Übel zu vergrößern, als es zu mildern.

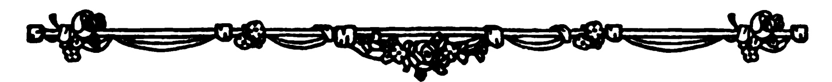
Die religiösen Zustände hatten in jener Zeit eine Art Ruhepunkt erreicht, und die Agende war allgemein angenommen und eingeführt worden.[3]) Gab es auch wohl namentlich in den Provinzen Pommern und Schlesien strenge Lutheraner, die sich ihr nicht fügen wollten, so äußerte sich deren Widerstand doch mehr passiv, im

---

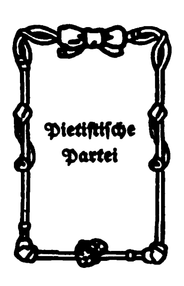
[1]) Karl Albert Christoph Heinrich v. Kamptz (1769—1849), Jurist und Staatsmann, seit 1817 Direktor des Polizeiministeriums und Mitglied des Staatsrats, 1825 Direktor im Justizministerium, 1830—1842 Justizminister. Als Gelehrter (erster damaliger Kenner der preußischen inneren Gesetzgebung) hervorragend, traurig berühmt durch die Demagogenverfolgungen.

[2]) Victor Cousin, berühmter französischer Philosoph und liberaler Politiker (1792—1867), zuletzt (1840) Unterrichtsminister, Schüler Hegels. Er wurde in den zwanziger Jahren auf einer Reise in Deutschland als verdächtiger Carbonaro verhaftet und nach Berlin gebracht.

[3]) Seit 1822.



stillen; und die öffentlichen Gegensätze traten erst später auf den Kampfplatz.



Die sogenannte pietistische Partei bewegte sich sowohl in der Union, wie im strengen Luthertum. In den höheren Kreisen, in denen sie mir bekannt geworden, bestand sie damals aus einer nicht zu großen Zahl wirklich edler, wenn auch oft etwas beschränkter Menschen, die eine vollkommenere Richtung des inneren und auch dadurch des äußeren Lebens anstrebten. Sie fanden sich in kleineren Versammlungen mit geistlicher Lektüre und Erbauung zusammen, und kleine, tändelnde Traktätchen wurden ihren Andachten zugrunde gelegt. Wie es immer bei besonderen Verbindungen innerhalb des großen Weltlebens der Fall ist, bildeten sie sich eine Form, an der sie sich untereinander erkannten, die sich zuweilen in kleinlichen, ja lächerlichen Erscheinungen kundgab. Dies zog den Übelstand nach sich, daß diese Form als Bürgschaft für den inneren Wert angenommen wurde. Daher trachteten alle zu dieser Clique gehörigen Personen, einander durch Loben und Tragen emporzuheben, in der guten Überzeugung, daß dem wahren Glauben alles möglich sei, seine Wirksamkeit nur segensreich ausfallen könne.

Es geschahen aber dadurch oft recht unpassende Beförderungen; denn man übersah den Umstand, daß mehr als eine bloße Form dazu gehört, um die Tiefen der Seele zu ergründen, und daß verschiedene Gaben und Anlagen auch abweichende Berufsarten bedingen. So wurde unter anderen der älteren Prinzeß Wilhelm für den Prinzen Adalbert[1]) ein Hofmeister angelobt durch den braven Karl Röder, in der Person des Grafen Egloffstein, den er selbst gar nicht kannte, sondern der nur von anderen edlen Freunden rekommandiert war, und durch verkehrte, Widerspruch erregende Behandlung vielleicht den Grund zu späteren Irrungen in des Prinzen Leben legte, während nach und nach in dem ihm nahestehenden Kreisen in Preußen die ganze Richtung in Verfall geriet.

Schon damals machte sich innerhalb dieser Partei eine gewisse Exklusivität geltend, mit der sie den wahren Glauben und die

[1]) Ihren Sohn, geb. 1811. Vgl. o. S. 62 f.





Träger der pietistischen Partei

Seligkeit für sich in Anspruch nahm, ebenso auch eine Art Richteramt über alle diejenigen, die ihr Heil nicht in dieser Weise suchten. Dies Richten sprach sich zwar in der Form des Bedauerns aus, aber dabei wurde es doch vermieden, in Gegenwart der nicht als gläubig Betrachteten religiöse Gegenstände zu berühren. So erregte diese heimlich-ausschließliche Art viel Widerspruch und erreichte nicht das Ziel, das sie sich gesteckt hatte. Andererseits bleibt der pietistischen Richtung doch das Verdienst, daß sie in redlichem und wahrem Streben nach dem Höchsten den Grund gelegt hat zu größerer Lebendigkeit und Innerlichkeit auf religiösem Gebiet, wie auch zu einer vermehrten Betätigung der Nächstenliebe.

Ihre Vertreter im größeren Weltleben waren damals: Graf Karl Gröben, Karl v. Röder, Adjutant des Kronprinzen, die ganze Familie Gerlach, von denen ein Glied[1]) den geistlichen Stand erwählte, die Familie Canitz in ihrem weiblichen Teile, der General v. Thile[2]), früher vortragender Adjutant des Königs, bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. an die Spitze des Kabinetts gestellt, und seine ganze Familie. Daran schlossen sich die Schlieffens, und alle standen in engster Verbindung mit den Stolbergs, den Reuß', der Gräfin Reden-Buchwald. Die ältere Prinzessin Wilhelm hatte sich durch ihre Sommeraufenthalte in Fischbach an die Gräfin Reden angeschlossen, während ihr Gemahl durch eine Jugendfreundschaft mit dem Grafen Anton Stolberg[3]) in Beziehung stand. Beide erwiesen sich als die Beschützer aller Glieder dieser Richtung bei den kronprinzlichen Herrschaften.

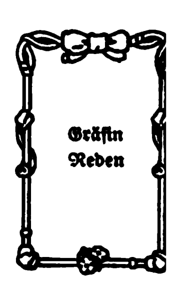
---

[1]) Otto v. Gerlach (1801—1849), jüngerer Bruder von Leopold und Ludwig v. Gerlach (vgl. o. S. 188 f.), Prediger in Berlin, zuletzt auch Professor an der Universität. Bekannt als theologischer Schriftsteller, besonders durch ein umfassendes Bibelwerk.

[2]) Ludwig Gustav v. Thile, General und Staatsmann (1781—1852), 1812—1817 vortragender Adjutant beim König, 1829 Generaladjutant, 1832 Generalleutnant, 1841 Geh. Staats- und Kabinettsminister (Nachfolger Lottums). 1848 nahm er seinen Abschied. Vgl. den Artikel von Meinecke, Allg. Deutsche Biogr., Bd. 38, S. 28 ff., in dem besonders Thiles ethisch-religiöse Anschauungen gewürdigt werden.

[3]) Vgl. o. S. 160, Anm. 1.





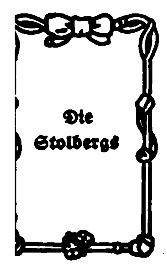
Gräfin Reden[1]), Witwe eines Bergbau-Ministers[2]), lebte seit Jahren in Buchwald bei Schmiedeberg. Wie schon erwähnt, hatte sie das Verdienst, neue Bahnen in der Wohltätigkeit zu eröffnen. Sie war vielleicht die erste, die ein Krankenhaus auf ihrem Gute gründete. Sie erfand Beschäftigungen für die zahlreichen Armen des Gebirges, z. B. aus alten Fäden und Lumpen Sachen zu spinnen und zu weben, altes Papier und Siegellack zu verwerten und dgl. mehr. Wer das Landvolk kennt, wird begreifen, daß sie viele Mühe hatte, ihre Kranken in das Krankenhaus zu bringen und es am Ende ihres Lebens gar wieder eingehen lassen mußte; ebenso, daß bei diesen Industrieerfindungen nicht viel herauskam. Die Leute mochten wohl einen gewissen, damit verbundenen Zwang scheuen. So erntete sie für diese Wohltaten nicht einmal den Dank und die Liebe, die ihre Absichten wohl verdienten; denn es fand sich, daß sie im hohen Alter im Jahre 1848 vor ihren beglückten Untertanen entfliehen mußte, anstatt Schutz bei ihnen zu finden. Aber sie erwarb sich großen Ruhm und Anerkennung bei diesen Bestrebungen, welche später Nachahmer mit glücklicheren Resultaten fanden.

Ihr gastfreies Haus bildete den Kern eines großen Familienverkehrs, dem sich ein zahlreicher, geistlicher Umgang anschloß. Reisende Missionare, strebende Geistliche, alles, was dieser Richtung anhing, fand dort Aufnahme; man hörte zuerst wieder von täglichen Hausandachten, die bei ihr stattfanden und denen sich die fürstlichen Nachbarn, Prinzeß Wilhelm und Prinzeß Luise Radziwill aus dem nahen Ruhberg anschlossen. Für Laien behielt diese Vereinigung nicht ganz einfacher fürstlicher Teegesellschaften mit erbaulichen Andachten immer etwas Sonderbares; auch die Missionsberichte und -Blätter kamen zur Verlesung und erlangten in jener Zeit zuerst eine größere Verbreitung in der gesellschaftlichen Welt.

[1]) Geborene Freiin v. Riedesel. Vgl. o. S. 140f.

[2]) Friedrich Wilhelm Graf v. Reden (vgl. o. S. 140, Anm. 4), hochverdient als Staatsminister und Chef des Bergwesens (1752—1813). Er ist der eigentliche staatliche Begründer des Steinkohlenbergbaues und Eisenhüttenwesens in Preußen.





Die wiederholten Anwesenheiten der Kaiserin und der ganzen königlichen Familie in Fischbach brachten alle Persönlichkeiten dieses Kreises dem Hofe nahe. Der König teilte zwar nicht diese Richtung, hatte aber doch zu viel Sinn für religiöse Bestrebungen, um nicht die besten Seiten derselben anzuerkennen; und die Achtung vor dem Charakter der Gräfin Rheden war groß genug, um diese alte Dame nach und nach zu einer Art Autorität in geistlichen Sachen in Schlesien zu erheben.

In diesem Bewußtsein entwickelte sie sich nach und nach, besonders unter König Friedrich Wilhelm IV., zu einer Art Plage der dortigen Regierung, im Protegieren oder Verketzern dieser oder jener geistlichen Maßregel oder Persönlichkeit, gewiß in der besten und redlichsten Überzeugung, das wahre Reich Gottes auf Erden damit zu fördern. Die ganze pietistische Richtung ist wohl als eine Phase anzusehen in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins, das sich im Kampfe immer lebendiger zu entfalten strebt.

In mehr abgeschlossenem Kreise lebten damals die Stolbergs in Schlesien, die durch Erbschaften zu bedeutendem Besitz daselbst gelangt waren. Der alte Graf[1]) hatte Wernigerode schon seinem ältesten Sohn[2]) zur Verwaltung übergeben, als es in westfälische Oberherrschaft geriet, und sich nach Schlesien zurückgezogen; seine übrigen Söhne blieben alle im preußischen Dienst und dieser Akt des Patriotismus war vom Könige lebhaft anerkannt worden. Er protegierte überhaupt die ganze Familie, deren Richtung und edler Sinn es gewiß in vieler Beziehung verdiente. So ward nach dem Frieden bei Herstellung der staatlichen Verhältnisse die Grafschaft Wernigerode mit besonderer Liberalität behandelt. Die Freundschaft des Grafen Anton mit dem späteren Kultusminister Eichhorn[3]), der die deutschen Angelegenheiten im auswärtigen Amt bearbeitete, soll dazu beigetragen haben.

---

[1]) Christian Friedrich (1746—1824).

[2]) Graf Heinrich (1772—1854).

[3]) Johann Albrecht Friedrich Eichhorn (1779—1856), 1840 bis 18. März 1848 konservativ-gesinnter preußischer Kultusminister. Nachgiebig gegen die





Der zweite Sohn, Graf Ferdinand[1]), stand im Zivildienste als Präsident in Liegnitz, und unter Friedrich Wilhelm IV. als Konsistorialpräsident, erreichte ein hohes Alter, und starb als allgemein geachtete Persönlichkeit. Seine Frau war die einzige Tochter des katholisch gewordenen Grafen Friedrich Leopold Stolberg, die der protestantischen Kirche treu blieb. So bildete die protestantisch-religiöse Richtung den Hauptcharakterzug seines Hauses und seiner Wirksamkeit in Schlesien.

Der dritte Sohn[2]) starb als Flügeladjutant des Königs.

Vorzüglich aber war der jüngste Sohn Graf Anton[3]) berufen, eine höhere Stelle im Staatsleben auszufüllen. In seiner Jugend sehr schön, dabei mit äußerst liebenswürdigen Formen begabt, fand er besonders bei den Damen großen Anklang; und es gab manche Freundschaften mit hohen Damen, von denen wohl dahingestellt bleiben kann, wie weit die Herzen noch tiefer, als durch eine solche, bewegt wurden. Schon als junger Garde du Corps-Offizier knüpfte er eine intime Freundschaft mit dem Prinzen Wilhelm-Bruder; dieser hielt daran sein Leben lang fest und fühlte sich dadurch auch zu dem Gutsankauf gerade in Schlesien bewogen. Bei allen fürstlichen Vereinigungen in dieser Provinz erschien Graf Anton als dazugehöriges Glied; und daher datierte der Ursprung der Freundschaft seitens des Königs und der Königin, die ihn bis an sein Totenbett begleitet hat.

Den Militärdienst verließ er früh und heiratete sehr jung; ein großer Teil seiner Jugend verfloß in der pflichtvollsten Sorge und Pflege für die alten Eltern, und seine zahlreiche Familie[4])

---

katholischen Bischöfe; unter ihm wurde die katholische Abteilung im Kultusministerium und das protestantische Oberkonsistorium errichtet. Vgl. Wageners Staats- und Gesellschaftslexikon VI, 677—683.

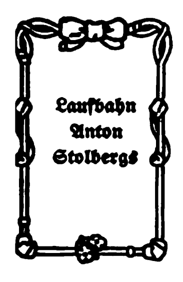
[1]) Graf Ferdinand, geb. 1775, gest. Mai 1854, vermählt 1802 mit Agnes, Gräfin von Stolberg-Stolberg.

[2]) Konstantin (1779—1817).

[3]) Graf Anton Stolberg (1785 bis Juli 1854), vgl. o. S. 160, Anm. 1. Er war Präsident der Regierung zu Düsseldorf, dann Oberpräsident der Provinz Sachsen und wurde im Juni 1842 preußischer Staatsminister.

[4]) Zehn Kinder.





mußte in derselben Zurückgezogenheit und Beschränkung aufwachsen. Den Krieg von 1813 machte er als Adjutant des Prinzen Wilhelm mit, um nach Beendigung desselben in die gleiche Lebenssphäre zurückzutreten. Erst nach des Vaters Tode, im Besitz eigner kleiner Güter, begann er als Landrat den ersten Schritt in das höhere Staatsleben zu tun. Sein großer Eifer, seine Tätigkeit, sein guter Wille, das Beste zu schaffen und eine gewisse Energie in der Verwaltung seines Kreises gewannen ihm hinreichende Anerkennung beim hochseligen König, um ihm, nach dem Jahre 1830 die Versetzung als Präsident an den Rhein einzutragen, wo ihm inzwischen der Besitz von Diersforth bei Wesel durch Erbschaft zugefallen war. Auch hier erntete er dieselbe Anerkennung seiner Tätigkeit und erwarb sich Liebe in dieser Provinz, die in ihrer Anhänglichkeit an die Monarchie noch so wenig befestigt war. Später beförderte ihn der hochselige König noch auf Vorschlag meines Mannes zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen. Dort wollten die Ansichten über seine Geschäftsfähigkeit indessen nicht mehr so glänzend lauten. Vielleicht war er in Düsseldorf in der Wahl seiner Mitarbeiter glücklicher gewesen, in Magdeburg mochten ähnliche fehlen, kurz, er fand nicht mehr dieselbe Anerkennung.

Nach der Thronbesteigung berief ihn König Friedrich Wilhelm IV. zuerst als Freund in seine Nähe, dann erhielt er eine offizielle Stellung im Hausministerium, bis später ein eigenes Domänen-Ministerium für ihn geschaffen wurde. Damals war man ziemlich allgemein der Ansicht, daß dieses Ministerium fast von selbst gehen müsse, oder ruhen, wenn nicht seine Untergebenen die Sache leiteten oder versuchten, den Wust unerbrochener Sachen aus seinem Arbeitszimmer zu holen, denn das persönliche Leben beim König absorbierte seine ganze Zeit, auch über seine Auffassung dieser Stellung herrschten abweichende Meinungen.

Bei der Unruhe und lebhaften Empfänglichkeit des Königs war der Zugang zu seiner Person ungemein leicht geworden; so hatte man wohl gehofft, in des Grafen gradem, gewissenhaftem Charakter jemand zu finden, der in seiner Umgebung dem großen



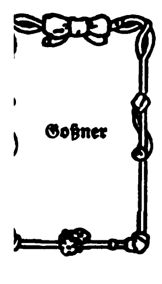
Andrang jeder Persönlichkeit, jeder Anforderung eine Abwehr bilden könnte, aber auch ein Organ abgab, um das Nötige treu und wahr zu des Herrn Ohren zu bringen. Jedoch Graf Anton wurde des Zudranges nicht Herr, vermehrte ihn vielmehr, indem sein bekanntes, natürliches Wohlwollen eine noch größere Zahl herbeilockte, die sich an ihn um Vermittlung wendete. Es schien, als stelle er sich die Aufgabe, dem Könige alles zu hinterbringen. Sein Geist erkannte wohl nicht, daß ein einzelner Mensch niemals alles durchschauen kann, und eine Natur wie der König besonders vor den vielerlei Kleinigkeiten gehütet werden mußte, die ihn zu absorbieren und zu zersplittern drohten.



Seine Teilnahme an den Staatsangelegenheiten, seine Ansicht über dieselben schien keine sehr tiefgreifende zu sein; man behauptete, daß ihm selbst da, wo er dem Könige entgegentreten wollte, die Gründe dafür nicht sehr zu Gebote ständen. Im ganzen war er wohl mehr ein Instrument teils des Königs, teils anderer Personen, als ein selbständiger Staatsmann; niemand hat aber je das Edle seines Sinnes und Willens angezweifelt. Sein aufrichtiges Streben nach einem auf Gottesfurcht basierten Leben hat ihm ein sehr geliebtes und geachtetes Andenken nicht nur in seiner Familie, bei König und Königin, sondern auch in ausgedehnten Freundeskreisen gesichert. Im Jahre 1848 [18. März] fiel er mit dem gesamten schwachen Ministerium bis zum gänzlichen Verschwinden in seine kleine Existenz auf den schlesischen Gütern. Erst viel später erschien er, zuerst als Freund, wieder; und, nach des Fürsten Wittgenstein Tode [11. April 1851] trat er als Hausminister abermals auf den Schauplatz, mit derselben Tätigkeit den König fast permanent umgebend, mit gleichem Eifer zutragend, was ihm vorkam oder aufgegeben wurde. Aber es währte nicht lange; ein früher Tod schloß seine Laufbahn zum tiefen Bedauern des Königs, aber ohne bedeutende Spuren seines staatsmännischen Lebens zu hinterlassen.

Damals trachtete der hochselige König danach, strengere Geistliche und Lehrer zu berufen; und jedenfalls entstanden schon unter seiner Regierung die ersten Kämpfe zwischen Rationalisten und Orthodoxen.





Ob die Gegensätze zwischen Wegscheider[1]) und Gesenius[2]) in Halle, sowie die Angriffe auf Tholuck[3]) und andere schon vor dem Jahre 1830 ins Leben traten, weiß ich nicht mehr; jedenfalls war es aber noch Friedrich Wilhelm III., der angerufen wurde, zu entscheiden. Er tat es jedesmal zugunsten der Orthodoxen, wie z. B. durch die Entfernung Gesenius' von seinem Lehrstuhl. Dies hatte zum ersten Mal das Geschrei: „Über Beeinträchtigung der Lehrfreiheit" zur Folge.

In Berlin hielt sich die pietistische Partei zu Strauß[4]); Théremin[5]) galt mehr als Aushülfe, wenn es an strengeren Geistlichen fehlte; bald aber warf man Strauß vor, daß er zu sehr Hofprediger sei, und die strengere Richtung wandte sich dann oft zu dem alten Prediger Jänicke von der böhmischen Gemeinde, dessen Reden sich im Stil des Abraham a santa Clara hielten, bis Goßner[6]) auftrat.

Dieser, ein Konvertit, früherer katholischer Priester aus Süddeutschland oder Tirol, wurde, nebst einem anderen, Lindel, der mehr zurücktrat, vom hochseligen Könige gern auf- und in Schutz genommen. Mir persönlich ist seine materielle Darstellungsweise, mit der er von den weißen Kleidern sprach, die wir vor Gottes Thron tragen würden oder von den goldenen Leuchtern, die an seinem

---

[1]) Ludwig Wegscheider, protestantischer Theolog (1771—1849), seit 1810 Professor in Halle, Hauptvertreter des Rationalismus.

[2]) Wilhelm Gesenius, berühmter Orientalist und biblischer Kritiker (1786—1842), gleichfalls seit 1810 Professor in Halle, schrieb eine große Anzahl auf das Hebräische und das Alte Testament bezüglicher Werke. Die Denunziation der Hengstenbergschen Evangelischen Kirchenzeitung (durch Ludwig v. Gerlach) gegen ihn und Wegscheider fand 1830 statt. Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. III, S. 405 und Leopold v. Gerlachs Denkwürdigkeiten.

[3]) August Tholuck (1799—1877) wurde in Berlin durch Verkehr mit den damaligen frommen Kreisen für die pietistische Richtung gewonnen, seit 1826 Professor in Halle; fruchtbarer theologischer Schriftsteller (Werke 1863—1867, 11 Bände).

[4]) Vgl. o. S. 96.

[5]) Vgl. o. S. 96, Anm. 3.

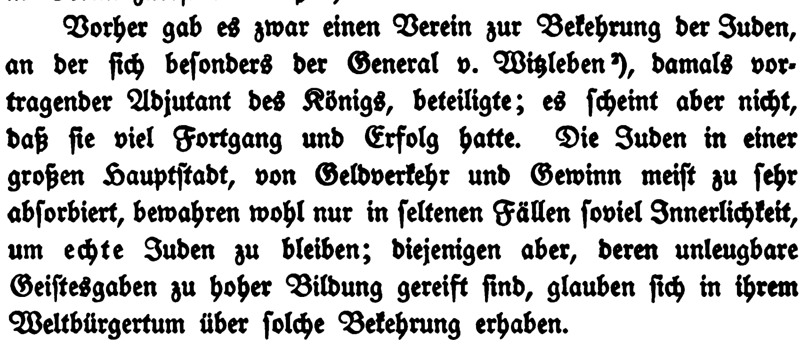
[6]) Johannes Goßner (1773—1858), geboren in der Nähe von Augsburg, trat 1826 zur evangelischen Kirche über. Verdient um die Heidenmission. Er schrieb „Geist des Lebens Jesu", „Schatzkästlein".



Thron ständen, nie ansprechend gewesen. Auch seine viel gelesenen und verbreiteten Traktätchen erschienen mir wie eine über das Evangelium gegossene lauwarme Wortbrühe.

Juden- und Heiden-Mission

Indessen hatte Goßner eine Zeitlang großen Zulauf; seine kräftige Tätigkeit erhielt ihn auch bis an sein Ende, in hohem Alter, an der Spitze mancher wohltätigen Unternehmungen, denen er mit großer Liebe und Anerkennung vorstand; so vorzugsweise dem Missionswesen; wahrscheinlich hat er die Gründung der Missionsgesellschaft in Berlin zuerst veranlaßt.[1])



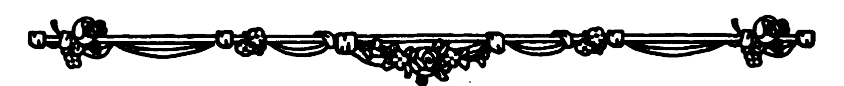
Vorher gab es zwar einen Verein zur Bekehrung der Juden, an der sich besonders der General v. Witzleben[2]), damals vortragender Adjutant des Königs, beteiligte; es scheint aber nicht, daß sie viel Fortgang und Erfolg hatte. Die Juden in einer großen Hauptstadt, von Geldverkehr und Gewinn meist zu sehr absorbiert, bewahren wohl nur in seltenen Fällen soviel Innerlichkeit, um echte Juden zu bleiben; diejenigen aber, deren unleugbare Geistesgaben zu hoher Bildung gereift sind, glauben sich in ihrem Weltbürgertum über solche Bekehrung erhaben.

Die Missionstätigkeit verfiel bisweilen auf sonderbare Einfälle. Manche Damen nähten Gingham-Blusen für die Kaffern. Ob sie wohl daran dachten, wie kurze Zeit die Kaffernweiber dadurch nur bedeckt würden, und ob dann zu einer Nachahmung der Stoff und die Lust vorhanden sein möchten? Um jene Zeit fing auch die Bibelgesellschaft, von England ausgehend, an, sich zu verbreiten; und so finden sich in dem damaligen Leben die Keime aller kirchlichen Regsamkeit der Neuzeit.

Im Jahre 1826 machten mein Mann und ich die nähere Bekanntschaft des Ministers v. Stein. Ich selbst war schon früher mit seiner Familie zusammengetroffen und der ältesten Tochter, späteren Gräfin v. Giech, befreundet; hatte sie auch in Nassau besucht.

[1]) Sie wurde schon 1823 begründet, also noch bevor Goßner zur evangelischen Kirche übertrat.

[2]) Vgl. o. S. 97, Anm. 1.



In Burg Nassau

Von Karoline ist ein Brief an ihre Schwägerin Klara v. Pfuel erhalten, den sie aus Nassau schrieb, als sie Gast des Ministers v. Stein war.[1])

Nassau, den 18. Juli 1825.)

„. . . Um Euch nun au fait von unseren Abenteuern zu setzen, so schweige ich vom Beginn meiner Reise bis Cassel, da Ihr gewiß durch die Mädchen aus Münster eine detaillierte Beschreibung derselben erhalten habt; unsere schönen Gegenden, die vielen Regengüsse, unser unmäßiges Jagen, mein zerbrochener Wagen, der mich einen Tag länger in Cassel aufhielt, als die anderen. Nur par parenthèse will ich sagen, daß die Engel Luck eine recht gute Frau ist, aber über die Maßen still und verlegen; so lange wir allein waren, ging es noch, aber als die Stockhausen zu meiner und meiner Gefährtin Ehre, sich die Mühe gab, uns Wilhelmshöhe zu zeigen und Thee zu geben, nahm sie dieses mit einem so kompletten Stillschweigen an, que j'en étais toute choquée. Den zweiten Tag mußte ich noch bei der Kurfürstin[2]) auf ihrem Landsitz bei Cassel essen und den übrigen Tag brachte ich recht gut mit der Stockhausen zu.

Von Cassel hierher fuhr ich dann durch das Hessische, ziemlich langsam; und, einige hübsche Punkte an der Lahn ausgenommen, als Wetzlar, Weilburg, Limburg, Dietz usw. traf ich keine besonders schönen Gegenden. Die Wege sind, wenige Strecken ausgenommen, jetzt fast überall gut.

Hier kam ich ziemlich früh am Nachmittage an, nachdem ich bedeutende Hitze ertragen hatte, und wurde mit vieler Freude von meiner Freundin[3]) empfangen. Ich fand sie in ihrer Freundschaft und ihrem Vertrauen für mich keineswegs verändert, ja vielleicht noch eher zugenommen. In anderer Hinsicht haben Zeit, Begebenheiten, Umstände, ihre ganze Lage, etwas anderes aus ihr gemacht; für Fremde wohl nicht zu ihrem Vorteil, für genaue Freunde aber

[1]) Über den Besuch des Rochowschen Paars bei Stein vgl. Pertz, Aus Steins Leben II (1856), S. 583.

[2]) Auguste, Tochter König Friedrich Wilhelms II., vgl. o. S. 34, Anm. 2.

[3]) Henriette, älteste Tochter des Ministers v. Stein, damals verlobt mit dem Grafen Giech. Vermählt Oktober 1825. Vgl. Pertz, Steins Leben VI, S. 99 ff., 165 f.



dennoch; und es findet sich selten eine so denkende, geistreiche, spekulative, charaktervolle Person. Wir bringen gar manche Zeit in diskutierenden Konversationen hin und ich fühle, daß dieser Umgang ein sehr günstiger für mich ist, denn die Lebendigkeit des Denkens wird dadurch angeregt. Die jüngere Schwester[1]) ist sehr hübsch, auch recht gescheit und angenehm, nur weniger mitteilsam und mir natürlich fremder als die ältere. Eine angenehme Person, die ehemalige Gouvernante Mlle. Schröder, und ein Verwandter, der jüngste Graf Wallmoden, ein ganz entretenabler Mensch, machen unser allgemeines Beisammensein recht unterhaltend und lustig.

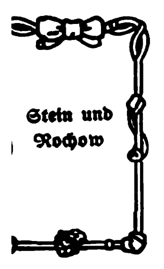


Die Zeiten, in denen der Herr des Hauses zu unterhalten ist, gestalten sich etwas schwieriger, denn der gescheiteste Mann von der Welt ist auch der wunderlichste in Europa. Während sein Geist sich mit den Schicksalen Europas beschäftigt, sind ihm Haus, Töchter, Familie, die Angelegenheiten seiner jetzt beschränkten Thätigkeit, zu sehr en sous-ordre, als daß sie nicht gewaltig unter tausend Wunderlichkeiten seines Geistes und Charakters zu leiden hätten. Ich, als Fremde, die ihm von vielen alten Relationen und von den Dingen in unserem Vaterlande, das ihn besonders interessiert, erzählen kann, diene ihm bis jetzt noch zu hauptsächlichster Zerstreuung und Unterhaltung, den Töchtern zur allergrößten Erleichterung und zum Trost; ob ich ihm aber nicht über kurz oder lang einmal unerträglich werde, ist eine andere Frage; und denke ich auch diese Möglichkeit nicht abzuwarten, sondern spätestens Anfang nächsten Monats nach Ems zu gehen, wo sich bis dahin wohl ein Winkel für mich findet; bis jetzt ist es dort so überfüllt, daß man nicht daran denken kann.

Von der schönen Gegend habe ich hier noch gar nichts genießen können, denn die Hitze ist so furchtbar, in dem eng eingeschlossenen Thal so drückend, daß man sich erst nach Sonnenuntergang ein wenig bewegen kann, den übrigen Tag hindurch aber im Zimmer bleiben muß.

[1]) Therese, 1827 mit ihrem Vetter, dem Grafen Louis v. Kielmannsegge vermählt.





Unser armer Gustav ist vorgestern Abend gebraten und matt von Hitze und Hetzen in Ems mit der Kronprinzeß angekommen und war gleich gestern früh hier, wo wir uns jedoch nur flüchtig sprachen, da er noch sehr viel zu tun hatte und nicht bleiben konnte. Der Großherzog von Baden[1]) hat ihn aufs zärtlichste empfangen, ihn zum Frühstück und zu sich en tête-à-tête holen lassen, um sich nach Allem zu erkundigen, ist in seinen Nachfragen bis zu Lasberg, Feldheim usw. vorgedrungen."

Als mein Mann die Kronprinzeß nach Ems begleitete, bot sich die Gelegenheit, diesen Besuch zu wiederholen und meinen Mann von dort aus in diesen interessanten Familienkreis einzuführen. Gleich bei der ersten Bekanntschaft faßte der Minister eine Vorliebe für meinen Mann; und seine Töchter behaupteten im Scherz, daß er sich zu der Stunde, in der dieser herüberzukommen pflegte, in den Garten an die Chaussee setze, um ihn aufzufangen, eh' er bis zu uns gelangte. Allerdings nahm er ihn dann gänzlich in Beschlag; und mit der größten Offenheit und Vertraulichkeit besprachen beide alle Verhältnisse der neueren Gesetzgebung, der inneren Politik, und der hergestellten ständischen Vertretung. Es herrschte zwischen ihnen die größte Übereinstimmung[2]) in den ultra-konservativsten Ansichten, und in wochenlangem Verkehr trat nie der geringste Zwiespalt darin ein, auch bis zum Tode des Ministers wurden diese Beziehungen nie ganz abgebrochen. Ich hingegen gewann in dieser Zeit wieder ein Bild seines Charakters und seiner Gemütsart in anderer Weise.

Er erschien geistreich und edel in jeder Beziehung; aber sein Geist war ein so ungemein tätiger, daß jede Aufwallung des Moments bei ihm überströmte. Man konnte also im Umgang mit ihm leicht bemerken, wie ihm die ruhige Überlegung eines konsequent schaffenden Staatsmannes abgehen mußte. Von dem regsten Eifer

---

[1]) Ludwig I. (regierte 1818—1830).

[2]) Vgl. den Briefwechsel zwischen Stein und Rochow bei Pertz, a. a. O., VI (1855), S. 160ff., 369ff.



beseelt, das Edle und Gute in der Welt zu befördern, empörte ihn alles Unedle und Gemeine. Aber sein Urteil über Menschen und Dinge war auch im Moment gefaßt, auf augenblickliche Eindrücke gegründet, und deshalb selten konsequent. Wer ihn gekannt hat und das mittelmäßig redigierte Werk von Pertz[1]) über ihn liest, kann sich ein treues Bild dieses immerhin ausgezeichneten Mannes machen, dessen Feuereifer und Tätigkeit einen so bedeutenden Anteil an der Vernichtung der französischen Herrschaft über Deutschland und Europa hatte. Ohne seinen Einfluß auf Kaiser Alexander möchte dieser schwerlich so weit vorgerückt sein, um uns, und endlich ganz Deutschland, in Bewegung zu setzen.

Stein und die Ausführung seiner Reformen

Das Bestreben, Leben und Tätigkeit zu erwecken, war denn auch das Motiv der neueren, nach ihm benannten Gesetzgebung, von der er indessen wohl kaum die Grundzüge entworfen, und die durch andere Hände wenigstens nicht zu seiner Zufriedenheit[2]) ausgeführt wurde. Wie sie sich unter den seinigen gestaltet hätte, ist wohl nicht zu beurteilen; gewiß legte aber gerade die Kritik über dieselbe, das Bestreben, durch Herstellung altständischer Verhältnisse ihren Übelständen entgegenzuarbeiten, den Grund zu der vertraulichen Übereinstimmung, mit der er sich in jenen Sommerwochen meinem Mann gegenüber aussprach.

In dem Pertzschen Buche kann man verfolgen, wie Steins sprudelnde Lebendigkeit ihn veranlaßte, schnelle, durch den Moment eingegebene Meinungen über Personen zu fassen, um sie später vielleicht in ganz entgegengesetzter Weise abzuändern. So will ich u. a. den alten Minister v. Voß[3]) erwähnen, den er in Königsberg, als den Franzosen verkauft hinstellte; während er später, bei Herstellung der ständischen Verhältnisse, erklärte: „Voß sei ein sittlich-religiöser Charakter, ein erfahrener, verständiger Mann, in dessen Hände die ganze Leitung der Staatsangelegenheiten mit Vertrauen

[1]) Das Leben des Ministers Frhr. v. Stein von G. H. Pertz, 6 Bände, Berlin 1849—1855; in der Hauptsache nur eine wertvolle Materialsammlung.

[2]) Besonders von Hardenberg und Schön.

[3]) Vgl. o. S. 118, Anm. 1.



Gegensätze in Steins Auffassungen

zu legen sei." Ebenso wurde der Fürst Wittgenstein[1]) als der niedrigste Charakter betrachtet, „der wissentlich einen unbedachten Brief seiner Bekannten in französische Hände gespielt hätte"; und später sahen wir Stein freundlich mit ihm verkehren, seine Verdienste um die konservative Richtung der damaligen Zeit anerkennen.

So findet man auch Herrn v. Stein in der engsten Verbindung mit den ultra-konservativen Elementen des schwerfälligen, westfälischen Adels zum Zweck der Herstellung altständischer Verhältnisse, und gleichzeitig in Korrespondenz mit den liberalsten Persönlichkeiten der Zeit: z. B. Arndt, Görres[2]), dem alten Gagern[3]) usw. über die Gebrechen aller Regierungen, Auftreten einer Art von Konstitutionalismus, zur Kontrolle der Fürsten und Minister. Ob er selbst ein recht klares Bild darüber hatte, wie diese Gegensätze zu einem lebensfähigen Ganzen zu vereinigen wären, weiß ich natürlich nicht. Was in seiner Lebensbeschreibung darüber an kleinen Vorschlägen und Entwürfen zu finden ist, erscheint nicht erschöpfend; aber man kann darin viele Anklänge an die neuen Ideen des jetzigen Königs entdecken, über Herstellung einer ständischen, halb mittelalterlichen, monarchischen, halb modernen, repräsentativen Verfassung, wie sie den unglücklichen, vereinigten Landtag von 1847 zur Folge hatten und die vielleicht noch jetzt, in den Einrichtungen von Herrenhaus, Abgeordnetenhaus, Provinziallandtag ihrer Verwirklichung nachstreben.

Im Familienleben sprach sich beim Minister v. Stein ganz derselbe Charakter aus: er zeigte sich wohlwollend, mitteilend für

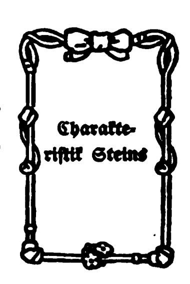
---

[1]) Vgl. o. S. 45, Anm. 1.

[2]) Joseph v. Görres, hervorragender katholischer Publizist und Gelehrter (1776—1848), gab 1814—1816 den „Rheinischen Merkur" heraus, wurde dann ultramontan, seit 1827 Professor der Geschichte in München; er gründete 1838 die „Historisch-politischen Blätter".

[3]) Hans v. Gagern, Patriot und Staatsmann (1766—1852), in nassauischen, später in niederländischen Diensten, Gesandter am Deutschen Bundestage, seit 1820 Privatmann und Mitglied der ersten Kammer in Hessen, fruchtbarer politischer und historischer Schriftsteller. Vgl. Treitschke, Historische und politische Aufsätze I[5] S. 143 ff. Steins Briefe an Gagern veröffentlichte dieser 1833: Mein Anteil an der Politik, Band IV.





alles, was ihn ansprach (wie ich persönlich mich auch nur seiner Freundlichkeit rühmen kann), dagegen hart und schneidend in bezug auf alles, was seinem Sinn entgegentrat. Das tägliche Leben bot daher den Seinigen manche Schwierigkeiten, wenn sie es immer wieder versuchen mußten, den unglücklichen Gegenständen seines Mißfallens gegenüber, die Folgen seines Zornes auszugleichen.

So erlebte ich eine peinliche Szene im Beisein des Herzogs von Nassau[1]), mit dem er über innerpolitische Landesverhältnisse zerfallen war. Der Herzog wollte das kronprinzliche Paar auf der Ruine seiner Burg Nassau empfangen, obwohl der dahin führende Weg auf dem Steinschen Familiensitz begann, und die auf demselben Berg liegende Ruine Stein berührt werden mußte. Vielleicht glaubte der Herzog, mit seinen liebenswürdigen Formen, bei dieser Gelegenheit die Fehde wenigstens bis zum anständigen persönlichen Verkehr ausgleichen zu können. Aber der Minister drehte ihm, als er ihn gewahr wurde, den Rücken zu, kehrte um und erwartete die Gäste erst in seiner Ruine Stein. Den ganzen Abend ignorierte er den Herzog vollkommen, während die Töchter, und die es sonst noch vermochten, sich zerrissen, um diesem mit liebenswürdiger Unterhaltung über die unbehagliche Situation hinwegzuhelfen. Der Herzog seinerseits hielt gut Contenance, tat als ob er es nicht merkte und sich vom Minister fern hielte, und so fiel dem kronprinzlichen Paare einerseits, den Töchtern andererseits das Unangenehmste zu. Als die Gesellschaft sich entfernt hatte waren die Ausbrüche der Laune über das taktlose Erscheinen des Herzogs keine gelinden.

Im ganzen genommen, glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme: Stein war ein großartig und edel zugeschnittener Charakter, ein mehr scharfer, als tiefer Geist; aber ungezügelt in seiner Lebendigkeit, ja Heftigkeit; daher auch mehr rasch und tätig auffassend als reflektierend. Die Überlegung trat gewiß erst ein, wenn die Gedanken schon Leben gewonnen hatten; deshalb fiel ihm, innerhalb

[1]) Wilhelm, geb. 1792, seit 1816 Herzog der gesamten wiedervereinigten Lande des älteren Stammes des Hauses Nassau.



seiner weltgeschichtlichen Periode, auch mehr die Aufgabe zu, in speziellen Dingen Leben einzuhauchen, als mit Überlegung und Ruhe das innere Staatsleben zu organisieren, wenn er auch die bestehenden Mängel vollkommen richtig erkennen mochte.

An den Zeitpunkt, wo die „Erinnerungen" abbrechen, schließen sich die beiden folgenden Briefe Karolines an. Sie stammen aus den Jahren 1831 bis 1834, die das Ehepaar in Merseburg verlebte, während Rochow dort als Chefpräsident der Regierung tätig war. Den Beschluß bildet ein Brief des Kronprinzen an Rochow anläßlich seiner Ernennung zum Minister des Innern.

An Klara v. Pfuel, geborene v. Rochow.

Merseburg, den 22. November 1831.

... Die traurigen Fälle in diesem Jahr scheinen noch immer kein Ende zu finden; und zu diesen muß ich den Tod v. Clausewitz' [1]) rechnen, der mich wahrhaft geschmerzt hat. Seine arme Frau [2]) verliert gradezu alles mit ihm, denn nicht einen Augenblick hat das Gefühl, das sie für ihn als Braut empfunden, an Lebhaftigkeit verloren. Kinderlos ist sie auch; ihre Mutter [3]) wird nicht mehr lange leben, und Kränklichkeit hat deren Geist so gedrückt, daß sie in allen Lebensbeziehungen eher eine Last als ein Trost ist. Dazu war er doch einer der ausgezeichnetsten Leute unserer Armee; und so scheint es fast, als ob der Himmel für alles, was uns noch bevorstehen wird, kein Glied der Vergangenheit mehr benutzen will, sondern alles in neue, noch werdende Hände legt. Ich kann auch wohl sagen, daß ich einen treuen Freund an ihm verloren habe, denn in den zwanzig Jahren unserer Bekanntschaft hat er keinen Augenblick seine Gesinnungen gegen mich verändert. Es ist doch auch eine recht sonderbare Sache um diese Krankheit! Hätte man nicht glauben sollen, daß, wenn er dafür Empfänglichkeit besaß, er

---

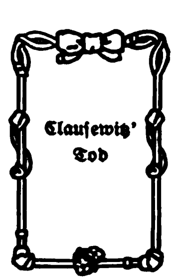
[1]) General v. Clausewitz starb am 16. November 1831 an der Cholera; Gneisenau und Hegel waren ihm vorangegangen.

[2]) Marie v. Clausewitz, geborene Gräfin Brühl. Vgl. o. S. 28.

[3]) Gräfin Brühl, geborene Gomm. Vgl. o. S. 27, Anm. 1.



sie beim Tode des Feldmarschalls [1]) bekommen würde? Er aber entgeht dieser Kontagion, um ihr in seiner Häuslichkeit in Breslau, wo ihm alle Hülfsmittel der Vorsicht zu Gebote standen, zu erliegen! Wie viel schreckensvoller für die Frau, die sich so sicher fühlen mußte, nachdem er der ersten Gefahr glücklich entgangen war; und doch, welche Gunst des Himmels, ihnen noch die achttägige Vereinigung zu gönnen, und ihr den Trost, ihn bis zum letzten Moment pflegen zu können.



Clausewitz war des morgens ganz wohl aufgestanden, hatte von 9—11 Artillerie-Vortrag, während welcher Marie ihrer Mutter noch einen ganz lustigen Brief schreibt. Darauf wird ihm unwohl; auf Maries Bitte geht er zu Bett, sie schickt zum Arzt, um 12 zeigen sich die Symptome der Cholera, weichen den angewendeten Mitteln, aber Nervenkrämpfe folgen darauf, und abends 9 Uhr ist er schon tot. . . .

Von dem guten, Dir fremden Merseburg habe ich nichts zu sagen, und wollte ich Dir erzählen, wie diese Familie über jene klatscht, die dritte sich über die vierte ärgert, wie diese jungen Herren mit jenen Referendarien brouilliert sind, so würdest Du diese Erzählungen nicht eben kurzweilig finden, und höchstens sehen, wie alle Städte groß und klein sich gleichen und man überall dahin streben muß, sich außerhalb solcher kleinlichen Interessen zu stellen, wozu meine abgelegene Wohnung hier mir treffliche Dienste leistet. Ich lasse mich also nichts anfechten und verkehre mit den Leuten ganz ruhig und unbekümmert um das, was sie mir vielleicht hinter dem Rücken nachsagen mögen; finde die Geselligkeit im allgemeinen akkurat so kurzweilig wie in Berlin. Allerdings würde ich sehr wünschen, vor der Abreise meiner Schwester noch einmal hinzukommen und bei ihr zu wohnen, denn in einem Wirtshaus in Berlin bleibe ich unter keiner Bedingung.

. . . Ich würde es Euch, allen Verwandten Gustavs sehr danken, wenn Ihr die Erwartung seiner dereinstigen Größe etwas

[1]) Feldmarschall Graf v. Gneisenau (gest. 24. August 1831). Clausewitz war Gneisenaus Generalstabschef in Posen gewesen.





herabspannen wolltet! Das Glück hat schon viel für ihn getan, das muß man dankbar und demütig hinnehmen. Ich erwarte nichts, wünsche und will nichts, hoffe nichts und werde dankbar erkennen, was Gott sonst noch schicken will. Ich kann auch ohne näheren Verkehr fertig werden, und muß das, bei der Tournure, die mein Schicksal nun einmal genommen hat, für ein Glück erachten, wenn es auch im allgemeinen gewiß keins ist.

An Klara v. Pfuel, geborene v. Rochow.

[Berlin] den 23. Mai 1834.

. . . Der Abschied von Merseburg[1]) wurde uns schwer durch die wirkliche Betrübnis, die derselbe dort zurückließ. Abgesehen davon, daß unser Dortsein doch wohl eine Epoche regeren Lebens hervorgerufen hatte, so zieht diese Veränderung auch manche andere nach sich, und die eignen Schicksale mancher Bewohner der Stadt sind damit verknüpft. Noch am letzten Abend wurde uns eine sehr hübsche Fete im Schloßgarten gegeben, mit Souper in unserem Pavillon, Blumen, Kränzen, Namenszügen, Musik, Reden, Tusch, Gedichten; selbst ein paar Tänze folgten, und Tränen fehlten auch nicht dabei. So wenig ich es auch liebe, d'être l'héroine d'une fête, so muß ich mir doch sagen, daß ich wohl ein langes Leben in Berlin zubringen könnte, ohne solche Zeichen von Teilnahme und Anhänglichkeit zu erleben.

Über Gustavs neue Wirksamkeit kann ich Dir nichts weiter mitteilen als den Inhalt der Kabinettsorder, die ihm das ganze Ministerium des Innern mit sehr geringen Ausnahmen zuweist. Willst Du, liebe Klara, Dich über Gustavs großes Glück freuen, so will ich Dich nicht darin stören, sondern nur Gott bitten, daß kein hinkender Bote nachkomme; und Du wirst mir erlauben, zu finden, daß Glück und äußere brillante Fortune verschiedene Begriffe sind. Allerdings wird jeder Mann, der dient und einige innere Regsamkeit besitzt, den auch die Umstände einigermaßen begünstigen, seinen Ehrgeiz nicht darauf beschränken, auf den niederen

[1]) Rochow wurde 1834 zum Minister des Innern ernannt.





Stufen zu bleiben. Gustav ist vom Glück in dieser Hinsicht verwöhnt worden; aber eines so konsequenten Ehrgeizes, der nicht ruht, bis er die höchste Stufe erreicht hat, halte ich ihn keineswegs für fähig. Gustav ist das totale Kind der Gegenwart; Vergangenheit und Zukunft haben wenig Einfluß auf sein Gemüt; und so ist er auch keineswegs von einem so rastlosen Streben nach der Zukunft getrieben, wie man es nach seinem unruhigen, lebendigen Erfassen der Gegenwart wohl glauben sollte. Selbst im Privatleben wäre er nicht unglücklich geworden, wenn die Umstände einigermaßen seinen Hang, als grand seigneur zu leben, begünstigt hätten. Auf einem Präsidentenposten kann man schon mit Ehren sterben, geschweige denn leben, wenn man so bestimmte Aussicht auf den Oberpräsidenten hat wie er; so kann man begreiflicherweise unter vielen gegebenen Umständen an dem Erfolge eines großen sogenannten Glückes zweifeln.

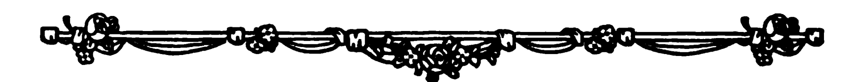
Brief des Kronprinzen an Gustav v. Rochow bei dessen Ernennung zum Minister des Innern.

Mein teuerster Rochow!

Berlin, den 8. Mai 1834.

Sie sind mir zuvorgekommen. Ich wollte Ihnen meinen Glückwunsch schreiben, als ich Ihren Brief erhielt. Die Freude und das Leid, welche sich ob Ihrer Ernennung verbreiten, zeugen davon, daß es ein wichtiger Schritt ist. Daß er meine ganze Zustimmung hat wissen Sie, ohne daß ich's sage. Das Liebste und Werteste daran ist aber für mich noch, daß Alles allein vom Könige ausgegangen und gegen so manche Schwierigkeit von ihm durchgesetzt worden ist. — Ich erfuhr es einen Tag nachdem Alles beschlossen zufällig von Lottum[1]) bei seinem Diner. Der Umstand, daß ich nichts dazu getan und Alles ohne mich gemacht worden, ist mir wegen unseres Verhältnisses zueinander eine wahre Befriedigung.

[1]) Vgl. o. S. 71, Anm. 4.



Haben Sie tausend Dank für Ihre lieben, mir gar sehr werten Zeilen. Sie kennen die Schwierigkeit des Berufs — aber den Blick nach Oben! beben Sie nicht, das segne Gott!!!

Suchen Sie nur, sich den Zutritt zum König zu bewahren. Das möchte ich Ihnen mit goldenen Buchstaben in Purpur schreiben.

Sie sind unpäßlich? das ist ja recht fatal. Dennoch hoffe ich, wie Sie es andeuten, Sie spätestens Sonntag zu umarmen.

Die anderen neuen Arrangements [1]) sind größtenteils erschrecklich, im Grunde corrupt, weil sie allein für die Masken, nicht für die Sache berechnet sind.

Ja, wohl zählen ich und Elise Sie nach wie vor zu den Unsrigen. Mittags und Abends ist Ihr Sitz bei uns bereit. Wir prätendieren kein Kommen, aber jeden Augenblick, den Sie uns schenken können, werden wir freudig aufnehmen. Leben Sie wohl.

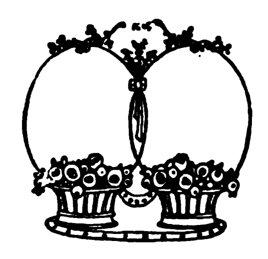
Auf baldiges Wiedersehen!

Gottes Segen führe Sie.

F. W.

---

[1]) Frhr. v. Brenn, der bisherige Minister des Innern und der Polizei, wurde Minister für die Gewerbe-Angelegenheiten; Kuhlmeyer und Beuth wurden zu Mitgliedern des Staatsrats für die Finanzangelegenheiten ernannt, Reimann für die Handelsangelegenheiten usw.





Nach einer Zeichnung von Franz Krüger

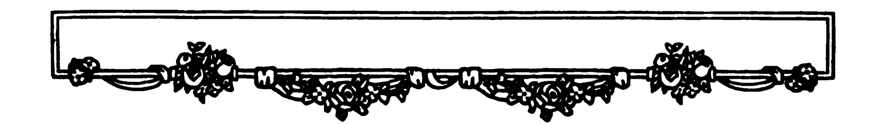


Tagebücher und Aufzeichnungen

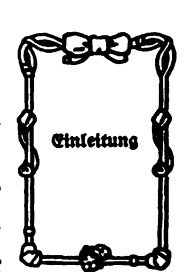
von

Marie de la Motte-Fouqué

1836—1842



Einleitung.



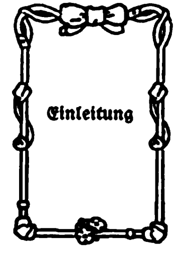
Aus der Ministerzeit Rochows von 1834—1842 hat sich kein schriftlicher Nachlaß von der Hand seiner Frau erhalten. Diese Periode und die Ereignisse, welche zu ihrem Abschluß führten, werden in den folgenden Tagebüchern und Aufzeichnungen von Marie de la Motte-Fouqué, der Stiefschwester Rochows, geschildert. Sie teilte vom Jahre 1836 ab das häusliche Leben des Ehepaares und schrieb ihre Tagebücher meist unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten nieder, während die Aufzeichnungen über die Jahre 1840 und 1842 erst nach dem Tode des Ministers entstanden sind.

Einige Worte über die Verfasserin mögen hier folgen:

Marie de la Motte-Fouqué, 1804 geboren, war die Tochter des romantischen Dichters Friedrich de la Motte-Fouqué und seiner zweiten Gemahlin Karoline v. Rochow, geborenen v. Briest. Sie wuchs in dem großen Familienkreise zu Nennhausen bei Rathenow auf, an dessen Spitze ihr Großvater, der alte Herr v. Briest, stand, eine damals nicht unbekannte Persönlichkeit, die sich in provinzial- und innerpolitischen Interessen betätigte.

Die verschiedenartigsten Elemente vereinigten sich in seinem Hause zu einem harmonischen Ganzen, und der dort entstandene innige Zusammenhang zwischen Marie und ihren Rochowschen Stiefgeschwistern erhielt sich durch das ganze Leben. Am nächsten stand ihr die ältere, sehr hübsche und liebenswürdige Schwester Klara, die sich 1824 mit dem Oberst, späteren General v. Pfuel vermählte. Im Vergleich zu ihr trat Marie, namentlich später im Berliner Weltleben, mit dem eigenen unscheinbaren Äußeren





wie selbstverständlich zurück, aber ihr empfänglicher Geist öffnete sich schon frühzeitig den Interessen ihrer Umgebung; sie versetzte sich in das Fühlen und Denken der anderen. Ihr Blick, den keine Selbstsucht trübte, ihre feine, nachfühlende Natur erscheinen also wie geschaffen, das Wesen der Menschen, die sie liebte, in seinen Verwickelungen mit der Allgemeinheit, wie in seinen persönlichen Konflikten aufzufassen, ihr Leben innerlich mitzuleben und zurückschauend, treu wiederzugeben.

Karoline de la Motte-Fouqué, Maries Mutter, eine damals gefeierte Schriftstellerin,[1]) versammelte in Nennhausen wie in Berlin einen ästhetisch gebildeten Kreis um sich und stand in Verbindung mit vielen literarischen Größen der Zeit. Sie verstand es, ihren Salon durch dramatische Aufführungen und Lektüre zu beleben. Marie nahm von Jugend auf daran Teil, vorzugsweise aber folgte sie den politischen Interessen ihres Großvaters, wie ihrer beiden ins Leben tretenden Brüder.

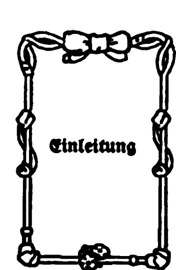
Nach dem Tode der Mutter verlor sie die alte Heimat. Sie begleitete ihren Vater nach Berlin; er aber zeigte sich, seit er Witwer war, immer mehr als haltloser Charakter und faßte bald den Entschluß, die Gesellschafterin seiner Tochter zu heiraten. Marie trennte sich nun von ihm und siedelte zu ihrem Bruder Gustav in das Ministerium des Innern über.

Von da an (1836) begann wohl die inhaltreichste Zeit in Maries Leben. Sie nahm den regsten Anteil an den Plänen und Arbeiten ihres Bruders, der gern das, was ihn erfüllte, mit ihr besprach. Er bildete den Mittelpunkt ihres Daseins und so erschienen ihr Verhältnisse und Menschen hauptsächlich in ihren Beziehungen zu ihm bedeutsam. Ihr Urteil zeigt sich im Gegensatz zu dem ihrer Schwägerin ganz vom Gefühl geleitet, oder von den Anschauungen geliebter Persönlichkeiten abhängig.

Ein andauerndes körperliches Leiden fesselte Marie fast immer an das Bett oder Sofa — Chaiselongues gab es damals noch nicht —,

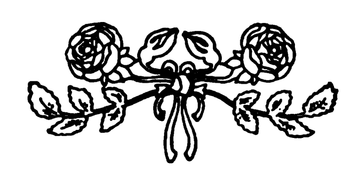
[1]) Vgl. S. 108, Anm. 1, S. 113, Anm. 1.

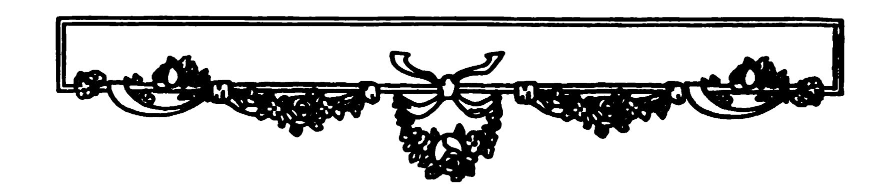




aber es fanden sich in ihrem Zimmer oft bedeutende Persönlichkeiten zusammen, mit denen sie alle schwebenden Fragen erörterte. Der Trieb zur Arbeit war sehr lebhaft in ihr, und sie meinte: „Da ihre Füße nun einmal ruhen müßten, sollten Kopf und Hände doppelt fleißig sein.“ Sie führte einen ausgedehnten Briefwechsel zeichnete Gedanken und Erlebnisse auf, las das Lesenswerte, und manche Erzeugnisse ihrer kunstfertigen Nadel haben sie noch überdauert. So gelang es ihr, bei gehemmten Körperkräften Geist und Gemüt frisch zu erhalten, sie in mündlichem und schriftlichem Austausch zu bilden.

Als der Tod ihres Bruders sie in die Stille zurückführte, blieb Marie dennoch eine beliebte und gesuchte Persönlichkeit. Sie starb erst 1864. Eine Verwandte, die sie noch gekannt, schreibt von ihr: „Sie war eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen, die mir begegnet sind, zugleich durch große Herzensgüte ausgezeichnet, eine der wenigen, ganz liebenswürdigen alten Jungfern, eine wahre Freundin der Jugend.“





I. Aus den Tagebüchern.

Das Jahr 1836.

In der Jugend pflegen wir nur die Gegenstände merkwürdig zu finden, die auf uns selbst und hauptsächlich auf die momentane Stimmung und Richtung unseres Gemüts Bezug haben. Der Blick, das Interesse wird allgemeiner, je mehr Ruhe man in sich gewinnt, je weniger man für sich vom Leben erwartet. Das einst mit sich beschäftigte Herz, mit seinen Ansprüchen fertig, entweder im ruhigen Genuß eines Glückes oder im stillen Entsagen manches Wunsches, hat nun kennen gelernt, wie das Leben in anderen erst dem Dasein das Interesse gewährt, dessen wir bedürfen, um unsere Pflichten lieben und sie erfüllen zu können.

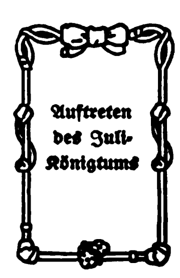
Der einmal von uns selbst gewendete Blick gewinnt dann bald an Umfang. Wir sehen eine Kette in die andere greifen. Die äußeren Ereignisse nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, weil wir wärmer und lebendiger den Zusammenhang mit der Allgemeinheit empfinden.

In meiner Jugend war es mir zur Gewohnheit geworden, die Begebenheiten aufzuzeichnen, die grade auf mich einen Eindruck machten, sie in dem Licht darzustellen, in dem sie mir augenblicklich erschienen. Jetzt nun, wo ich im Familienkreise meines Bruders [1]) lebe, führt mich die Berührung mit der Welt wieder darauf zurück. Die Zeitgeschichte greift so tief in das Leben ein, daß selbst Frauen davon hingenommen werden. Haben wir auch nicht die Fähigkeit, die Gegenstände ganz und in allen verschiedenen Richtungen zu durchdringen, so empfinden wir doch die durchlebten Einzelheiten

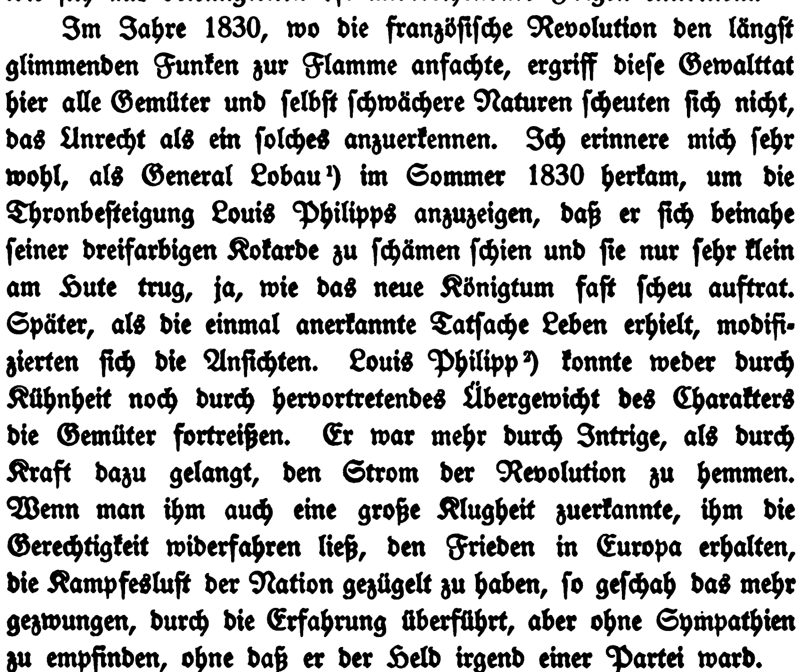
[1]) Des Ministers Rochow, in Berlin.



lebendig und warm. Diese Stücke verlieren sich zwar in dem Ganzen, tragen aber doch zu seinem Zusammenhang bei, und man wird sie nicht ohne Interesse betrachten.



Das Haus meines Bruders ist interessant, da sich hier in geselliger und politischer Beziehung manches kreuzt und zuträgt. Seine Stellung zum Könige und Kronprinzen bringt ihn in Verhältnisse, die ihm den inneren Zusammenhang der Begebenheiten vor Augen legen. Unwillkürlich erschrickt man, wenn man sieht, wie sich aus Kleinigkeiten oft unberechenbare Folgen entwickeln.



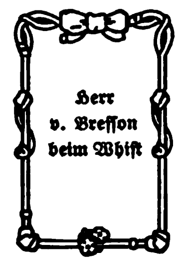
Im Jahre 1830, wo die französische Revolution den längst glimmenden Funken zur Flamme anfachte, ergriff diese Gewalttat hier alle Gemüter und selbst schwächere Naturen scheuten sich nicht, das Unrecht als ein solches anzuerkennen. Ich erinnere mich sehr wohl, als General Lobau[1]) im Sommer 1830 herkam, um die Thronbesteigung Louis Philipps anzuzeigen, daß er sich beinahe seiner dreifarbigen Kokarde zu schämen schien und sie nur sehr klein am Hute trug, ja, wie das neue Königtum fast scheu auftrat. Später, als die einmal anerkannte Tatsache Leben erhielt, modifizierten sich die Ansichten. Louis Philipp[2]) konnte weder durch Kühnheit noch durch hervortretendes Übergewicht des Charakters die Gemüter fortreißen. Er war mehr durch Intrige, als durch Kraft dazu gelangt, den Strom der Revolution zu hemmen. Wenn man ihm auch eine große Klugheit zuerkannte, ihm die Gerechtigkeit widerfahren ließ, den Frieden in Europa erhalten, die Kampfeslust der Nation gezügelt zu haben, so geschah das mehr gezwungen, durch die Erfahrung überführt, aber ohne Sympathien zu empfinden, ohne daß er der Held irgend einer Partei ward.

Hier in Berlin teilten sich, wie in vielen Dingen, so auch hierin, die Ansichten des königlichen und des kronprinzlichen Hofes.

[1]) Georges Mouton, Graf von Lobau (1770—1838), Marschall von Frankreich, nahm an den napoleonischen Kriegen mit Auszeichnung teil, wurde bei Waterloo gefangen. 1830 Oberbefehlshaber der Nationalgarde, 1831 Marschall.

[2]) Der „Bürgerkönig", 1830—1848. Vgl. seine Charakteristik bei Karl Hillebrand, Geschichte Frankreichs 1830—1848, Bd. I (1877) S. 1—5.





Der alte König sah in der Regierung Louis Philipps eine Garantie des Friedens, der Kronprinz empfand vorzugsweise das Unrecht, das er gegen die vertriebene Königsfamilie[1]) begangen hatte. Im allgemeinen blieb man in jenen Jahren dem französischen Gesandten gegenüber, wie in allen Beziehungen zu dem französischen Hofe, fremd und streng in den Grenzen, welche die politischen Verhältnisse verlangten.

Herr v. Bresson[2]), der Gesandte, wußte aber genau hier Bescheid. Er näherte sich keiner der Personen, die mit dem Kronprinzen in Verbindung standen, sondern fühlte sehr wohl, wo er Terrain gewinnen konnte. Er spielte fein und gut Whist. Bald nach seiner Ankunft hier hatte er festen Fuß im Salon des Fürsten Wittgenstein[3]) gefaßt; obwohl er keine anderen hiesigen Häuser besuchte, so gehörte er doch täglich zur „Partie" des alten Fürsten. Man war gewohnt, diese aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt zu sehen, und in der Gesellschaft gab das nicht gerade den Maßstab für den Wert der beteiligten Persönlichkeiten.

Man erfuhr bald, wie geschickt Herr v. Bresson diese Gelegenheit benutzt hatte, um die bis dahin rein geschäftliche Haltung der Kabinette in eine vertrauliche Beziehung der Höfe zu verwandeln. Es war im April 1836, als eines Abends am Teetisch meiner Schwägerin der eintretende Herr v. Rébeur fragte, was man hier im Hause zu der Ankunft der französischen Prinzen[4]) sage. Er gehörte zu der Klasse der kleinen deutschen Diplomaten, die meist gut Bescheid wissen und von den größeren oft gebraucht werden, um ihnen Nachrichten zuzutragen, da man sich weniger vor ihnen in acht nimmt und sie überall Zutritt finden.

---

[1]) Die Bourbons.

[2]) Charles (1837 Graf) v. Bresson (1798—1847) brachte 1833 eine Annäherung zwischen den Höfen von Paris und Berlin zustande. Später Gesandter in Madrid, endete er in Neapel durch Selbstmord.

[3]) Fürst Wilhelm zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Minister des Königlichen Hauses (1770—1851). Vgl. o. S. 45, Anm. 1.

[4]) Ferdinand Philipp Ludwig Herzog von Orleans (1810—1842) und Ludwig, Herzog von Nemours (geb. 1814), die beiden ältesten Söhne Louis Philipps. Vgl. zu dem Folgenden Treitschke, Deutsche Geschichte IV, 515 ff.



Er versicherte, er komme eben vom Fürsten Wittgenstein und habe dort die Nachricht von Herrn v. Bresson selbst erfahren. Die Zimmer im Schloß wären schon bestimmt, und Herr v. Bresson machte alle Einrichtungen in seinem Hotel, um den Prinzen ein großes Fest zu geben. Wir wunderten uns darüber, daß ein so vielfach besprochener Plan, wie dieser es sein mußte, selbst den Ministern so lange unbekannt blieb; mein Bruder in seiner vertraulichen Stellung zum Kronprinzen erfuhr es erst an demselben Tage wie die ganze Stadt. Er klärte uns dann über den Zusammenhang auf.



Ansage der Prinzen von Orleans

Ohne den König durch eine offizielle Frage in Verlegenheit zu setzen, oder eine ausweichende Antwort zu riskieren, waren mit Umgehung der öffentlichen Behörden die Verhandlungen durch den Fürsten an den König gelangt. Erst als die französische Regierung über die Art der Aufnahme im klaren war, traf die Anzeige von der Ankunft der Prinzen durch den Gesandten bei den Ministern ein. Der Fürst hatte das Geheimnis streng gewahrt, weil er Widerspruch vom Kronprinzen und den jüngeren Prinzen fürchtete.

Der Kronprinz erfuhr es an demselben Abend wie wir, und zwar im Theater durch den Grafen Redern.[1]) Graf Redern war in der kleinen Loge des alten Königs gewesen, wo er als Intendant freien Zutritt hatte, und hörte, wie der König der Fürstin Liegnitz erzählte, daß er soeben die offizielle Anmeldung der französischen Prinzen erhalten habe. Graf Redern ging nun in die große königliche Loge zurück, und, sich hinter den Stuhl des Kronprinzen stellend, flüsterte er ihm diese Neuigkeit halblaut zu. Der Kronprinz, ganz ahnungslos über die Möglichkeit dieses Besuches, äußerte sich nun sehr heftig über den Mangel an Vertrauen, den man ihm bewiesen, und wie unangenehm ihm der Besuch sei. Seine Worte und Bewegungen fielen im Publikum auf; es war bald bekannt, daß der Kronprinz nicht die Ansicht des Königs teile.

[1]) Wilhelm Friedrich Graf v. Redern (1802—1883), seit 1828 Generalintendant der Kgl. Theater zu Berlin, 1844 Generalintendant der Hofmusik, auch als Komponist bekannt.



Französische Prinzen bei Hofe

Der Tag der Ankunft rückte heran. Herr v. Bresson war den Prinzen entgegengefahren; man erfuhr, daß ihre Reise durch die alten Provinzen ruhig und ohne Aufregung verlief. Herr v. Bresson, in der Sorge um ihre Sicherheit, hatte zwar das Ansuchen um eine militärische Begleitung gestellt, es war ihm aber erwidert worden: „in unserem Lande sei man gewohnt, den König und alle Prinzen in kleinen Wagen und mit wenig Gefolge reisen zu sehen; eine solche Eskorte würde den Eindruck eines Gefangenentransports erwecken.“ Das neue Königtum, im Gefühl mangelnden Vertrauens, glaubte der Waffen zu bedürfen.

Halb Berlin war auf den Beinen. Seit der Invasion hatte man nur einzelne durchreisende Franzosen gesehen, ein französischer Prinz aber nie das Land besucht. Um drei Uhr kamen die Prinzen an, doch in großen, geschlossenen Berlinen, so daß kein Mensch sie sehen konnte. Das große Publikum zeigte sich ruhig und die Furcht vor irgend einem Ausbruch erwies sich als grundlos.

Bei Hof und in der Gesellschaft machten sie einen günstigen Eindruck. Vollkommen erzogen, mit gut einstudierter Rolle, betraten diese jungen Prinzen ein Terrain, das sie anscheinend genau kannten. Sie wußten die Individualität jedes einzelnen zu berücksichtigen, und der keiner Verstellung fähige Sinn des königlichen Hauses ward für sie eingenommen.

Mein Bruder, eben erst von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen, ging noch nicht in Gesellschaft. Kurz vor der Abreise der Prinzen kehrte er von einem Besuch beim Kronprinzen zurück und sagte: „auch meine Herrschaften sind geblendet, sie nehmen das auswendig Gelernte für innerlich Empfundenes.“ Kurz darauf kam Fürst Wittgenstein zu ihm und teilte ihm mit: Der Herzog von Orleans bedaure, Berlin zu verlassen, ohne seine Bekanntschaft zu machen, ob er sich nicht im Laufe des folgenden Tages zu ihm bemühen wolle? So fuhr denn mein Bruder hin, zum erstenmal seit seiner Krankheit in großer Uniform, um dem Sohne Louis Philipps aufzuwarten. Wer hätte das im Jahre 1830 gedacht? Man wurde an die kleine, verschämte Kokarde des General Lobau



erinnert, besonders wenn man Herrn Bresson mit so vieler Eleganz und den dreifarbigen Livreen einherfahren sah.



Mein Bruder gehört keineswegs zu den Menschen, deren Urteil durch vorgefaßte Ansicht gefangen genommen ist, sondern wirklicher Geist oder tieferes Gemüt finden auch trotz Meinungsverschiedenheiten Anklang in seiner lebendigen, empfänglichen Natur. Hier aber war er ganz kalt geblieben. Die Erscheinung der Prinzen hatte einen matten Eindruck hinterlassen, das Gespräch hielt sich in den Grenzen oberflächlicher Redensarten und ihre Kenntnisse unseres Landes zeigten sich als höchst äußerlich. Mein Bruder sah daraus, wie wenig dazu gehört, selbst die Edleren und Besseren zu täuschen.

Das Jahr 1837.

Das Jahr 1837 begann mit der Heirat des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin von Mecklenburg[1]). Sie ist nicht besonders hübsch und nicht jung genug, um blind in die neuen Verhältnisse zu gehen, deren Schwierigkeit sie sich nicht verhehlen konnte. Sie war in pietistisch-frommer Erziehung aufgewachsen und man glaubte sie in ernste Zurückgezogenheit versunken, als sie mit einem Mal hervortrat, um diese Heirat gegen den Willen ihres Bruders, des Großherzogs, durchzusetzen. Obgleich sie ihren künftigen Gemahl nie gesehen hatte, zeigte sie sich wie von großer Liebe befangen und wendete sich an unseren König um Beistand.

Der König stiftet gern Heiraten.[2]) Hier sah er in einer protestantischen Prinzessin an einem katholischen Hofe eine Stütze der Konfession, als deren Vertreter und Beschützer er sich betrachtet. Er findet es besser, daß der Prinz in Verbindung mit einem norddeutschen Hof tritt, als mit einem süddeutschen. Genug, er ist gewonnen und schickt heimlich Herrn v. Kamptz[3]) nach Schwerin, den Großherzog zu seiner Zustimmung zu bereden. Was konnte den

---

[1]) Helene von Mecklenburg-Schwerin (1814—1858).

[2]) Doch war diese Heirat hochpolitisch. Vgl. Treitschke, a. a. O. IV, S. 516 ff.

[3]) Vgl. o. S. 218, Anm. 1.





Franzosen gelegener sein, als daß eine größere Macht sich zu ihrem Vorteil in die Sache mischt? Von ihrer Seite ward nichts gespart, um sie bekannt zu machen. Herr v. Kamptz, der der Sprache durch einen Fehler der Zunge schon im Deutschen nicht mächtig ist, spricht das Französische mit großer Schwierigkeit; er verkehrt nun freundschaftlich mit Herrn v. Bresson.

Inzwischen sprachen sich auch der Großherzog von Strelitz [1]) und der Herzog Karl [2]) entschieden gegen die Verbindung aus, Herr v. Kamptz legte eine schriftliche Rechtfertigung des Planes vor, und es folgte eine Entgegnung des mecklenburgischen Ministers v. Oertzen [3]). Der Herzog Karl erkrankte um diese Zeit und der Empfang des Großherzogs hier fiel kühl und fremd aus. Der König erklärte der Prinzessin, sie bedürfe der Zustimmung des Bruders nicht; die Ehepakten wurden von der Mutter unterzeichnet, der Name des Regenten fehlte. Die Meinungen für und wider standen sich schroff gegenüber und erzeugten Reibungen zwischen

---

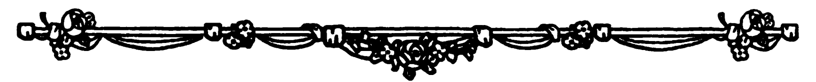
[1]) Georg Friedrich Karl, Bruder der Königin Luise.

[2]) Vgl. o. S. 60, Anm. 1.

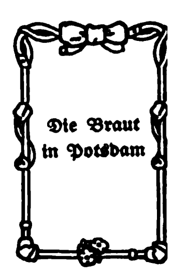
[3]) Vgl. Treitschke, a. a. O. IV, S. 517. — Oertzen verfaßte März 1837 „Bemerkungen, die beabsichtigte Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Herzogin Helene von Mecklenburg-Schwerin, insbesondere das Schreiben des Preußischen Justizministers v. Kamptz an den Mecklenburg-Strelitzschen Minister v. Oertzen betreffend“.

General v. d. Marwitz bemerkt dazu (Friedersd. Archiv XIII B., S. 60): „Kurz nach Abfassung dieses Schreibens (März 1837) war der Verfasser, Minister v. Oertzen, nach Berlin gekommen, um wegen Kränklichkeit sich in die Kur des Geh. Rat Rust zu begeben. Dieser hatte Lust zu verreisen und übergab die Kur seinem Sohne, der schon als ein Untier an Dummheit und Ungeschick bekannt war. — Oertzen sollte Spiritus-Dampfbäder nehmen. Zu dem Ende salbte ihn das Untier über und über mit Öl, setzte ihn unter einer dichten, über den Kopf gezogenen Decke über erwärmten Spiritus, und nachdem der ganze Raum unter der Decke gehörig mit Dampf erfüllt war, zündet der Kerl (nach seiner Meinung) den Spiritus an. Das Feuer ergreift aber natürlich sogleich den ganzen Raum, die Dämpfe brennen, der arme geölte Oertzen brennt über und über, — und stirbt nach drei Tagen an den gräßlichsten Brandwunden!

Die Obduktion bewies, daß einige Abnormitäten in seinem Innern, welche seine Kränklichkeit veranlaßt, auch nicht im entferntesten zu seinem Tode beigetragen hatten, sondern einzig und allein der Brand. — Es war



dem Könige und seinem Schwiegersohn[1]), zwischen ihm und seiner Tochter, der Großherzogin.



Die Braut in Potsdam

Während die Umgebungen des Königs in dieser Verbindung eine Garantie des Friedens sahen, die Frömmler in ihr ein Werkzeug göttlicher Gnade erblickten, das Frankreich zur Buße führen werde, geschahen in Paris die Vorbereitungen zur Vermählung. In dortigen Zeitungen wurde das Wohlwollen des Königs von Preußen hervorgehoben, ja sein Haus als ein verwandtes bezeichnet.

Im Mai 1837 kam die Braut durch Potsdam.[2]) Der Hof empfing sie; es fand Familien-Dejeuner statt, zu dem, wie es hier Sitte ist, kein Minister oder Privatmann geladen wird. Herr Bresson mit seiner Legation war natürlich in Potsdam, um der Prinzessin Ehrfurcht zu beweisen; sie nahmen an der Familienvereinigung teil. Graf Brandenburg[3]), der zum Hofe gerechnet wird, schilderte uns als Augenzeuge seine Eindrücke. Die Braut soll, ohne hübsch zu sein, etwas sehr Vornehmes haben und besonders die Gabe des Sprechens in hohem Grade besitzen. Sie hinterließ selbst denen, die gegen sie eingenommen waren, einen angenehmen Eindruck. Der König hat sie väterlich behandelt, der Kronprinz und die Kronprinzessin, ohne den Schritt zu billigen, zeigten in ihrer Haltung die Güte und das Zartgefühl, die beiden in so hohem Grade eigen ist. Die anderen königlichen Prinzen und Prinzessinnen dagegen verletzten beinahe die Pflichten der Gastlichkeit. Es ist eine merkwürdige Erscheinung hier, daß die Meinung des Königs so wenig Einfluß auf die Stimmung der Gesellschaft ausübt.

---

demnach genau so, als ob die Demagogen den Mann, der soeben solche vortreffliche Gesinnung gezeigt, aus der Welt hätten schaffen wollen."

v. Marwitz, 15. April 1837.

[1]) Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (1800—1842), 1822 mit Prinzeß Alexandrine, Tochter Friedrich Wilhelms III., vermählt. Vgl. Stammtafel II.

[2]) Vgl. Treitschke, a. a. O. IV, S. 518.

[3]) Vgl. o. S. 76, Anm. 2.



Rochow in der Rheinprovinz

Kurze Zeit darauf ward unser Gesandter in Paris, Herr v. Werther[1]) zum Minister des Auswärtigen ernannt. Man erwartete ihn so schnell wie möglich hier zu sehen, da das Portefeuille schon mehrere Monate erledigt[2]) und nur unvollkommen durch Herrn v. Jordan[3]) und Geheimrat Philipsborn[4]) versehen wurde; doch erhielt Herr v. Werther Weisung, bis nach der Vermählung des Herzogs von Orleans in Paris zu bleiben. Die meisten Ambassadeurs und großen Gesandten reisten vorher ab, Herr v. Werther ward als Gesandter eines verwandten Hofes an die Familientafel gezogen. —

Der Herbst 1837 brachte mich nach längerer Abwesenheit hierher zurück. Mein Bruder hatte eine Rheinreise gemacht und war durch Westfalen zurückgekehrt. Diese Reise hatte ein doppeltes Interesse für ihn gehabt. Diese entfernt liegenden Provinzen sind dem Einfluß ihrer Nachbarn um so eher ausgesetzt, als hier die Treue gegen den König nicht durch das persönliche Gefühl für ein altes, angestammtes Herrscherhaus unterstützt wird, wie es in den alten Provinzen fast unbewußt jeden Bewohner zur Erfüllung seiner Pflichten treibt. Dazu kommt das Vorherrschen der katholischen Religion, das leicht Mißtrauen gegen den protestantischen Herrscher entstehen läßt. Unser König ist ein eifriger Protestant, der seiner Lehre die schwierigsten Wege zu ebnen sucht. Man kann nicht leugnen, daß er Andersgesinnte oft verletzt, bei kleinen Reibungen unbedingt Partei nimmt, und dadurch Übelgesinnten Waffen in die Hand gibt. Während sich die katholische Kirche unter preußischem Szepter hob und reinigte, wurden die ihr erwiesenen Wohltaten durch wiederholte Verletzungen verwischt.

Die Persönlichkeit des jetzigen Erzbischofs von Köln, Freiherrn Droste zu Vischering[5]), war dazu gemacht, ein unbewußtes Werk-

---

[1]) Vgl. o. S. 209, Anm. 4.

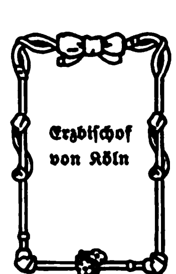
[2]) Ancillon war am 19. April 1837 gestorben.

[3]) v. Jordan, a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister in Dresden.

[4]) Geh. Legationsrat Philipsborn (1784—1848) war vortragender Rat im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

[5]) Clemens August Frhr. Droste zu Vischering (1773—1845), 1805 Generalvikar, kam schon bald nach 1815 in Streitigkeiten mit der preußischen





zeug Übelwollender zu werden. Beschränkt, zelotisch, streng in einmal gefaßten Grundsätzen, scheut er keine weltliche Macht, keine Zurücksetzung auf seinem Wege. Er ist ein frommer Mann, aber eigensinnig wie fast alle beschränkten Leute, die sich um so fester rennen, je mehr Widerspruch sie finden. Er scheidet die geistliche und weltliche Macht streng. Die ultra-katholische Partei, zu der auch Radowitz gehört,[1]) protegiert ihn. Sie hängt in mancher Beziehung mit den protestantischen Pietisten zusammen, die nicht ohne Einfluß auf den Kronprinzen sind. Dieser hat die Wahl Drostes gebilligt, der vor zirka $1^1/_2$ Jahren unter allgemeiner Anerkennung die erzbischöfliche Würde erlangte.

Nur zu bald zeigte es sich, daß Droste seinem Wirkungskreise nicht gewachsen war. Es fehlte ihm nicht an Eifer, wohl aber an der Einsicht, die ihm gelegten Schlingen zu erkennen. Die belgische Geistlichkeit hatte sich seiner bemächtigt. Unabhängigkeit der Kirche vom Staat war der Grundsatz, den er auffaßte; wie weit der ihn führen würde, ahnte er vielleicht selbst nicht, als er zuerst in Widerspruch mit der Regierung über die Anerkennung der hermesianischen Lehre[2]) trat.

Seine strenge Ansicht über die gemischten Ehen bedrohte den Frieden der Familien wie der einzelnen Gewissen. Es mußte eine Einigkeit zwischen geistlicher und weltlicher Macht erzielt werden, denn das Für und Wider ward bald Parteisache. Mein Bruder fand die Stimmung äußerst gereizt über alles, was sich auf diesen Punkt bezog, doch kehrte er im allgemeinen beruhigt zurück.

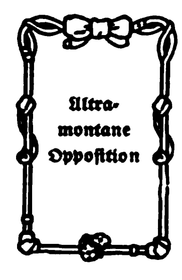
Er hatte eine Unterredung mit dem Erzbischof gehabt. Graf

Regierung; er wurde 1825 Weihbischof in Münster und vertrat von neuem aufs eifrigste die Interessen der katholischen Kirche. Trotzdem wurde er 1835 als Nachfolger des verstorbenen Spiegel zum Erzbischof von Köln gewählt und bestätigt. Vgl. über ihn und den Kölnischen Bischofsstreit Treitschke, Deutsche Geschichte IV, 683 ff.

[1]) Dies Urteil trifft nicht zu. Vgl. Hassel, a. a. O., S. 150 f., 189 f.

[2]) So benannt nach dem Bonner Professor Hermes (gest. 1831), der die Dogmatik der römischen Kirche philosophisch im Anschluß an Kant zu begründen suchte. Vgl. Treitschke, a. a. O. IV, S. 692 f.





Stolberg [1]) war zugegen gewesen, der, durch die ultra-katholische Partei begünstigt, Einfluß besaß und in seiner Stellung als Oberpräsident schon manche Reibung geschlichtet hatte. Meinem Bruder machte es den Eindruck, als ob der wirklich das Gute erstrebende Erzbischof durch den frommen Sinn der mit ihm Redenden von dem guten Willen der Regierung für den Augenblick überzeugt war. Er versprach, sich in alles zu fügen, was von Rom entschieden würde. Von dort aus traf ein Abgesandter, Monsignore Cappacini, in Berlin ein und nahm dann seinen Weg nach Köln. Diesen sprach mein Bruder nicht mehr; sie fuhren aneinander vorüber und man mußte der Zukunft den Erfolg überlassen.

Ende August traf mein Bruder in Berlin ein. Er teilte dem Fürsten Wittgenstein und Graf Lottum [2]) seine Eindrücke über die bedenklichen Verhältnisse am Rhein mit und verhehlte nicht, wie die Störrigkeit des Erzbischofs das Ergebnis der Stimmung einer weitverzweigten, geheimen Partei sei. Diese habe ihren Sitz in Belgien, doch gehörten zu ihren Werkzeugen auch Personen in den Mauern Berlins: einige, die zur Gesellschaft gerechnet würden, andere, die unscheinbar, aber um so sicherer ihren Weg gingen. Er könne das Haus der Gräfin Ingenheim [3]) nennen. Der Zweck dieser Partei liege klar vor Augen. Unter dem Vorwande, der Kirche die Freiheit im Handeln zu verschaffen, richte sie ihre Gedanken auf ein Losreißen der Rheinprovinz.

Ich kehrte im Oktober zurück. Meine erste Frage war, wie sich der König in dieser Sache geäußert habe. Mein Bruder hatte ihn noch nicht gesehen, was unbegreiflich erschien, da der König ihn vor der Abreise darüber sprach. Er reichte schriftlich seinen Rapport ein und empfing eine Kabinettsorder, die ihn dafür belobte. Erst im November ließ ihn der König nach Charlottenburg hinaus-

---

[1]) Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode, Präsident der Regierung zu Düsseldorf (nicht Oberpräsident). Vgl. o. S. 223 ff.

[2]) Vgl. o. S. 71, Anm. 4.

[3]) Tochter Friedrich Wilhelms II. aus seiner Ehe mit Julie v. Voß (Gräfin Ingenheim).



kommen, um mit ihm und dem Geheimrat Bunsen[1]), der als Gesandter in Rom das dortige Terrain genau kennt, die Maßregeln zu überlegen, die man ergreifen müßte, um das Ansehen der königlichen Gewalt der rheinischen Geistlichkeit gegenüber zu wahren.



Die Anwesenheit des Nuntius hatte keinen Erfolg gehabt, obwohl seine klaren, ruhigen Äußerungen eine richtige Einsicht in die dortigen Verhältnisse bekundeten; der Erzbischof verweigerte dem Könige ganz offenkundig den Gehorsam. Jetzt ward ihm angezeigt, er möge sich hinsichtlich der gemischten Ehen den Anordnungen fügen, die im Verein mit dem römischen Stuhl getroffen seien, oder man sähe sich genötigt, ihn seines Amtes zu entsetzen. Sonderbar ist es, daß, während dieser wichtige Schritt getan war und man mit Spannung die Antwort erwartete, die Sache in der Gesellschaft spurlos vorüberging. —

Der Tod des Herzogs Karl von Mecklenburg[2]) hat hier eine Zeitlang alle Gemüter beschäftigt. Gewiß läßt er eine Lücke, die nicht leicht auszufüllen ist. Sein feiner, schneller Verstand, der sich behend in Verhältnisse und Menschen fand, im Verein mit unermüdlicher Tätigkeit und dem Eifer, etwas Großes zu leisten, hatten ihm eine Stellung gegeben, wie sie selten gefunden wird. Er war Chef der Garden, gleichzeitig Präses des Staatsrates; außerdem wußte er sich die verschiedenartigsten Beziehungen zu schaffen und fand dadurch Eingang zu manchem, was eigentlich nicht sein Forum war.

Bei allen seinen ausgezeichneten Eigenschaften ist er indessen nicht geliebt worden. Man fühlte zu oft durch, daß die Eitelkeit

---

[1]) Christian Karl Josias Frhr. v. Bunsen (1791—1860), Diplomat und Gelehrter, 1818 preußischer Gesandtschaftssekretär, 1827 Ministerresident beim päpstlichen Stuhl in Rom. 1838 wurde er abberufen, als seine Bemühungen, die durch die Kölner Wirren hervorgerufenen Streitigkeiten gütlich beizulegen, vom päpstlichen Stuhl zurückgewiesen waren. Er war ein Freund Friedrich Wilhelms IV., in kirchlichen Fragen dessen Hauptberater; später Gesandter in London. Vgl. Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen (1873) und Bunsens Biographie von seiner Witwe (3 Bände, 1868—1871).

[2]) Am 21. September 1837.





die Triebfeder mancher seiner Handlungen war; sie täuschte ihn auch zuweilen über die Tragweite seiner Fähigkeiten. Er besaß einen empfänglichen Sinn für alles Schöne und Erhabene; seine einsame Lebensweise in Monbijou ließ ihm Zeit, ein angenehmes dichterisches Talent zu üben.

So lange meine Mutter lebte, war er öfter in unserem Hause, und ich hatte häufig Gelegenheit, mich an dem schnellen Austausch der Gedanken zu ergötzen, der zwischen ihm und meiner lebhaften Mutter stattfand. Ich sehe beide vor mir: meine Mutter, eine noch immer schöne Frau, deren tiefer Blick bekundete, daß sie den Verstand in die Region des Gefühls hineinzog, besaß Leichtigkeit genug, um den blitzartigen Gedanken zu folgen und zu begegnen, die der Herzog ihr oft spielend entgegenwarf. Sein Äußeres war auffallend sonderbar: eine hagere, feine Gestalt, ein sehr kleiner Kopf mit dunklen, früh ergrauten Haaren, die grell gegen eine jugendlich rot und weiße Gesichtsfarbe abstachen, breite und gedrückte Züge. Ein großer Mund, der bei häufigem Lächeln zwei Reihen starker, weißer Zähne sehen ließ, gab dem Gesicht leicht einen höhnenden Ausdruck, während die klugen Augen den Worten einen zweideutigen Sinn zu verleihen schienen.

In den letzten Jahren, wo manches Urteil wankend wurde, wo nicht jeder den Mut hatte, offen seiner Gesinnung treu zu bleiben, ist er ein Halt der guten[1]) Sache gewesen. In militärischer Hinsicht erscheint sein Tod für die individuellen Beziehungen des Hofes zur Armee unersetzlich. Durch den häufigen Aufenthalt unserer Prinzen in Rußland ist etwas von dem großen Abstand mit herübergekommen, der in der dortigen Armee zwischen Vorgesetzten und Untergebenen besteht und sich auch über das dienstliche Verhältnis hinaus erstreckt. Dort sahen sie den Offizier, den Soldaten, wie er mehr als Puppe behandelt und gedrechselt wird, um mit ihm zu figurieren. Hier aber glaubt sich das Selbstgefühl des so mehr sächlich als menschlich Behandelten verletzt, sein Sinn erbittert. Der Herzog Karl sah immer in dem Offizier und

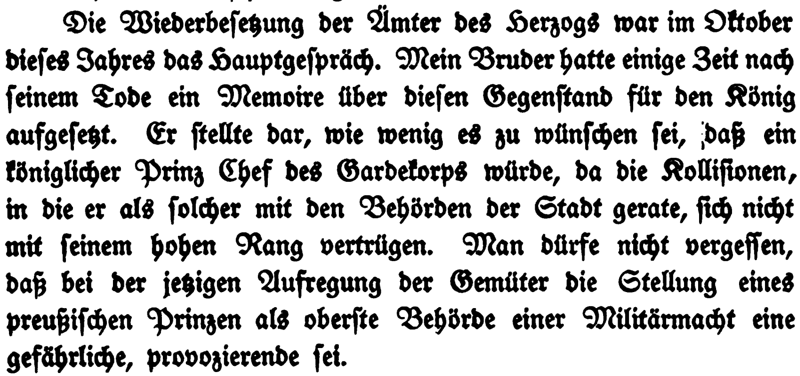
[1]) d. h. konservativen.





Soldaten denjenigen, der bereit ist, sein Leben hinzugeben, wollte auch den Stand danach gestellt sehen. Deshalb vertrat er den einzelnen mit Eifer und bildete ein Gegengewicht von Bedeutung.

Die Heirat der Prinzessin Helene[1]) traf ihn in leidendem, kränklichen und gereizten Zustande. Die Partei, die der König ergriff, schmerzte ihn. Er und sein Bruder fanden sich vernachlässigt. Um alberne Gerüchte Lügen zu strafen, die ihn mit dem König in offener Fehde bezeichneten, wollte er beweisen, daß seine Gesundheit ihn zwinge, den Abschied zu nehmen. Er brauchte Ems, übernahm die Geschäfte danach zu früh wieder, und da traf ihn schnell der Tod. Er ist stark gestorben, mit Gott und sich in Frieden, den Menschen vergebend.



Die Wiederbesetzung der Ämter des Herzogs war im Oktober dieses Jahres das Hauptgespräch. Mein Bruder hatte einige Zeit nach seinem Tode ein Memoire über diesen Gegenstand für den König aufgesetzt. Er stellte dar, wie wenig es zu wünschen sei, daß ein königlicher Prinz Chef des Gardekorps würde, da die Kollisionen, in die er als solcher mit den Behörden der Stadt gerate, sich nicht mit seinem hohen Rang vertrügen. Man dürfe nicht vergessen, daß bei der jetzigen Aufregung der Gemüter die Stellung eines preußischen Prinzen als oberste Behörde einer Militärmacht eine gefährliche, provozierende sei.

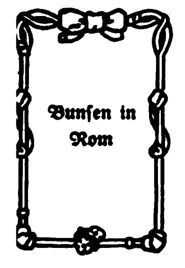
Es waren Gründe der Politik und Staatsrücksicht, die er anführte; die Bewegung in der Armee gegen die Besetzung aller höheren Stellen durch Prinzen, nimmt immer mehr zu. Eine Antwort ist nicht darauf erfolgt, doch ist der König mit der Ansicht einverstanden gewesen.

Der Winter verging unter den genugsam bekannten Begebenheiten, in denen die Absetzung des Erzbischofs von Köln, die schimpflichen Verhandlungen mit Rom die Hauptrolle spielten.[2]) Es war merkwürdig, wie Geheimrat Bunsen sich hier aller Gemüter bemächtigt hatte. Seine Sicherheit im geselligen Auftreten streute

[1]) Vgl. o. S. 249ff.; auch Treitschke IV, S. 517 f.

[2]) Vgl. Treitschke IV, S. 698 ff.





allen, die mit ihm verkehrten, Sand in die Augen. Die kühne, feste Sprache, die er sowohl bei jenem Konseil in Charlottenburg, wie später Mitte November hier im Kabinett des Königs führte, wo mein Bruder, Herr v. Werther, Fürst Wittgenstein, Lindheim[1]) und Geheimrat Müller[2]) zugegen waren, hatte jeden glauben machen, er sei der Mann, um seine Ansicht auch dem Papst gegenüber durchzuführen.

An diesem Tage, wo alle Anwesenden ihr Gutachten im Sinne einer strengen Maßregel gegen den Starrsinn des Erzbischofs abgaben, fragte mein Bruder den Herrn v. Bunsen direkt, ob er auch glaube, dieselbe in Rom rechtfertigen zu können, denn diese Frage könne kein anderer als er beantworten. Bunsen antwortete bestimmt und ohne sich zu besinnen: er kenne das Terrain und wisse, daß man mit Festigkeit dort alles durchsetze; nur dadurch könne man dort imponieren.

Mit diesem Entschluß reiste er ab. Noch in Wien trat er mit Kühnheit dem Fürsten Metternich entgegen, der, ohne durch seine Gründe überzeugt zu werden, doch eingestand, daß er der Mann sei, eine Meinung zu verfechten. So lauten die Depeschen des Grafen Maltzan[3]). Man war entzückt von Bunsens Gradheit und Eifer und erwartete ihn ebenso in Rom wie in Wien auftreten zu sehen. Wie furchtsam und traurig er hier seine Aufgabe gelöst, ist zu bekannt, als daß man sein Benehmen und den Gang der Sachen hier noch zu detaillieren brauchte. Man mußte ihn fallen lassen, als man seine Schwäche erkannte. Nur der Kronprinz hielt ihn aus persönlichem Wohlgefallen, ja, er wollte ihn in dieser Sache rechtfertigen. Ein edler Charakterzug, so den Getadelten zu entschuldigen, aber gefährlich für einen Regenten.

---

[1]) Oberst v. Lindheim war vortragender Offizier im Militärkabinett.

[2]) Geh. Kabinetts- und Oberjustizrat im Zivilkabinett.

[3]) Graf Mortimer v. Maltzan (1793—1843), war preußischer a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister in Wien. Vgl. o. S. 193, Anm.



Das Jahr 1838.



Der Frühling 1838 brachte große Veränderungen in der Armee. Der Kronprinz erhielt eine Armee-Abteilung und verlor das Generalkommando in Pommern, während Prinz Wilhelm das Gardekorps und Prinz Karl ein Generalkommando bekam.

Im Mai traf die Kaiserin[1]) in Berlin ein. Die Berliner sehen sie immer noch wie ein Eigentum an und die Ankunft der russischen Herrschaften pflegt sich zu einem Volksfest zu gestalten. Diesmal indessen blieb die Stimmung kühler. Zwar drängte sich die Menge in den Straßen und der große Zapfenstreich versammelte abends ganz Berlin unter den Fenstern des Schlosses. Doch man fand die Kaiserin sehr verändert. Eine wohl tiefliegende Krankheit hatte einen Grad der Abmagerung und Schwäche hervorgebracht, daß sie die matten Glieder kaum zu den ihr bereiteten Festen schleppen konnte. Die frischen Rosen und Edelsteine, die sie umgaben, schienen dabei der hinfälligen Gestalt zu spotten.

Im allgemeinen ist der Anblick des Leidens wohl geeignet, Teilnahme und Mitleid zu erwecken; erscheint es aber im vergänglichen Flitterstaat, so ruft es eine Art Scheu hervor. So ging es in diesem Frühling der Kaiserin. Die Bemerkung, daß sie dem Vergnügen nachjagte, von einem Fest zum anderen eilte, während ihre Krankheit allen gefährlich schien, drängte den Jubel der Menge zurück.[2])

Den 27. Mai 1838.

Mein Bruder hatte heute morgen eine lange Unterhaltung mit dem Kaiser von Rußland. Der Kaiser kündigte ihm schon vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Diners diese Unterredung an und verlangte von ihm die Offenheit, die er als Mitglied der Familie, als ältester Schwiegersohn des Königs erheischen könne.

Der Kaiser eröffnete die Konversation mit einer vertraulichen Erörterung über die königliche Familie. Er hat das gesunde Urteil eines Mannes, der durch das Leben ausgebildet ist. Er empfindet,

[1]) Charlotte (Alexandra Feodorowna) von Rußland.

[2]) Kaiserin Charlotte starb erst am 1. November 1860.





wie es scheint, mehr durch angeborenen Takt, als durch Tiefe des Verstandes, vorzugsweise die Pflichten einer erhabenen Stellung — und trifft in seinem Urteil mit großer Sicherheit den Punkt, wodurch Menschen diese verfehlen.

Offen und frei hat er dem kronprinzlichen Ehepaar gesagt, wie, bei der Reinheit ihres ganzen Lebens, bei der hohen Achtung, die sie sich dadurch erwürben, sie dennoch zu sehr für sich lebten und dadurch ihre Pflicht als künftige Herrscher aus den Augen ließen. Er hat es darauf beiden mit der Wärme wahrer Freundschaft ans Herz gelegt, wie die Kronprinzeß sich stählen müsse, um ihrem sanften Charakter die Stärke zu geben, deren sie bedürfe, um ihre Stellung zum Könige, zu den übrigen Fürstinnen des Hauses zu behaupten. Dem Kronprinzen hat er geraten, seine Heftigkeit zu bemeistern und gleichmäßig einen Weg zu gehen, den er auch öffentlich durch Ruhe und Konsequenz behaupten müsse.

Dann gab er ihm seinen Rat als Herrscher: vorsichtig in der Wahl seiner Umgebungen zu sein, denn danach konstruierten sich die Untertanen seinen Charakter. Ohne sich mit ihnen in religiöse Auseinandersetzungen einzulassen, mache er sie darauf aufmerksam, daß es für einen Fürsten sowohl, wie für einen Staatsmann gefährlich sei, sich irgend einer Sekte hinzugeben, er stelle ihnen den König von Bayern [1]) und den Fürsten Metternich als warnendes Beispiel hin. Dies offene Gespräch hat der Einigkeit ihres Verhältnisses nicht geschadet. Die kaiserlichen und die kronprinzlichen Herrschaften sind im besten geschwisterlichen Einvernehmen. Über die anderen Prinzen, sagte der Kaiser, sei er durch die Seinigen genugsam unterrichtet.

Das Gespräch ist dann auf die katholische Frage übergegangen. Mein Bruder hat dem Kaiser die Sache in ihrer Wichtigkeit nach innen und außen auseinandergesetzt und ihn vollkommen unterrichtet gefunden. Der Kaiser hat zwar katholische Untertanen, doch seine kirchliche Verfassung erlaubt ihm, die Verschiedenheit der Konfessionen nur von der politischen Seite aufzufassen. Er rügte also von diesem

---

[1]) Ludwig I. (regierte 1825—1848).



Standpunkte aus den Fehler einer früheren Zeit, in der man der katholischen Kirche eine Stellung gegeben hat, die sie gewissermaßen auch in dogmatischer Hinsicht unter protestantische Kontrolle stellt. Daraus entwickelten sich so leicht tief eingreifende Reibungen.



Hierauf wendete ihm mein Bruder ein: wie verschieden die Stellung Preußens von der anderer Staaten in dieser Hinsicht sei, wie z. B. allein die Art seines Unterrichtswesens es in Beziehung auch zu den inneren kirchlichen Angelegenheiten bringe, wie hieraus naturgemäß ein Eingehen auf die Dogmen der Kirche folgte. Hierauf führte er an, daß zu Preußens Grundlage der Protestantismus gehöre, der auch in der Person des Königs einen besonderen Verfechter gefunden habe. Dadurch sei eine Stellung entstanden, die sich nicht mit der anderer Staaten vergleichen lasse, die aber allerdings die Aufgabe verwickelter und schwieriger mache.

Das Gespräch wendete sich nun auf die politische Bedeutung des Cölner Bischofsstreites und auf die Einwirkung Österreichs. Der Kaiser ist von dem ganzen Benehmen Österreichs genau unterrichtet; er tadelte es streng, setzte aber mit Klarheit im Hinblick auf die europäischen Verhältnisse auseinander, weshalb Preußen und Österreich sich nicht feindlich gegenüberstehen dürften. Er berührte nun die Stellung der verschiedenen Staaten zueinander, doch ohne Frankreich in Beziehung zu uns zu erwähnen. Er hat die Orleanssche Heirat gemißbilligt und kann allen denen, die ihre Hand dabei im Spiele hatten, nicht verzeihen. Er ließ dies auch den Fürsten Wittgenstein empfinden, indem er mit ihm keinen ernsteren Gegenstand berührte.

Als das Gespräch auf die katholische Sache kam, hob mein Bruder die kräftige Hülfe und die Klarheit des Fürsten darin hervor und verwies den Kaiser auf ihn. Da der Fürst sich gerade im Schlosse befand, ließ ihn der Kaiser rufen und er ist der dritte in dem letzten Teil der Konversation gewesen.

Oktober 1838.

Ich kann einen Zeitabschnitt hier nur im allgemeinen berühren, den ich nicht am Ort verlebte, nur die Stimmung und die Mit-





Politik des Gewährenlassens

teilungen wiedergeben, deren Eindruck ich hier empfing: Die zweite Anwesenheit des Kaisers, die Zusammenkunft der beiden Monarchen in Teplitz[1]) mit Metternich. Die Resultate, die man davon erwartete, sind scheinbar spurlos vorübergegangen.

Matt und alt scheint das ganze Räderwerk des inneren und äußeren politischen Lebens, unfähig eines höheren Aufschwunges, eines kräftigen Entschlusses. Die Zeit hat Herrscher und Befehlende verwöhnt. Sie nimmt scheinbar einen Anlauf, als wolle sie alles mit fortreißen und ohne daß durch irgend ein Prinzip ihr entschieden entgegengetreten würde, verläuft die brausende Aufregung in nichts. Scheinbar läßt sie keine Folgen zurück, die Gewohnheit, die Begebenheiten gewähren zu lassen, anstatt sie in der Hand zu halten und durch sie der ganzen Zeit eine Richtung zu geben, nimmt immer mehr zu.

Wir haben kein Genie in unserem Zeitalter, keinen großen Mann, der sich die Ereignisse zunutze macht, sondern nur für den Augenblick lebende Regenten. So ist denn auch die katholische Frage eine Frage geblieben. Man hat sich beruhigt, indem man den Fürsten Metternich zur Vermittelung zwischen uns und dem Papst wählte. Der König hat der Überredung dieses Staatsmannes ein williges Ohr geliehen, da sie ihn hören ließ, was er hören wollte, indem er ihm versicherte, der Papst sei durchaus nicht so feindselig gesinnt, alle Differenzen würden sich schneller und friedlicher beenden, als man glaube. Die pazifizierende Sprache tut wohler, als die erregende, man verschließt anders lautenden Nachrichten das Ohr. Die Sache scheint zu ruhen, während sie im stillen ihren Gang fortsetzt.

Schlesien und Polen zeigen gleiche Unruhen wie die Rheingegend und Westfalen. Eine zweite Allokution des Papstes[2]) spricht für seinen unbeugsamen Sinn. Der Aufruf, der hierauf von Belgien an die Rheinprovinz ergangen ist, liefert den Beweis, wie die Befürchtungen des weitersehenden, jüngeren Prinzips

[1]) Vgl. Treitschke IV, S. 527 f.

[2]) Gregors XVI. (regierte 1831—1846), am 13. September 1838. Vgl. Treitschke IV, S. 711. Über die erste Allokution ebenda IV, S. 699.



innerhalb unserer Regierung Recht behalten. Die Verhandlungen zwischen Metternich und dem Papste bringen durchaus kein Resultat hervor, und die Berichte des Grafen Maltzan, unseres Gesandten in Wien, über diesen Gegenstand sind trostlos. Dieser Mann gehört zu den klar sehenden, preußisch fühlenden Diplomaten. Sein feiner Takt macht ihn unentbehrlich auf seinem Platze. Er verschweigt dem Könige nichts.



Verhandlungen mit Rom

Der Papst will nicht nachgeben. Fürst Wittgenstein fordert neue Vorschläge von den Ministern. Die jüngere, kräftigere Partei der Administration, an deren Spitze mein Bruder steht, wird in solchen Augenblicken gebraucht. Der Rat ist indessen schwierig, wenn man weiß, daß er gar nicht oder in einer Weise befolgt wird, durch die er seinen Charakter verliert.

Während diese ernsten Fragen verhandelt werden, geht das äußere Leben seinen Gang fort in ziemlich nichtiger Weise. Flache Persönlichkeiten und Tänzerinnen spielen eine gewisse Rolle und werden von hoch und niedrig als einflußreich betrachtet. Der Reiz einer schlechten Gesellschaft liegt vielleicht darin, daß man dabei einer gewissen Geistesträgheit nachgeben kann. Sie übt durch ihre Verwöhnung einen wachsenden Einfluß aus.

Dezember 1838.

Ein neues frisches Leben scheint die Gemüter zu beseelen. Es war in einer für unser Familienleben gedrückten, durch Krankheit getrübten Zeit, als mein Bruder uns als besonders bewegt auffiel. Meine Schwägerin und ich sahen ihn selten allein und nur flüchtig hingeworfene Worte deuteten auf ein ins Leben greifendes Ereignis. Endlich erfuhren wir, daß von einer Truppenbewegung die Rede sei.

Die belgisch-holländische Frage[1]) näherte sich ihrem Ende.

[1]) Infolge der Pariser Julirevolution (1830) hatte sich bekanntlich Belgien von Holland losgerissen und war von der Londoner Konferenz als selbständiges Königreich anerkannt worden. Belgiens Präliminarfriede mit Holland wurde 1833, der endgültige Friede erst 1839 geschlossen. Limburg und Luxemburg wurden zwischen beiden Reichen geteilt, der holländische Teil von Limburg (mit Maastricht) 1839 dem Deutschen Bunde angeschlossen.





Die Londoner Konferenz hatte ihren Ausspruch getan, die abgetretenen Provinzen waren zu besetzen, Unruhen vorauszusehen. Während sich Belgien rüstete, konnte man es für keine feindliche Demonstration, sondern nur für eine natürliche Vorsichtsmaßregel halten, wenn Preußen seine Truppen an der Grenze verstärkte. Amtlich wurde die Sache von diesem Gesichtspunkte aus aufgefaßt, doch auch nach zwei anderen Richtungen hin hielt man diesen Schritt für notwendig und wichtig.

Die Aufregung in den Rheinlanden nimmt immer mehr zu; schon längst wünschten die dortigen Beamten eine Verstärkung der Truppen. Es kam darauf an, für den Fall einer Krisis protestantische Soldaten zur Hand zu haben; nun, da sich eine äußere Ursache zu ihrer Heranziehung bot, wollte man sie für die inneren Verhältnisse bereit halten. Doch auch nach außen hin mußte gezeigt werden, daß, wenn es auf Hauptfragen ankomme, Preußen sein Recht zu vertreten wisse.

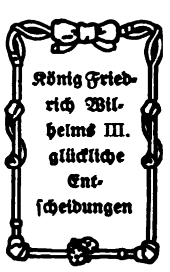
Herr v. Werther als Minister des Auswärtigen, mein Bruder als Minister des Innern stellten diesen Antrag und er wurde höchsten Orts angenommen. Der König forderte gleich die Ansichten der einzelnen Ministerien ein. Alles war in Bewegung. Man muß bedenken, was das erste Regen nach einem vierundzwanzigjährigen Frieden bedeutet, um die Aufregung zu begreifen, die sich der Gemüter bemächtigte. Jung und alt fühlte sich wie elektrisiert; man sah den Krieg vor Augen, einen Kampf der Meinungen, der so manchen verwirrenden Richtungen ein Ziel setzen werde.

Im Kriegsministerium wie im Ministerium des Innern machte sich erhöhte Tätigkeit und Bewegung bemerkbar, die sich zwar in harmloser Weise motivieren ließ, aber doch in das größere Publikum drang. Die Rücksprache zwischen den verschiedenen Ministerien hatte stattgefunden, die Eingaben über das Detail der ganzen Maßregel waren an den König gegangen. Alles erwartete die höchste Entscheidung.

An einem Dienstag Mitte Dezember [1838] berief der König ein Konseil von Generalen, dem Kriegsminister, General Knesebeck



und Müffling. Die beiden beantragenden Minister waren nicht dabei und man glaubte, es handele sich um eine militärische Beratung über die Art der Ausführung. Bald erfuhr man, daß der Plan gescheitert sei. Der König hat die Maßregel aus einem anderen Gesichtspunkt angesehen als seine Minister und die Lage klar und scharf dargelegt. Er bewies, wie es, ohne Aufruf von seiten Hollands, in dem kritischen Augenblick, wo Frankreich die Kammern versammele, einer feindlichen Demonstration gegen Louis Philipp gleichkomme. Die Gründe der beiden Minister für den Antrag ließ er unbeantwortet, sprach auch seit der Zeit weder mit Herrn v. Werther noch mit meinem Bruder über Geschäfte irgendwelcher Art. Dies fiel meinem Bruder um so mehr auf, als der König ihn sowohl am Heiligenabend beim Kronprinzen wie bei der Taufe der Tochter des Prinzen Wilhelm[1]) gesehen hat und solche Tage sonst dazu benutzt, um politische oder staatliche Gegenstände mit ihm zu besprechen.



König Friedrich Wilhelms III. glückliche Entscheidungen

Das Jahr 1839.

September 1839.

Dem Könige ist die Friedensmaßregel zum Glück ausgeschlagen. Es scheint überhaupt ein seltsamer Zug seines Lebens zu sein, daß die Entscheidungen, die er aus einer gewissen Neigung des Charakters, der Scheu, bestimmt nach außen aufzutreten, gibt, und die er vor sich und anderen mit scharfsinnig hervorgesuchten Gründen belegt, meist durch die nachfolgenden Umstände begünstigt werden. Sie bekräftigen so seinen Ruf der weisen Mäßigung, und die eigentliche Ursache derselben bleibt verborgen.

Während er von dieser Seite beruhigt war, griffen die katholischen Differenzen immer weiter um sich. In Schlesien und Polen machten sich die Rückwirkungen der rheinischen Kämpfe fühlbar. Erzbischof Dunin[2]) war schon längere Zeit hier. Das gegen

[1]) Prinzessin Luise von Preußen, geb. 3. Dezember 1838, jetzige Großherzogin von Baden.

[2]) Martin v. Dunin (1774—1842) war 1831 Erzbischof von Posen geworden. Als seine Bitte, das päpstliche Breve vom 25. März 1830 über





ihn publizierte Urteil trat nicht in Kraft, da er die gerichtliche Entscheidung der schwebenden Fragen nicht annahm; offenbar wollte er sich dem Verbote, nach Posen zurückzukehren, widersetzen und fände gewiß unter den vielen anwesenden Polen solche, die gern ihre Hand zu einem Schritt gegen die Regierung böten.

Der Erzbischof von Köln ward um diese Zeit krankheitshalber zu seiner Familie nach Westfalen gebracht. Seine Ankunft dort erregte indessen durchaus keine Bewegung.

Die Krankheit der Kronprinzeß, die sich einer lebensgefährlichen Operation unterwerfen mußte, nahm alle Gedanken in Anspruch. Mein Bruder, dessen schönes Verhältnis zum kronprinzlichen Hofe fortbesteht, war in jeder freien Stunde auf dem Schlosse. Die Nichte meiner Schwägerin, Fräulein v. d. Marwitz[1]), Hofdame der Kronprinzessin, wohnte in unserem Hause. So steigerten neben dem natürlichen Interesse auch die persönlichen Beziehungen die Angst um das teure Leben.

Das Geheimnis, das auf Wunsch der Kranken über die Art ihres Leidens, die nur dem Könige mitgeteilt war, bewahrt werden sollte, drang bald in alle Klassen der Bevölkerung. Es blieb keinem unbekannt, wie nah der Tod an der so ergeben duldenden Frau vorüberzog. Mit der innigsten Liebe stand ihr der Kronprinz während der Operation zur Seite, und das Verhältnis dieses Ehepaares rührte alle Umgebungen bis auf die fremden, hinzugezogenen Ärzte. Die Teilnahme war allgemein, man fühlte, wie man in dieser Frau die Krone unserer Fürstinnen liebe und verehre.

---

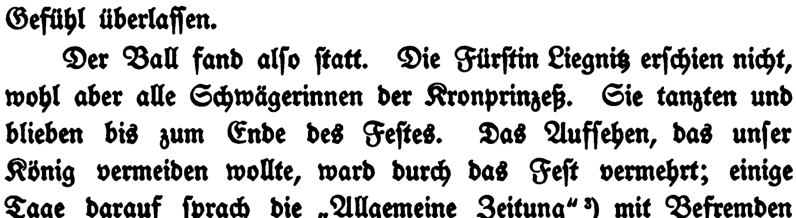
gemischte Ehen in seiner Erzdiözese veröffentlichen zu dürfen, abgeschlagen wurde, erließ Dunin zwei Hirtenbriefe, in denen er gemischte Ehen nur gegen das Versprechen katholischer Kindererziehung gestattete, wenn zugleich gesicherte Hoffnung sei, den akatholischen Teil zur katholischen Kirche „zurückzuführen". Als die Verhandlungen mit dem Erzbischof zu keinem Resultat führten, erklärte ihn ein Richterspruch seiner Würden verlustig und verurteilte ihn zu sechs Monaten Festungshaft. Der König erließ ihm die letztere unter der Bedingung, daß er ruhig in Berlin wohne, mit vollem Gehalt, was der Erzbischof annahm. Vgl. Treitschke IV, S. 708 ff.

[1]) Bertha v. d. Marwitz, eine Tochter des Generals, geb. 1817, 1851 mit dem Reichsgrafen Hugo zu Münster-Meinhövel vermählt.



Ball bei Graf Redern

Die beiden Prinzessinnen Wilhelm[1]) und Karl[1]) fuhren alle Augenblick im Schloß vor. Prinzeß Wilhelm erkundigte sich auch selbst oft, um in ihrem Bericht an die Mutter wie an die Kaiserin ihre Teilnahme zu beweisen. An dem Tage der Operation war ein geladener Ball bei Graf Redern[2]). Dieser ward durch meinen Bruder von der Gefahr unterrichtet, wünschte es aber mit keinem der Höfe, die ihm zugesagt, zu verderben. Da man ihm nicht gestatten wollte, die Kronprinzessin als Grund für einen Aufschub anzuführen, bat er den König direkt um seine Befehle. Der König entschied: es werde zu viel Aufsehen machen, wenn man die Krankheit bekannt gäbe, er möge die Einladungen aufrecht erhalten. Was die einzelnen Höfe dann tun wollten, bliebe ihrem Gefühl überlassen.



Der Ball fand also statt. Die Fürstin Liegnitz erschien nicht, wohl aber alle Schwägerinnen der Kronprinzeß. Sie tanzten und blieben bis zum Ende des Festes. Das Aufsehen, das unser König vermeiden wollte, ward durch das Fest vermehrt; einige Tage darauf sprach die „Allgemeine Zeitung“[3]) mit Befremden darüber.

Sobald die Kronprinzessin Berlin mit Potsdam vertauschen konnte, trat ihr Gemahl die Reise an den Rhein an, die ihm seine Pflicht auferlegte. Alle Blätter haben seinen Triumphzug beschrieben. Im vergangenen Jahr hatte Prinz Wilhelm dieselbe Gegend besucht. Die Rheinländer, die gern Feste feiern, hatten ihm zu Ehren auch welche gegeben und durch einen glücklichen Umstand fand gleichzeitig das Jubiläum des kommandierenden Generals v. Borstell[4]) statt. Einige Reden, die der Prinz hielt, der Zusammenfluß vieler Menschen bei dieser Gelegenheit, ließen die Lauheit seines Empfanges nicht so hervortreten, wie in Westfalen. Es blieb fraglich, ob sich

---

[1]) Augusta und Marie von Sachsen-Weimar.

[2]) Vgl. o. S. 247, Anm.

[3]) Damals in Augsburg, heute in München.

[4]) Ludwig v. Borstell, General der Kavallerie und kommandierender General in den Rheinprovinzen (1773—1844).



Kronprinz in der Rheinprovinz

diese Stimmung gegen die preußische Regierung oder die Person des Prinzen richtete und doppelt gespannt sah man der Reise des Kronprinzen entgegen.

Ein wirklicher Enthusiasmus hat sich an allen Orten in Westfalen und am Rhein gezeigt. Die Nachrichten, welche die Oberpräsidenten und Regierungen einschickten, wie alles was der Kronprinz selbst erzählte, bestätigten es. Es herrscht eine Stimme darüber, wie schön er sich benommen hat.

Er ist nicht müde geworden, an jedem Orte zu repräsentieren. Auf das geschickteste hat er jeden Ausbruch der Anhänglichkeit nur als Repräsentant des Königs aufgenommen, jede Danksagung und Ermahnung in diesem Sinne vorgetragen. Nicht nur als Fürst, sondern auch als Soldat ist er vortrefflich gewesen. Das letzte Bataillon hat er ebenso frisch und aufmerksam inspiziert wie das erste; dabei die Kleinigkeiten beachtet, ohne den größeren Gesichtspunkt aus den Augen zu verlieren. Die Division Gröben [1]) fand er in bezug auf die Ausbildung für den Krieg am besten.

In Westfalen erwartete den Kronprinzen eine Klippe, welche alle die ihn liebten nicht ohne Scheu betrachteten. Man kannte seine Neigung für die Pietisten, die durch eine unsichtbare Kette mit den Ultramontanen zusammenhängen. Die Koryphäen dieser Partei, Professor Klee [2]) in Bonn, Herr v. Bethmann-Hollweg [2]), der ihn auf seiner Burg am Rhein empfing, rühmten sich seiner Auszeichnung. Hierauf bauend, hofften die Westfalen, welche auch mit dieser Partei zusammenhingen, etwas zu erreichen.

Graf Galen [3]), dessen Trotz sich in Unzufriedenheit mit seiner

---

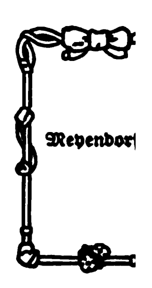
[1]) Die 14. Division des VII. Armeekorps in Düsseldorf; Generalmajor Graf v. d. Gröben war Adjutant des Kronprinzen gewesen.

[2]) Heinrich Klee (1800—1840) war seit 1829 ordentlicher Professor in der katholisch-theologischen Fakultät in Bonn, Bethmann-Hollweg (1795 bis 1877), der spätere Kultusminister, in der juristischen Fakultät. Der letztere war Besitzer des Schlosses Rheineck bei Andernach, das er neu aufbauen und prächtig ausschmücken ließ.

[3]) Ferdinand Graf v. Galen, preußischer Diplomat (1803—1881), war 1838 nach Brüssel gesandt worden, um die Verbindungen des Erzbischofs



Lage verwandelt hatte und der gern wieder das Gehalt von einer verachteten Regierung bezöge, glaubte in dem Kronprinzen einen Verteidiger zu finden; auch Droste wünschte die Rückkehr seines Vetters nach Köln zu vermitteln.



Der Kronprinz erkannte diese Berechnungen bald. Ohne hart oder persönlich verletzend zu werden, hob er die Leute von ihrem Glaubenskothurn herunter, auf dem sie, ihren weltlichen Vorteil bedenkend, standen, und stellte sie in das Verhältnis christlicher Untertanen zu ihrem christlichen Landesherrn. Er hielt ihnen ihr Verhalten von diesem Standpunkt aus vor, ohne ihnen die Rückkehr unmöglich zu machen. Allen Verehrern des Kronprinzen bot diese Reise Anlaß zu Freude und frischem Mut nach mancher lähmenden Erfahrung.

Im Sommer traf der neue russische Gesandte v. Meyendorff,[1]) hier ein. Als Mann von vielseitiger deutscher Bildung schien er wenig in den hiesigen Diplomatenkreis zu passen, dem hauptsächlich an eleganter Turnüre, an Interesse für kleinliche Alltäglichkeit etwas gelegen ist. Früher in Stuttgart war er ein Bekannter meines jüngeren Bruders[2]) und hatte ihn als seinen Kollegen viel gesehen. Man fragte hier nur obenhin: was er dort für ein Haus gemacht habe? Andere, unter ihnen Fürst Wittgenstein, warnten vor seinem intriganten Wesen. Mein Bruder, dessen persönliches Verhältnis zum Kaiser ihm wohl bekannt war, konnte nur eine offene, kluge, sein Terrain kennende Art und Weise an ihm rühmen, mit der er ihm hier entgegenkam und sich in nähere Beziehungen zu ihm setzte.

---

v. Droste zu Vischering in Belgien zu ermitteln. Er wurde jedoch bald abberufen, da man zuviel Hinneigung zu jenem bei ihm bemerkte. Später Gesandter in Stockholm und an anderen Höfen.

[1]) Peter Frhr. v. Meyendorff (1796—1863), machte die Feldzüge von 1812 und 1813 gegen Napoleon mit und wurde 1832 Gesandter in Stuttgart, 1839 in Berlin, wo er sich besonders 1848 als geschickten Diplomaten bewährte. Später Botschafter in Wien.

[2]) Theodor v. Rochow (1793—1854), war 1835 zum preußischen Gesandten in der Schweiz und in Württemberg ernannt worden und wurde 1845 Gesandter in Petersburg. Vgl. über ihn Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, S. 97 ff. (Volksausgabe 1905).



Der König altert

Während der Sommermonate war Meyendorff hier geblieben, hatte sich ruhig und geschickt seine Stellung gemacht. Den englischen wie den französischen Gesandten, die in diesem Augenblick durch die orientalische Frage besonders in Berührung mit ihm kamen, wußte er geschickt und besonnen zu behandeln. Man hörte ihn bald als klugen Kopf nennen, selbst die vorsichtigen Warner nahmen ihr Urteil zurück und erklärten ihn für einen rechtlichen Mann. Er war alle Abende im Salon des Fürsten Wittgenstein, die Tage bringt er in Beziehung zu Künstlern, Geschäftsleuten und Literaten zu.[1])

8. September 1839.

Mein Bruder aß heute in Charlottenburg beim König. Er findet ihn sehr gealtert und kehrte sichtlich davon erschüttert zurück. Die kräftige, männliche Erscheinung ist greisenhaft und hager geworden, die Sprache klingt leise und alt. Übrigens ist der König sehr gnädig gewesen, hat sich mit ihm viel über eine Zusammenkunft des Königs von Württenberg mit meinem jüngeren Bruder in Friedrichshafen unterhalten. Der König von Württemberg wollte auf diese Art direkt unserem Könige seine Meinung über Verhältnisse und Stimmung in Rom mitteilen, von wo er eben zurückkehrte,

[1]) Marie Fouqué urteilt späterhin wie folgt: Herr v. Meyendorff war ein Mann von feinem Verstande, selten allgemeiner Bildung, voll Wärme des Gefühls, nicht ohne poetischen Schwung. Auf gleichem Boden der Erkenntnis und Ansichten mit meinem Bruder stehend, verstanden sich beide Männer nach allen Richtungen hin. Wenn auch ganz deutsch in Charakter und Bildung, blieb Meyendorff doch immer der russische Gesandte und mein Bruder der preußische Minister. Es wäre also vorsichtiger gewesen, wenn letzterer den Verkehr mit diesem geistreichen Mann etwas beschränkt hätte, denn er bot dadurch Anlaß zu manchem Tadel und ward dadurch veranlaßt, in den kritischen Augenblicken des Winters von 1841—1842 sich dem Ausländer gegenüber freier auszusprechen, als es vielleicht recht und gut war.

Ich bin überzeugt, daß Meyendorff nie einen falschen Gebrauch dieser vertrauten Mitteilungen machte, aber es wurden in seiner Gegenwart im Salon meines Bruders und vor anderen Besuchern jene Gegenstände mit einer Freiheit besprochen, die man vor Fremden wohl hätte beschränken sollen.



ohne den Weg durch sein auswärtiges Departement oder seinen katholischen Gesandten v. Linden [1]) zu nehmen.



Der König von Württemberg [2]) ist ein kluger Mann, der seiner Zeit eine Richtung abgewinnt, durch die er sie handhaben kann. Er ist, wie unser König, protestantischer Herrscher über teilweis katholische Untertanen, und die sich auflehnende Geistlichkeit in unserem Staate kann ihn nicht gleichgültig lassen. Beide Monarchen stimmen in manchen Beziehungen überein. Der hohe Reisende glaubt nichts von Rom erwarten zu können, da sie dort erst nach Wiedereinsetzung der beiden Bischöfe wieder Verhandlungen eröffnen wollen. Ein ruhiger Gang der Dinge, ohne geschärfte Gesetze, welche die Gemüter aufregen, die Gewissen beschweren, ohne in unserer Stellung zu den Bischöfen auf Rom Rücksicht zu nehmen, nach den Landesgesetzen verfahrend, mit gleichem Recht für beide Konfessionen, sei der Weg, der nach seiner Wahrnehmung am besten zum Ziel führen möge. Der Papst soll keinen bedeutenden, imponierenden Eindruck machen; habe man den Monsignore Lambruschini [3]) gesprochen, so höre man in der Unterredung mit dem Papst nur sein Echo.

Ende September 1839.

Herr v. Meyendorff war heute bei meinem Bruder. Sein Verhältnis zu ihm ist ein anderes als das gewöhnliche zwischen einem Minister und einem Gesandten. Da er von einem verwandten Hofe kommt, spricht er zu ihm wie zu jemand, der dem königlichen Hause näher steht. Er gestand ihm, wie tief sich der Kaiser gekränkt fühle durch die Art, in der die jüngeren Söhne des Königs sich über die Heirat der Großfürstin Marie [4]) mit dem Herzog von Leuchtenberg ausgesprochen haben. Nicht das Prinzip, sondern

---

[1]) Frhr. v. Linden war württembergischer Geschäftsträger am Berliner Hofe; Gesandter war ein Generalleutnant Graf v. Bismarck.

[2]) Friedrich Wilhelm I. (regierte 1816—1864).

[3]) Luigi Lambruschini (1776–1854), seit 1831 Kardinal, seit 1836 Staatssekretär des Auswärtigen in Rom.

[4]) Großfürstin Maria Nikolajewna, geb. 1819, älteste Tochter Nikolaus' I., vermählte sich am 14. Juli 1839 mit dem Herzog Maximilian von Leuchtenberg, Fürsten von Eichstädt, russischen Generalmajor.





die Personen wurden namentlich durch Prinz Karl mit Heftigkeit angegriffen. Auch die projektierte Vermählung des Thronfolgers führte herbe Ausfälle herbei, obgleich offiziell nichts gegen die Stellung der Prinzeß von Darmstadt[1]) einzuwenden sei, da ihr Vater sie anerkannt habe. Durch verwandtschaftlich-freundliche Einrede hätte der Kaiser vielleicht zur Lösung des Planes bewogen werden können, doch die Art, in der es geschehen, lasse ihn nur um so fester auf der Ausführung bestehen. Die Liebe des Thronfolgers sei jetzt nicht mehr so heftig.

4. Oktober 1839.

Der Erzbischof Dunin ist fort nach Posen, ohne daß man eine Ahnung seiner Absicht hatte. Er ward hier nicht als Gefangener gehalten und hatte die Erlaubnis, sich in Berlin und Umgegend bis Potsdam ohne Aufsicht zu bewegen. Gestern nun verließ er das Hotel de Petersbourg, welches er bewohnt, mit der Absicht, einem Gesangfest in Potsdam beizuwohnen. Unterwegs eröffnete er seinem Kaplan, daß er gesonnen sei, Berlin zu verlassen, und entließ ihn mit der Weisung, einen Brief, den er ihm übergab, sicher in die Hände des Königs zu befördern, während er einen bereitstehenden Mietswagen bestieg.[2])

Als am 4. morgens weder der Erzbischof noch der Kaplan von ihrem Ausflug heimkehren, wird es klar, daß der Erzbischof entflohen ist. Der Kaplan bestätigt auch, daß er sich nach Posen gewendet hat. Sogleich expedierte mein Bruder den Geheimrat Seiffart[3]) mit mündlicher Instruktion an den Oberpräsident Flottwell[4]),

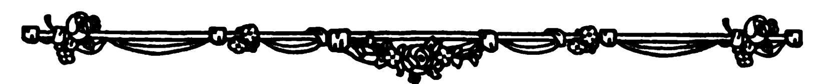
---

[1]) Maria von Hessen, geb. 1824, Tochter des Großherzogs Ludwig II., vermählte sich am 28. April 1841 mit dem späteren Kaiser Alexander II.

[2]) Vgl. über die Flucht des Erzbischofs am 3. Oktober 1839 Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. IV, S. 709.

[3]) Geh. Regierungsrat, vortragender Rat in der Polizei-Abteilung des Ministeriums des Innern.

[4]) Eduard Heinrich Flottwell (1786—1865), war 1830 beim Ausbruch der polnischen Revolution Oberpräsident von Posen geworden, was er, ein eifriger Beförderer des Deutschtums, bis 1841 blieb. Seine Abberufung durch Friedrich Wilhelm IV. war ein schwerer politischer Fehler.



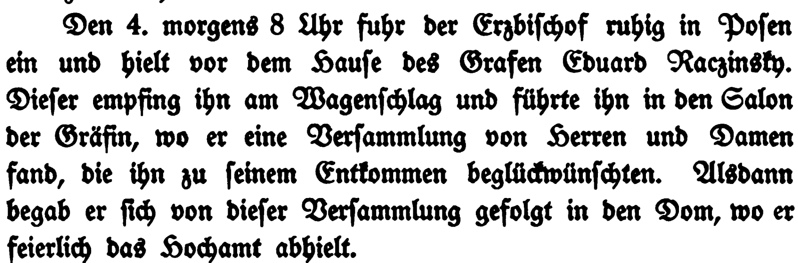
benachrichtigte den König und bat Graf Lottum und Wittgenstein, die Resolution des Königs so schnell wie möglich zu betreiben.



5. Oktober 1839.

Heute um 12 traf eine Staffette aus Posen ein. Der Erzbischof hat einen glücklichen Moment gewählt. Der Oberpräsident ist verreist und Präsident Leo[1]) nicht der Mann, den Augenblick zu benutzen.

Den 4. morgens 8 Uhr fuhr der Erzbischof ruhig in Posen ein und hielt vor dem Hause des Grafen Eduard Raczinsky. Dieser empfing ihn am Wagenschlag und führte ihn in den Salon der Gräfin, wo er eine Versammlung von Herren und Damen fand, die ihn zu seinem Entkommen beglückwünschten. Alsdann begab er sich von dieser Versammlung gefolgt in den Dom, wo er feierlich das Hochamt abhielt.



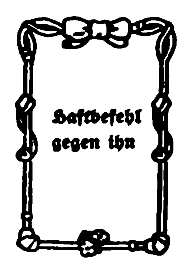
Erst danach ging Präsident Leo zu ihm und fragte ihn, ob er mit der Erlaubnis des Königs zu dieser Reise versehen sei. Der Erzbischof erwiderte: Der König gehe ihn gar nichts an, wenn es sich um sein Verhältnis zu seinen Beichtkindern und um seine geistlichen Pflichten handele. Hierin sei der Papst sein Oberhaupt, und der sei damit zufrieden. Der Präsident, anstatt ihn gleich zu verhaften, wollte nun zunächst Befehle von hier abwarten.

Unterdessen erhielt mein Bruder mit seltener Schnelligkeit aus dem Kabinett den Befehl, den Erzbischof sofort in gefänglicher Haft nach Kolberg zu schicken und ihn dort streng bewachen zu lassen. Doch ist vorauszusehen, daß inzwischen der Oberpräsident nach Posen zurückgekehrt ist und seine Maßregeln getroffen hat. Am 4. abends, als dem König die Nachricht von der Flucht mitgeteilt war, hat er den Fürsten Wittgenstein zu sich ins Theater rufen lassen. Der Fürst fand ihn sehr ruhig, ja in gewisser Hinsicht erfreut darüber, daß das schwankende Verhältnis nun zum Abschluß kommen muß.

Mein Bruder bat den Fürsten, dem Könige nicht die möglichen Folgen des Vorganges vorzuenthalten. Es sei zu glauben, daß

[1]) Leo war Vizepräsident der Regierung zu Posen.





diejenigen, welche dem Erzbischof die Abreise und Ankunft vorbereitet hatten, Aufsehen erregen und sie weltbekannt machen wollten. Die Abführung des Erzbischofs werde wohl nicht ohne Schwierigkeiten ablaufen; ebenso müsse man auf einen Bruch mit Rom gefaßt sein.

Es ist merkwürdig, wie alte Leute immer nur den Augenblick vor sich haben und die Folgen ihnen leicht zu überwinden scheinen; vielleicht liegt es in der Ungewißheit darüber, ob sie die Zukunft noch erleben. Andererseits ist es nicht zu leugnen, daß dieser Schritt des Erzbischofs, der darauf berechnet ist, die Regierung zu einem Angriff auf die katholische Geistlichkeit zu zwingen, den Weg klar vorzeichnet, um aus dem halben Verhältnis herauszukommen. Das Erkenntnis gegen ihn war aufgehoben und ihm doch die Rückkehr in seine Diözese verboten; er war eigentlich suspendiert und doch konnte kein anderes Verhältnis ins Leben treten.

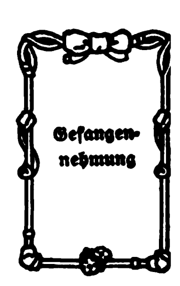
7. Oktober 1839.

Heute morgen ist eine Staffette angekommen. Flottwell kehrte am 5. nach Posen zurück, hat gleich mit dem General Grolman[1]) alle nötigen Maßregeln getroffen, um den Erzbischof sogleich hierher zurückzuschicken. Im Dunkel der Nacht wurden verschiedene Punkte der Stadt mit Truppen besetzt, so daß der erzbischöfliche Palast und der Dom von der Stadt getrennt waren und nur ein Weg frei blieb, der über eine Brücke zum nächsten Tore führte. In dem Augenblick, wo der Regierungsdirektor v. Minutoli[2]) sich mit einem Polizeioffizianten und zwei Gendarmen dem Palast näherte, wurde derselbe von Truppen zerniert und alle Ausgänge besetzt. Das äußere Tor war verschlossen; alles Klopfen, auch an den Fenstern, blieb erfolglos. Man versuchte dies während einer halben Stunde,

[1]) Karl Wilhelm Georg v. Grolman (1777—1843), hochverdient um die Reorganisation der preußischen Armee nach 1807, war seit 1832 kommandierender General des in Posen stehenden V. Armeekorps. Vgl. F. v. Conrady, Leben und Wirken des Generals Karl v. Grolman. 3 Bde. 1894—1896.

[2]) Julius Frhr. v. Minutoli (1804—1860) war damals nicht Regierungsdirigent, sondern Regierungsrat, Landrat und Polizeidirektor, später Polizeipräsident der Stadt Posen.





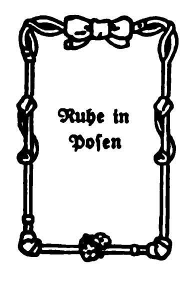
während das laute Geheul der Hunde im Schloßhofe alle Schläfer hätte wecken müssen. Endlich öffnete man das Tor mit Gewalt, trat in das Haus und näherte sich dem Teil der Wohnung, in dem sich das Schlafzimmer befand. Auch hier blieb die Tür des Flurs verschlossen und man mußte Gewalt brauchen. Im Korridor erschien ein Diener, der den Eintretenden das Schlafzimmer anwies. Es war von innen verriegelt, ward aber nach Einlaßbegehr der Kommenden geöffnet.

Man fand den Erzbischof im Morgenrock auf seinem Bett sitzend. Minutoli eröffnete ihm, daß er mit dem Auftrage komme, den Herrn Erzbischof nach Berlin zurückzuführen. Dunin zeigte sich nicht befremdet, antwortete, er habe das erwartet, wenn auch nicht so bald, er werde aber nur der Gewalt weichen. Er ward nun gebeten, sich sogleich zur Abreise anzuschicken, worauf er sich ankleidete und nur noch den Wunsch aussprach, seine Schwester, Fräulein Scholastika v. Dunin, zu sehen. Sie ist als äußerst exaltierte Katholikin bekannt, die dem Bruder mit Leib und Seele ergeben ist. Man hatte sie in ihrem Zimmer bis zu diesem Augenblick zurückgehalten. Als sie nun eintrat, warf sie sich dem Bruder zu Füßen, seinen Segen erflehend und in heiße Tränen ausbrechend. Er suchte sie zu beruhigen, ließ sie neben sich sitzen, und man vergönnte ihnen ein kurzes Gespräch.

Plötzlich ertönte der Ton der Domglocken, welche zur Frühmesse läuteten. Man trieb nun zum Aufbruch, da es nicht ausgeschlossen war, daß sie das Zeichen zur Verteidigung des Erzbischofs geben sollten. Der Kirchenfürst stellte sich nun mitten in das Zimmer und wiederholte seinen Ausspruch, daß er nur der Gewalt weichen werde. Herr v. Minutoli bot ihm hierauf seinen Arm und erklärte: hier sei nicht die Rede von physischer Gewalt, sondern nur von moralischer; der müsse er wie alle Untertanen des Königs folgen, indessen wolle man die seinem Stande schuldige Achtung nicht aus den Augen setzen.

Der Erzbischof wich nicht von der Stelle, nahm auch den gebotenen Arm nicht an, rief aus: „Das ist viel zu höflich," gab dann dem





Polizeioffizianten die Hand mit den Worten: „Nun, führen Sie mich doch ab!" Von diesem und Minutoli geleitet, verließ er lächelnd sein Zimmer; dabei meinte er ganz heiter: „Nun muß ich mich doch wohl noch etwas sträuben!" Seine Schwester wollte ihm Geld einhändigen, er nahm es aber nicht an, sondern erklärte: wer ihn gefangen hätte, könnte ihn auch ernähren. Ohne weiteren Aufenthalt bestieg er jetzt den Wagen mit Herrn v. Minutoli, ein Wagen mit Gendarmen begleitete ihn.

Der Zug fuhr, von einem Pikett Husaren geführt und geschlossen ohne Störung zum Tor hinaus und schlug den Weg nach Berlin ein.

In Vogelsdorf[1]) trafen sie den von meinem Bruder geschickten königlichen Befehl, wendeten sich gleichzeitig nach Kolberg und langten dort glücklich an.

Heute mittag kam Geheimrat Seiffart hier wieder an. Er war vor den Toren von Posen angelangt, als sie eben gesperrt waren und mußte dort verweilen. Als er freien Durchgang erhielt, erfuhr er die Abreise des Erzbischofs. In der Stadt sah man nicht ohne Unruhe den kommenden Vorfällen entgegen. Der Sonntag brach an; schon abends vorher waren viele vornehme Polen eingetroffen, um dem Hochamt beizuwohnen; viele Landleute hatten sich wegen des stattfindenden Marktes versammelt. Man befürchtete unangenehme Auftritte.

Indessen schien alles spurlos an den Gemütern vorübergegangen zu sein; es machte sich keinerlei Erregung bemerklich. Die Kirche blieb ziemlich leer und nachmittags zogen die Leute lustig vor die Tore, wo ein Kunstreiter im Flitterstaat die Neugierigen mit seinen Späßen herbeilockte.

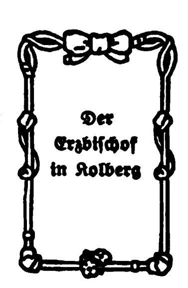
Beim Volk fand die Erbitterung keinen Anklang. In dem unzufriedenen Adel, der mehr in seiner Eitelkeit als in seinen Interessen verletzt ist, ruht der Zündstoff verborgen. Wie in Polen so vertritt auch am Rhein und in Westfalen der Adel das Prinzip der Auflehnung.

10. Oktober 1839.

Gestern war hier eine Versammlung der Minister, um die durch das veränderte Verhältnis des Erzbischofs entstehenden Fragen

[1]) Drei Meilen östlich von Berlin.





zu beraten. Fürst Wittgenstein kam gleich nachher herüber aus Charlottenburg, wo er den König ziemlich aufgeregt gefunden hatte. Flottwell ließ verschiedene Anträge durch Lottum vorbringen, die dem König teils unbequem teils besorgniserregend erschienen; er wünschte besonders eine öffentliche Bekanntmachung des Vorfalls, um allen Entstellungen durch die Gegner vorzubeugen. Der Minister des Auswärtigen sprach sich dagegen aus; wenn man öffentlich verfahre, setze man sich einer Antwort von Rom aus, der zu begegnen man nicht die geeigneten Mittel ergreifen werde.

Die erregte Stimmung siegte. Der König befahl meinem Bruder, die Bekanntmachung zu veranlassen und zwar sogleich. Nachher genehmigte er den Entwurf, sowie einen französischen Artikel des Herrn v. Miltitz.[1])

13. Oktober 1839.

Der polnische Adel will keinen Bruch mit der Regierung. Die einzelnen Mitglieder, die öffentlich handelnd bei der Rückkehr Dunins auftraten, suchen sich, wenn auch auf ungeschickte Art, zu entschuldigen. Alle treten zurück, die Ruhe bleibt ungestört und der Flüchtling sitzt ruhig in Kolberg. Er zeigte sich doch erschreckt, als man ihm diesen Ort als künftigen Aufenthalt bezeichnete. Man gab ihm den Regierungsrat Heegewald[2]) von Stettin aus mit. Zu ihm sagte er: „Es tut mir wahrhaft leid, dem Könige so viel Ungelegenheiten zu machen, denn ich liebe ihn wie einen Vater (sie sind gleichen Alters!). Dennoch werde ich jede Gelegenheit ergreifen, um von hier aus nach Posen zu entfliehen; das ist nun einmal meine Pflicht."

Ein Kaplan und Kammerdiener brachten ihm Kleider und Geld nach; den Domherren wurde die Erlaubnis dazu verweigert.

16. Oktober 1839.

Mein Bruder war gestern in Potsdam, um dem Kronprinzen zu gratulieren.[3]) Der hellste Sonnenschein beleuchtete das Fest.

[1]) A. v. Miltitz, seit 1815 Kammerherr des Königs, früher Gesandter in Konstantinopel.

[2]) Justitiar bei der Regierung zu Stettin.

[3]) Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. war am 15. Oktober 1795 geboren.





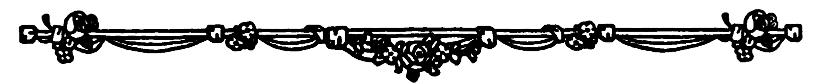
Die ganze Familie war zum Frühstück versammelt, außer dem Könige, der seine Kinder erst in Paretz erwartete. Das rührende Verhältnis des kronprinzlichen Paares zeigt sich an solchen Tagen mit verdoppelter Innigkeit und übt auch auf die Umgebung einen Einfluß; ihre lebendige Wärme weiß das, was sonst bloße Höflichkeitsbezeigung ist, zu einem schönen Familienfest zu gestalten. Alle Anwesenden aber berührte der Gedanke, daß der Kronprinz zum letztenmal seinen Geburtstag als solcher durchlebte.

Die Gesundheit des Königs nimmt ab, und leider macht sich die Veränderung seines Wesens auch in allen Anordnungen bemerkbar. Nur der Moment übt noch sein Recht aus. Was er nicht gebieterisch fordert, geht unbeachtet vorüber. Die Rückwirkung davon auf die Umgebungen, ja auf die Richtung der Ereignisse kann nicht ausbleiben. Alt und schwach sind die Gefährten des Regenten und damit ist der Intrige Tür und Tor geöffnet.

Derjenige, der in der Umgebung die meiste Macht besitzt, verdankt sie der heimlichen Art und Weise, mit der er, ohne immer die äußere Verantwortung auf sich nehmen zu wollen, auf alle Verhältnisse einwirkt. Das Gute, das Fürst Wittgenstein schafft, sein Verdienst um den Staat, ist nicht zu verkennen. Indessen, er muß dem Könige bequem bleiben, um sich seine Stelle als Vermittler, ja als einziger Zugang zu ihm bewahren. Einen kräftigen Charakter besaß er nie, und so kann man leicht ermessen, daß er Verhältnisse und Menschen in das Licht stellt, wie er es braucht. Was in die Zukunft des Staates eingreift, wird beiseite geschoben, die Gegenwart so leicht wie möglich gemacht.

Den Kronprinzen versteht der Fürst nicht; er blickt mit Mißtrauen auf ihn und greift seine offen daliegenden Schwächen geschickt auf. Dies hat leider die Folge, daß der Kronprinz den Geschäften fern gehalten wird. Sein schönes Gemüt wird dadurch verbittert und ein Hang zur Untätigkeit in ihm gefördert.

Wohl bei allen alten Regierungen tritt dieser Fall ein, aber es ist ein trauriger Augenblick, den man erlebt.



29. Oktober 1839.



Der König hat sich noch nicht über die Art entschieden, in der mit dem Erzbischof Dunin verfahren werden soll. In diesen Tagen schrieb er ihm selbst, in der Hoffnung, dadurch mehr zu erreichen als auf offiziellem Wege, eine Voraussetzung, die kaum Erfolg verspricht, da der König schon während der Anwesenheit des Prälaten hier mit ihm korrespondierte. Dies hemmte nur die Geschäftskommunikation, denn Dunin berief sich stets auf diese Briefe.

Jetzt sprach ihm der König sein Bedauern darüber aus, daß er genötigt gewesen sei, in einer Weise gegen ihn vorzugehen, die ihm sowohl in Hinsicht seiner kirchlichen Würde, wie seiner Persönlichkeit widerstrebt habe. Er hoffe, das künftige Betragen Dunins werde es ihm ermöglichen, sich ihm gnädig zu zeigen. Er erwarte von ihm, daß er dem Domkapitel in Posen Ruhe und Unterwerfung gebieten werde.

Die Antwort des Erzbischofs besagte: er könne einen Schritt nicht bereuen, den er aus innerer Überzeugung getan habe; werde sich auch erst dann zu einem vermittelnden Verfahren verstehen, wenn ihn der König in sein Amt nach Posen zurückkehren ließe.

Jetzt beschäftigt den König hauptsächlich das Fest der Reformation, das hier am 1. und 2. November gefeiert wird, in den Tagen, wo Joachim vor dreihundert Jahren in Spandau und tags darauf in Berlin mit der Stadt das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahm. Weil damals der Bischof von Brandenburg, Matthias v. Jagow, das Abendmahl reichte, hatte der König daran gedacht, jetzt einen neuen Bischof von Brandenburg zu ernennen. Doch da er gegenwärtig genötigt gewesen ist, zwei katholische Erzbischöfe in gefänglicher Haft zu halten und ihrer Ämter zu entsetzen, so hielt man diese Idee nicht für angebracht. Der König pflichtete, wenn auch ungern, dieser Meinung bei, und so ist es unterblieben. Das Fest der gereinigten christlichen Lehre trägt wohl auch einen anderen Charakter, als man ihm durch eine erhöhte äußere Stellung der Geistlichen geben würde. Wir feiern den Sieg des Geistes über die toten Formen; je reiner und klarer er die Lehre, das Leben



Reformationsfest in Spandau

durchdringt, desto freudiger wird man sie bekennen, aber man wird auch der Mahnung gedenken, daß man kein Ärgernis geben soll.

1. November 1839.

Ganz erhoben kehrte mein Bruder heute von der einfachen, schönen religiösen Feier in Spandau zurück. Die Kirche, in der einst Joachim das Abendmahl genommen, hat neuen Schmuck und zugleich ihren alten, einfachen Charakter wieder erhalten; die den Eindruck des Inneren störenden Chöre und Logen, die aus späterer Zeit stammten, sind entfernt, neues, einfach holzfarbenes Gestühl hineingebracht, die schönen Denkmale, namentlich das der Grafen Lynar restauriert worden.[1])

Der Kronprinz, alle hohen Beamten, die ersten Vertreter der Stadt hatten sich für den Zug in die Kirche in einem dazu eingerichteten Lokal versammelt. Der König mußte der Kälte wegen auf Verbot der Ärzte zurückbleiben, die übrige königliche Familie schloß sich dem Zuge nicht an; ihre Mitglieder befanden sich in stiller Sammlung für das heilige Abendmahl in ihren Zimmern, bis der Gottesdienst anfing. Die Rede des Prediger Hornburg[2]) ist einfach, im evangelischen Sinne gewesen, die Verschiedenheit beider Konfessionen bezeichnend, ohne feindlich gegen Andersgesinnte aufzutreten. Das Ganze hinterließ einen beruhigenden, schönen Eindruck.

2. November 1839.

Seit dem frühen Morgen strömte Berlin nach dem Mittelpunkt der Stadt, um den Zug der Geistlichkeit, der Universität, der städtischen Behörden und Minister zu sehen. Sie versammeln sich auf dem Rathause, ziehen durch die Breite Straße über den Schloßplatz, durch die Königstraße nach der Nicolaikirche. Hoch und niedrig, Fürst und Volk fühlt die Bedeutung dieses Tages in seiner persönlichen und geschichtlichen Beziehung. Jeder dankt gewiß Gott aus warmen Herzen, daß er als Protestant das Verhältnis zu ihm als ein näheres, klareres empfinden kann.

[1]) Vgl. die Schilderung von St. Nikolai zu Spandau bei Fontane, Wanderungen Bd. III, Havelland, S. 97 ff.

[2]) Superintendent in Spandau.





Feier in Berlin

Die Meinigen kehren eben aus der Kirche zurück. Der lange Zug der ernsten Männer soll ein schöner Anblick gewesen sein, von der Schuljugend mit weißen Fahnen begleitet. Dazu spielten die Musikchöre das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott", das alle mitsangen. Eine unzählbare Menschenmenge füllte den Schloßplatz und die Fenster der umgebenden Häuser und Straßen. Mein Bruder, der unter den Ministern und Gesandten protestantischer Höfe den Zug in der Kirche erwartete, war von dem Anblick erhoben und sowohl jeder in der Stimmung, der Predigt mit Andacht beizuwohnen. Leider hat diese aber den ganzen schönen Charakter des Festes verdorben. Der Bischof Roß[1]), erster Geistlicher an der Nicolaikirche, hielt eine flache, grelle Rede gegen den Katholizismus, betonte die Verfinsterung und Unwissenheit, die in ihm herrsche und machte so das schöne, religiöse Fest zu einer Parteisache. Den störenden Eindruck dieser Predigt empfanden alle Teilnehmer und so hat die Feier in Spandau einen weit wohltuenderen, klareren Nachklang hinterlassen als die hiesige.

Abends hatten die Studenten einen Fackelzug veranstaltet. Er wurde erst spät gestattet und der König schlug die Illumination ab. Es herrschte eine Ruhe und Ordnung, wie man sie sich bei einem so großen Zusammenfluß von Menschen kaum denken kann. Alle Hospitäler wurden gespeist und jeder Arme erhielt zehn Silbergroschen. Bei der Speisung der Invaliden kam eine spaßhafte Antwort vor. Da sie verschiedener Konfession sind, so setzte man voraus, daß den Katholiken das Festmahl Anstoß geben möchte, und überließ es einem Jeden, ob er einen Reichstaler nehmen oder der Speisung beiwohnen wollte. Darauf nahm nur eine kleine Anzahl das Geld, die anderen meinten: „als es zum Kriege ging, habe keiner sie nach ihrer Religion gefragt, warum denn nun bei dem Essen?"

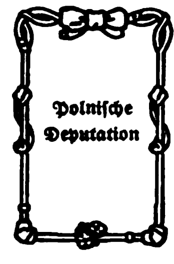
3. November[2]) 1839.

Der König ist heute nach Spandau gefahren, wo kein Mensch

[1]) Dr. Roß war Wirkl. Ober-Konsistorialrat und Propst, zweiter General-Superintendent der Provinz Brandenburg.

[2]) Ein Sonntag.





ihn erwartete. Er war aber entzückt von der Kirche, dem stillen, einfachen Gottesdienst und seinem Empfang, hat den ganzen Mittag davon gesprochen. Es wunderte ihn nur und tat ihm leid, daß ihm niemand die Zimmer bezeichnen konnte, in denen sein Großvater einst gewohnt.[1]) „Die Leute sahen mich so erstaunt an, als ob ich nie einen Großvater gehabt hätte," meinte er.

Drei polnische Edelleute, Graf Raczinsky, v. Lubiensky, v. Grabowsky, sind hier angekommen. Sie treten mit einer Eingabe auf, welche die traurigen Verhältnisse in der Diözese schildert und die Regierung provozieren soll. Mein Bruder verhandelt persönlich mit ihnen. Graf Raczinsky bestreitet jede Beteiligung beim Empfang des Erzbischofs, will beweisen, dabei in Posen nicht anwesend gewesen zu sein.

Mein Bruder zeigte ihnen, wie er sehr wohl wisse, daß die Trauer, die durch Polen gehe, die verbiete, eine andere als die stille Messe zu halten, die Musik und das Geläut untersage, nur von der Priester-Partei ausgehe. Er fand die Ansichten dieser Deputierten ziemlich gemäßigt, das Gutachten Grolmans und Flottwells an den König in dieser Sache allzuscharf, ihre Vorschläge nicht ausführbar.

15. November 1839.

Mein Bruder erfuhr auf sicherem Wege, daß Monsignore Cappacini[2]) folgendes hierhergeschrieben hat: Der Papst mißbilligt den Gewaltschritt des Erzbischofs und will ihn nicht unterstützen. Er findet den Augenblick ungünstig gewählt; die Verhältnisse würden sich in Preußen von selbst wieder ausgeglichen haben. Sein Interesse ist jetzt dahin gerichtet, den Kaiser von Rußland zu milderen Maßregeln gegen die Katholiken zu bewegen. Dort sind zum Schrecken der ganzen katholischen Welt zahllose Individuen zur griechischen Kirche übergetreten.

Mit diesen Nachrichten stimmt die Nachgiebigkeit Roms in der Bischofswahl zu Trier überein. Hier hatte das Kapitel einen

[1]) Prinz August Wilhelm, der 1758 verstorbene älteste Bruder Friedrichs des Großen.

[2]) Stellvertreter des Staatssekretärs Lambruschini.



Kandidaten gewählt, den die Regierung nicht bestätigen wollte. Als es sich deshalb nach Rom wandte, verwarf der Papst seine Wahl und überließ die Entscheidung dem Könige.



Der Papst wird es nun wohl mit den französischen Ultramontanen verderben. Der Herzog von Bordeaux[1]) kam ohne Anfrage, ohne Pässe von österreichischer Seite nach Rom, und da schlug er ihm formell eine Audienz ab.

26. November 1839.

Mein Bruder ließ die polnischen Deputierten fühlen, daß er über die Stimmung in Rom unterrichtet ist und merkte, daß sie dieselben Nachrichten empfangen hatten. Sie schienen einen Ausgleich zu wünschen und gaben zu verstehen, daß von dem Dompropst in Posen nichts zu erwarten sei, wohl aber vom Gnesener Propst Przyluski.

Mein Bruder hatte mit diesem einige Zeit darauf eine Unterredung und fand in ihm einen gemäßigten, gescheiten Mann, von dem festen Willen beseelt, den Frieden herzustellen. Er erhielt die Erlaubnis, dem Erzbischof zum Martinifest zu gratulieren und reiste am 18. nach Kolberg. Als er wiederkehrte, fühlte man seinem Bericht die Entrüstung über die starrsinnige, enge Haltung Dunins an.

Der Erzbischof war heiter gewesen, hatte gescherzt und gelacht. Der Propst trug ihm die Bitte der Domkapitel von Posen und Gnesen vor, er möge die Vollmachten in seiner Abwesenheit erweitern und christlich wie vor ihm mancher vertriebene Bischof handeln, indem er die Untergebenen nicht in Not zurücklasse, sondern die Verwaltung des Kirchengutes regele und ein Vikariat ernenne.

Die ganze Art des Erzbischofs hat aber bewiesen, daß er sich für ein besonderes Werkzeug Gottes hält. Im fanatischen Eifer erklärte er jede friedliche, geistliche Gesinnung für eine schlechte Weltklugheit und bleibt seiner bisherigen Rolle getreu. Er ver-

[1]) Prinz Heinrich, Herzog von Bordeaux (1820—1883), Sohn des Herzogs von Berry, später berühmt geworden als Graf Chambord („Heinrich V.").



Persönliche Strenge des Königs gegen Katholiken

sicherte, den König zu lieben und von ihm geliebt zu sein; wenn er in Berlin bliebe, würde er ihn bekehren können. Es ist merkwürdig, wie ihn diese Gedanken einnehmen; für die Verwaltung seiner Diözese bewies er so wenig Interesse, daß er den Dompropst abreisen ließ, ohne ihm Aufträge in dieser Hinsicht zu geben.

Die Deputation kam hierher, die Regierung zu Konzessionen zu bewegen, sie endet damit, den Erzbischof zu ermahnen. Möge man diese glückliche Wendung benutzen.

Das Jahr 1840.

Februar 1840.

Die katholischen Angelegenheiten stehen auf demselben Fleck, nur daß jede Partei, durch äußere Ruhe gesichert, sich in ihren Gesinnungen noch befestigt und immer schroffer gegen Andersempfindende und -glaubende auftritt. Die Katholiken am Rhein haben in ihren Wahlen zu den Landtagen aufs neue ihre feindlichen Gesinnungen gegen die Regierung bewiesen. Anderseits wurden einige Gutgesinnte, die es versuchten, dem Herrscher persönlich zu nahen, abgeschreckt. Der Winter brachte uns einen Beweis dafür.

Der Graf Nesselrode vom Rhein[1]) wünschte seine Söhne hier in der königlichen Garde angestellt zu sehen. Nach altem preußischen Gesetze blieben bisher nur das Regiment Garde du corps und das 1. Garde-Regiment den Katholiken verschlossen. Die jungen Leute melden sich also hier und tragen ihren Wunsch schriftlich vor; er wird ihnen aber schnellstens abgeschlagen. Man machte dem Könige Vorstellungen darüber, doch umsonst. Mit welcher Erbitterung die Familie wieder abgereist ist, kann man sich denken.

Mein Onkel, der General v. Luck[2]), früher bevorzugter Adjutant des Königs, heiratete eine Französin und ließ seine Kinder katholisch werden. Der König nahm das sehr übel auf und läßt ihn seine Ungnade bei jeder Gelegenheit fühlen. Früher wurden

[1]) Franz Bertram Graf v. Nesselrode-Ehreshoven, geb. 1783.

[2]) Generalleutnant Hans v. Luck, General-Inspekteur des Militär-Unterrichts- und -Erziehungswesens, 1842 General der Infanterie.



Luck und seine Frau, der der König auch wohlwollte, vor allen ausgezeichnet, aber seit die kirchlichen Spaltungen ins Leben traten, empfinden sie die Zurücksetzungen an sich und ihren Kindern. Dem Sohn wurde die Anstellung bei der Garde-Artillerie abgeschlagen, er ist Leutnant in einem Linienregiment und besuchte hier alle Gesellschaften. Während seines Hierseins erhielt er nie eine Einladung zum Ball beim Könige, obwohl seine Eltern sich dort befanden.



Der König, sonst so eingehend in die Empfindungen der Menschen, straft in dieser Beziehung oft hart. Man findet ihn überhaupt verändert. Keiner seiner Umgebungen hat das Herz, seiner Meinung zu widersprechen, und doch halten sie ihn von allem so fern, daß kein frisches Element den gewohnten Kreislauf hemmen kann. Mein Bruder war dem Könige persönlich angenehm und nach Antritt seines Amtes dadurch bevorzugt, daß er der einzige Minister blieb, der öfter im Familienkreise beim Könige aß. Er kam an solchen Tagen als Kammerherr und nicht als Minister zum Könige, trug auch die Kammerherrenuniform. Die leichte, lebendige Art meines Bruders, Geschäfte zu bereden, ohne in Pedanterie zu verfallen, sein Leben am Hofe, das ihn alle Familien- und gesellige Beziehungen kennen gelehrt hatte, seine heitere Laune, alle diese Eigenschaften sagten dem Könige zu, und die einmal begonnene Gewohnheit des Zutritts war für die ganze Stellung meines Bruders ein Gewinn.

Ebenso wie er das empfand, mochte der alte Fürst Wittgenstein es auch sehen. Obgleich er meinen Bruder damals mehr denn je gebrauchte, fühlte er doch wohl, daß er selbst möglicherweise nicht der einzige bleiben könne, der die Berührung der Verwaltung mit dem Könige ausmache. Mein Bruder wurde ein Jahr nach seiner Ernennung zum Minister [1]) schwer krank und durfte während acht Monaten sein Zimmer nicht verlassen. Diese Zeit wußte man zu benutzen. Die vertraulichere Art des Begegnens kam aus der Gewohnheit und unterblieb dann. Die religiösen Zerwürfnisse haben

[1]) 1835.



Herzog
on Nassau

in dieser ganzen Zeit tief in das Fach meines Bruders eingegriffen. Sieht ihn der König, so zeigt er ihm die alte Gnade, ja das alte Vertrauen; aber sein Anblick ruft Gegenstände hervor, die ihm unbequem sind, und so bleibt er lieber mit seinen alten Umgebungen allein, die ihn an den Klippen der Störungen vorüber zu führen suchen.

So wird das Leben des alten Königs immer einförmiger, der Kreis, in dem er sich bewegt, immer kleiner. Der Verkehr mit seinen Kindern beschränkt sich auf einige Mittage in der Woche, wo er sie einzeln sieht, doch schnell nach Tisch entläßt, weil er vor dem Theater, das um 6 Uhr anfängt, noch Unterschriften macht. Dieser tägliche Theaterbesuch, der ihm zur anderen Natur geworden ist, macht ein Zusammenkommen der Familie des Abends um ihn unmöglich, und so führt er ein isoliertes Leben auch inmitten seiner Kinder.

12. März 1840.

Der junge, regierende Herzog von Nassau[1]) kam den 7. hier an. Seine Erziehung ließ der Vater in Wien bei dem Professor Jarcke[2]) beenden zu einer Zeit, wo der religiöse Konflikt noch nicht ins Leben getreten war; auch galt Jarcke für einen Mann von monarchischen Grundsätzen. Jetzt gingen dem jungen Fürsten Gerüchte voran, die ihm sogar einen Übertritt zur katholischen Kirche andichteten. Er kam nun hierher, um zu zeigen, wie er bereit sei, sich Preußen anzuschließen.

Gleich nach seiner Ankunft besuchte er meinen Bruder, der ein naher Freund seines Vaters war. Dieser erlaubte sich, ihn auf die Hindernisse aufmerksam zu machen, die ihm durch seine Erziehung in Wien in den Weg treten, und die ungünstigen Gerüchte daraus zu motivieren. Der Herzog zeigte ein offenes Verstehen; er hatte durch den in hiesigen Diensten stehenden Prinzen von Württemberg Kenntnis davon erhalten, und so fanden die Worte meines Bruders Anklang.

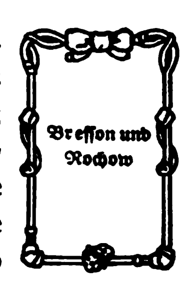
---

[1]) Herzog Adolf, geb. 1817, folgte seinem Vater Herzog Wilhelm am 20. August 1839.

[2]) Vgl. o. S. 198, Anm. 3.



Mein Bruder hatte noch an demselben Abend Gelegenheit, dem Könige diese Konversation mitzuteilen und dessen Mißtrauen in die Gesinnung des Herzogs zu bekämpfen. Der junge Herzog wurde mit großer Güte vom König aufgenommen und ist sehr zufrieden mit seiner Aufnahme abgereist. Es traf sich, daß er grade den Großherzog von Strelitz[1]) mit seiner Familie hier fand; die Tochter war schon vor zwei Jahren dem Thronfolger halb und halb bestimmt; jetzt wurde die Ankunft des Herzogs mit Heiratsplänen in Verbindung gebracht. Er denkt aber noch nicht an Heiraten.



18. März 1840.

Mein Bruder aß heute beim Minister Werther, wo er mit Herrn v. Bresson zum erstenmal seit dessen Pariser Reise wieder zusammentraf. Bresson näherte sich ihm mit absichtlicher Freundlichkeit, brachte das Gespräch auf Landesverfassungen und meinte: unser Land könne sich glücklich schätzen, daß es einer ruhigen, monarchischen Regierung genieße. Man müsse wie er jetzt die Greuel einer konstitutionellen Verfassung gesehen haben, die Frankreich in Verwirrung bringe, alle Verhältnisse verdrehe, um ihre Schwierigkeiten zu ermessen. Louis Philipp sei in der peinlichsten Lage von der Welt; er wäre bei seiner Thronbesteigung der König der Notwendigkeit gewesen; er allein habe Krieg und Aufruhr zurückgedrängt. Aus diesem Gesichtspunkte müßten ihn auch die anderen Herrscher ansehen und unterstützen, nicht nach seinem neuen Ministerium beurteilen. Thiers[2]) sei „inévitable" gewesen, nur gezwungen von Louis Philipp gewählt. Diese Überzeugung wünsche er allen Herrschern mitzuteilen; so schmerze es ihn besonders, wenn der hochherzige, „le magnanime", Kaiser von Rußland ihn verkenne. Alle Freunde der Ruhe und Ordnung sollten dem Kaiser diese Ansicht mitteilen.

[1]) Großherzog Georg Friedrich (regierte 1816—1860); seine älteste Tochter Luise war 1818 geboren.

[2]) Louis Adolphe Thiers, der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber (1797—1877), war am 1. März 1840 Minister des Auswärtigen geworden, reichte aber schon am 21. Oktober seine Entlassung ein.



Aus-
bildung des
russischen
Thron-
folgers

Diese Rede war wohl in der Absicht gesprochen, sie durch meinen Bruder dem Kronprinzen zu übermitteln, da man glaubt, daß der Kronprinz Einfluß auf den Kaiser besitzt. Wie traurig muß der Zustand eines Landes sein, wenn der Gesandte die Handlungen seines Souveräns so entschuldigen muß; und wie erschreckt und benommen scheint sich Bresson zu fühlen, wenn er sich gegen einen Mann wie meinen Bruder, dessen politische Ansichten den seinen entgegen sind, so ausspricht.

5. April 1840.

Der russische Thronfolger ist hier angekommen. Er befindet sich auf der Durchreise nach Darmstadt, um seine Verlobung mit der dortigen jungen Prinzeß zu feiern. Ihm voran ging Herr v. Rauch[1]), der meinem Bruder nicht genug sagen konnte, wie edel und unberührt von aller sie umgebenden Lüge und Intrige das kaiserliche Paar dastehe. Der Kaiser, immer das Beste wollend denkt jetzt hauptsächlich an die Ausbildung des Sohnes. Nachdem er ihm ein Jahr lang militärische Vorträge halten ließ über das Material des Kriegswesens, wie über dessen höhere Ausübung, hat er ihm nun Einblick in die Verwaltung des Landes zu geben gesucht, indem er ihn bei den Vorträgen der Minister des Innern und des Krieges zuzog. Der Thronfolger wohnt den Beratungen des Staatsrates bei, dessen Verhandlungen der Vater nachher mit ihm bespricht. Gewiß ist es selten, daß ein Regent so seinen Sohn zum Herrscher heranbildet. Er setzt ihn in persönlichen Verkehr mit den höheren Staatsbeamten, bringt ihm die Interessen des Landes aus dem richtigen Gesichtspunkt nahe und verschafft ihm das Vertrauen der künftigen Untertanen. Jetzt läßt er ihm durch den Herrn v. Brunnow[2]) (Gesandten in London) besondere Vorträge halten über die äußere Politik Rußlands, seine Stellung zu den anderen Mächten seit dem Wiener Kongreß.

[1]) Oberst v. Rauch, Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III., nach Petersburg kommandiert.

[2]) Philipp Graf v. Brunnow (geb. 1797), wurde 1840 russischer Botschafter in London, was er, mit einigen Unterbrechungen, bis 1874 blieb.





Mein Bruder ward gestern zum Großfürsten beschieden und fand in dem zweiundzwanzigjährigen Prinzen einen durchgebildeten Mann, dessen Kenntnisse sowohl als begründete Ansichten ihn frappierten. Der Großfürst kam zuerst auf die Zustände in Frankreich und ihre Wirkung auf ganz Europa und zeigte sich darüber wohl orientiert. Dann wendete sich das Gespräch auf Polen und die russischen Verhältnisse. Eine Abwesenheit des Kaisers sei jetzt ganz unmöglich wegen der inneren Zustände, wie auch um der orientalischen Frage willen. Ihre Lösung sei nicht vorherzusehen, sie könne von zu weittragendem Einfluß auf Rußland werden. Der Kaiser empfinde es schmerzlich, daß die Kaiserin darauf bestehe, in diesem Sommer nach Ems und Fischbach[1] zu gehen.

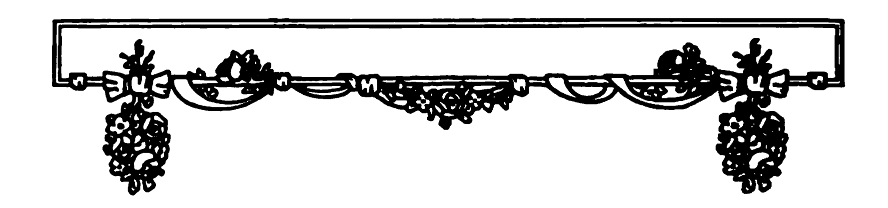
Man glaubt hier, daß die Kaiserin den Wunsch hat, ihre Tochter[2] mit dem jungen Herzog von Nassau zu vermählen. Der Vater war ihr Verehrer, ja wirklich sehr verliebt in sie, so scheint es eine ganz ihrem Charakter entsprechende Idee zu sein, die Tochter dem Sohne dieses Mannes zu geben.

---

[1] Im Riesengebirge. Vgl. o. S. 140.

[2] Ihre zweite Tochter Olga (geb. 1822). Sie wurde 1846 mit Karl, Kronprinz von Württemberg, vermählt.





II. Tod Friedrich Wilhelms III. und Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.

Die folgenden Erinnerungen, in denen Marie de la Motte-Fouqué den Tod König Friedrich Wilhelms III. und die Thronbesteigung seines Nachfolgers schildert, wurden erst eine Reihe von Jahren später (wohl 1857) niedergeschrieben, auf Grund der Tagebücher von 1840, deren Inhalt sie in übersichtlicher Darstellung zusammenfassen.

Erstes Kapitel.

Die letzten Tage des Königs.

Schon länger hatte die Presse in Zeitschriften und Aufsätzen des Jahres 1840 als eines wichtigen Zeitpunktes für das preußische Herrscherhaus gedacht. Die Thronbesteigung Friedrichs des Großen, die vor hundert Jahren dem Lande Ruhm und Größe brachte, konnte nicht gefeiert werden, ohne daß die Gedanken auf eine mögliche Wiederholung fielen, und der Ruf des Thronerben ließ die Hoffnung lebendig werden, daß das Jahr 1840 Preußen abermals eine Stufe höher führen werde, sollte es wirklich wieder einen Regierungswechsel bezeichnen. Man hatte die Gedanken ganz darauf gerichtet, von diesem Jahre etwas Ungewöhnliches zu erwarten und die unruhigen Gemüter suchten hier und dort nach Zeichen und Gründen für ihre Vermutung. Aber so hell den meisten die Zukunft erschien, so große Pläne man auf die vielversprechenden Eigenschaften des Kronprinzen setzte, so sehr erschrak man dennoch, als sich im Herbst 1839 eine Abnahme der



Kräfte in der Erscheinung Friedrich Wilhelms III. bemerkbar machte. Er hatte eine schöne männliche Gestalt, die durchaus nichts Greisenhaftes an sich trug, und blieb auch sein Gang nach einem Beinbruch [1]) schleppend und langsam, so machte er dadurch eher den Eindruck eines verwundeten Kriegers, als eines alternden Mannes.

Im November, wo alles von Reisen und Bädern zurückkehrte, hörte man zuerst einer Veränderung erwähnen: Sprache und Gang waren matt und alt geworden und die leiseste Mahnung an den Tod ward in einem so kritischen Moment zur wirklichen Befürchtung. Man fing auch in diesem Winter an, von der Erscheinung der „weißen Frau“ [2]) zu sprechen. Es blieb zwar nur ein Gerücht, und niemand wollte eingestehen, Näheres davon zu wissen. Ich erinnere mich aber sehr wohl, daß Gräfin Haacke [3]), Hofdame der Kronprinzessin, eines Abends, als sie vom Souper nach ihren Zimmern zurückkehrte und eine Treppe hinabging, am Ende derselben eine Schildwache scheinbar eingeschlafen fand, das Gewehr neben ihr liegend. Nähertretend fand es sich, daß der junge, kräftige Soldat ohnmächtig war. Der Lakai stand ihm bei; erwachend sah er sich scheu um und versicherte, er habe etwas Schreckliches gesehen: eine Frau in weißen Schleiern und furchtbar. Es wurde nicht allgemein bekannt; man sprach zwar leise, aber viel davon. Auch Fräulein v. Block [4]) behauptete, etwas Unheimliches gesehen zu haben und jedes Gerücht der Art, jede Änderung in den Gewohnheiten des Monarchen erhöhten die allgemeine Spannung.

So näherte sich der März 1840. Am 28. des Monats gab Prinz Albrecht ein dejeuner-dansant, die einzige Art Fest, die der alte König noch besuchte, da er dort früh um ein Uhr essen konnte und nichts die Ordnung seines Tages unterbrach. Auch diesmal ward er erwartet und kam auch. Indessen, statt wie sonst

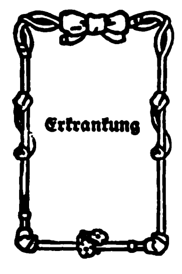
[1]) Dezember 1826.

[2]) Über die Sage von der weißen Frau im Berliner Schlosse, die vor dem Tode jedes Königs erscheinen soll, vgl. W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg (1871), S. 63 ff.

[3]) Gräfin Editha v. Haacke.

[4]) Karoline v. Block, Hofdame der Prinzessin Karl.





umhergehend, mit diesem oder jenem zu sprechen, mit der Jugend zu scherzen, eilte er vor den brennenden Kamin, über Kälte klagend; etwas, was bei ihm ungewöhnlich war, da ihn sonst nur die Hitze in den Gesellschaftssälen inkommodierte. Er verließ früher als er gewollt das Palais seiner Kinder, und dies Erscheinen blieb das letzte seines Lebens in größeren Kreisen.

Wie ein erwartetes, aber erschreckendes Ereignis lief am andern Tage die Nachricht vom Mund zu Munde: „Der König ist krank!" Ein Fieberanfall mit Erbrechen ließ auf eine längere Krankheit deuten. Indessen schon zwei Tage darauf erklärten ihn die Ärzte für fieberfrei und dennoch erschien der sonst so kräftige Mann, der nie einem Unwohlsein nachgab, nicht an der Familientafel, sah die Kinder nur einzeln und augenblicklich, weil eine unüberwindliche Mattigkeit ihm jedes Wort, jede Bewegung erschwerte. Diese Kraftlosigkeit konnte nicht Folge des kleinen Fieberanfalles sein, sondern war sichtlich der Anfang eines gefahrdrohenden Zustandes.

Die Angst und Sorge vor dem Ende desselben erfaßte alle Umgebungen und den älteren Teil der Familie. Die alte Prinzeß Wilhelm[1]) sah ihn nach achttägigem Zwischenraum bei dem Gottesdienst in der Kapelle des königlichen Palais zuerst wieder, und die gefaßte, äußerlich ruhige Frau konnte ihrer Bewegung so wenig Herr werden, daß sie im Vorzimmer zurückblieb und dort ihren Tränen freien Lauf ließ.

Es war nicht allein die Mattigkeit, die den König so veränderte, es gesellte sich eine auffallende Abmagerung dazu, und so erschien er allen plötzlich als Greis. Er, der sich nie eine weichliche Bequemlichkeit erlaubte, nahm gern den Lehnstuhl an, den man ihm in der Kapelle bereit hielt, und nachdem er langsam den kurzen Gang zurückgelegt hatte, sah man ihn erschöpft in den Lehnstuhl sinken; es war das erste Mal, daß er sich eines solchen Sessels bediente. Mein Bruder war erstaunt, während der allgemeiner werdenden Sorge die Söhne des Königs so gänzlich beruhigt zu finden. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm versicherten, es sei die Ängstlichkeit

[1]) Marianne, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg (1785—1846). Vgl. über sie o. S. 59ff.



des Königs selbst, die die Fürstin Liegnitz und die nächsten Umgebungen so besorgt mache, und alles, was man gegen diese Ansicht leider nur zu schlagend anführen konnte, wurde bestritten. Die Kronprinzessin dagegen fand mein Bruder still und betrübt, und als er sie eines Morgens allein sprach, äußerte sie ihre Sorge so bestimmt, daß mein Bruder sie frug, ob denn der Kronprinz wirklich keine Ahnung von dem Zustande des Vaters habe. Sie leugnete nicht, wie sehr sie diese Sorglosigkeit verwundere bei der Liebe, die er zu dem Könige habe; sie konnte nur in der Lebendigkeit seiner Phantasie den Grund zu dieser Verblendung finden, durch welche er nur das sähe, was er zu sehen wünschte.


Besorgnisse der Kronprinzessin

In jener Zeit schien überhaupt die Kronprinzessin viel klarer über die Eigenschaften ihres Mannes zu sehen, als in den darauf folgenden Jahren. Sie begleitete wohl sein Leben mehr als es später der Fall sein konnte, wo es den Geschäften und der Öffentlichkeit gehörte. Ferner traten damals die verschiedenen Parteiungen, in die sich die Menschen teilten, nicht so grell hervor, wie nach dem Tode des Königs. Man kann zwar jetzt den Ursprung derselben bis in jene Tage zurück verfolgen, aber sie waren noch nicht zu Fleisch und Blut geworden. Die Kronprinzessin sah also damals noch ohne das trübe und gefärbte Glas des Parteigeistes, und trotz der herzlichsten Liebe zum Kronprinzen waren beide zu verschiedenartig in ihren Naturen, als daß der einfache praktische Blick der Kronprinzessin nicht die vielen Klippen entdecken sollte, die das Phantasieleben ihres Mannes für seine Aufgabe mit sich führte.

Mein Bruder, von dem sie wußte, wie er den Kronprinzen liebte und der einen großen Einfluß auf ihn ausübte, teilte zwar in vieler Beziehung ihre Sorge, wußte sie dennoch in der Hoffnung zu beruhigen, daß das wirkliche Leben und die Größe seiner Verpflichtung auf sein edles Gemüt nicht ohne Einfluß bleiben werde. Es war natürlich, daß in der Erregung des damaligen kritischen Augenblicks das Gemüt der Frau doppelt bewegt war. Wenn mein Bruder infolge seines Charakters auch mutiger in die Zukunft sah, so ward er selbst doch nur zu oft durch die jähe Abwechselung



Kronprinz vom Fernliegenden hingenommen

von Geist und Träumerei, Feinheit und Eigensinn, Güte und Vorurteil in der Natur seines künftigen Königs hin- und hergeworfen, und ich weiß es sehr wohl, daß ich oft in Streit mit ihm geriet, wenn er seine Befürchtungen äußerte inbezug auf den Mann, in dem ich einen Regenerator Preußens zu sehen hoffte. Ich war auch damals um vieles jünger und ward geblendet von den hohen und edlen Äußerungen, von dem weiten Blick, mit dem er Preußens Aufgabe erfaßte. Ich vergaß, daß zwischen dem Gedanken und der Ausführung noch ein weites Feld liegt, und daß eine reiche Phantasie unberechenbar bleibt.

Während die Krankheit des Königs langsam um sich griff, und eine gewisse Unsicherheit sich von dem Krankenzimmer bis auf den Gang der Regierung verbreitete, wurden die Umgebungen des Kronprinzen immer aufmerksamer darauf, wie sich in ihm die drohende Gefahr, der Blick in die Zukunft gestaltete. Aber überall stieß man auf Rätsel. In den ersten Tagen des Mai nahm die längere Krankheit des Kultusministers, Herrn v. Altenstein[1]), einen Charakter an, daß die Ärzte ihm nur noch wenige Tage prophezeiten (er starb den 14. Mai). Es war natürlich, daß dieser Tod und die Wiederbesetzung der Stelle ein doppeltes Interesse für den Kronprinzen haben mußte, und mein Bruder erwartete, ihn damit beschäftigt zu finden. Er brachte das Gespräch darauf, doch ohne daß es einen Anklang fand. Man hatte im Publikum schon Personen, wie zum Beispiel den Grafen Stolberg, auch Bodelschwingh[2]) und andere für den Platz bestimmt.

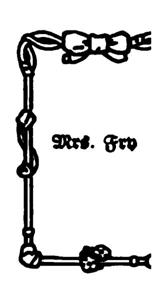
Die Ernennung des ersteren gab besonders meinem Bruder Anlaß, diesen Gegenstand zu berühren, weil er voraussah, daß man diese Wahl der Vorliebe des Kronprinzen für die pietistische Partei zuschreiben werde. Er hob also den Mangel an Bildung, die beschränkte Richtung seines Geistes hervor, wodurch er zu dem Posten eines Kultusministers nicht passe und endigte damit, die

[1]) Vgl. o. S. 45. Anm. 3.

[2]) Ernst v. Bodelschwingh-Velmede (1794—1854) war 1817 in den Staatsdienst getreten, wurde 1834 Oberpräsident der Rheinprovinz, in welcher Stellung er sich bewährte, 1842 Finanzminister; 1844—1848 war er Minister des Innern.



Gefahr zu schildern, die darin liegen würde, einen Mann dazu ernennen zu wollen, der einer bestimmten religiösen Sekte angehöre. Der Kronprinz erwiderte zerstreut, es sei wahr, Graf Stolberg passe nicht zu der Stellung und die Unterhaltung stockte aus Mangel an Interesse für den Gegenstand.



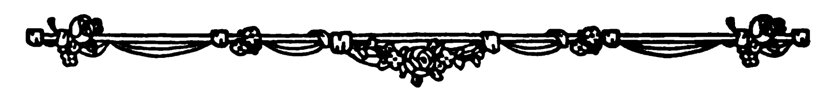
Nur zu bald lenkte aber der Kronprinz selbst das Gespräch dahin, wo seine Gedanken weilten. Er forderte meinen Bruder auf, amtlich die Bemühungen einer englischen Quäkerfamilie zu unterstützen, die, auf einer Reise durch Deutschland begriffen, sich in Berlin aufhielt, um die frommen und edlen Bestrebungen auch hier zu beleben, durch die sie so vieles in England geleistet hatte.

Mrs. Fry [1]), ihr Bruder, ihre Tochter und noch ein Mann hatten sich zu dieser Reise entschlossen, nachdem Mrs. Fry mit schönem Eifer die Verbesserung des wirklich schlechten Zustandes der Gefängnisse in ihrem Vaterlande angebahnt hatte. Die ganze Erscheinung der Frau war einfach, und sichtlich erkannte man in der Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, die Folge einer reinen inneren Überzeugung. Es war aber bei ihrem lobenswerten Eifer nicht zu übersehen, daß sie ihre Reise in gänzlicher Unkenntnis der Verhältnisse anderer Länder angetreten hatte. Schulen und Gefängnisse sind bekanntlich in England nicht Gegenstand der Sorgfalt der Regierung. Es liegt dieser Mangel tiefer, als daß ihm durch ein einzelnes Gesetz abgeholfen werden könnte. Der Einzelne und die Familie wird eben dort nicht so speziell regiert wie in Deutschland und deshalb bilden sich zur Abhülfe von dergleichen tiefgefühlten Mängeln Gesellschaften und Vereine, die mit großer Hingebung sich einem Zwecke widmen, leicht Unterstützung in Geld und Kräften finden und Großes leisten.

Während nun dort die Fehler von unten hinauf gebessert werden, ist man hier gewohnt, daß man sie von oben herab in die Hand nimmt. Das Feld, was in England so viel zu tun gab,

---

[1]) Elisabeth Fry, der „Engel der Gefängnisse" (1780—1845), eine Engländerin, war Jahrzehnte lang für die Verbesserung des Loses der Gefangenen tätig.



Meetings über Gefängnisreform

fanden sie hier in geordnetem Zustande und da es ihnen an Verständnis für andere Verhältnisse, Institutionen und Gesetze fehlte, waren die Ausstellungen, die sie bei ihren Besuchen der Gefängnisse hier machten, sehr oberflächlich und oft ganz falsch. Mrs. Fry hielt hier sogenannte Meetings, und da sich das Kronprinzenpaar und die alte Prinzessin Wilhelm für die edle Richtung der Frau interessierten, ja, sich an die Spitze eines Vereins der Art stellten, so fand sie hier in den gebildeten Kreisen einen großen Anklang.

Gewiß verließen diese Menschen Berlin nach achttägigem Aufenthalte ohne tiefere Kenntnis der hiesigen Zustände, aber was sie wollten, hatten sie erreicht. Die Anregung war gegeben, und es wird immer ein schönes Verdienst bleiben, die Menschen zu christlichen Liebeswerken aufgefordert zu haben. Aber man darf doch darüber das Nächste nicht vergessen und es blieb für alle, die die Gefahr des Königs kannten, ein betrübendes, ja verletzendes Gefühl, den Kronprinzen in diesem Augenblick so ganz beschäftigt von dieser einen Erscheinung zu sehen.

Ebenso wie der Kronprinz die gefahrvolle Krankheit des Königs nicht erwähnte, verhielten sich auch die alten Umgebungen des leidenden Monarchen. Der Fürst Wittgenstein, der sonst fast täglich zu meinem Bruder kam, vermied sichtlich, ihn zu sehen, und in den Briefen, die durch manche geschäftliche Beziehungen notwendig wurden, erwähnte er das Befinden des Königs nicht mit einem Worte. Der alte Herr v. Schilden[1]) dagegen, dessen weiches Gemüt unter der drohenden Gefahr litt, verschwieg nicht, wie verändert, wie tief krank er den alten Herrn finde.

Es war eine lange, dem Könige lieb gewordene Gewohnheit, im Frühjahr wöchentlich nach Potsdam zu fahren, und zwar geschah dies des Sonnabends. Er blieb dann den Sonntag dort und kehrte Montags wieder. Es begleitete ihn außer der Fürstin immer der Reihe nach eine Familie seiner verheirateten Kinder. Man hatte darauf gehofft, daß diese Abwechselung, dieses Heraus-

[1]) August Frhr. v. Schilden, Oberhofmeister im „Hofftaat Ihrer Majestät der höchstseeligen Königin" (Königin Luise). Vgl. o. S. 45, Anm. 2.

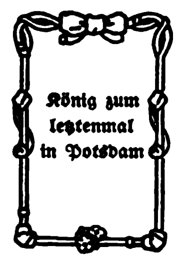


reißen aus dem Krankenzimmer ihm wohltun solle, doch hatte er selbst jede Andeutung zurückgewiesen, und seit Wochen schauten die Bewohner Berlins vergeblich nach dem kleinen gelben Wagen aus, in dem sie gewohnt waren, den alten verehrten König spazierenfahren zu sehen. In Regen und Sturm sah man sonst zwischen 12 und 1 Uhr seinen so einfachen halben Wagen, wie ihn schon damals fast niemand mehr besaß, und den jetzt kaum eine Kammerfrau gebrauchen würde, die Linden hinunter fahren; ein alter Kutscher und ein alter Bedienter in blauen Röcken und roten Kragen begleiteten ihn und das einzige Ausgezeichnete an der unscheinbaren Equipage waren die schönen Trakehner Pferde, die den Wagen zogen. Aber jeder Mensch vom Greise bis zum Kinde kannte den gelben Wagen, und niemand sah den geliebten und hochgeehrten Herrn ohne still zu stehen und zu grüßen; denn man wußte, sein Adlerblick erkannte bereits von weitem jeden, dem er begegnete, und sein kurzer, fast strenger militärischer Gruß, mit dem er jedem Einzelnen dankte, trug dennoch Abstufungen in sich, die den Menschen zeigten, daß er sie persönlich beachte.



Endlich verbreitete sich Anfang Mai die Nachricht, der König gehe nach Potsdam. Es war ein später Frühling, und der arme kranke Herr, der sich sehr nach grünen Bäumen sehnte, hatte selbst in lächelnder Ungeduld gesagt: „Nun ich kann es den armen Blättern nicht verdenken, daß sie in der bitteren Kälte nicht an die Luft kommen wollen, mir geht es ebenso!“ — — — Man sah im allgemeinen einen Beweis der Besserung in dieser königlichen Fahrt, und wenn auch die näher Unterrichteten das nicht glauben konnten, so war man doch in einer ängstlichen Spannung, was die Folge davon sein würde. Es war ein Abschnitt in seiner Krankheit, aber leider ein trauriger, denn der König selbst, wie seine Umgebungen gewannen die Überzeugung, daß seine Kräfte ihm keine unnötige Anstrengung mehr erlaubten. Das kronprinzliche Ehepaar war mit ihm dort gewesen und die Kronprinzessin erzählte unter Tränen am Abend ihrer Rückkehr, wie schwach sie ihn nach der kleinen Fahrt gefunden. Die Bewegung war ihm schmerzhaft





gewesen, der Mangel an Eßlust derselbe geblieben und der vergebliche Wunsch, in dem ihm so lieben Potsdam, seiner Gewohnheit treu die Kommandeure der dortigen Regimenter zu Mittag zu sehen, hatte ihm selbst gezeigt, wie krank er sei. Er war nicht bei Tisch erschienen, kam aber nach dem Diner zum Vorschein, um die Herren zu sprechen.

Er hatte dies mit einigen getan, als die Kronprinzessin sah, daß er, bleich werdend, sich an einen Tisch lehnte; sie bat ihn, in ein anderes Zimmer zu gehen. Er dankte ihr freundlich und erwiderte: „Ich will mich nur etwas ruhen, denn ich möchte doch so gern den anderen Herrn noch einige freundliche Worte sagen. Er hatte es durchgesetzt, war aber dann ganz erschöpft in einen Lehnsessel gesunken. Es war das letzte Mal, daß er den ihm so werten Ort sah, und mit der allen Kranken eigenen Unruhe trieb er selbst zur Rückkehr nach Berlin, behauptend, kein Stuhl oder Sofa sei so bequem, wie in Berlin, und die Kälte in den Zimmern vermehre sein Leiden. — So kehrten er und seine Umgebungen um eine Hoffnung ärmer zurück, und bald sollte sein Zustand ein hoffnungsloser werden. —

Er selbst fühlte sich so krank, daß man es wagte, ihm eine Konsultation mit einem damals hier eben angestellten Arzt aus der Schweiz, Dr. Schönlein[1]), vorzuschlagen. Es war ein großer Beweis von Überwindung, daß er den ihm ganz fremden Mann vor sich kommen ließ, der ihm noch dazu von Anfang an unangenehm erschien und gegen den er bis zum Tode einen ihn fernhaltenden kurzen Ton behielt, während er gegen seine Ärzte Wiebel und Grimm immer rücksichtsvoll und freundlich blieb.

Die Konsultation ging vor sich, doch konnten die gelehrten Auseinandersetzungen des Professors Schönlein niemand beruhigen, und nach dem ersten von ihm angeordneten Mittel, einem Vomitiv, ward die Mattigkeit noch größer und trat

---

[1]) Johannes Lukas Schönlein (1793—1864), ein berühmter Arzt und klinischer Lehrer, war kurz vorher als Kgl. Leibarzt angestellt worden. Er war zugleich Professor an der Universität und Militärakademie; er hatte die sogenannte naturhistorische, auf exakter Forschung beruhende Schule begründet.



ein förmlicher Widerwillen gegen alle Speise ein. Der König äußerte gegen Wiebel, nachdem er Dr. Schönlein gesprochen hatte: „Ich tue das alles aus Pflichtgefühl, denn es wird mir doch nichts mehr helfen, ich weiß es selbst zu gut, wie mir zumute ist. Einmal muß die Stunde doch schlagen."



Der König und Wittgenstein

Der am 14. erfolgte Tod des Ministers Altenstein führte endlich den alten Fürsten Wittgenstein zu meinem Bruder, wo er sich denn zum ersten Male, aber auch ohne Rückhalt über die Gefahr, in der der König schwebe, aussprach. Wie in allen Krankheiten, so traten auch hier Schwankungen ein und Hoffen und Angst wechselten ab. Die Spannung hatte etwas nachgelassen, und mein Bruder ward in der Lebendigkeit seines Herzens durch des Kronprinzen Hoffnungen mit fortgerissen. Er war also doppelt erschüttert, als der Fürst ihm sein Ansicht mitteilte. Wittgenstein mochte wohl nicht ohne innere Kämpfe zu der Art philosophischer Ruhe gelangt sein, mit der er über den vorauszusehenden Tod des alten Königs sprach, durch den seine Macht, sein persönlicher Einfluß auch sein Ende erreichte.

Bedenkt man, wie eigentlich im wahrsten Sinne des Wortes nichts Großes und Kleines in der Regierung, wie in Familien- und sozialen Beziehungen in Preußen geschah, was nicht durch seine Hände ging, wozu er nicht Mittel und Wege angab, so zeigt es doch von einer Kraft des Charakters, ein anderes Regiment vor Augen sehend, seine Ruhe und Klarheit so zu bewahren, wie sie sich in dem Fürsten meinem Bruder gegenüber aussprach. Denn er war zu klug, um über sein eigenes Verhältnis zum künftigen Könige im Unklaren zu sein, er mußte damals glauben, daß mein Bruder bei demselben die Stelle der Vermittelung einnehmen werde, die er zu verlassen im Begriff war. Nachdem er der großen Veränderung des Königs Erwähnung tat und die Gefahr der Krankheit geschildert hatte, endigte er mit den Worten: „Ja bei zweiundsiebzig Jahren [1]) fließt das Blut langsamer durch

[1]) Friedrich Wilhelm III. war (ebenso wie Wittgenstein und Altenstein) 1770 geboren, also 70 Jahre alt.





die Adern, die Kräfte ersetzen sich nicht wieder. Der König ist auch nur, wo es die Pflicht noch gebietet, mitteilend, wie bei den Vorträgen, sonst ist er in sich versunken. Scheinbar hat sogar der Tod des Herrn v. Altenstein keinen besonderen Eindruck gemacht, oder er fürchtet den Rückblick auf sich selbst, denn er hat nicht ein Wort darüber gesagt. Wir gehen ernsten Zeiten entgegen, Gott führe sie zum Guten!" — Dann innhaltend hat er plötzlich beide Hände meines Bruders gefaßt und leise, aber mit Tränen in den Augen gesagt: „Gott segne und stärke auch Sie!" und dann das Zimmer schnell verlassen.

Von diesem Tage an sprach der alte Fürst meinen Bruder täglich, und manche rührende und erhebende Einzelheiten kamen uns dadurch zu. Es war aus vielen Äußerungen zu bemerken, daß der König sich mit dem Fürsten über die Zukunft besprochen hatte, und jeder mußte die doppelte Pflichttreue anerkennen, die den todkranken Mann noch immer zur Arbeit befähigte. Die Nächte waren fast schlaflos zu nennen; die Quantität der Speisen, die er genoß, wurde immer geringer. Die Entkräftung steigerte sich, und abgesehen von der Sorge um sein Leben, war es ein schmerzliches Gefühl, den alten König so leiden zu sehen. Dabei blieben die Stunden seines Vortrages immer noch streng dieselben; er war noch mit voller Aufmerksamkeit dabei. Freilich mußte der erschöpften Natur dann Ruhe gegönnt werden. Um 1 Uhr aber sah man ihn schon wieder vor seinem Schreibtisch sitzen, um die Kabinettsorders selbst zu unterschreiben. Der Fürst fand ihn eines Tages ermattet im Fauteuil zurückgesunken, eine eben unterschriebene Kabinettsorder auf den Knien, ein Paket noch unvollzogener neben ihm liegend, und rund um den Schreibtisch schräg ausgebreitet die bereits unterzeichneten, damit sie trockneten, ehe sie zusammengelegt würden. Er richtete sich auf und sagte wehmütig lächelnd: „Es geht langsam!" Der Fürst schlug ihm vor, sich dabei helfen zu lassen, indem ein anderer sie ihm vorlegte und dann wieder fortnähme. Er schlug aber diese Erleichterung aus, hinzufügend, es sei seine Pflicht, jede Kabinettsorder zu lesen, ehe



sie sein Name sanktioniere, und da gehöre niemand anders hin als er.



Der Fürst nahm Gelegenheit, meinen Bruder darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig für einen Regenten die pflichtvolle Treue in der Befolgung eines geordneten Geschäftsganges wäre. Durch Generationen sei das preußische Volk in der Überzeugung bestärkt, daß, wer sich an das Kabinett des Königs wende, nur eine Antwort erhalte, die der König selbst verfüge. Dieser persönliche Verkehr des Einzelnen mit seinem Könige bedinge das Vertrauen in der Nation. So wie man fürchten muß, daß darin Lücken entstehen, so bleibt das königliche Kabinett eine Geschäftsstation, aber der schöne Gedanke, sich mit seiner Not an den König zu wenden, geht verloren und mit ihm vieles andere.

Der König mochte wohl selbst in dem geistreichen Kronprinzen den Mangel an Interesse an dem oft langweiligen Geschäftsgang befürchten und darüber gesprochen haben. Er täuschte sich weniger über seinen Zustand, wie seine eigenen Söhne. In diesen Tagen hatte er mehrere Male den Prediger Strauß gesprochen. Auch sah man ihn oft einzelne Aufsätze schreiben, das Papier auf den Knien, den Bleistift in der Hand, je nachdem es seine Kräfte erlaubten.

Bis zum 21. Mai dauerte dieser Zustand so fort, dann trat eine Verschlimmerung ein, die denn auch endlich den Söhnen die Augen öffnete. Es war ein sonderbar scheues und fernes Verhältnis, in dem die Kinder zum Vater standen. So wagten sie es in dieser tödlichen Krankheit nicht, ungerufen zu ihm zu kommen, und es vergingen Tage, ohne daß sie ihn sahen. Ebenso wagten sie es nicht, eine Inspektionsreise nach Posen und dem Rhein, die die beiden ältesten Prinzen am 27. antreten sollten, aufzuschieben oder den König um einen Stellvertreter zu bitten. Jetzt, wo beide die Gefahr des Zustandes erkannten, war ihnen diese Aussicht schrecklich; aber selbst der Kronprinz schien die Notwendigkeit seines Hierbleibens nicht zu erkennen.

Mein Bruder brachte am 21. den Abend bei dem Kronprinzen zu und fand sie alle sehr ängstlich. Um 9 Uhr kam eine Be-



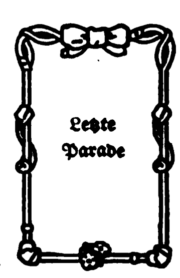
Unentschlossenheit des Kronprinzen

stellung der Fürstin,[1]) der das Befinden des Königs noch keinen Tag so übel erschienen war; mit Mühe genoß er den Tag über nur eine Tasse Kaffee, und die Kraftlosigkeit war so groß, daß er schon um 5 Uhr wieder zu Bette ging, was ihm stets einen Entschluß kostete, da er von seinem Wohnzimmer eine kleine Wendeltreppe hinabgehen mußte, um in seine einfache Schlafstube zu gelangen, wo er in einer eisernen Feldbettstelle wie ein Soldat schlief. Das frühe Niederlegen war etwas so Ungewohntes, daß diese Tatsache alle Anwesenden erschreckte. Wohl zehn Minuten lang herrschte eine tiefe Stille nach der Bestellung. Der Kronprinz saß gebeugten Kopfes da, und als er wieder aufblickte, sah man, daß er geweint hatte. Mühsam faßte er sich, sprach wenig, und um 10 Uhr zog er sich zurück, meinen Bruder mit in sein Kabinett nehmend. Die Kronprinzessin folgte ihnen bald nach, und das Gespräch fiel natürlich auf die Gefahr, in der der König schwebe.

Der Kronprinz hatte in den letzten Tagen von den Ärzten nur den Dr. Schönlein gesprochen und war durch seine geschraubten Reden völlig getäuscht worden. Mein Bruder glaubte in diesem ernsten Augenblick in dem Kronprinzen den Sohn nicht schonen zu dürfen und erinnerte ihn an die Pflichten, die er selbst im tiefsten Schmerz nicht aus den Augen verlieren dürfe. Es würde den allerungünstigsten Eindruck machen, wenn er jetzt die projektierte Reise antrete. Eine Landwehrbesichtigung könne jeder General ausführen, aber der Kronprinz dürfe das gefährliche Krankenlager des Vaters nicht verlassen. Der Kronprinz ging bewegt auf und nieder und sagte endlich: „Sie machen mir die Reise noch viel schwerer als sie mir ohnedies wird!" Worauf mein Bruder erwiderte, daß ihn Pflicht und Liebe drängten, ihn um das Aufgeben dieser Reise zu bitten. Der Kronprinz sah das ein und versprach, alles zu tun, was in seinen Kräften stehe, sie aufzuschieben, doch dürfe er ja den König nicht erschrecken. — Die nächsten Tage sollten zeigen, daß der König wohl wisse, was ihm bevorstehe. —

[1]) Der Fürstin Liegnitz, die den König pflegte.





Am 22. Mai war die gewöhnliche große Parade,[1]) womit das Frühlingsmanöver begann. Gleich nach derselben sollte General v. Rauch[2]) nach Warschau der Kaiserin entgegenreisen, die auf die Nachricht von der Krankheit des Vaters ihre schon vorher bestimmte Ankunft beschleunigte. Der König selbst wünschte, daß sie, ehe sie herkäme, von seinem Zustande unterrichtet würde. Um 11 Uhr fand die Parade statt. Es war ein trüber Tag, der Regen fiel in Strömen herunter, trotzdem war der Platz vor dem Palais gedrängt voller Zuschauer, aber alle hatten sich so gestellt, um die Fenster des Königs zu sehen, in der Überzeugung, er werde den Vorbeimarsch seiner Truppen noch einmal, wohl zum letzten Male, mitansehen wollen.

So war es denn auch. — Wie der Geist einer reichen Vergangenheit blickte der kranke König von seinem Fenster aus auf die Armee, mit der er Preußens Ruhm aufrecht gehalten hatte. Er sah sie nur noch vorüberziehen. Sein Nachfolger befehligte sie schon. Der Kronprinz hielt an dem Platz, wo der König seit so vielen Jahren seine Truppen an sich vorüberziehen sah und seine Befehle erteilte. Die Adjutanten des Kronprinzen überbrachten sie heute den Generalen, während die des Königs müßige Zuschauer blieben. Der kranke Monarch sehnte sich wohl nach dem Anblicke seiner Truppen, und doch fühlte er sich so krank, daß er einem seiner Adjutanten, Herrn v. Brauchitsch, sagte: „Bleiben Sie bei meinem Stuhle stehen, ich kann nicht wissen, was mir begegnet!“ Man sah ihn, den sonst so rüstigen Mann, an dem Fenster seines blauen Schreibzimmers sitzen, und das bleiche Antlitz sagte seinem Volke, wie nah ihm der Tod stand. Es war von diesem Tage an bis in alle Volksschichten hinunter nur ein Interesse — die Krankheit dieses Königs — fühlbar. Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich die Nachricht, der König habe eine tiefe Ohnmacht nach der Parade

---

[1]) Schon zu Zeiten Friedrichs des Großen fand vom 21.—23. Mai die große Revue statt.

[2]) G. v. Rauch, General der Infanterie, General-Inspekteur der Festungen und Chef der Ingenieure und Pioniere.



Abschied von der Lebensarbeit

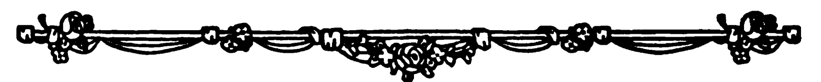
gehabt, man befürchte das Übelste. Der Kronprinz eilte sogleich nach dem Krankenzimmer des Vaters und mit den schmerzlichsten Empfindungen kehrte er von dort zurück, denn er war zurückgewiesen worden, ohne eine recht genaue Nachricht über den Zustand des Kranken selbst zu erhalten.

Der diensttuende Adjutant berichtete später, der König sei, meist sich vorbeugend, mit alter Liebe dem Vorbeimarsch seiner Soldaten gefolgt, habe sich dann aber oft ganz ermattet zurückgelehnt. Der Adjutant stand hinter ihm. Er wollte sichtlich vor den Truppen noch kräftiger erscheinen und nahm sich mehr zusammen als es seine Kräfte erlaubten. Plötzlich, als die Artillerie kaum zur Hälfte vorbeidefiliert war, flüsterte er mit kaum verständlicher, sehr veränderter Stimme: „Ich kann nicht mehr!" Herr v. Brauchitsch unterstützte ihn und brachte ihn in seinen Großvaterstuhl, in den er wie ohnmächtig hineinfiel; er rief „ein Arzt!" „ein Arzt!" Der Adjutant rief den Dr. Grimm, und als beide eintraten, mußten sie im ersten Augenblick das Schlimmste befürchten, so zusammengesunken lag der König da. Indessen erholte er sich nach einigen Mitteln, die man anwendete, wieder und freundlich sagte er zuerst: „Ich danke sehr!" Er wollte allein bleiben und ruhen.

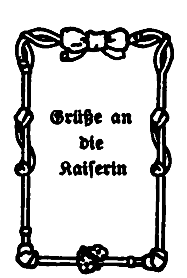
Indessen schon am Morgen hatte er zu 4 Uhr nachmittags den Fürsten Wittgenstein, den General Lindheim [1]) und den Kabinettsrat Müller [2]) bestellt. Der Fürst wußte wohl schon, weshalb. Der König empfing die Herren trotz seiner Schwäche um die bestimmte Stunde. Er war zu matt, um viel zu sprechen und sagte nur, der Fürst werde den Herren die durch seine Krankheit notwendige Änderung des Geschäftsganges mitteilen und sie ersuchen, sich zum Kronprinzen mit folgendem Auftrag zu begeben, der denn darin bestand, daß der König die Reise des Kronprinzen selbst abbestelle, denn er fühle sich zu schwach, und ordne an, daß der Kronprinz alle Morgen in dem Palais selbst die eingegangenen Sachen öffnen, um 9 Uhr den gewöhnlichen Militär- und Zivilvortrag

[1]) Vgl. o. S. 258, Anm. 1.

[2]) Geh. Kabinettsrat und vortragender Rat im Zivilkabinett.



annehmen solle und die nötigen Kabinettsorders im Namen des Königs zeichnen müsse. Zweimal in der Woche wollte sich der Kranke noch die wichtigsten Sachen zum Vortrag vorbehalten. Man fühlte es dem Könige an, es ward ihm sehr schwer, das Regiment abzugeben, er wollte doch wenigstens über das bestimmen, was ihm wichtig dünkte. — Er sollte nicht lange mehr müßig sein Land von anderen regieren sehen.



Grüße an die Kaiserin

Es war ein inhaltsschwerer Tag. Am Morgen hatte der König nach einem längeren Gespräch mit dem Fürsten Wittgenstein sein Testament bei dem Justizminister Mühler[1]) deponiert. Dann hatte er seine Truppen von seinem Nachfolger geführt, seinen Platz von diesem ausgefüllt gesehen und schließlich die enge Verbindung mit seinem Lande durch pflichtvolle Geschäftserfüllung auch diesem Sohne übertragen. — So schied er von der Arbeit des Lebens bei vollkommener Besinnung.

Nachdem die Herren ihn verlassen hatten, wollte er den General Rauch sprechen, damit er der Kaiserin sagen könne, daß er den Vater gesehen habe. — Rauch fand ihn so schwach, daß er ihn kaum verstand, als er sagte: „Grüßen Sie meine Tochter! Ich kann ihr nichts sagen lassen. Sie sehen, wie es mit mir steht!" Er gab ihm die Hand und wiederholte: „Aber grüßen Sie sie recht, recht sehr!" Dann winkte er und Rauch ging. Die Augen des Königs folgten ihm bis zur Tür mit jenem langsamen, trüben Blick eines Schwerkranken. Man weiß nicht, ist es physischer Mangel an Beweglichkeit oder ein geistiges Bedürfnis, die Gegenstände noch fest zu betrachten, ehe der ewige Schlaf die Augen schließt. —

Der Kronprinz und seine Gemahlin waren noch gegen Abend nach dem Palais geeilt. Als sie eintraten, fühlte sich der König etwas wohler und ließ beide vor sich kommen. Sie hatten ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen und der Kronprinz äußerte später, er habe an dem Tage zuerst den schrecklichen Gedanken gefaßt, so verändert habe er den Vater gefunden. Dieser war sichtlich bewegt

[1]) Heinrich Gottlob v. Mühler (1780—1857), 1832 Justizminister für die östlichen Provinzen, 1838—1846 für die gesamte Monarchie.





und äußerte: „Ich habe Dir noch etwas allein zu sagen, Fritz!“ Dann gab er ihm die Hand und fuhr fort: „Ich muß mir eine Erleichterung verschaffen, so geht es nicht mehr. Wir wollen es so einrichten, wie während meiner italienischen Reise und bist Du über die Dinge in Ungewißheit, so bin ich Dir ja nah!“ Diesen Augenblick nahm der Kronprinz wahr, den König um die Erlaubnis zu bitten, täglich selbst zu ihm kommen zu dürfen. So nahe vor der großen Scheidestunde trat erst das natürliche Verhältnis zwischen Vater und Sohn ein.

Es war wirklich, als sei eine größere Ruhe über den hohen Kranken gekommen, seitdem er den schweren Entschluß gefaßt hatte, seine Arbeiten und Mühen an den Nachfolger abzutreten. Er schien einige Tage weniger leidend, der Dr. Schönlein gab den Kindern die größten Hoffnungen und mit Freuden empfing das ganze Volk die Nachrichten, die auf ein Wohlersein schließen ließen. Jede kleine Begebenheit des Krankenzimmers ward wie ein Familienereignis in allen Klassen aufgenommen und wieder erzählt, und wer jene Zeit hier mit durchlebte, mußte fühlen, daß ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Fürst und Volk sich kundgab. So ward bei dem so wenig mitteilenden Charakter des Königs jedes freundliche Wort für seine Umgebungen mit rührendem Dank empfunden.

An einem dieser besseren Tage hatte er einmal wieder gefragt, ob den Nachmittag neue Sachen eingegangen wären? und auf die Bejahung des Geheimkämmerers Kienast, eines wirklich edlen Dieners, geäußert, er wolle sich eine kleine Zerstreuung machen, man möge sie ihm bringen. Als sie der Kämmerer auf seinen Tisch legte, schien dem Könige das Paket sehr klein und er sagte lächelnd: „Ich glaube wahrhaftig, Kienast, Sie haben mir nicht alles gebracht!“ — Der treue Mensch konnte nicht umhin, zu versichern, daß, wenn er es sich nur unterstehen dürfe, er dem Könige gern jede Arbeit vorenthielte, da er überzeugt sei, daß diese Anstrengung dem Herrn Schaden bringe. — Mit einiger Gereiztheit rief der König: „Nun, so lange man lebt, will man auch nicht



ganz unnütz sein, und ich möchte doch noch wissen, wie es eigentlich in der Welt aussieht!" Kienast sah, daß seine Worte den König geärgert hatten und bat ihn mit Tränen in den Augen um Verzeihung. Die momentane Bewegung war längst vorüber; der Kranke reichte ihm die Hand und beruhigte ihn mit den Worten: „Weiß schon, weiß schon, Sie meinen es ja immer gut. Ehe Sie fortgehen, geben Sie mir einmal das Bisquit da her, mich hungert!" Voller Freude kommt der Diener dem Befehl nach und sieht ein neues Zeichen der Besserung in der Eßlust. — Kaum hatte er das Zimmer verlassen, gab der König der Fürstin das geforderte zurück und auf ihre Frage, weshalb, antwortete er: „Ich wollte nur dem armen Kienast eine kleine Freude machen."

Es ist eines jener unbedeutenden Ereignisse, die kaum wichtig genug sind, um sie wieder zu erzählen, die aber einen tieferen Blick in das Innere der Menschen tun lassen als größere Handlungen es vermögen. Das Unwillkürliche, Unberechnete in dem Gange des täglichen Lebens übt den größten Einfluß aus und bleibt immer der richtige Maßstab der Beurteilung.

Der König trat in diesen Tagen dem Kronprinzen durch das tägliche Sprechen näher, und auch für ihn äußerte er Aufmerksamkeiten, die zeigten, daß die Krankheit ihn wahrlich nicht selbstbeschäftigt machte. So fand der Kronprinz auf seinem Platz bei den Vorträgen Bleifeder und Zeichenpapier liegen und erfuhr, der Vater habe sich der Gewohnheit des Sohnes erinnert und befohlen, daß man nicht vergessen möge, ihm zum Zeichnen alles bereit zu legen.

Ward nun das leicht bewegte Herz des Kronprinzen natürlich durch so viel Berücksichtigung dankbar erfreut, so sollte er in den nächsten Tagen erfahren, wie der König ihn in alle Handlungen seiner letzten Tage mit hineinverwickelte, ja, sie durch ihn in die Öffentlichkeit treten ließ. Mein Bruder hatte am 26. bei dem Kronprinzen gegessen, und von dort zurückgekehrt, teilte er uns alles mit, was er über das Befinden des Königs und seine mitteilendere Laune gehört hatte, als ein königlicher Wagen vor unserer Tür hielt und der Kammerdiener schnell eintrat und meldete, der Kron-



Anregung zum Denkmal Friedrichs II.

prinz befinde sich bereits in dem Arbeitszimmer meines Bruders, um ihn zu sprechen.

Der Grund dieses ungewöhnlichen Besuches war ein Befehl des Königs. Ich muß hier vorausschicken, daß der König schon vor längerer Zeit nicht gern an die Ausführung eines Denkmals für Friedrich den Großen zu denken schien. Er erkannte als Regent, was Preußen durch diesen König geworden war, aber die Natur des großen Friedrich war der seinigen zu entgegenstehend, um sein Urteil ganz rein zu erhalten. In der letzten Zeit trat nun mit dem hundertjährigen Erinnerungsfeste der Gedanke an einen sich wiederholenden Thronwechsel zu nah, um eine Feier der Art nicht in den Hintergrund zu drängen. So blieb der Tag desselben, der 1. Juni unerwähnt, als der König eben am 26. den Kronprinzen zu sich beschied und ihm den Auftrag erteilte, für den Jahrestag eine Feier einzuleiten, die in der Grundsteinlegung zu einem Denkmal Friedrichs des Großen am Ende der Linden bestehen sollte. Er bestimmte, daß mein Bruder mit der Ausführung der Einzelheiten in seinem Namen beauftragt werde, und da die Zeit dränge, so wünsche er schon morgen die Vorschläge zu empfangen. Der Kronprinz war selbst sehr bewegt als er hinzufügte, wie der König mit einer krankhaften Eile zur Ausführung dieses Gedankens dränge. Er konnte sich wohl nicht verhehlen, daß diese Erinnerungsfeier des Königs Abschied von der Welt bezeichnen werde, und mit einer an Aberglauben grenzenden Furcht sah man allgemein dem Tage entgegen, der so leicht das Land zugleich in tiefe Trauer versetzen konnte.

Wirklich trat seit dem 28. wieder eine Verschlimmerung der Krankheit ein, nachdem der König noch am Tage vorher die Vorschläge zu dem Feste genehmigt hatte; ja, er, der sonst allen dergleichen Feierlichkeiten gern einen rein militärischen Charakter verlieh, hatte auf eine besondere Immediateingabe meines Bruders gestattet, daß alle Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen dabei vertreten sein und einen Umzug halten durften, wodurch es ein wirklich preußisches Fest ward, wo Armee und Volk nicht geschieden, sondern



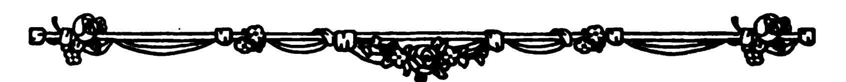


vereinigt wurden. Ganz besonders mit allen Einzelheiten beschäftigt, konnte sich der Kranke dennoch nicht aufrecht halten und verließ zum ersten Male am 29. das Bett nicht. Bis dahin hatte der Dr. Schönlein fast immer die Fragen des Kronprinzen allein beantwortet und die Art, wie er sich über den Zustand des Königs äußerte, war so bedingungsweise, so mit gelehrten Ausdrücken verbrämt, daß jedes Gefühl, Hoffnung sowohl wie Angst, daraus Nahrung ziehen konnte. Der Kronprinz war trotz der augenblicklichen Aufregungen doch so von der scheinbaren Besserung der letzten Tage und den Trostworten des fremden Arztes durchdrungen, daß er am 29. noch der hier durchreisenden Frau v. Krüdner zu Ehren eine Soiree geben wollte. Hier, wie in so vielen Handlungen sieht man die unaussprechliche Gewalt, die der Augenblick über ihn ausübt.

Der weniger gelehrte, aber seinen Herrn wahrhaft liebende alte Dr. Wiebel[1]) hatte lange zu den gelehrten Dissertationen des fremden Professors geschwiegen. Sein Herz ersetzte in diesem Augenblick alle Kenntnisse des Fremden, es zeigte ihm die Todesgefahr des geliebten Königs. Er konnte sie auch dem Kronprinzen nicht länger verhehlen und bat ihn, sich keiner falschen Hoffnung hinzugeben. Da unterblieb dann die Gesellschaft. Schönlein äußerte sich gegen Mittag über den Zustand wie folgt: „Der Rückfall" — so nannte er die sichtbar werdende Auflösung — „sei allerdings beachtenswert, Gefahr erkenne er noch nicht, es müsse sich erst zeigen, ob der heutige Zustand eine Episode oder ein Stadium der Krankheit sei." Mein Bruder bedauerte es an diesem Tage wie noch später tief, daß man auch hier, wie gewöhnlich, dem Fremden den Vorzug vor den Einheimischen ohne vorhergegangene Prüfung gab. An dem Sterbebett eines Königs hätte ein preußisches Herz wohler getan.

Man erwartete täglich die verheirateten Töchter des Monarchen, denen die Kronprinzessin die Gefahr nicht verhehlte; Prinzeß

[1]) Dr. v. Wiebel war Chef des Militär-Medizinalwesens und zweiter Leibarzt des Königs.





Luise[1]) sollte den 30., die Kaiserin den 2. Juni kommen. So krank der König war, wollte er doch von seinem Fenster die Feier der Grundsteinlegung mit ansehen. Er hatte bestimmt, daß sie um 11½ Uhr stattfinden sollte, da dies seine leidlichsten Augenblicke des Tages seien.

Der 1. Juni brach an, und die hellste Sonne beschien den festlich geschmückten Platz, wo wir jetzt das vollendete Denkmal Friedrichs des Großen prangen sehen. Von früh an sammelten sich die Zuschauer, und bald waren alle Häuser, selbst die Dächer voller Menschen. Aber in jede Brust drang die tiefe, ernste Bedeutung dieser Feier, denn während sich die Menge an der einen Seite des schönen Platzes zusammendrängte, um dem Gründer unseres preußischen Ruhmes, dem großen Friedrich ein dankbares Andenken zu zollen, lag der treue Regent der Gegenwart auf seinem Totenbette! Er hatte noch in jeder Einzelheit dies Fest bestimmt, was einer großen Vergangenheit galt, und doch wußte ein jeder, daß nach wenigen Stunden oder Tagen seine Regierung ebenfalls der Vergangenheit angehören sollte.

Am Morgen dieses Tages hatte eine Deputation der Stadt dem Könige einen Lorbeer- und Palmenkranz überreichen wollen. Es ward ihm gemeldet, und die richtige Würdigung seines Strebens, die in dieser Anerkennung lag, hat ihn sichtlich erfreut. Er bat die Fürstin, die Deputation selbst anzunehmen, was sie denn auch, trotz der großen eigenen Erschütterung, getan hat. Um 11 Uhr war alles auf dem Platze geordnet. Die Truppen der Garnison und Deputationen derer, die in Potsdam standen, hatten ein großes Viereck gebildet; innerhalb desselben waren die Gewerke aufgestellt, die seit langer Zeit zum ersten Male wieder als Korporationen erschienen. Viele Innungen hatten große Summen zur Anschaffung von Fahnen und Innungszeichen verwendet. Im Jahre 1848 haben dann manche dieser Fahnen in einer von ihrer Wiederbelebungsperiode sehr verschiedenen Art geprangt. An diesem Tage entstand

[1]) Geb. 1808, Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande. Vgl. Stammtafel II.



aber kein Mißton; alle Herzen empfanden es mit Stolz, Preußen zu sein. — Die Festzüge der Militär- und Zivilbeamten vereinigten sich um die Stelle, wo der Grundstein gelegt ward. Den verschiedenen, der Bedeutung des Tages geltenden Reden folgte die Einsegnung durch den Bischof Eylert[1]), und das Geläut aller Glocken, sowie eine Salve von hundert Kanonen verkündigte, daß die Weihe vollendet sei. — Ein Lebehoch für den König, das der Kronprinz ausbringen wollte, sollte den Schluß ausmachen. Es wäre wohl der Wunsch jedes einzelnen gewesen, darin den Ausdruck der eigenen Gedanken und Empfindungen zu finden. Er selbst hatte es aber streng untersagt, weil nur dem Andenken des großen Königs dieser Tag gewidmet sein sollte. —



Es war dem Feste dadurch eine lebendige Anknüpfung an die Gegenwart genommen, und wie tief die Massen das empfanden, zeigte sich dadurch, daß an einzelnen Punkten der Stadt, wo sich die Gewerke unter größerer und kleinerer Begleitung trennten, ein donnerndes Vivat auf den König erscholl. Dies war kein bestelltes Zeichen der Anhänglichkeit; es zeigte sich in den oft wiederholten Worten: „Hier hört es der alte Herr nicht mehr, da kann er nicht schelten", der hübsche Sinn, der das Volk bewegte.

Er nun, für den sich so viel Liebe aussprach, der König, hatte das Bett nur auf kurze Zeit verlassen. Er ließ sich nach seinem Eckzimmer oben hinauftragen und nach einiger Ruhe an das Fenster führen, was nach dem Platz hinausliegt. Von hier aus hat er den letzten Abschiedsblick auf die Stadt, die Truppen und sein Volk gerichtet, die im bunten Gedränge, aber in einem Gefühl dort versammelt waren. An demselben Fenster war er im Jahre 1814 erschienen, wie er als Sieger heimkehrte. Den äußeren Prunk nicht liebend, gelangte er damals, ohne daß es jemand wußte, allein in seinem kleinen gelben Wagen in den Hof des Palais, und als das Volk, es erfahrend, ihm auf dem Platz ein Lebehoch brachte, dankte er von derselben Stelle seiner befreiten Nation. Heute, am Ende

[1]) Vgl. o. S. 146, Anm. 2.



Rücksicht des Volkes

seiner Laufbahn, saß er ermattet dort, und der leise Ausruf; „Ein schöner Anblick!" war alles, was man von den bleichen Lippen hörte. Ob die Glockentöne und der Donner der Geschütze sein Ohr erreichten, wer weiß es? Denn nach wenigen Minuten verlangte er zu Bett gebracht zu werden. Er war zu krank, um sich der Bitte der Fürstin zu widersetzen, sein Lager in dem Nebenzimmer aufschlagen zu lassen, was größer uud heller war, als sein gewöhnliches Schlafzimmer. Er verfiel gleich darauf in einen Halbschlummmer der durch die Töne von der Außenwelt nicht gestört zu werden schien.

Gegen Abend sah er noch seine jüngste Tochter Luise, die den Nachmittag angekommen war. Das Wiedersehen hatte ihn wohl sehr bewegt, doch ist ihre Überwindung so groß gewesen, daß es zu keinem Ausbruch des Gefühls kam.

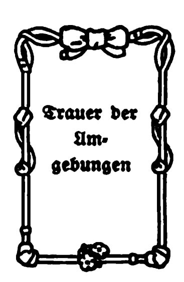
Es folgten nun Tage des schweren Todeskampfes für den verehrten alten König. Er verließ nicht mehr das Bett und man sah täglich dem Ende dieses Leidens entgegen. Seit dem 3. früh, wo die Nachricht, der König liege in den letzten Zügen, die Stadt erschütterte, ward der große Platz zwischen dem Opernhause und dem Palais nicht leer. Aber da man wußte, daß sein Krankenzimmer nach dem Platze hinausliege, herrschte eine Stille, von der man nur sagen konnte, sie war die Folge der Liebe und Verehrung für den kranken Greis. Man handelte in seinem Sinne; keine Ostentation, nichts Ungestümes lag in dem Benehmen der hier versammelten Massen. Bei der größten Ruhe zeigte sich eine wahrhaft kindliche Teilnahme. Jedem, der die Rampe hinab aus dem Palais kam, ward Raum gelassen, aber alle richteten die Frage, wie es dort oben gehe, an den durch sie Gehenden.

Mein Bruder eilte am 3. früh nach dem Palais und er hat es in diesen letzten Lebenstagen nur auf Stunden verlassen. Alles, was ich von dieser Zeit hier mitteile, hörte ich aus seinem Munde, und einzelne Tatsachen, wie Ausdrücke und Stimmungen, die hier ihren Platz finden, sind der getreue Abdruck jener Zeit.

Am 2. schien der Zustand des Kranken die höchste Ermattung zu beweisen. Er blieb in einem Schlummer, den weder die Ankunft



der Prinzessin Alexandrine [1]), noch der Eintritt der Ärzte stören konnte. In der Nacht indessen mußte der König sich dieser Schwäche wohl mehr bewußt werden. Er klagte viel und um 4 Uhr morgens rief er nach den Ärzten. Sie fanden ihn so kraftlos, daß man zum Kronprinzen schickte. Als dieser ankam, wollte ihn Dr. Schönlein nicht zum König hineingehen lassen, wie er die Kinder in der ganzen Krankheit immer entfernt hielt, um jede Erregung zu vermeiden. In diesem Augenblick, wo er selbst glaubte, ein Lungenschlag werde in der nächsten Stunde des Königs Leben endigen, erwiderte der Kronprinz: „gerade bei dieser Befürchtung liege die Pflicht nahe, daß der Sohn am Krankenbette des Vaters sei." Er ließ sich auch nicht zurückhalten und fand den Kranken so verändert, daß er sogleich nach der Kronprinzessin, allen Kindern und Enkelkindern schickte, die sich um 8 Uhr im Palais versammelten. Der Vater sah sie nur einzeln und flüsterte: „Ich bin sehr schwach!" — — —

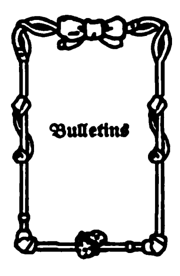


Mein Bruder fand, als er am 3. nach 9 Uhr das Palais betrat, den Fürsten Wittgenstein, Lottum und den Kabinettsrat Müller im Vortragszimmer versammelt. Es war ein erschütternder Anblick, die tiefe Trauer dieser Umgebungen zu sehen. Sie fühlen, daß die Scheidestunde nahe, daß mit ihrem alten Herrn ihre Tätigkeit zu Ende gehe, [2]) und manche stille Träne fiel aus den Augen des alten Grafen Lottum und Müllers. Beider Herz litt schmerzlich und deshalb sahen sie mit Gleichmut auf die Folgen dieses Ereignisses. Anders betrachtete wohl der Fürst Wittgenstein den bevorstehenden Tod des Königs. Er mochte den Kronprinzen persönlich nicht, aber als Staatsmann stand er ihm zur Seite, war er noch mit der Gegenwart beschäftigt. Für den Augenblick schien indessen die nahe Todesgefahr vorüber; der Kronprinz erschien im Vortragszimmer, um den dort Versammelten mitzuteilen, daß die Ohnmachten nachgelassen hätten und der König wieder etwas kräftiger sei. Als er meinen Bruder sah, ward er sehr weich, und ihn umarmend sagte er: „Ach! und doch müssen wir auf alles gefaßt sein."

[1]) Geb. 1803, seit 1837 Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

[2]) Bei Müller war dies nicht der Fall.



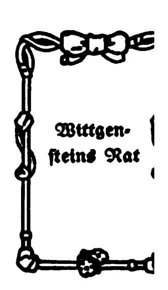


Mein Bruder nahm diesen Augenblick wahr, dem Kronprinzen den mit Menschen gefüllten Platz zu zeigen, „und alle diese Menschen", sagte er, „warten mit Schmerzen auf Nachrichten von ihrem kranken König; indessen kein ungeduldiger Laut, kein ungestümes Drängen nach dem Palais verrät diesen Wunsch, sie stehen bereits so seit Stunden und man hört kein lautes Wort. Einer solchen Teilnahme gehört eine bestimmte Nachricht. Es müßten morgens und abends Bulletins ausgegeben werden." Der Kronprinz stimmte mit dieser Ansicht überein, und mein Bruder ging zu den Ärzten, um sie zu bitten, einen Gesundheitsbericht aufzuschreiben. — Der Dr. Schönlein sollte ihn verfassen, doch als ihn mein Bruder las, sah er, daß der fremde Arzt nur Neugierde, nicht Teilnahme in den vor dem Palais Versammelten sah, so oberflächlich und leicht lautete dieses Bulletin in einem Augenblick, wo das Volk für das Leben seines Königs zitterte. Nur mit Mühe vermochten mein Bruder und der Fürst Wittgenstein ihn dazu, die Gefahr, in der der König schwebte, nicht zu verheimlichen; er meinte, das Volk wisse genug, wenn man sage, der König sei krank. Von diesem Tage an wurden morgens und abends Bulletins ausgegeben, und während dieser letzten fünf Tage ist der Platz nicht mehr leer geworden von der teilnehmenden Menge. Man sah sich wie eine Familie an, und alles was im Palais vorfiel erzählte einer dem andern; es war ein menschlich-warmes Interesse, das wirklich Hoch und Niedrig vereinigte, und das Leben hier gab nicht das Bild eines servilen, sondern eines Familien-Verhältnisses.

Mein Bruder blieb mit dem Fürsten Wittgenstein und Grafen Lottum im Vortragszimmer, wohin der Kronprinz ab und zu kam. Dieser glaubte, man könne sich jetzt ohne Furcht vom Palais entfernen. Da nahm der Fürst Wittgenstein das Wort und wendete sich an den Kronprinzen: „Er benutze einen ruhigeren Augenblick," begann er, „in dem das Herz des Sohnes weniger litte, um die Pflicht eines alten Dieners seines Vaters zu erfüllen: Der Abend schon kann eine große Änderung in Ihrem Leben bringen, mein gnädigster Herr!" fuhr er fort, „und Sie zu Be-

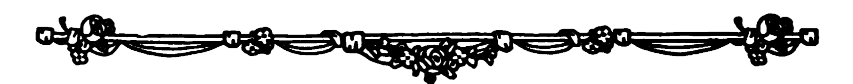


stimmungen und Befehlen auffordern, die der Lauf der Welt mit sich bringt, die aber entscheidend für Ihr ganzes Land werden können. Ich weiß es aus dem Munde des kranken, ja sterbenden Königs selbst, wie bitter er es bereut hat, in der Leidenschaft des momentanen Gefühls gehandelt zu haben, als er sich in einer gleichen Lage befand. Er hätte wohl später gern vieles geändert, was alsdann unmöglich ward. Deshalb, ehe der schwere Augenblick eintritt, wo Sie als Sohn und Mensch zu tief erschüttert werden, gedenken Sie der Pflichten, die Sie als Regent zu erfüllen haben. Es ist hart, Ihnen das zu sagen, aber ich darf und kann es Ihnen sagen, ohne mißverstanden zu werden."


Wittgensteins Rat

Es trat eine schwüle Stille nach diesen Worten ein. Der Kronprinz konnte den Rat des Fürsten nur achten, aber es ward ihm schwer, ihm nachzukommen. Er ernannte eine Kommission, bestehend aus Graf Lottum, Fürst Wittgenstein, General Müffling und meinem Bruder, um über die Maßregeln und Bestimmungen zu beraten, die im gefürchteten Fall in das Leben treten müßten. Dies geschah; man hat aber die Beschlüsse dem Kronprinzen erst nach dem Tode des Königs vorgetragen.

Gegen Abend um sechs Uhr fühlte sich der König viel wohler, wußte genau, daß man die Ankunft der Kaiserin an diesem Tage erwartete und äußerte, die Fürstin sowohl, wie er selbst müßten sich doch vorher noch etwas putzen. Er hat sich auch ein reines Halstuch geben lassen und mehrere Male nach der Kaiserin gefragt. Diese war schon seit einigen Stunden angelangt, aber in einem Zustande so gewaltsamer Aufregung, daß man die große Erschütterung des Wiedersehens für den König fürchtete. Indessen, wie gewöhnlich schaden einzelne äußere Ereignisse einem Kranken weniger, als die Umgebung besorgt, und das Zusammenkommen zwischen Vater und Tochter hatte keine üblen Folgen. Der König sprach gar nicht von seinem Zustande, sondern redete die Kaiserin gleich mit den Worten an: „Sieh' einmal, liebe Tochter, Du hast ja Deine schwere Krankheit gut überwunden; ich finde Dich wohler als sonst!" — Später hat er sich von dem diensttuenden Adjutanten etwas vorlesen lassen.





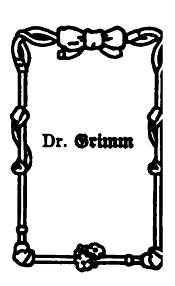
Die Nacht war ruhiger, doch wurden die Prinzen nun nicht mehr getäuscht. Mein Bruder sprach sie, als er um 11 Uhr noch auf dem Palais war. Prinz Karl hatte den Vater seit neun Tagen nicht mehr gesehen; er sowohl wie die anderen Söhne sprachen mit einer großen Erbitterung über die Täuschung, in der Dr. Schönlein sie alle gelassen hatte, der noch den Morgen das Wort „Gefahr“ nicht gelten lassen wollte. Den 4. morgens früh fand der Kronprinz, der die Nacht mit seinen Brüdern im Palais geblieben war, den Zustand des Königs so verschlimmert, daß er wieder die ganze Familie zusammenberief. Es traten Ohnmachten hinzu, in denen die Kinder sein Bett umstanden und die Kaiserin seinen Kopf im Arm hielt, ohne daß er es wußte. Als er sich etwa gegen 8 Uhr erholte und die Kinder sich von seinem Lager entfernten, frug er die Fürstin: „Was sind denn das für Menschen?“ Auf ihre Antwort: „Es sind Deine Kinder!“ äußerte er: „Ich bin wohl sehr, sehr krank?“ — Die Fürstin wollte dies nicht Wort haben, der Kranke aber schwieg, er winkte seinen Kindern, sich zu nähern und mit schwacher Stimme sagte er der Kaiserin: „Du bist so früh auf, liebe Tochter, wenn es Dir nur nicht schadet.“ Dann sah er alle freundlich an und äußerte: „Ich nähme gern noch das Abendmahl mit Euch allen, aber ich bin zu schwach, — ich fürchte, nicht schlucken zu können!“ — Dann sank er erschöpft zurück.

Am 5. morgens wußte der König genau, wer von seinen Kindern an der Reihe sei bei ihm zu essen und erinnerte die Fürstin daran. Gegen Mittag frug er wieder, ob sie da wären, dann wolle er sie sehen, und als die Kaiserin und Prinzessin Luise aus einer anderen Tür eintraten, setzte er sie in Verlegenheit durch seine Fragen, durch die er erfahren wollte, ob sie ihn für sterbend hielten und wohl alle im Palais bei der Fürstin versammelt wären.

Diese einzelnen Momente täuschten die Kaiserin und besonders die alten Umgebungen, die in dem ruhigeren Befinden nach den heftigen Anfällen des 4. eine Krisis erblicken wollten. Mein Bruder sprach am Abend im Palais den Kammerdiener, der sich nicht täuschte. Er versicherte, daß der König schon am Morgen



nicht mehr bei seiner gewöhnlichen klaren Besinnung gewesen sei und das nehme zu, denn er wisse nicht, was er eben getan habe, auch sei sein Auge schwächer geworden. Prinz Wilhelm[1]) begegnete meinem Bruder und holte ihn zu den in der Bibliothek des Königs versammelten Kindern. Es war dies das Zimmer, was sich in dem Bogen befindet, der die beiden Palais verbindet.

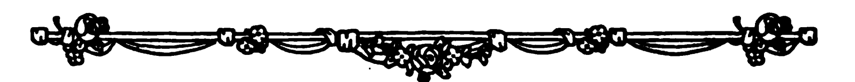


Er fand die ganze Familie versammelt und es war ein erschütternder Augenblick, in dem die Kaiserin, ihn erkennend, ausrief: „Ach, Rochow, wie sehen wir uns wieder!" und nun, ihn bei beiden Händen fassend, in ein lautes Schluchzen ausbrach. Er hörte dort manche Züge der Güte und Freundlichkeit des schon sterbenden Monarchen, der die verschiedenartigen Elemente dieser hier versammelten Familie noch in Liebe um seine Person vereinigt hielt. Er fühlte tief, wieviel ein jeder verlor, wie sich alles zersplittern und entfremden würde, was jetzt das Bild eines schönen naturgemäßen Familienverhältnisses gab. Der Dr. Grimm, der dem König als Pfleger besonders angenehm war und der ihn in diesen letzten Tagen nicht mehr verließ, brachte den Kindern von Stunde zu Stunde Nachricht. Leider lauteten sie immer schlechter, schon seit dem Mittage hatte ein fieberhafter Zustand sich eingestellt; der Dr. Grimm fand um 10 Uhr, daß derselbe sich vermehre und das Bewußtsein des Kranken sehr abnehme.

Die Nacht ist unter abwechselndem Schlummer hingegangen. Den 6. gegen 10 Uhr erfuhr man, daß sich alle Kinder früh wieder um das Bett des teuren Kranken versammelt hatten, da sich die immer näher rückende Todesgefahr durch eine furchtbare Unruhe kundgab, der ganze Zustand überhaupt sichtlich anzeigte, daß der letzte schwere Kampf beginne, den weder die Liebe der Umgebungen, noch die bevorzugte Stellung dem Menschen erspart.

Um 2 Uhr trat etwas mehr Ruhe ein und er hat alle Anwesenden, wie es schien, erkannt. Einen Jeden, der sich seinem Lager nahte, hat er groß und freundlich angesehen, ja, ein Lächeln

[1]) Der spätere Kaiser Wilhelm I., nicht der Bruder des Königs.





hat das leidenverkündende Antlitz wie ein Sonnenblick erhellt, und so sind alle einzeln an ihm vorübergegangen, die teure Hand noch zum Abschiede küssend. Diese schmerzliche Stunde, in der die Familie den Tod erwartete, ward von jedem einzelnen in der auf dem Platze versammelten Menge nachempfunden. Jeder, der das Palais verließ, ward befragt, und das Gefühl, daß hier nur ein Interesse walte, ließ die Befragten tiefer in ihren Antworten eingehen, als es wohl sonst gebräuchlich ist. So folgte ein jeder dem Schmerz der königlichen Familie und das Persönliche vermischte sich mit der allgemeinen Bedeutung für das Vaterland, die in dem Tode dieses Regenten lag. —

Nach diesem stummen Abschied schien der Kranke etwas zu schlafen, und der Kronprinz trat in das Vortragszimmer. Als er den Grafen Lottum dort ganz versunken in Schmerz sitzen sah, stürzte er dem alten Diener seines Vaters weinend in die Arme. Indessen, außer in einzelnen Augenblicken, waren alle, die die Weichheit des Charakters im Kronprinzen kannten, erstaunt, wie besonnen und gesammelt er war, wie sein Interesse sich in den Geschäften konzentrierte, und je tiefer man den Verlust des Königs empfand, je lebendiger griff man nach dem Trost, der in der Hoffnung lag, daß der Segen des Vaters sichtbar auf den Sohn übergehe.

Es war der heilige Abend vor Pfingsten. Ein Fest, das der alte König besonders liebte und sonst alle Jahre in Potsdam auf der Pfaueninsel oder auf dem Pfingstberge feierte. Das einfache Naturleben sagte seinem Sinne mehr zu als alle anderen Freuden, und je älter er ward, je mehr sprach er es aus, wie er sich nach dem Frühling und Sommer sehne. Jetzt hörte man gegen Abend das Festeinläuten und er, der es so sehnlich erwartet hatte, lag auf seinem Schmerzenslager, und keinen grünen Zweig, keine Blüte sollte sein Auge mehr schauen.

Die Theater waren an diesem Tage geschlossen; man setzte voraus, daß kein Einwohner Berlins den Wunsch habe, während des letzten Kampfes seines Königs sich ein Vergnügen verschaffen zu



wollen. Es sprach sich dieser Sinn auch ohne einen Befehl von oben herab aus. Die größte Einnahme der Wirtshäuser in der Umgegend der Stadt besteht in den sehr besuchten Frühkonzerten zu Pfingsten. Sie haben die Verpflichtung, diese Konzerte bei der Polizeibehörde anzuzeigen. Dies war, wie gewöhnlich, geschehen, aber am Sonnabend wurden sie von allen Lokalen wieder abgemeldet und die Stadt, die sonst an diesem Feste den Charakter der Freude an sich trägt, machte diesmal den Eindruck eines Ortes, wo Familientrauer herrscht.



Der erste Pfingstfeiertag

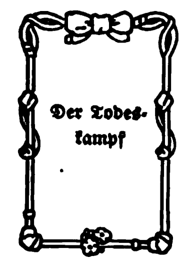
Zweites Kapitel.

Der Tod König Friedrich Wilhelms III.

Man erwachte am ersten Pfingstfeiertag, den 7. Juni, mit der Überzeugung, daß die Festglocken sich mit den Totenglocken vereinigen würden. Es war eine ungewöhnliche Hitze für diese Jahreszeit; die Menge wogte durch die Straßen, aber es lag eine dumpfe Schwüle der Erwartung auf jedem einzelnen. Die müßigen, von der Arbeit feiernden Menschen hatten keinen Mut, sich der Ruhe zu freuen. Mein Bruder fuhr schon ganz früh auf das Palais und was er dort erlebte, folgt hier in treuer Überlieferung.

Seit 3 Uhr morgens hatten die Ärzte erklärt, daß das Leben des Kranken nur noch nach Stunden zu berechnen sei, und so hatten die Kinder und Kindeskinder, sowie die ganze Familie sich nicht mehr aus dem Palais entfernt. Er hatte die ganze Nacht nicht mehr geschlafen, aber selbst in diesen schweren Stunden machte er noch einen Unterschied zwischen den ihm nahestehenden und dem fremden Arzt. Für den Dr. Grimm sorgte er und forderte ihn selbst in dieser letzten Nacht noch auf, zu Bett zu gehen. Als dieser ihn bat, bei ihm bleiben zu dürfen, ruhte er





nicht, bis er sich hinter einen Schirm zurückzog. Den Dr. Schönlein ließ er, schon selbst bewußtlos, nicht gehen, klagte nicht, frug aber, ihn noch scharf fixierend: „Wie ist der Puls?“ und als dieser erwiderte: „Sehr gut!“ schloß er die Augen und machte ein Zeichen, er möge sich entfernen. Dies geschah alles mit kaum hörbarer Stimme.

Der Unruhe der Nacht und des Morgens folgte ein Zustand der Kraftlosigkeit, die den Sterbenden schon immer mehr von der Erde trennte. Der Kaiser kam um zehn Uhr an und nahte sich dem Kranken in der Überzeugung, daß das gebrochene Auge ihn nicht mehr erkenne. Er beugte sich über die väterliche Hand, sie zu küssen, da fühlte er den Druck derselben in der seinigen, und die leisen Worte: „Je suis très mal!“ zeigten, daß er den Schwiegersohn erkannte, mit dem er immer französisch sprach, worin er sich gern und besonders schön ausdrückte. — Dies war das letzte Zeichen des Bewußtseins. Von da an ward der Atem von Stunde zu Stunde schwächer und ohne weiteren Kampf verschied der König sanft um ½4 Uhr nachmittags; umgeben von seinen Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln konnte er die müden Augen in der Hoffnung schließen, daß der Geist der Treue und Liebe für sein Land in den Seinigen fortleben würde.

Alle Umgebungen des Königs, der Prediger Strauß [1]), der den Pfingstgottesdienst gehalten hatte und mein Bruder waren in der offenstehenden Bibliothek versammelt. Als nun dorthin das laute Weinen der Familie drang und ihnen sagte, daß das Ende da sei, trat der Prediger Strauß an das Sterbelager und sagte: der bestimmt ausgesprochene Befehl des Königs rufe ihn an diese Stelle; dann sprach er ein Gebet und forderte die Versammelten im Namen des Verstorbenen auf, in Frieden und Einigkeit in seinem Sinne fortzuleben und zusammen zu halten. Es war ein Auftrag, den ihm der kranke König schon Wochen vorher gegeben hatte, so fest war er dem Tode entgegen gegangen.

[1]) Hofprediger Strauß, zugleich Professor an der Universität; vgl. o. S. 96.





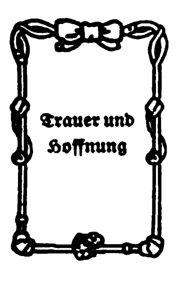
Nach den ersten Augenblicken der tiefsten Erschütterung, in denen es noch besonders ergreifend war, daß die Kronprinzessin gleich den Sohn des Prinzen von Preußen[1]) in ihre Arme schloß und sich mit dem Knaben noch einmal zu der Leiche des Königs wandte, als wolle sie, die Kinderlose, ihm dies Vorbild einprägen, traten sie in die Bibliothek, wo der Kronprinz, alle Fassung für den Augenblick verlierend, mit einem lauten Schrei in die Arme des alten Fürsten Wittgenstein stürzte. Mein Bruder, der ihm zunächst stand und dem die Kronprinzessin unter Tränen zurief: „Stehen Sie dem Kronprinzen bei!“ führte ihn in ein anderes Zimmer, wo er sich erst mit aller Lebendigkeit seines Gefühls ausweinte und dann ruhiger wieder zu den Übrigen hineinging, auf den Arm meines Bruders gestützt, der selbst tiefbewegt seine Trauer begriff. Der Kaiser ging auf beide zu und sprach zu meinem Bruder: „Bleiben Sie ihrer Aufgabe getreu, Gott gebe Ihnen Kraft dazu!“

Die warmen menschlichen Gefühle in solchen großen Ereignissen des Lebens verbinden für den Augenblick selbst das Verschiedenartige, das Leben reißt indessen nur zu bald das Ungleiche auseinander. — Was hoffte man nicht in jenen Tagen für das Vaterland, was persönlich? Gott sandte statt Ruhm und Größe Kampf und Verwirrung, und Einzelne gingen in dem Bemühen zugrunde, Ordnung und Festigkeit zu erkämpfen.

Nach der großen Weichheit, von der alle Umgebungen Zeuge waren, überraschte es meinen Bruder und den alten Fürsten Wittgenstein, mit welcher Fassung der Kronprinz nach den nächsten Stunden ihn und meinen Bruder empfing, um aus den Händen des alten Dieners das Testament seines Vaters, seine letzten Bestimmungen über seine sterblichen Überreste und einen Brief an ihn als den künftigen Throninhaber zu erhalten. Er öffnete das Papier, was die Bestimmungen über das Leichenbegängnis enthielt und erteilte mit Würde und Fassung die nötigen Befehle über alles, was auf die Leiche des Vaters Bezug hatte, wie für die nächsten Maßregeln, die sogleich getroffen werden mußten. — Diese Ruhe

[1]) Kaiser Friedrich.





hatte man nicht erwartet, aber sie ließ auf eine innere Kraft schließen, die, wie alles was in diesen Tagen geschah, die bewegten Gemüter mit der größten Hoffnung erfüllte.

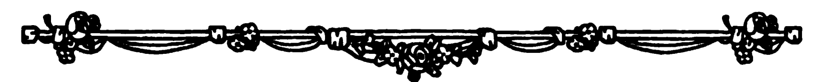
Der neue König hielt in den ersten Befehlen ein vollkommenes Maß, indem er von den hergebrachten Gebräuchen das fallen ließ, was der Zeit nicht mehr angehörte, wie zum Beispiel das Schließen der Stadttore[1]) und andere Äußerlichkeiten, dagegen aber alles beibehielt, was durch Gewohnheit gewissermaßen sanktioniert worden war; aber er scheute sich auch nicht, da etwas Außergewöhnliches zu tun, wenn sein Gefühl ihn dazu trieb. So genehmigte er es augenblicklich, als mein Bruder ihm vorschlug, das patriarchalische Verhältnis, was sich sowohl bei der Krankheit als bei dem Tode kundgegeben hatte, gewissermaßen anzuerkennen und fortzusetzen, indem er dem treuen Volke den Tod seines alten Herrn öffentlich bekannt machen ließ. Sollte diese vom Gebrauch abweichende Handlung einen Wert haben, so mußte sie schnell geschehen; irre ich nicht, so verfaßte der Geheimrat Seiffart die Anzeige nach der Auffassung meines Bruders, und schon um 6—7 Uhr wurden die gedruckten Blätter in dem Ministerialbureau abgeliefert. Erst nachdem mein Bruder seiner Pflicht nachgekommen war, eilte er zur Leiche seines verstorbenen Königs.

Tief erschüttert kehrte er von dort zu uns zurück. Er verdankte dem Könige seine ganze Laufbahn, er erkannte vollkommen, was das Land in dem treuen Regenten verlor und doppelt, weil er die Klippen voraussah, die Schwächen nur zu oft schon bekämpft hatte, welche die dunklen Schatten zu den glänzenden Eigenschaften des neuen Herrschers bildeten. Indessen auch er war hingerissen von dem eigenen Zauber seiner Worte und Auffassung, durch die alles in dieser Zeit, selbst die gewöhnlichen Gebräuche, den Stempel einer gehobenen und edlen Richtung an sich trugen. —

Man muß diese Zeit mit erlebt, die Trauer und Hoffnung geteilt haben, die alle Gemüter beherrschte. —

---

[1]) Vergl. z. B. die Schilderung des Todes Friedrich Wilhelms II. bei Marwitz, a. a. O. I (1907), S. 123.





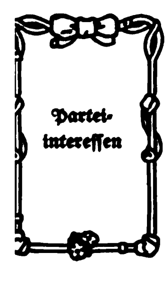
Seit dreiundvierzig Jahren verband man mit dem Begriff König und Herrscher das Bild des ernsten, oft streng aussehenden schönen Mannes, der so achtunggebietend auftrat, daß die Erfahrung seines menschlichen Mitgefühls dazu gehörte, sowie seine tiefe zärtliche Trauer um die schöne Gemahlin, um neben der Achtung so viel Liebe einzuflößen. Man hatte mit ihm den tiefen Fall des Vaterlandes, aber auch seinen Ruhm erlebt, und seit mehr denn zwanzig Jahren war Preußens Größe immer im Steigen begriffen gewesen.[1]) Dem Unglück war reicher Segen gefolgt; nun, wo der Tod sein Wirken endigte, ließ die Trauer die Fehler und Schwächen mit dem irdischen Körper in das Grab versinken; man empfand nur den Schmerz, daß der erfahrene väterliche Regent seine Augen geschlossen habe.

Die Plätze und Straßen waren gedrängt voller Menschen, aber es herrschte eine Totenstille. Sie begleitete die Abnahme des Eides der Truppen und wohl niemand sah ohne tiefe Rührung die Fahnen aus dem Palais des Königs zum letztenmale hinaustragen, um nach geschehener Eidesleistung auf dem Schloß in der Halle des neuen Königs ihren Platz zu finden.

Später drängten sich die dichten Menschenmassen vor dem Hause meines Bruders, wo die Verteilung der gedruckten Blätter vor sich ging, die den Tod des väterlichen Königs bekannt machten. Jeder einzelne wollte es haben, und es war in dem Gedränge nicht möglich, allen Anforderungen zu genügen; die Massen drängten immer mehr gegen das Haus vor, und wenn auch durchaus kein roher Lärm dadurch entstand, so fürchtete man Unordnung und es war die Rede davon, Gendarmen aufzustellen. Doch statt dessen trat mein Bruder vor das Haus und sprach wenige Worte, in denen er äußerte, er wisse, daß nur Liebe zu ihrem verstorbenen König sie herführe; er sei überzeugt, es bedürfe nur der Erinnerung an ihn, der im Leben allen Lärm, allen Streit gehaßt habe, um sie heute an seinem Todestage zur Ruhe und Ordnung zu bewegen. Er endigte: „Tretet nur immer zwei und zwei an jedes dieser vier

[1]) Diese Ansicht läßt sich bezweifeln.





Fenster und so sollt ihr befriedigt werden!" — Ohne eine andere Erwiderung als die, sich in diese Anordnung zu fügen, warteten alle geduldig, und die Verteilung geschah ohne Lärm und Unruhe.

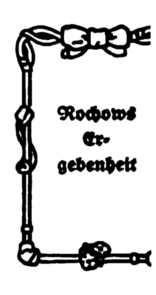
Es ist ein unbedeutendes Ereignis, aber es ist ein Beweis der großen Gewalt, die das Andenken an diesen König ausübte, wenn man bedenkt, daß dies an dem Abend eines Festtages vorfiel, wo die müßige Menge seit dem frühen Morgen auf- und abwogte. Bald ward alles still und einsam auf den Straßen; ein Licht nach dem andern erlosch, das Palais, was seit vielen Tagen und Nächten mit Menschen umgeben war, lag dunkel und einsam da, und nur das Fenster der Kapelle sandte einen matten trüben Schein hinaus und sagte dem Vorübergehenden, daß hier die irdischen Überreste des frommen Königs ruhten. —

Der Tod eines Königs greift so tief in alle Verhältnisse ein, daß ihm selbst keine momentane Ruhe folgen kann, und schon ehe die sterblichen Überreste der Erde zurückgegeben sind, fordert das Leben sein Recht. So war es auch hier. Nach dem Gottesdienst am zweiten Pfingstfeiertage, der für die königliche Familie im Schlosse stattfand, führten die Geschäfte meinen Bruder schon wieder zu dem jetzigen König. Er fand ihn am Schreibtisch und erfuhr bei dieser ersten Zusammenkunft dasselbe Vertrauen, dieselbe Offenheit, die der Herr ihm stets bewiesen hatte, indem er ihm auch heute gleich das Testament und die übrigen Bestimmungen des Vaters mitteilte. Tief ergriffen von den Worten eines Königs, die noch nach seinem Tode in ihrer schlichten Einfachheit zu dem Herzen der Menschen sprachen, trat mein Bruder in das Vorzimmer, wo die Umgebungen des jetzigen Herrschers versammelt waren, und schmerzlich berührte es sein Gemüt, als er dort, gleich am Eingange eines neuen Abschnitts, persönlichen und Parteiinteressen begegnete, die ihm in der Form eines guten Rates entgegentraten.

Wohl nicht ohne Sorge für ihre Stellung hatten die Herren, welche der streng-kirchlichen Richtung angehörten, den Einfluß er-



kannt, den mein Bruder durch seine Individualität wie durch seine amtlichen Verhältnisse auf den neuen König ausüben mußte. Dieser bedurfte zu der Ausführung seiner Pläne eines Mannes, der ihn verstand und durch sein praktisches Geschick befähigt war, seine Gedanken leicht in das Leben treten zu lassen. Dies erkennend, brauchten sie einen wohlwollenden, nicht weitblickenden Mann dazu, um meinen Bruder zu warnen. Der General Röder[1]), Chef des Generalstabes bei des Kronprinzen Armeekorps, gehörte dieser Partei an, ward ihr Instrument, indem er meinem Bruder sagte: „Er wolle ihm nicht verhehlen, daß seine näheren Beziehungen zum König, seine Stellung leicht in den Verdacht bringen könnten, als wolle er den Herrn von allen anderen Menschen abziehen und sich allein unentbehrlich machen; man spreche über den Eifer, den mein Bruder an den Tag lege, und er glaube, es sei seine Pflicht, ihn als Freund zu warnen, sich mehr von dem König zurückzuziehen." —



Rochows Ergebenheit

Wer meinen Bruder gekannt hat, weiß auch, daß er ein warmes, lebendig fühlendes Herz besaß, wodurch er verstehend und wohltuend wirkte. Es war eine seltene Gabe, sich diese Wärme des Inneren im Laufe einer reichen Lebenserfahrung bewahrt zu haben, aber er handelte auch dadurch oft ohne zu ahnen, daß er infolgedessen falschen Urteilen ausgesetzt ward. Eine große Tatkraft ist nie frei von Ehrgeiz und mein Bruder besaß ihn, das weiß ich wohl; aber in diesen ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Tode seines verehrten alten Königs trieb ihn sicher nur sein Herz zu dem, was er tat. Die eigene Person trat in den Hintergrund, während seine Seele von dem Ernst des bedeutungsvollen Augenblickes ergriffen war. Wirklich erstaunt, hörte er in dieser Stunde den Vorwurf an und bedauerte nur die Schwäche der menschlichen Natur. Er ahnte damals wohl nicht, daß es für ihn bedeutungsvoll war, daß diese Partei ihm auf den ersten Schritten hemmend entgegentrat.

Es war zu verwundern, daß die Familie sich schon an diesem Tage trennte. Die Gesundheit der Kaiserin, ward vorgeschützt, be-

[1]) Carl v. Röder, Chef des Generalstabs im 2. Armeekorps; vgl. o. S. 36.



Überführung der Leiche

dürfe der freien Luft, und so begleiteten Prinz Karl und seine Familie den Kaiser und die Kaiserin nach Potsdam, während der königliche und der Prinz Wilhelmsche Hof hier blieben; überhaupt standen die beiden Brüder sich sehr gut. Die eigentliche Ursache der Übersiedelung nach Potsdam lag aber in der Unruhe der Kaiserin, die die traurigen Eindrücke hier im Schloß und Palais scheute. Ja es war schmerzlich und störend zu bemerken, wie die Verwöhnung des Lebens sogar auf die Tiefe des Gefühls ihren Einfluß ausübte und wie die Kaiserin nur um dem äußeren Anstande zu genügen die Trauer um den Vater trug, sie aber in ihren Zimmern mit Eile abwarf.[1]) Als sie wenige Wochen darauf nach Ems ging, verletzte sie dort manches preußische Herz durch die Hast, mit der sie Partieen arrangierte und durch die Eile, mit der sie aus ihrer Kleidung die tieferen Zeichen der Trauer verbannte.

An dem Abend des 8. sollte die Leiche des Königs nach dem Schloß gebracht werden, um dort nach seiner eigenen Bestimmung in dem Zimmer, wo seine geliebte Frau gestanden hatte, seinem Volke zuletzt gezeigt zu werden. Man hatte es geheim halten wollen, um in seinem Sinne zu handeln und jede Ostentation, jede unnötige Feierlichkeit zu vermeiden. Indessen bei der lebendigen Teilnahme des Volkes war es dennoch bekannt geworden und es hatten sich auf dem Platze und bis nach dem Schlosse hin viele Menschen eingefunden; aber man ehrte den Befehl des Verstorbenen, alles blieb in einer gemessenen Entfernung und nur leise flüsterte man es sich zu, als vom Schlosse her gegen 12 Uhr ein Mann im Militär-Überrock kam: „Das ist der König, er begleitet den Vater noch auf seinem letzten Wege.“ Der Mann verschwand im Palais.[2])

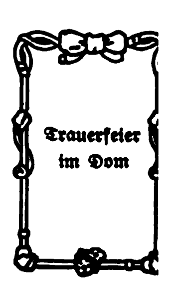
Bald darauf öffneten sich lautlos die Türen und in die schöne Sommernacht hinaus traten zwölf Unteroffiziere, auf ihren Schultern die königliche Leiche tragend. Dicht hinter dem Sarge gingen die

[1]) Auch Gräfin Bernstorff klagt darüber, daß sich der Charakter der Kaiserin Charlotte in dem Glanz des Petersburger Hofes zu ihren Ungunsten verändert habe. Vgl. Gräfin Elise Bernstorff a. a. O. II, S. 140, 145.

[2]) Dem jetzigen Palais des Kronprinzen, früheren Palais Kaiser Friedrichs.

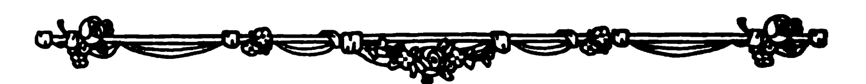


Brüder, der König und Prinz Wilhelm, sowie ihr Schwager, der Prinz Friedrich der Niederlande, ihnen folgte der Fürst Wittgenstein, die Adjutanten des alten Königs und seine Diener. Ohne Geräusch ging der Zug von der Rampe des Palais hinunter, an der Menge vorüber, die mit entblößtem Haupte in ehrfurchtsvoller Entfernung folgte. Die Türen des Palais, von dem aus sonst ein ganzes Land regiert ward, schlossen sich, nachdem die Leiche des väterlichen Königs es verlassen hatte. Einsam und verödet blieb es als Denkmal einer schönen Vergangenheit.



Am andern Tage ward die verehrte Leiche öffentlich ausgestellt. Der Verstorbene hatte alles selbst bestimmt, bis auf den Anzug, in dem man ihn bestatten sollte. Er trug die Uniform des 1. Garde-Regiments; seinen Mantel umgeschlagen, so einfach, wie man ihn so oft gesehen hatte, lag er auch jetzt vor den Augen seines Volkes da, und jeder nahm das Bild seines schlichten, edlen Charakters mit sich fort.

Wenige Tage darauf, am 11., war das große feierliche Begräbnis vom Schlosse nach dem Dom. Diese Feier ward ebenfalls nach seiner Anordnung ausgeführt. Was seinen königlichen Überresten noch für Ehren erwiesen werden sollten, bestimmte er selbst, wie über etwas, was sein Sohn nicht das Recht habe zu ändern; es gehörte der Würde seiner königlichen Stellung an; aber wenn den äußeren Formen Genüge geleistet worden sei, dann, hatte er geäußert, sollte man ihn still und und ohne Pomp nach Charlottenburg bringen: denn dort an der Seite der Frau, die das Glück seines Lebens ausgemacht habe, wolle er ruhen. Es sei ihm dieser Ort immer ein Aufenthalt ernster Erinnerung und stiller Sammlung gewesen; er wünsche, daß er seinen Kindern als Grabmal ihrer Eltern dasselbe bleiben möchte. — Ja, in der Trauer und im Glück, immer hat er an ihrem Sarge sich Kraft geholt. In der dunklen Tannenallee, die nach dem Mausoleum führt, sah man den einsamen Mann oft tiefgebeugt wandeln, aber dorthin trugen ihn seine kräftigen Schritte auch zuerst, als er von Paris nach dem Befreiungskriege heimkehrte und ihr brachte er, was sie im Leben so heiß für



Charakter der Fürstin Liegnitz

ihn ersehnte, den Lorbeerzweig, den er bei dem Einzuge in Paris empfangen hatte. Nun sollten seine Kinder ihm auch dort seine stille Ruhestätte bereiten.

Die Trauerpracht einer öffentlichen königlichen Bestattung hat etwas Grauenhaftes. Alles, was Erdenschmuck und Pomp heißt, wird noch auf diesem letzten Gange entfaltet, aber alles ist mit dem schwarzen Trauerflor körperlich und geistig überzogen. So war es auch hier, doch die Trauer ging tief aus dem Innern hervor und es war wohl kein Herz unter den Zuschauern, was nicht in dankbarer Erinnerung schlug, als der Trauerwagen unter dem königlichen Baldachin auf der Trauerbahn dumpf rollend an ihnen vorüberfuhr. Man war an dem alten König keine lebhafte Äußerung seines Gefühls gewohnt, streng verschloß er seine Trauer in sich. Um so mehr fiel die weiche Betrübnis des Nachfolgers auf; als er im Dom, dem Zuge des Herzens folgend, am Sarge niederkniete und ihn küßte, sah man darin den Ausdruck einer Liebe, die die schönsten Folgen tragen werde. Alle Kinder und Schwiegerkinder waren dem Vater zu Fuß gefolgt, nur die Kaiserin nicht; sie war zwar wirklich leidend, aber man vermißte sie doch ungern. Ebenso war auch die Fürstin Liegnitz nicht unter den Leidtragenden. Man hatte nicht gewußt, welcher Platz ihr eingeräumt werden sollte und deshalb war der treuen Pflegerin, der der König und die Königin sonst viel Liebe bewiesen, die Stelle verschlossen, wo sie hingehörte. Hier trat zuerst die Richtung, dem Hofe eine strenge Etikette zu geben, störend hervor. Es blieb indessen dennoch für alle ein erhebender, tief erschütternder Morgen.

Es folgen hier einige Stellen aus dem Tagebuch Marie de la Motte-Fouqués, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse in den Tagen der Beisetzungsfeierlichkeiten niedergeschrieben wurden.

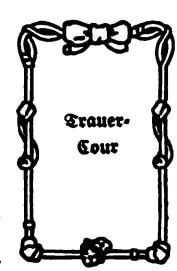
Tagebuch.

13. Juni 1840.

Heute traf mich der Besuch der Hofdame der Fürstin, Fräulein Jasmund recht erschütternd. Sie verlieren dort mit der Fürstin



in dem König ihren Halt und Mittelpunkt. Die Fürstin ist eine anschmiegende, unselbständige Natur, sie folgt dem Willen anderer, ohne sich selbst einen Lebensplan entwerfen zu können. So überließ der König es jetzt ganz ihrem Ermessen, wo sie sich für den ersten Augenblick etablieren wolle, und sie wählte Charlottenburg. Die Königin besuchte sie einige Zeit darauf, fand sie aber so niedergebeugt, augenscheinlich die Isolierung in Charlottenburg scheuend, daß sie ihr vorschlug mit nach Potsdam zu kommen. Die Fürstin nahm den Gedanken freudig auf, und der König gab sogleich den Befehl: man solle ihr, wo sie auch zu wohnen wünsche, die Zimmer einräumen, die sie mit seinem Vater sonst bewohnt habe.



Als jedoch ihr Bruder Graf Harrach [1]) eintraf, wollte sie ihn ungestört sehen; in Potsdam konnte das nicht geschehen; früher hatte man ihr Schönhausen offeriert, so bestimmte sie sich, dorthin zu ziehen. Nun wohnt sie ganz entfernt von der königlichen Familie, was keinen guten Eindruck macht, umsomehr, als sie sich schon durch unwesentliche Bedenken abhalten ließ, der Leiche des Königs nachzufolgen. Der eine sagte ihr, es werde sie zu sehr angreifen, andere, es sei nicht Sitte, daß Witwen folgen. Hätte sie einen Wunsch ausgesprochen, so wäre gewiß der jetzige König der erste gewesen, ihr den gebührenden Platz einzuräumen, doch sie wußte nicht, was sie tun sollte und die alte Gräfin Reede mag Rangschwierigkeiten gefunden haben.

8. Juli 1840.

Am 3. Juli hat die Königin hier ihre Trauercour nach alter Sitte gehalten. Sie saß im halbdunklen Zimmer mit Kreppschleiern vor dem Gesicht. Alle Herren der Gesellschaft in tiefer Trauer, die Damen verschleiert, zogen, sich stumm verbeugend, wie Schatten an ihr vorüber. Diese Zeremonie, die weder zu der Zeit noch zu den Persönlichkeiten paßt, hat keinen ergreifenden, sondern einen halb graulichen, halb komischen Eindruck gemacht. Ich wollte, man

[1]) Karl Philipp Graf v. Harrach (1795—1878), österreichischer Hauptmann und Gutsbesitzer in Preußisch-Schlesien.





hätte sich mit den Beweisen tiefgefühlter Trauer begnügt, welche diese Zeit charakterisieren.

Der einzig feierliche Moment dabei soll gewesen sein, wie die Prinzeß von Preußen[1]) allein ihre Cour machte. Sich tief vor der Königin verneigend, hat sie ihr die Hand geküßt und sich dann mit vielem Anstand entfernt. So tritt sie bei einer Zeremonie zum erstenmal in dieser Zeit hervor.

Während alles unbefriedigt davon zurückkehrte, kam die kleine Kröcher[2]) ganz in Thränen zu mir. Die Fürstin hatte ihre Damen zu der Cour geschickt, und für sie war der Eindruck herzzerreißend gewesen.

Hier wird der Faden der späterhin niedergeschriebenen Erzählung wieder aufgenommen.

Wie der Schatten dieser feierlichen Bestattung erschien in der Stille der Nacht das Geleit, das den Verstorbenen nach Charlottenburg brachte.

Wieder war vom Domplatz an, die Linden hinunter den Weg nach Charlottenburg bezeichnend, das Volk versammelt. Kopf an Kopf standen sie in feierlicher Erwartung, alle Fenster der Häuser waren besetzt; es war eine schöne Sommernacht, in der ein bedeckter Himmel den Schein des Mondes milderte. Da bewegte sich ein dunkler Zug vom Dom her in der Mitte der Linden dem Tore zu. Ein einfacher Wagen trug den Sarg des geliebten Königs, seine Gardedukorps ritten neben dem Zuge und in einigen Wagen folgten die nächsten Umgebungen des Verstorbenen. Der rote Schein der Fackeln warf ein düstres Licht auf die dunklen Gestalten. Lautlos und langsam bewegte sich der Zug wie im Traum an uns allen vorüber; immer weiter entfernte sich dann das Licht der Fackeln wieder, bis es sich endlich in den dichtbelaubten Bäumen des Tiergartens gänzlich verlor.

Mit diesem letzten Scheine endigte nun auch jede Beziehung zu dem treuen Regenten. War es die Erinnerung einer langen

[1]) Die spätere Kaiserin Augusta.

[2]) Fräulein v. Kröcher, Hofdame der Fürstin Liegnitz.



gesegneten Regierung oder die Ahnung einer schweren Zukunft, die die Herzen so gedrückt aufatmen ließ? — Wer vermag das zu entscheiden! —



Gegensätze von Vater und Sohn

An der Gruft der Mutter empfingen die Kinder den Sarg des Vaters und brachten ihn zu der so oft von ihm ersehnten Ruhe. — Als sie dann aus dem dunklen Gebäude traten, empfing sie die aufgehende Sonne, die flammend im Osten sich erhob, während von der anderen Seite der Mond als große glühende Kugel noch am Himmel stand. Wie geblendet blieben alle stehen. Ein jeder fühlte die Bedeutung des Himmelsbildes, den Kampf zwischen einem vergehenden und aufgehenden Zeitalter. Aber wohl ein jeder hatte ein anderes Bild von der Zukunft.

Drittes Kapitel.

Beginn der neuen Regierung.

Mit der gespanntesten Erwartung richtete sich nun der Blick auf die ersten Schritte der neuen Regierung und aus jeder ihrer Handlungen wollte man sich ein Bild des Charakters desjenigen machen, dem fortan das Land vertrauen sollte. Wie ich schon mehrere Mal erwähnte, lag in der Verschiedenheit der Naturen von Vater und Sohn auch der Grund, daß der Ausdruck der Anhänglichkeit für den neuen König ein ganz anderer ward, als man es sich bei dem verstorbenen König erlaubt haben würde. Er sprach sich bei jeder Gelegenheit mit einer Lebendigkeit, ja mit einem Schwung der Seele aus, die in denen, welche sonst nur gewohnt waren, kurze, meist ernste Worte aus dem königlichen Munde zu vernehmen, eine Antwort hervorrief, die der gewöhnlichen Form einen wärmeren Anstrich verlieh. Je höher die Menschen stehen, je größer wird der Einfluß ihrer Eigentümlichkeit, und wer die ersten Monate der Regierung dieses





Königs miterlebt hat, wird wissen, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, daß man sich eines erhöhteren Vaterlandsgefühls bewußt ward, in dem jeder Preuße von diesem Regiment eine gesteigerte geistige Wichtigkeit für unser Land hoffte.

Die Versammlung des Staatsrates, die schon am Tage vor der feierlichen Bestattung, am 10., von dem neuen Herrscher befohlen war, erschütterte alle Anwesenden tief. Die Anrede, welche der König ihnen hielt, war ganz geeignet, ihm alle Herzen zu gewinnen; er dankte ihnen für die Selbständigkeit, mit der alle Mitglieder in den früheren Jahren ihm gegenüber ihre oft abweichenden Meinungen ausgesprochen haben, versicherte, wie sein Vertrauen zu ihnen seinen festen Grund in dem schönsten Zeugnis finde, das er ihnen geben könne: daß keins der Mitglieder sich je von der untergehenden Sonne abgewandt habe, um sich der aufgehenden zu nähern. Auf diese Treue der Charaktere bauend, rechne er auf ihre Liebe, aber auch auf ihre Offenheit.

Selbst Naturen, welche die lebendige Ausdrucksweise bei einem Könige mißbilligten, konnten sich des Zaubers nicht erwehren, der in derselben lag. Der Graf Alvensleben[1]), damals Finanzminister, trat dem neuen König von Anfang an mit Mißtrauen entgegen und er prohezeite, leider nur zu wahr, die Verlegenheiten, die aus dieser Eigentümlichkeit dem phantasiereichen Könige erwachsen würden. Es ging ihm aber wie den meisten Menschen: er tadelte die ihm entgegengesetzte Natur; ward er aber gar persönlich hervorgezogen, so fühlte er sich geschmeichelt.

Den 13. fand die Eidesleistung der Staatsminister statt, die ebenfalls in derselben außergewöhnlichen Weise vor sich ging.

---

[1]) Albrecht, Graf v. Alvensleben (1794—1858) war 1835 nach Maaßens Tode preußischer Finanzminister geworden, was er bis 1842 blieb; ein nüchterner Bureaukrat, sparsam und umsichtig, aber ohne schöpferischen Geist. Vgl. o. S. 165, Anm. 2.

Marie v. Fouqué urteilt (im Sinne ihres Bruders) an anderer Stelle über Alvensleben wie folgt:

Scharf und klug in der Auffassung hatte Alvensleben ein sehr selbstständiges Urteil über Menschen, worin er weder durch Gefühl noch Phantasie



Einem jedem wußte der König ein bedeutungsvolles Wort zu sagen, was auf Charakter und Stellung Bezug nahm, so daß der einzelne eine persönliche Beachtung fühlte. Mein Bruder war nicht blind gegen die Schatten, die diesem ersten hellen Lichte folgen mußten und begleitete den Eindruck, den der Anfang dieser Regierung machte, mit einer Art Unruhe und Herzenssorge. Sein Verhältnis schien sich gleich zu bleiben, wenn auch natürlich die Stellung eine andere ward. An diesem 13. rief ihn der König, nachdem er mit allen anderen gesprochen hatte, zu sich heran und breitete beide Arme mit den Worten aus: „Das Herz kommt zuletzt!" Man hat später meinem Bruder oft vorgeworfen, sich bei der längeren Kenntnis des Königs dennoch in der Auffassung seiner Beziehung zu ihm verrechnet zu haben; indessen, wer selbst ein lebhaftes Gefühl besitzt, wird durch das blitzähnliche Verhalten in den Worten dieses Herrn leicht über die Tragweite derselben getäuscht und ein anderes bleibt es, nach einer jahrelangen Erfahrung sich ein Urteil zu konstruieren, als einer begabten Natur gegenüber der Gewalt des Moments zu widerstehen.

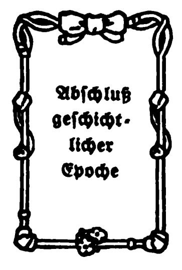


Wir erfuhren durch diese stete Beziehung zum Hofe früher als andere alle Einzelheiten der letztwilligen Bestimmungen des verstorbenen Königs; die einfache, schlichte Art, mit der er sein irdisches Haus bestellt hatte, ließ auch hier den Unterschied doppelt hervor-

---

beirrt ward. Er war treu in seinen Beziehungen zu alten Freunden; aber er bedurfte ihrer innerlich nicht, und so trieb ihn sein Gefühl auch nie zu Schritten, die der nüchterne Verstand tadeln oder unnütz finden konnte. Ohne andere Familienbeziehungen als die ziemlich gleichgültigen zu seinen Geschwistern, ging er durch die Welt seinen Weg, geachtet, ja geliebt von seinen Freunden, wahr gegen sie bis in die kleinsten Beziehungen, originell in Auffassung von Menschen und Verhältnissen, ohne sich durch Moderichtungen oder später durch Parteieinflüsse leiten zu lassen, ein seltener und unbezahlbarer Ratgeber für einen Regenten, denn er sah die Verhältnisse klar und sprach ohne Menschenfurcht aus, was er für Recht erkannte. Bei König Friedrich Wilhelm IV. fehlte ihm aber der Maßstab zu einer richtigen Beurteilung seiner Eigentümlichkeit; er verstand weder die Phantasie noch die leicht erregbare Gefühlswelt dieses Charakters, der ihm stets fremd blieb.





treten, der zwischen den Charakteren der beiden Herrscher bestand. Ich lasse das bekannt Gewordene unerwähnt und sage nur, daß er selbst alle Andenken für seine Kinder bestimmte, wie den schwarzen Adlerorden, den er immer selbst getragen hatte, dem Könige, seinen Degen dem Sohne des Prinzen von Preußen.[1]) Er hatte das alles aufgeschrieben und mit den liebevollsten Worten begleitet. — Der König und die Königin waren tief ergriffen von dem, was ihnen aus der Krankheit noch durch den Fürsten Wittgenstein mitgeteilt ward; die Liebe, die sich in seinem Testamente, wie in dem letztgeschriebenen Briefe an seinen Nachfolger für sein Land aussprach, trat so lebendig hervor, daß der König auch hier von der gewöhnlich hergebrachten Form abwich und eine teilweise Bekanntmachung beschloß.

Der Hof war seit dem 14. ganz nach Potsdam und Sanssouci übergesiedelt, wo sich von nah und fern die Familie und fürstliche Personen versammelten, um ihr Beileid zu bezeigen; wie sich denn überhaupt eine so allgemeine Teilnahme aussprach, wie man es wenigstens von fremden Ländern nicht vorhersehen konnte.

Der Tod des Königs bildete gewissermaßen den Schlußstein der Begebenheiten der letzten zwanzig Jahre. Mit ihm starben die Regenten aus, die Deutschlands Erniedrigung und seine Erhebung mit erlebten. Er ward als der Erhalter des Friedens betrachtet, schon bei verschiedenen Gelegenheiten hatte seine Stimme die drohende Gefahr abgewendet.[2]) Nach der Geschichte seiner Regierung konnte seine Friedensliebe nicht als Mangel an Mut gedeutet werden, und so durfte er den Wunsch nach Ruhe in erweitertem Sinne vertreten, als jüngere Regenten vermochten.

Dazu kam, daß grade in diesem Jahre die orientalische Frage wieder einmal Europa aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte,[3])

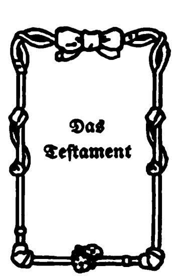
[1]) Dem späteren Kaiser Friedrich, geb. 18. Oktober 1831.

[2]) Oder den Frieden mit herbeiführen helfen, wie 1829 den von Adrianopel, durch Entsendung des Generals v. Müffling. Vgl. o. S. 209, Anm. 3.

[3]) Mehemed Ali, der Vizekönig von Ägypten, hatte sich gegen den Sultan empört, die Türken geschlagen und stellte, von Frankreich unterstützt,



und man konnte nicht voraussehen, daß das Ende derselben den Vertrag von 1841 bilden werde, der bis zum Jahre 1852 den darin liegenden Keim zum Unfrieden ruhen lassen sollte. Die Teilnahme an dem für Preußen so wichtigen Ereignis war also wohl in der Lage der Verhältnisse begreiflich; aber überraschen mußte die Anerkennung, die der verschlossene Charakter des verstorbenen Königs fand, ja selbst in französischen Blättern ward des Todes desselben mit einer Ehrfurcht und Einfachheit gedacht, die ein Verständnis bewiesen, das man gerade dort nicht voraussetzte. Genug, diese Erfahrung gab einen neuen Beitrag zu der alten Lehre, daß die Wahrheit eine Gewalt in sich trägt, die mächtiger ist, als alle absichtlichen Handlungen der Menschen.



Das Testament

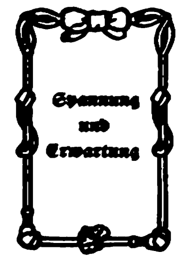
Der König war von Potsdam aus ebenso persönlich mit der Regierung beschäftigt, wie er es hier begonnen hatte und blieb im steten Verkehr mit den Ministern. Am 15. Juni erhielt mein Bruder den Auftrag, dem Könige Vorschläge über die Art zu machen, in der man das Testament des verstorbenen Königs teilweise veröffentlichen könne.

Der König schickte die Auszüge desselben, deren Auswahl er selbst getroffen hatte, mit, sowie einen Entwurf zu der Einleitung, mit der er die letzten Worte seines Vaters seinem Volke übergeben wollte. Er ist so charakteristisch, entspringt so sehr aus der Eigentümlichkeit des Königs und gibt den Geist ganz wieder, der in jenen Momenten herrschte, daß ich ihm hier eine Stelle anweise; denn wenn auch denjenigen bekannt, welche diese Zeit mit erlebten, werden diese Worte vielleicht verklingen, wie die ganze Stimmung und der Enthusiasmus jener Tage. Mein Bruder änderte natürlich nichts an den ihm übersandten Zeilen und am 19. Juni erschienen die folgenden königlichen Worte in der Staatszeitung:

„Ich befehle, zwei kostbare Dokumente der Öffentlichkeit zu übergeben, welche Mir nach dem Willen Meines in Gott ruhenden

die verwegensten Forderungen, bis die vier anderen europäischen Großmächte sich zu einer Quadrupelallianz vereinigten und Ali zur Erfüllung der von ihnen vorgelegten Friedensbedingungen zwangen.





königlichen Vaters und Herrn am Tage seines Heimganges, beide von seiner eigenen Hand geschrieben und vom 1. Juni 1827 datiert, eingehändigt worden sind.

Der Heldenkönig aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu seiner Ruhe an der Seite der heißbeweinten Unvergeßlichen eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volkes, die Friedrich Wilhelm den Dritten in den Tagen der Gefahr getragen, ihm sein Alter erleichtert und die Bitterkeit des Todes versüßt hat, auf Mich, seinen Sohn und Nachfolger übergehen lasse, der Ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des segensreichen Friedens, des teuren Kleinodes, das er uns im Schweiße seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat. Das weiß Ich! sollte dies Kleinod je gefährdet werden — was Gott verhüte —, so erhebt sich Mein Volk wie ein Mann auf Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob.

Solch ein Volk ist es wert und fähig, die königlichen Worte zu vernehmen, welche hier folgen und es wird einsehen, daß Ich den Anfang Meines Regiments durch keinen schöneren Akt, als die Veröffentlichung derselben bezeichnen kann.

Sanssouci, im Juni 1840.

gez. Friedrich Wilhelm."

Die bezeichneten Auszüge aus dem Testament vervollständigen eine Bekanntmachung, die mit einer so allgemeinen Bewegung aufgenommen wurde, daß sie an Enthusiasmus grenzte, da die Worte des neuen Königs der Art waren, daß der Blick über die Trauer der Gegenwart hinaus auf einer glückverheißenden Zukunft ruhen durfte.

Nachdem nun die Ordnung des Lebens sich in seinem täglichen Gange wieder fühlbar machte, ward es natürlich schwer, die gespannten, auf etwas Ungewöhnliches gestellten Gemüter zu befriedigen. Man sah voraus, die neue Regierung werde in der äußeren Politik jugendlicher und tatendurstig auftreten; man war auf einen Krieg gefaßt, ja, die allgemeine Stimmung glaubte in einem Kriege den



Ausweg zur Schlichtung mancher ungelösten Fragen zu sehen, zu denen hauptsächlich die katholischen Verwickelungen gehörten, die man bei der persönlichen Hinneigung des Königs für den Erzbischof Droste und der ihm anhängenden Partei besonders fürchtete.



Der König berief auch schon am 28. Juni einen Kabinettsrat, um über die schwebenden Fragen zwischen Rom und Preußen den Rat seiner Minister zu hören. Hier, wie bei allen Gelegenheiten, traten die eigenen Ansichten des Königs für den Augenblick in den Hintergrund. Er schien sich der Notwendigkeit und den Ansichten seiner erfahrenen Räte unterzuordnen; dies hatte man gerade von ihm nicht erwartet, und es erhöhte für den Augenblick die allgemeine Bewunderung, spannte aber auch die Erwartung für die Zukunft um so höher. Ich sage, er schien den Gründen seiner Räte nachzugeben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es in seinem Charakter liegt, die entgegengesetzten Ansichten ruhig anzuhören, doch während der Gegner glauben kann, ihn überzeugt zu haben, sucht sein scharfer Verstand im Verein mit einer Phantasie, die ihn über die Wirklichkeit hinaushebt, gerade in dem Widerspruch neue Belege für seine Ansicht. Der träumende Blick, mit dem er in solchen Augenblicken den Sprechenden in Ungewißheit läßt, ob er seinen Gründen nachgibt, schweift dann in eine Zukunft, wo günstigere Verhältnisse und Umstände die Ausführung seiner Pläne möglich machen; er läßt für den Moment geschehen, was er nicht die Kraft hat zu ändern.

Er täuscht durch diese Individualität die Menschen, die mit ihm in geschäftlicher Beziehung stehen, und die Erfahrung belehrt sie erst, daß in dem König nie ein Gedanke aufgegeben wird, der mit seiner Geistesrichtung in Verbindung steht. Er tritt immer wieder in das Leben, sowie das momentane Hindernis überwunden ist.[1]) Mein Bruder hat das oft und schwer empfunden. —

In dem Verhältnisse zu Rom war die Vorliebe, die er der katholischen Kirche stets bewiesen hatte, in Streit geraten mit dem verletzten Selbstgefühl als König. Seiner Macht stellte sich eine

[1]) Genau ebenso urteilt Treitschke, a. a. O. V, S. 13.





andere gegenüber, und er empfand das als Selbstherrscher lebendiger wie früher, ein Gefühl, was noch gestachelt ward durch die Kränkungen, die dem Vater geworden waren, dessen Tod seine Seele noch bewegte. So sehr er nun eine Vereinigung mit Rom wünschte, so sah er wohl, daß Österreich sowohl als Bayern sich feindlich gegen Preußen bewiesen hatten, ihre Vermittelung also vermieden werden mußte. Er faßte vielmehr den Gedanken, direkt dem Papste seine Ansichten aussprechen zu lassen, und unter dem Vorwande, dem in Rom lebenden Prinzen Heinrich[1]), seinem Onkel, wie es üblich ist, seine Teilnahme durch einen Abgesandten auszudrücken, wählte er einen Grafen Brühl, einen Katholiken[2]) dazu, der aber besonders den Auftrag erhielt, dem Papst zu sagen, welche Linie der König sich in der katholischen Streitfrage gezogen habe, und von ihm zu erfahren, welche Aussichten Preußen unter diesen Umständen auf Frieden habe. Zu gleicher Zeit schrieb er dem Fürsten Metternich einen klaren und bestimmten Brief, und die Antwort an den König von Bayern auf das Kondolenzschreiben, was der jüngste Sohn desselben, Prinz Luitpold[3]), selbst hierhergebracht hatte, war in einem Tone abgefaßt, der Bayern seine Haltung in dem religiösen Kampfe vorwarf. Der greise König habe in den letzten Jahren seines Lebens tief den Schmerz empfunden, den ihm die feindliche Stellung deutscher Regierungen verursacht habe und namentlich habe Bayern darin manches wieder gut zu machen. Er, der Sohn, sähe in der Sendung eines königlichen Prinzen den Beweis, daß der König das Andenken seines Vaters noch im Tode ehren wolle; er spreche deshalb die Hoffnung aus, daß die bayerische Regierung fortan auch mit der Tat die Kränkungen auslöschen werde, die Preußen bis jetzt empfangen habe.

---

[1]) Jüngerer Bruder Friedrich Wilhelms III. (1781—1846), schlaff und indolent. Er lag die letzten zwanzig Jahre seines Lebens, ohne krank zu sein, im Bett. Vgl. Stammtafel II.

[2]) Die jüngste (Pförtensche) Linie des Hauses Brühl war katholisch, ihr damaliges Haupt Graf Friedrich August Adelbert (geb. 1791).

[3]) Prinz Luitpold (geb. 1821), der jetzige Prinzregent von Bayern, war der zweitjüngste Sohn König Ludwigs I.





Das alles hatte man nicht erwartet und es war ein Augenblick, wo man glauben durfte, daß die neue Regierung nicht allein Preußens, sondern auch Deutschlands Größe begründen würde. — Die orientalische Frage hatte für den Augenblick, wie ich schon früher erwähnte, in einem Vertrage geendigt. Die vier Mächte, Rußland, England, Österreich und Preußen vereinigten sich als Garanten desselben und durch diese Quadrupel-Allianz blieb Frankreich in jener wichtigen Angelegenheit ohne Einfluß. Die Kammern waren versammelt; es fielen heftige Reden und das Ministerium äußerte sich zuletzt gegen die betreffenden Gesandten in sehr provozierender Weise, so daß man wohl nicht ohne Grund einen Krieg fürchtete. Preußen mußte zuerst gerüstet sein; die französische Regierung mochte wohl durch ihre Äußerungen den Charakter des neuen Königs prüfen wollen und ich erinnere mich sehr wohl, wie gespannt mein Bruder war, in welcher Weise der König die Stellung Preußens auffaßte. Er selbst, der ihn so genau kannte, glaubte, er würde den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen, und die ruhigen Worte, in denen der König seine Meinung kund gab, überraschten ihn sehr. „Er sei der Ansicht," so lauteten sie, „daß man die französischen Rodomontaden unbeachtet vorübergehen lassen müßte, so lange sie sich nur in Worten kundgäben. Sollten die Drohungen zu Taten werden, würde Preußen sein Schwert ziehen."

Verglich man diese Mäßigung mit seinem früher ausgesprochenem scharfen Tadel in ähnlichen Fällen, so mußte man in dieser Veränderung seiner Ansichten mehr Ruhe erkennen als man vorausgesetzt hatte und seine politische Haltung erhöhte die Exaltation des Augenblicks. Diejenigen aber, die ihm näher standen, frugen schon damals: ist das Weisheit oder ist es ein Charakterzug, daß er sich scheut, mit kühner Hand die Ereignisse zu leiten? Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß er den Kampf scheut und daß seine Friedensliebe noch größer ist als die seines Vaters.



Viertes Kapitel.

König Friedrich Wilhelm IV. und seine Ratgeber.



Im Innern zeigte sich bald eine große Veränderung in der Art des Regierens. Die Anordnungen wurden dem Könige bei weitem nicht schnell genug ausgeführt; er vergaß in seiner lebendigen Phantasie die Zeit zu berechnen, die zu der materiellen Ausführung eines Befehls nötig war.[1]) Wenn die Sache in seinem Geiste als recht erkannt war, sollte sie auch schnell Fleisch und Blut gewinnen. Dazu trat die erschwerende Eigentümlichkeit seiner Natur, die ich schon erwähnte; er rief die Diskussionen hervor, doch hatten sie nicht den Vorteil, daß er eine andere Seite der fraglichen Gegenstände erkannte, sondern sie blieben eine zeitraubende Gewohnheit, ohne Nutzen für die Sache oder für den König selbst. Mein Bruder war in den ersten Monaten seiner Regierung der einzige in seinen Umgebungen, der die Gabe besaß, seinen Gedanken eine praktische Gestalt zu geben, und so hingerissen er auch momentan von dem Flug seiner Ideen war, so hörte ich doch von ihm früher als viele andere der Klippen Erwähnung tun, die der neuen Regierung drohten.

In billiger Rücksicht waren die ersten Monate ohne Veränderungen in persönlicher Beziehung hingegangen. Die Ministerien waren teilweise durch Leute besetzt, die dem jetzigen Herrscher bequem waren und unter ihnen trat ihm wohl nur Herr v. Werther[2]), Minister des Äußern, hemmend entgegen. Alt, nie mit lebendigen Geistesgaben ausgestattet, den ruhigen Gang einer alten Regierung gewohnt, war er unfähig, dem schnellen Geist, den ideenreichen Plänen zu folgen; und da er den persönlichen Vortrag bei dem Könige hatte, so empfand dieser die Trockenheit und Langsamkeit

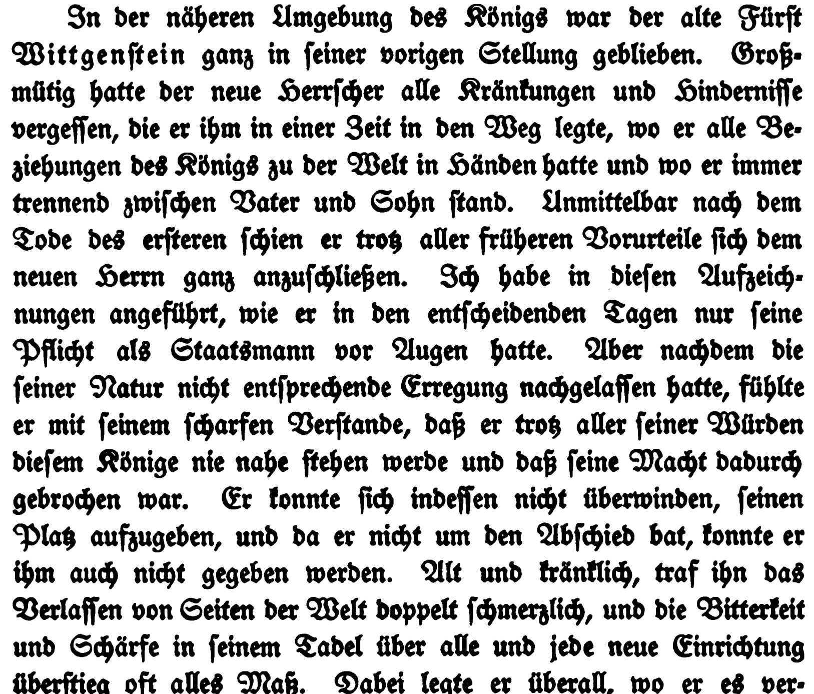
---

[1]) Vgl. zu dem Folgenden die Charakteristik des Königs bei Treitschke, a. a. O. V, S. 6—16.

[2]) Vgl. o. S. 209, Anm. 4.



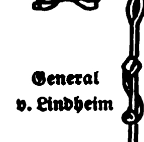




doppelt störend. Besonders trat das bei der Sendung des Grafen Brühl nach Rom hervor, wo die Instruktionen, die er mitnehmen sollte, sich bis in das Unendliche verzögerten und als sie endlich dem Könige vorgelegt wurden, das nicht besagten, was er bezweckt hatte. Es war denn auch bald von einer anderen Besetzung die Rede.

In der näheren Umgebung des Königs war der alte Fürst Wittgenstein ganz in seiner vorigen Stellung geblieben. Großmütig hatte der neue Herrscher alle Kränkungen und Hindernisse vergessen, die er ihm in einer Zeit in den Weg legte, wo er alle Beziehungen des Königs zu der Welt in Händen hatte und wo er immer trennend zwischen Vater und Sohn stand. Unmittelbar nach dem Tode des ersteren schien er trotz aller früheren Vorurteile sich dem neuen Herrn ganz anzuschließen. Ich habe in diesen Aufzeichnungen angeführt, wie er in den entscheidenden Tagen nur seine Pflicht als Staatsmann vor Augen hatte. Aber nachdem die seiner Natur nicht entsprechende Erregung nachgelassen hatte, fühlte er mit seinem scharfen Verstande, daß er trotz aller seiner Würden diesem Könige nie nahe stehen werde und daß seine Macht dadurch gebrochen war. Er konnte sich indessen nicht überwinden, seinen Platz aufzugeben, und da er nicht um den Abschied bat, konnte er ihm auch nicht gegeben werden. Alt und kränklich, traf ihn das Verlassen von Seiten der Welt doppelt schmerzlich, und die Bitterkeit und Schärfe in seinem Tadel über alle und jede neue Einrichtung überstieg oft alles Maß. Dabei legte er überall, wo er es vermochte, dem Könige Hindernisse in den Weg, und weder die wirklich fast übertriebene Güte der Königin, noch die sich stets gleich bleibende Rücksicht des Königs entwaffneten ihn. Er hatte eine kalte, kleinliche, ungroßmütige Natur, und nur in einzelnen Momenten, hat man eine Art von Erweichung an ihm bemerkt. Seine scharfe Beobachtungsgabe, das richtige Urteil, das er sich durch eine lange Erfahrung gebildet hatte, die Kenntnis aller Verhältnisse und Personen im In- und Auslande, hätten ihn zu einer wichtigen Stütze für den König befähigt; der strenge Tadel ward also doppelt





gefährlich in dem Munde eines so bekannten und klugen Mannes. Seine nähere Umgebung nahm auch sehr bald seine Ansichten über den König an, und man mußte besonders seinen Einfluß auf den Fürsten Metternich fürchten.

Eine zweite Person, die ihren Einfluß paralysiert fühlte, war der General v. Lindheim, vortragender Generaladjutant in den Militärsachen.[1]) Er war ein Gardeoffizier aus Potsdam, sowohl in Erscheinung, als in seinen Ansichten geblieben. Militärische Haltung und Ehrgefühl, sowie eine strenge Pflichttreue in seinem Beruf, waren Eigenschaften, denen man alle Achtung zollen mußte; doch war sein Ideenkreis so eng, daß ihm jede höhere Auffassung fehlte, und was von dem Gange der Gewohnheit abwich, erschien ihm als eine tadelnswerte Neuerung. Während des Lebens des alten Königs war alles so nach einer bestimmten Schablone geregelt gewesen, daß nur ein strenges Festhalten daran verlangt ward. Der bestimmte Wille des alten Königs in allen Arrangements und Veränderungen der Armee machten sein Verhältnis zu einem militärisch-dienstlichen, und wenn der vortragende Adjutant auch immer eine sehr gesuchte und wichtige Person für das Militär blieb, so war der Einfluß, den er ausübte, mehr passiver Natur. Bei allen Gesuchen oder selbst bei Wünschen, mit denen die Minister sich an ihn als Mittelsperson wandten, antwortete er nur durch ein bedeutsames Schweigen und ließ jeden darüber in Zweifel, inwiefern man ihn überzeugt hatte.

Dieser steife, trockene und schweigsame Mann paßte nun wenig in die Art und Weise des neuen Herrschers. Der Vortrag ward durch die Natur und die Ansichten desselben ein anderer. Teils mußte der jetzige König sich erst einarbeiten und verlangte Rechenschaft von Ursprung und Grund der alten Einrichtungen, die der Vortragende oft selbst nicht kannte, teils forderte der König hier

---

[1]) Der schon mehrfach erwähnte Generalmajor v. Lindheim war Generaladjutant und Referent für persönliche Angelegenheiten im Militärkabinett. Vgl. über ihn Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen, II (1899), S. 486.

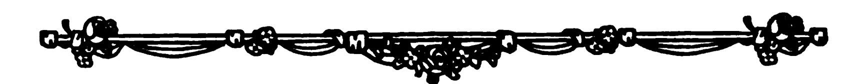


wie überall die Menschen auf, Meinung und Ansichten auszusprechen, die ein Gespräch hervorriefen, das die Vorträge über die Gebühr verlängerte, den Vortragenden ihre eigenen Arbeitsstunden verkürzte und dem entgegenzutreten Herr v. Lindheim weder die Gaben noch das Geschick besaß. So gehörte denn auch er bald zu den Unzufriedenen. Er und seine Frau, frühere Hofdame der Königin, die geglaubt hatte, durch ihr Verhältnis zum Hofe nicht ohne Einfluß zu bleiben, waren in ihrer Eitelkeit verletzt und man hörte Vergleiche mit der Vergangenheit aussprechen, die eben nicht zum Vorteil der Gegenwart lauteten.



Während sich der König so in den beiden hervorragenden Personen der früheren Regierung nicht verstanden fühlte und von ihnen getadelt ward, gestaltete sich sein Geschäftsleben mit seinen eigenen früheren Umgebungen auch nicht immer angenehm. Herr v. Voß[1]) der ihm schon als Kronprinz zum vortragenden Rat vom Könige zugeteilt war, hegte zwar eine wahre Liebe zu ihm, die sich auch durch seine Treue während der ganzen Regierung ausgesprochen hat; indessen gehörte er zu der Partei, die durch diesen König ihre Grundsätze und Ansichten so verwirklicht sehen wollte, wie sie sie sich theoretisch ausgebildet hatte. Herr v. Voß war ein trockener Jurist, der keinen Maßstab in sich selbst für die bewegliche, phantastische Natur des Königs besaß. Er ward bei jedem von seiner Ansicht abweichenden Schritt des Königs von neuem überrascht, und da er ganz ohne Egoismus war, keinen Vorteil für sich von seinem Verhältnis verlangte, so trat er dem König offen entgegen. Er sagte ihm redlich seine Meinung; ohne Weisheit und Geschicklichkeit trat er mit juristischer Schärfe wie eine Gegenpartei in einem Prozesse auf. Indem er zu heftig und schroff war, fruchtete er nichts, sondern erbitterte den König zuerst; später ward es fast ein Gewohnheitsscherz von der „Voßschen Streitsucht“ zu sprechen, wie sie der König nannte. Bildete der Fürst Wittgenstein und Herr v. Lindheim den Mittelpunkt für die Anhänger der alten Regierung, so

[1]) Karl v. Voß war Geh. Ober-Justizrat und Hauptritterschaftsdirektor der Kurmark, zugleich Mitglied des Staatsrats. Vgl. o. S. 126, 165.



Persönlicher Zauber Friedrich Wilhelms IV.

gehörte Herr v. Voß und besonders der Präsident Kleist[1]) zu denen, die der neuen Regierung in den ersten Monaten Unglück prophezeiten. Nicht etwa, weil ich ihnen einen richtigeren oder klareren Blick über die Natur des Königs zuerkennen möchte, sondern, weil sie bald einsahen, daß er nicht ihren Weg einschlug; denn sie, wie alle Menschen, die dem Könige nahe standen, wurden von ihm bezaubert, wenn er auf ihre Ansichten einging.

Diese Anziehungskraft übte der König aber nicht allein auf seine Umgebungen, sondern auch auf Fernstehende aus; die Art, wie er Gnadenbezeigungen verlieh, tat nicht allein persönlich wohl, sondern sie schmeichelte und unterstützte Ansichten und Geistesrichtungen der verschiedensten, oft heterogensten Art. Die Wiedereinsetzung von Arndt[2]) als wirklicher Professor an der Universität von Bonn, die Ernennung Boyens[3]) zum Kriegsminister und die Berufung Alexander v. Humboldts zum Mitgliede des Staatsrates waren Handlungen, die eine Partei, zu der sich der König immer gehalten hatte, befremden mußten, ebenso, wie sie in der liberalen Richtung Hoffnungen erregten, die später unerfüllt blieben und den Samen der Unzufriedenheit legten. Sieht man jetzt nach einer fünfzehnjährigen Erfahrung auf jene ersten Monate der Regierung zurück, so erkennt man nur zu deutlich die Anfänge unserer späteren Zustände. Augenblickliche Sympathien in dieser oder jener Richtung verleiteten zu Bevorzugungen und Handlungen, die in der nächsten Zukunft schon ohne Folge blieben; deshalb ward keine Richtung konsequent vertreten; es bildete sich ein Parteigeist, der sich um so heftiger gegenüberstand, je schwankender der Schutz von oben sich für oder gegen denselben bewies. Der König glaubte, in der Überzeugung seiner geistigen und irdischen Macht, über den

---

[1]) Geh. Ober-Justizrat und Kammergerichtspräsident (seit Dezember 1840).

[2]) Ernst Moritz Arndt war seiner freiheitlichen Gesinnung wegen 1820 von seinem Amte als Professor der Geschichte in Bonn suspendiert worden.

[3]) Boyen wurde am 28. Februar 1841 zum zweiten Mal zum Geh. Staats- und Kriegsminister ernannt. Vgl. Meinecke, Boyen II, S. 479.



Richtungen zu stehen, während er die Beute derjenigen ward, die durch die Umstände zur Macht gelangten.



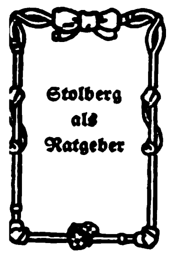
Damals erkannte man diese traurige Eigentümlichkeit des Königs noch nicht so klar; man hielt die verschiedenartigen Bevorzugungen für Folge zu schnellen, durch die Eingebungen eines warmen Herzens gebotenen Handelns und hoffte von der Erfahrung mehr Ruhe und eine größere Ordnung der reichbegabten, überquellenden Natur.

Es war eine Eigentümlichkeit des Königs, die er wohl durch eine lange Untätigkeit angenommen hatte, Regierungsangelegenheiten mit Personen zu bereden, die außerhalb der Verhältnisse standen und deren Aussprüche sie weder verpflichteten danach zu handeln, noch eine richtige Kenntnis der Umstände voraussetzen ließen. Sie hörten meist nur seine überzeugende Sprache und erschwerten durch ihr unbedingtes Eingehen in des Königs Ideen den handelnden und verantwortlichen Männern ihre Aufgabe.

Der erste, den der König sich als Freund einlud, war der Graf Stolberg [1]), nachheriger Hausminister. Ein Mann mit hübschen, vornehmen Formen, einer edlen Gesinnung und mit einer warmen Liebe und Verehrung für den König und die Königin, die er treu sein Leben hindurch bewährte, aber leider durch ein blindes Nachgeben in allen Ideen des Königs betätigte. Er war weder geistig begabt genug, dem Könige entgegenzutreten, noch erkannte er immer die Tragweite der königlichen momentanen Phantasien. Er war ein bequemer Mann für einen Fürsten, denn er war ein Gefäß, was nicht allein willig alles Gegebene aufnahm, sondern es gläubig hochhielt. Er gehörte der kirchlichen Partei an, wie ich schon früher sagte, und glaubte gewiß redlich, daß seine Seele nur unter diesem Schirm gesichert sei. Dadurch war er mit allen denen in Verbindung, die später einen so großen Einfluß auf diese Regierung ausüben sollten. Graf Stolberg war Oberpräsident in Magdeburg und es charakterisiert den Mann und den König, daß er wochen-

[1]) Graf Anton Stolberg (1785—1854), bis 1840 Oberpräsident der Provinz Sachsen, 1842—1848 zweiter Chef des Ministeriums des Kgl. Hauses. Vgl. o. S. 160, Anm. 1 und S. 223, Anm. 3.





und monatelang wie ein Adjutant den König umgab und einen so wichtigen Posten verließ, auf dem er viel Gutes hätte stiften können, während er in seiner jetzigen Stellung dem großen Ganzen eher hinderlich als förderlich ward.

Die Gewohnheit, Männer aus ihrem Beruf herauszureißen, oder in ihnen unbekannten Sphären zu gebrauchen, nahm hier ihren Anfang. Schon damals ward es von denen, die das Ganze ins Auge faßten, getadelt, und Männer wie mein Bruder begriffen nicht, wie Graf Stolberg sich so nach Belieben gebrauchen lassen konnte.[1]) Und doch gewann er in vielen Dingen mehr Einfluß und Macht als mein Bruder, der mehr imstande war, dem Könige zu folgen. —

Wenn in den ersten Monaten der Regierung sich hier und da Elemente in dem Herrn zeigten, die dem denkenden Beobachter oft große Sorgen machten, so war er damals noch leicht von größeren Veränderungen oder tief eingreifenden Neuerungen abzubringen, weil er bei der Ausführung auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht überwinden konnte. Seine Umgebungen glaubten oft, ihm die Unausführbarkeit mancher Ideen dargestellt und ihn zur Aufgabe derselben bewogen zu haben. Doch die Ideen schwiegen nur vor den materiellen Schwierigkeiten und traten zu gelegener Zeit mit voller Lebendigkeit wieder an das Licht.

So war der König schon nach sechs bis acht Wochen mit einem fertigen Plan zu der Berufung von Reichsständen vor seinen Ministern erschienen. Es war derselbe Plan, der im Jahre 1847 seine Ausführung fand.[2]) — Wie in allen seinen Handlungen, so befriedigte er selbst in jenen ersten Anfängen einer Repräsentativ-Verfassung niemand. Die eine Partei fand es gefährlich, konstitutionelle Ideen von oben herab anzuregen.[3]) Die andere Partei

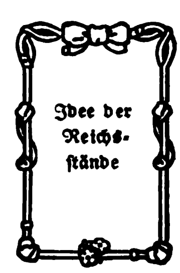
---

[1]) Vgl. die günstigere Charakteristik bei Treitschke, a. a. O. V., S. 18.

[2]) Das ist ein Irrtum. Es handelte sich 1840 nur um einen „Vereinigten Landtag" aus 32 Abgeordneten der Provinziallandtage und ebenso vielen Mitgliedern des Staatsrats, also um einen ständischen Ausschuß. Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 34 ff.

[3]) Z. B. Rochow und Gerlach. Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 36.





fand sich in ihren Erwartungen nicht befriedigt, und so erfuhr er Widerspruch von den verschiedensten Richtungen. Herr v. Voß, Boyen[1]), Stolberg und viele andere rieten ernstlich davon ab, ohne ihn jedoch zu überzeugen.

Das Kurze und Lange der Sache war dies: Der König wollte einmal frei sein, sich Geld zu schaffen, und dann fühlte er von vornherein die Beschränkung, die in Gerechtsamen und Gesetzen lag. Er wollte also auch niemand, weder einer Partei noch einem Stande neue Rechte verleihen, sondern lieber die, welche er vorfand, aufheben, denn er glaubte durch die Macht und Gewalt seiner Person von einer großen, gleichgestellten Versammlung mehr erlangen und erreichen zu können, als auf irgend einem anderen Wege.

Mein Bruder arbeitete ein Gutachten über diesen Plan aus,[2]) weil er glaubte, durch eine gesammelte allgemeine Auffassung den König eher zu überzeugen. Er fand in dem königlichen Plan nichts, was auf Bestehendes basiert war, und wenn er auch dem Herrn manche Gebrechen der Zeit zugestehen mußte, so bat er ihn, doch da anzuknüpfen, wo lebensfähige Institutionen beständen und sie zeitgemäß zu reorganisieren.

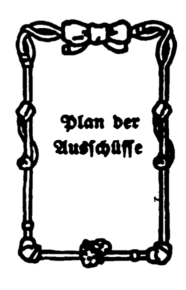
Der König ging auf diese Ansicht weiter nicht ein und erwiderte meinem Bruder nach Verlesung dieses Memoirs: „Ihr zwingt mich alle, für jetzt auf meinen Plan zu verzichten, denn mir fehlen die Werkzeuge dazu!" Mein Bruder erwiderte, daß er es für unvereinbar mit seiner Pflicht halte, zu schweigen, wo seine innere Überzeugung ihn zur Äußerung aufforderе. Der König versicherte, solche zu ehren, die ihm gegenüber ihr Urteil nicht zurückhielten, und endigte: „Ich wiederhole, ich muß auf meinen Plan verzichten, weil ich keine Helfer finde, aber nur für jetzt, und sollte ich später gezwungen werden, Reichsstände zu berufen, so rechne ich auf Ihre Hilfe, lieber Rochow!"

---

[1]) Boyen war vielmehr der einzige, der sich für den Vorschlag des Königs erklärte. Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 35. Meinecke, Boyen II, S. 475 ff.

[2]) Vom 27. Juli 1840.





Mein Bruder war todkrank und fern von der Stellung, die er in jenem Augenblick einnahm, als im Jahre 1847 diese Berufung wirklich in das Leben trat. Er hatte noch vom Krankenlager aus seine Stimme erhoben, um auf die Mängel und Unhaltbarkeit dieser Institution aufmerksam zu machen. Doch verhallte sein warnendes Wort da, wo sich schon längst Männer gefunden hatten, die bereitwillig waren, den königlichen Willen zu erfüllen. Die Zeit lehrte, wie wenig die neu geschaffene Versammlung zu leisten vermochte, als der Sturm sich erhob; ja, wie sie von demselben verschlungen ward. Mein Bruder hatte bereits die müden Augen geschlossen und erlebte die Erfüllung seiner Vorhersagung nicht mehr. —

Infolge dieses für den Augenblick aufgegebenen Planes entwickelte sich zwischen dem Könige und meinem Bruder der Gedanke, den Landtagen mehr Leben und Gewalt zu verleihen, um auf diesem Wege die von der Zeit immer mehr geforderte Idee der Teilnahme des Volkes an der Regierung anzubahnen. Das Patent über die Ausschüsse der Landtage und ihre Rechte bei Steuern und Anleihen ward damals schon im Ministerium bearbeitet.

Fünftes Kapitel.

Die Huldigungen in Königsberg und Berlin.

(September—Oktober 1840.)

Während sich also bereits manche Wolken erhoben, näherte sich die Zeit der Huldigung.[1]) Im September sollte die Huldigung in Königsberg in Preußen stattfinden, und zum 18. Oktober war alles zu derselben Feierlichkeit hier in Berlin bestimmt. Das Königspaar ging bereits den 12. August nach Schlesien, und zwar über Dresden, wo sie mit der Kaiserin von Rußland zusammentrafen, um später mit ihr noch acht Tage ruhig

[1]) Vgl. zu dem Folgenden Treitschke, a. a. O. V, S. 42 ff.



in Erdmannsdorf[1]) und Fischbach zu verleben, ehe sie nach Petersburg zurückkehrte. Kurz vor der Abreise schrieb unser Gesandter Graf Maltzan aus Wien, daß der Fürst Metternich, sich in Königswart in Böhmen befindend, von dort dem König in Dresden aufzuwarten wünsche, was natürlich der König sehr gern aufnahm, da es für Preußens Herrscher von großer Wichtigkeit war, mit diesem alten Staatsmann, dem eigentlichen Regenten Österreichs, Ansichten und Ideen über die Politik Deutschlands auszutauschen.



Graf Maltzan erwähnte noch in einem besonderen Schreiben an meinen Bruder, daß es den Fürsten interessieren würde, ihn bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen. Da der katholische Staatsmann sehr wohl wußte, daß von meinem Bruder die Behandlung der renitenten Bischöfe ausgegangen war, so konnte der Wunsch, ihn kennen zu lernen, wohl nur deshalb lebendig in ihm hervorgerufen sein, weil er, wie so viele andere, in ihm einen Mann sah, der von großer Wichtigkeit für diese Regierung sein werde. Da der König meinen Bruder nicht zu der Begleitung aufforderte, so verlor er natürlich kein Wort darüber; es mochte nicht ohne Absicht sein, daß der König denjenigen nicht bei dieser Zusammenkunft haben wollte, dessen Name bei den Katholiken verhaßt war; zudem mochte er wohl lieber ohne Zeugen mit dem Fürsten reden. So lernten sich diese beiden Männer erst einige Jahre später kennen, als wohl beide schon fühlten, daß sie nicht mehr berufen waren, ihrem Vaterlande noch lange zu dienen.

Durch Graf Maltzan erhielt mein Bruder einen ausführlichen Bericht über die Zusammenkunft des Königs und des Fürsten. — Fünf Stunden hatte die Unterhaltung gedauert, und der König hat sowohl seine Ansichten und Absichten über innere Landesverwaltung, als über die äußere Politik dem Fürsten dargelegt. Obgleich er in ihm einen Gegner der reichsständischen Ideen voraussetzen mußte, hat er ihm mit liebenswürdiger Offenheit gestanden, daß er nur durch äußere Schwierigkeiten gezwungen werde, für jetzt

[1]) Im Kreise Hirschberg in Schlesien.



Metternich über Friedrich Wilhelm IV.

davon zu abstrahieren. Sonderbarerweise hat der Fürst über Frankreichs provozierende Sprache ganz dieselbe Ansicht gehabt wie der König und den streitigen katholischen Punkt nur obenhin und mit gegenseitiger Rücksicht behandelt; so endigte die Unterhaltung zur beiderseitigen Zufriedenheit.[1])

Der Fürst, der leicht durch geistigen Ideenreichtum angeregt ward, auch wohl weder bei den älteren Regenten, noch bei den Fürsten des Habsburger Hauses eine so fortreißende schwunghafte Sprache gefunden hatte, konnte nicht müde werden, den Eindruck zu wiederholen, den ihm diese Konversation zurückgelassen hatte. Er äußerte in Dresden sowohl wie in Wien seine Bewunderung über die liebenswürdige Klugheit, die herzgewinnende Wärme dieses Herrschers und gebrauchte die Worte: „Nicht allein Preußen kann man glücklich preisen, einen solchen Regenten zu besitzen, sondern Europa müsse in ihm einen Mann verehren, der durch sein reifes, klares Urteil die Verhältnisse dominiere."

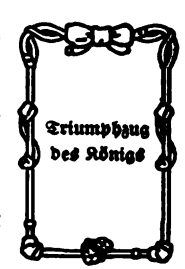
Der Zauber, der in dem Wesen des Königs lag und der noch viel mehr ahnen ließ, als er aussprach, verfehlte also auch dem fremden alternden Staatsmann gegenüber seine Wirkung nicht, und ein Urteil wie das des Fürsten ließ trotz der verschiedenen drohenden Zeichen den Blick immer wieder voll Vertrauen auf einer schönen Zukunft Preußens ruhen.

Die Feier der Huldigungen war natürlich vorher besprochen und nach alter Sitte und gewohnten Gebräuchen geordnet. Zeitungen und Flugschriften haben die Zeremonie genugsam geschildert, und da ich nicht selbst Augenzeuge der Königsberger Erlebnisse war, so kann ich nur den Eindruck wiedergeben, den andere empfingen und mir selbst mitteilten.

Es liegt in einer angeregten Stimmung eine Art Mitteilbarkeit, die nicht abzuleugnen ist, und so waren die Hoffnungen, die man auf den König setzte, zu einer Gewißheit gesteigert, die ihn zum Abgott des Volkes machten, so daß seine Reise einem Triumph-

[1]) Vgl. über die politische Bedeutung der Zusammenkunft Treitschke, a. a. O. V, S. 36.





zuge glich; jede Stadt wetteiferte mit der anderen, und man las die sonst langweiligen Beschreibungen von Einzügen und Empfangsfeierlichkeiten mit dem größten Interesse, weil sich in dem allen wahrhafte Vaterlandsliebe kundgab. Mein Bruder hatte dem Könige abgeraten, zur Huldigung den Landtag in Preußen zu versammeln, da die konstitutionelle Partei dort diese Gelegenheit leicht wahrnehmen könnte, um den König mit Anträgen zu bestürmen, die durch den Moment eine Wichtigkeit erhalten mußten, und dem Auslande eine falsche Idee von der Stimmung im Lande geben würden.

Der König, das gereizte Verhältnis zwischen dem Oberpräsidenten Schön und meinem Bruder kennend, setzte in letzterem ein Vorurteil voraus, das er für unbegründet hielt. Alle Nachrichten aus Preußen selbst, von meinem Bruder gesammelt, zwangen ihn, den König nochmals darauf vorzubereiten, daß am Schluß des Landtages die Bitte um Verleihung einer Konstitution ausgesprochen werden würde. Der König ließ meinem Bruder am Morgen, als die letzte Sitzung gehalten wurde, rufen und eröffnete ihm, daß er Herrn v. Schön offen und redlich gefragt habe, ob der Landtag, dessen Vorsitzender er war, eine solche Bitte beabsichtige, „und ich habe sein Wort, daß davon nicht die Rede ist“, endigte der König. — Mein Bruder schwieg; aber drei Stunden später war das Gesuch der Versammlung um eine Verfassung in seinen Händen und der König war nicht allein durch den Antrag selbst verletzt, sondern das Spiel, das Herr v. Schön ihm gegenüber gespielt hatte, betrübte und empörte ihn. Er arbeitete noch denselben Abend bis 12 Uhr mit meinem Bruder, um sich über die Grundzüge der königlichen Antwort klar zu werden.

Kaum waren zwei Stunden seitdem verflossen, die meinen Bruder noch an seinem Schreibtisch fanden, so kam ein Leibjäger des Königs, der ihm ein mit Bleistift geschriebenes Papier brachte, das der König selbst als „Brouillon zum Landtagsabschied“ bezeichnete. Es war eine so schöne, klare und edle Antwort, daß beinah kein Wort daran geändert ward; und





so ergreifend klang sie, daß die Verlesung derselben die Abgeordneten zu Tränen rührte und viele erst durch die königlichen Worte die Tragweite der von ihnen selbst unterschriebenen Bitte erkennen ließ.

Die Ansicht des Königs war klar aus seinen Worten zu entnehmen, aber die Gnadenbezeugungen, mit denen Herr v. Schön beehrt ward, ließen dennoch einen Zweifel über die Wahrheit dieser Ansicht zurück, denn Herr v. Schön ward zum Ritter des Schwarzen Adlerordens und zum Staatsminister ernannt.

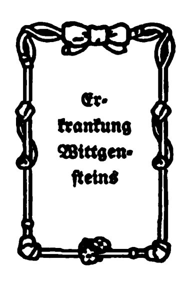
Sieht man auf die Erfahrung der letzten Jahre zurück, wo sich die Meinung so bestimmt für eine Repräsentativ-Verfassung ausgesprochen hat, so gibt es wohl einen Maßstab für das Vertrauen zu dem Könige und für die ganze gehobene Stimmung jenes Momentes, daß der Antrag der Preußen im ganzen Lande mit lautem Mißfallen aufgenommen wurde. Man fand es ein tadelswertes Mißtrauen in die edlen Absichten des Königs und unwürdig der in dem Volke sich so lebhaft aussprechenden Liebe.[1])

Der Mißton in den Jubel jener Tage war natürlich bald verklungen, und die königlichen Worte, die der neue Regent gegen alle Gewohnheit bei dem Schwur zu der versammelten Menge aussprach, gingen wie ein Strom frischen Lebens in das Herz der Nation über. Es war ein Eindruck, den selbst die Ausländer nicht lebhaft genug schildern konnten. Ich empfing die ersten Nachrichten über die Huldigungsfeier durch den neapolitanischen Gesandten an unserm Hofe, Baron Antonini, der seine neuen Kreditive in Königsberg abgegeben hatte und so Zeuge der dortigen Erlebnisse ward. Der kleine, diplomatisch gebildete Weltmann, dem man wahrlich keine exaltierte oder poetische Stimmung zutrauen konnte, war so hingerissen von dem Verhältnis zwischen König und Volk, das sich ihm dort aufgedrungen hatte, daß er mir den Augenblick, wo der König gesprochen hatte, mit wahrem Enthusiasmus schilderte. Wie ein Begeisterter sei er ihm erschienen, ja, die Gestalt sei

[1]) Vgl. zu dem Vorausgehenden Treitschke, a. a. O. V, S. 44 ff.



größer geworden, als er so vortretend, den Arm gehoben, halb segnend, halb wie zum Schwur gen Himmel zeigte. Seine volle tönende Stimme sei bis in das entfernteste Ende der Versammlung gedrungen. Wie überrascht war der Südländer von der Lebendigkeit und dem andauernden Jubel eines Volkes, das er für kalt und der Erregung unfähig gehalten hatte. Er endigte mit den Worten: „Eine solche Thronbesteigung gehört nicht einem Lande allein an, sie bezeichnet eine neue Ära der Zeitgeschichte!"



Aus dem Tagebuch.

Den 6. Oktober 1840.

Der alte Fürst Wittgenstein war durch einen Schlaganfall lebensgefährlich erkrankt. Mein Bruder, der sich gerade bei dem Könige befand, bekam den Auftrag, die geheimen Papiere des Fürsten im Falle eines unglücklichen Endes zu sich zu nehmen, ein Auftrag, der seine Schwierigkeiten hatte, weil unter den Untergebenen des Fürsten Menschen sind, die gerade diese Papiere nicht respektieren würden.[1])

Der Fall hat jetzt etwas Erschütterndes. Die Gefahr des alten Freundes des verstorbenen Königs so nahe vor der Huldigung fällt als dunkler Schatten in die belebte Gegenwart. Mein Bruder war alle Tage bei ihm und fand ihn heute wieder auf. Der König hatte gewünscht, daß der Fürst die mediatisierten Fürsten zur Huldigung introduziere, und dieser meinte daher: „Ich werde ganz gewiß dazu wieder gesund sein, man könnte sonst glauben, ich wäre schulkrank, aber was der Herr mir befiehlt, werde ich immer gern, sehr gern ausführen!" So nimmt er sich ungemein zusammen. Gleich in seiner ersten Konversation mit meinem Bruder hat er diesen gewarnt, sich ja nicht durch Widerwärtigkeiten in seiner Stellung irre machen zu lassen. Nur durch Ausdauer könne man etwas wirken.

Meine Schwester erzählte von der Anwesenheit Dunins in Königsberg. Der Erzbischof befand sich mit dem Könige auf einer

---

[1]) Wittgensteins Nachlaß ist nach seinem Tode ins königliche Hausarchiv gekommen.





Wasserfahrt, ohne Hut und Mantel. Um sich vor Kälte und Nässe zu schützen, legte er einen Militärmantel und Mütze an. Der König, sich ihm nähernd, hat ausgerufen: „Mein Gott, was ist das?“ „Sire, je suis enrôlé,“ [1]) antwortete Dunin. Der König meinte: „Schade, daß es nicht früher geschehen ist!“

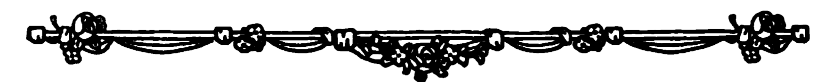
Mein Bruder sprach von der ersten Visite, die Dunin ihm gemacht, wie unsicher und verlegen er ihn dabei gefunden. Er eröffnete ihm, daß der König ihn um ½3 zu sprechen wünsche. Gegen 3 Uhr versammelte sich alles zur Tafel; mein Bruder auch. Der König erschien noch nicht; endlich kam die Königin und äußerte, sie habe gar nicht gewußt, daß der Erzbischof beim Könige sei; als sie das Zimmer des Königs öffnete, habe sie den König sehr laut sprechen hören, ja heftig auf den bleich vor ihm stehenden Kirchenfürsten einreden sehen.

Nicht lange darauf trat der König sehr ernsten Gesichtes ein. Auf die Frage des Prinzen Karl, was er dem Erzbischof gesagt habe, erwiderte er kurz: „Daß er an mir einen Mann findet, der nicht mit sich spaßen läßt.“ Der König behielt ihn zur Tafel, doch ist Dunin still und gedrückt geblieben, obgleich der König ihn mehrere Male angeredet hat.

Hier fährt die späterhin niedergeschriebene Darstellung fort.

Man beneidete Königsberg in diesem großen Augenblick, und Berlin wollte es sich nicht nehmen lassen, dem heimkehrenden Königspaare einen feierlichen Empfang zu bereiten. Es war bereits Anfang Oktober, doch glich die Stadt einem großen Garten. Blumen- und Laubgewinde verbanden die Häuser, und diese waren mit Teppichen und Fahnen geschmückt. Äußerlich war geschehen, was man hundertmal beschreiben hörte und selbst gesehen hat; aber der Geist, der die Menschen belebte, der Sinn der Liebe, der sich in tausend kleinen und großen Zügen aussprach, der alt und jung belebte, der die Massen stundenlang mit Ruhe die Erwartung des ersehnten Momentes ertragen ließ, der war es, der sich nicht be-

[1]) enrôlé = zum Kriegsdienst eingezogen.



schreiben läßt und der eben dem Augenblick eine Weihe gab, die jeder einzelne empfand.

Folgen der erregten Gegenwart

War in Preußen die Huldigung eine Feier der Provinz gewesen, so ward die Berliner Huldigung[1]) ein vaterländisches Fest. Aus allen Provinzen langten Deputationen von allen Ständen an, und da das Haus meines Bruders der Sammelplatz vieler Ankommenden war, so darf ich wohl sagen, daß ich ein Urteil über die Stimmung habe, mit der man der Feier entgegenging. Jeder Stand, jede Provinz sah in diesem König und in seiner Regierung die Erfüllung ihrer Wünsche als gewiß an, und je größer die Gewalt war, die der König persönlich auf die Menschen im einzelnen und ganzen ausübte, um so hoffnungsreicher ward der Blick in die Zukunft, um so fester die Überzeugung, daß die freudig bewegten Tage der Huldigung nur der Beginn von dem Segen sein würden, der dem Lande und dem Volke bevorstand.

Die Gefahr, die einer so gesteigerten Stimmung folgen konnte, entging wohl denen nicht, die der Zeit eine besondere Beachtung schenkten, und während die Stadt und die ankommenden Fremden sich mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigten, benutzte mein Bruder eine stille Abendstunde, die er in dem Kabinett des Königs mit diesem verlebte, um das Gespräch auf die Folgen der erregten Gegenwart zu bringen.

Aus diesem Gespräch des Königs mit Rochow teilt M. v. Fouqué in ihrem Tagebuch noch folgendes mit:

Tagebuch.]

9. Oktober 1840.

Mein Bruder fand Gelegenheit, bei den Vorschlägen zu Gnadenbezeugungen mehrere Leute zu nennen, und als er frug, was der König dem Grafen Stolberg zu geben gedenke, erwiderte der König: „Sehen Sie, Rochow, an die, die mir am nächsten stehen, denke ich bei Auszeichnungen am wenigsten, aber Sie mögen recht haben.“ Der Ausdruck war mir merkwürdig, denn sicherlich spricht sich darin das Gerechtigkeitsgefühl des Königs aus, daß sein persönliches Wohlgefallen bei Auszeichnungen nicht ausschlaggebend sein soll.

---

[1]) Am 15. Oktober 1840. Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 49 ff.





Der König frug meinen Bruder, ob er wirklich an einen Krieg glaube; er anwortete, daß er ihn für sehr möglich halte, ihn aber weniger fürchte als andere Schwierigkeiten, die dem Könige entgegentreten könnten. Seine Überzeugung sei, daß die neuen Gedanken und Begriffe, die aus einem großen Kampfe entspringen müßten, nach dem Freiheitskriege nicht naturgemäß verarbeitet worden wären; die Unruhe sei in den Gemütern geblieben, und die alternde, sich nach Ruhe sehnende Regierung seines verstorbenen Vaters habe nur das auflodernde Feuer und die Unruhe verheißenden Stoffe unterdrückt, um die Früchte des Friedens zu genießen. „Nun kommt Ihre Thronbesteigung," fuhr mein Bruder fort, „dies ist nicht allein ein Ereignis von allgemeiner Wichtigkeit, sondern Ihre Individualität vermehrt dieselbe. Sie besitzen die Gabe, Gedanken und Empfindungen zu erwecken, ja, den Menschen das Bewußtsein davon zu geben. Es ist dies eine seltene Eigenschaft, aber sie hat ihre gefahrdrohende, wie ihre segensreiche Seite. Wie mit einem Zauberworte haben Sie die Decke gelöst, die bis dahin die Arbeit des Zeitgeistes verhüllte. Sie müssen aber auch darauf vorbereitet sein, daß mit dem Schönen und Edlen auch manches Böse mit zum Vorschein kommt. Sie können nicht das eine freigeben und dem anderen die Rückkehr in das Dunkle gebieten. Es wird viel Weisheit, Kraft und Mut dazu gehören, dem Guten Raum zu geben und das Gefährliche zu beschränken." Des Königs Art ließ immer glauben, daß solche Worte Gehör fanden. — Ich weiß nicht, ob er sich später derselben erinnerte. —

Der Augenblick war so fortreißend, daß hoch und niedrig davon ergriffen wurden. Die handelnden Personen hatten bis zum letzten Moment die alten Gebräuche[1]) nach den gegenwärtigen Anforderungen zu regeln, die Ideen des Königs für das Leben zurecht zu legen, dabei alle persönlichen Wünsche und Forderungen freundlich zu hören und sie, ohne andere zu verletzen, zu berücksichtigen. Es war der

[1]) Vgl. die Schilderung der Huldigung in Berlin beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. (am 6. Juli 1798) aus der Feder v. der Marwitz', a. a. O. I, S. 129—136.





erste Gedanke gewesen, alle Stände vereinigt auf dem Schloßplatz gemeinsam huldigen zu lassen; man vermied so jede Reibung. Da die Berliner Bürger das Recht haben, ihrem Könige persönlich den Eid der Treue zu leisten, während von allen anderen Städten, Provinzen und Ständen nur Deputationen geschickt werden, so mußten sie sich auf dem Schloßplatz versammeln; das Schloß konnte sie nicht fassen. So sollten die verschiedenen Stände hier das Bild ihrer Einigkeit bei dem Akte der Huldigung zeigen. Der König billigte zuerst alle Einrichtungen dazu, aber plötzlich erhielt mein Bruder den Befehl, die Reichsunmittelbaren davon auszunehmen. Diese sollten vor allen Ständen etwas voraus haben, und man sieht in dieser Ausnahme die Richtung bereits vertreten, aus der 14 Jahre später [1]) die Bildung der ersten Kammer entsprang.

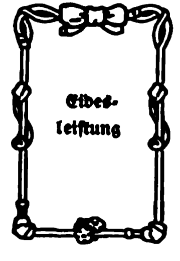
Dieser unerwarteten Veränderung folgten viele verletzte Gefühle. Der Adel und die Städte wollten nun ihr altes Recht, im Schloß zu huldigen, nicht aufgeben; nur mit Mühe konnte es mein Bruder dahin bringen, daß alle Städte der Monarchie vereinigt ihren Eid leisteten. So blieb es der Hauptmoment des Tages, als sich zuletzt alle Stände hier versammelten, um nach dem Tedeum dem Könige vereinigt das Lebehoch zu bringen.

Der Huldigungsmorgen brach endlich an, und dieser Tag sowie die beiden Feste, von der Stadt und den Ständen gegeben, bildeten die Hauptmomente dieser Zeit, die in verschiedensten Menschen den gleichen unvergeßlichen Eindruck zurückließen.

Am Tage vor der Huldigung selbst hatte mein Bruder mir ein ruhiges Fenster im Schloß verschafft, wo ich eine Stunde miterlebte, von der ich glaubte, daß sie den Grund zu Preußens Größe legte. Schon die Fahrt durch die Stadt bewegte mich; jeder Baum, jedes Haus war mit Menschen besetzt, und von allen Straßen strömte die Menge nach dem Schloßplatz, wo der scharlach- und goldene Thron schon von weitem den Schauplatz des Festes bezeichnete. Ich fuhr in einen der inneren Schloßhöfe hinein, und

[1]) Das preußische Herrenhaus ist durch Gesetz vom 7. Mai 1853 und durch die Verordnung vom 12. Oktober 1854 geschaffen worden.





selbst das alte dunkle Gebäude erschien mir in einem anderen Lichte, so belebt von ein- und ausgehenden Menschen waren die Räume. Unser Weg führte uns durch den Pfeilersaal und dann durch die dicht verhängten Paradezimmer, in denen das Volk den verstorbenen König als Leiche zuletzt gesehen hatte. Unwillkürlich ward das Gemüt an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert, und doppelt mächtig trat das Leben in seiner vollen Pracht uns aus den daranstoßenden Zimmern entgegen. Von dort aus ruhte der Blick auf dem mächtigen Platz, wo eine unzählbare Menge von Menschen versammelt war.

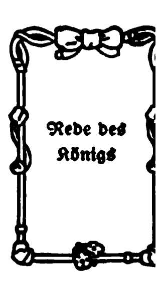
Die Huldigung selbst ist unzähligemal beschrieben worden, aber der tote Buchstabe kann die Empfindungen eines gemeinsam genossenen großen Ereignisses nicht wiedergeben. Es bleibt immer ein unvergeßlicher Moment, Tausende von Menschen vor sich zu sehen, mit denen man durch ein Gefühl und ein Interesse eng verbunden ist. Der Gedanke erhält dadurch eine Macht, die uns mit einer Gewalt beherrscht, von der wir keinen Begriff haben, so lange er in uns allein lebt.

Als nun der Augenblick erschien und der König an die obersten Stufen der goldenen Freitreppe trat und sein Volk anredete, da empfand wohl ein jeder, daß es ein heiliges Band bleibt, das Fürst und Volk verbindet. Der Schwur, der aus dem Herzen so vieler Tausende erklang, rollte wie der Ton des Donners durch die Lüfte, und die Rede des Königs zeigte, wie tief auch er davon ergriffen war. Wenn die Worte auch oft abgedruckt sind, gehören sie doch gerade an diese Stelle, und ich schreibe sie nieder, wie ich sie am Abend desselben Tages nach dem mit Bleistift aufgezeichneten Original von des Königs Hand abschrieb.

„In dem feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung Meiner deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volkes, und eingedenk der unaussprechlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe Ich zu Gott dem Herrn, Er wolle mit Seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die eben erschollen sind, die Gelübde, die Ich zu Königsberg gesprochen, die Ich hier be-



stätige. Ich gelobe, Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker und Meiner Zeit gilt; mit geschlossenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt. Ich will, soweit Meine Macht und Mein Wille reichen, Frieden halten zu Meiner Zeit, wahrhaftig und mit allen Kräften das edle Streben der hohen Mächte unterstützen, die seit einem Vierteljahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europas sind. Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in Mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht ein Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind tränenreich und tränenwert, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. Darum in der Begeisterung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem in Waffen, in Freiheit und Gehorsam geborenen Volke, richte Ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde eine ernste Frage: Können Sie, wie Ich hoffe, so antworten Sie Mir im eigenen Namen, im Namen Derer, die Sie entsandten. Ritter! Bürger! Landleute! und von den unzählig Gescharten alle, die Meine Stimme vernehmen können. Ich frage Sie: „Wollen Sie mit Herz und Geist, mit Tat und Wort und ganzem Streben in der heiligen Treue der Deutschen und der heiligeren Liebe der Christen Mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie Ich es eben der Wahrheit gemäß bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie Mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde gesellt ist? nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben Mich nicht lassen, noch versäumen, sondern





„Dem deutschen Kaiser gleich“

treu mit Mir ausharren durch gute und böse Tage? O, dann antworten Sie Mir mit dem klaren, schönen Laut der Muttersprache, antworten Sie Mir ein ehrenfestes Ja!“ —

Dies Ja ertönte tausendfach wieder. —

„Die Feier des Tages ist wichtig für den Staat und die Welt, — Ihr Ja aber war für Mich! Das ist Mein eigen! Das laß ich nicht! Das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue! Das gibt Mut, Kraft, Getrostheit! Das werde ich in Meiner Sterbestunde nicht vergessen! Ich will mein Gelübde, wie ich es hier ausgesprochen, halten, so mir Gott hilft! Zum Zeichen hebe ich meine Rechte zum Himmel empor, und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!“ —

Es ist nicht zu glauben, wie groß die Begeisterung nach diesen Worten war, und wie zur höchsten Weihe erhoben sich nun die Gemüter in dem schönen Liede „Nun danket alle Gott!“, das mit Posaunenklang von der Zinne des Schlosses erscholl, zum Herrn Himmels und der Erde. Und so schloß eine Feier, wie sie wohl selten erlebt ward.[1])

Tagebuch.

16. Oktober 1840.

Mein Bruder erzählte, daß der König noch um 9 Uhr nicht habe reden wollen, wie er aber durch den Moment fortgerissen wurde und der katholischen Geistlichkeit, den mediatisierten Fürsten sowie der Ritterschaft Worte sagte, die königlich in jeder Silbe und zugleich väterlich waren. Der katholischen Geistlichkeit: „Auf Vertrauen beruhe das Verhältnis der Untertanen zu ihrem Könige. Er werde das Vertrauen rechtfertigen, wo man es ihm bewiesen.“ Den Mediatisierten hat er den Handschlag statt Schwur zugelassen, worauf sie alle so ergriffen gewesen sind, daß sie ihm der Reihe nach die Hand küßten. Wie ein deutscher Kaiser war er meinem Bruder erschienen. Immer steigend war seine Gewalt. Der

[1]) Vgl. zu der gesamten Schilderung Streckfuß, Der Preußen Huldigungsfest 1840 (mit manchen Illustrationen und einem lehrreichen Plane), und Treitschkes Urteil darüber, a. a. O. V, S. 51.



Schwur der Ritterschaft ist mit solch hinreißendem Enthusiasmus gesprochen worden, daß der König selbst sagte: eine Wiederholung würde er kaum ertragen. Draußen auf dem Platz hat er wie zu ganz Europa gesprochen.



Nach dem Diner nahm der König meinen Bruder in sein Kabinett und ließ sich mit den Worten nieder: „Ruhen Sie sich etwas aus, ich habe auch noch eine Frage, die mir peinlich ist. Ich möchte Ihnen meine Anerkennung beweisen, wollen Sie Graf werden?“ Mein Bruder bat den König, das nicht zu tun; er könne solche Promotion nicht für eine Erhöhung seines guten alten Namens ansehen. „Dann müssen Sie den Stern des Roten Adlerordens in Brillanten von mir annehmen“, meinte der König, „mein und Elises Bild sollte Ihnen eigentlich heute ins Haus geschickt werden,[1]) es ist nur leider nicht fertig geworden.“

Mein Bruder dankte dem König für diese Gabe, die ihm mehr wert sei als alles andere. Der König gab ihm die Hand: „Wie rührte es mich, daß Ihnen unsere Bilder so viel Freude machen, aber auch der äußeren Anerkennung sollen Sie sich nicht entziehen; wenn Sie es auch nicht bedürfen, ich bedarf es.“

den 24. Oktober 1840.

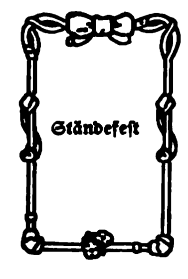
Wie im Taumel sind die Tage hingegangen. Selbst den Festen wußte der König jene Begeisterung einzuhauchen, die alle mit der Luft einzuatmen scheinen und die das Geringste bedeutungsvoll macht. Am 17. gab die Stadt ihr Fest. Der Eindruck, den alle Teilnehmer empfingen, läßt sich nicht beschreiben. Diese Einigkeit aller Stände, dieser schöne Bund zwischen Fürst und Volk hat alle, Fremde wie Einheimische, ergriffen. Der König besitzt die seltene Gabe, das Eigentümliche in jedem zu ehren und an das Licht zu ziehen, in ihm fließen alle Strahlen ineinander, und vor einem wahren Mittelpunkt müssen so die Isolierungen verschwinden.

Als der König sprach, ist eine Begeisterung ausgebrochen, die manchen übermannte. Auf seinen Ruf: „Mein Herr Oberbürger-

---

[1]) Die Bilder sind noch erhalten. Vgl. u. S. 371.





meister, meine Herren Stadtverordneten, treten Sie heran!" näherte sich ihm auch der alte Stadtrat Hollmann, faltete die Hände und brach, alles übrige vergessend, in die Worte aus: „Mein Gott, wie danke ich Dir, daß Du uns solchen König gegeben hast!" Anderseits fanden sich auch Neider, die ihr Mißfallen an solcher Einigkeit nicht unterdrücken konnten. Der König sprach von „seiner heldenmütigen Stadt", da hörte man aus dem Munde des französischen Gesandten ein geringschätziges: „Bah"! Der Herzog v. Arenberg[1]) meinte: er habe Krönungen in Frankreich, England, Mailand gesehen, aber noch nie einen so erhebenden Eindruck empfangen.

Den 18. morgens mußte mein Bruder dem Könige die bei der Huldigung promovierten Herren vorstellen. Als er eintrat, gab ihm der König den Roten Adlerorden in Brillanten. Er sollte ihn auf Befehl gleich anlegen und fand auf der Rückseite des Sternes die Daten des 10. und 15. Oktobers eingraviert. So weiß der König jeder Gabe eine persönliche Beziehung zu verleihen.

Von 6 Uhr an waren die Türen des Opernhauses an vier verschiedenen Seiten geöffnet, um die Gäste zu empfangen. Das Fest wurde von der kurmärkischen Ritterschaft gegeben. 4000 Personen hatten Einladungen erhalten, und es dauerte mehrere Stunden, bis das Haus alle fassen konnte. Zwölf Herren und zwölf Damen machten außer dem Komitee die Honneurs. Das letztere bestand aus Herrn v. Erxleben[2]), Fürst Lynar, Graf Redern (Intendant), Herrn v. Arnim, Graf Itzenplitz[3]), Herrn v. Meding[4]). Unter den

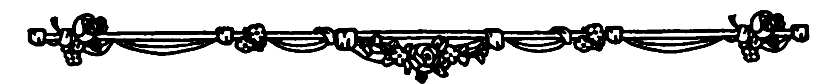
---

[1]) Prosper Ludwig Herzog v. Arenberg (1785—1861), Gemahl einer Nichte der Kaiserin Josephine, 1810 mediatisiert, erhielt 1815 seine Besitzungen als Standesherrschaften unter preußischer Hoheit zurück.

[2]) Rittmeister, Domkapitular zu Brandenburg.

[3]) Graf Heinrich v. Itzenplitz (1799—1883), damals Regierungsrat, der spätere Handelsminister.

[4]) v. Meding war Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Direktor im Ministerium des Innern und der Polizei.





zwölf Herren befanden sich die Generale Borstell[1]), Grolman, Jagow[2]), Pfuel[3]), Graf Arnim usw. Die Damen waren: Frau v. dem Knesebeck[4]), meine Schwägerin Karoline (Rochow), meine Schwester (Generalin v. Pfuel), Gräfin Itzenplitz, Fürstin Schönburg, Frau v. Saldern, Gräfin Arnim, die Gräfinnen Redern[5]), Geheimrätin Thaer[6]), Frau v. Schlieffen, Frau v. Brandt[7]).

Der große Opernsaal war so umgestaltet, daß er nicht den Eindruck einer Neuschöpfung machte, sondern den eines alten harmonischen Raumes. Der Halbkreis am Ende des Theaters blieb durch einen roten Vorhang verhüllt für die Darstellungen. Der erste Rang war mit dunkelroten und blauen Draperien und reichem Goldschmuck verziert, breite Treppen führten hinauf; zwischen dem ersten und zweiten Rang bildeten goldene Viktorien einen Kreis, und an goldenen Stäben wehend erhoben sich in symmetrischer Ordnung große Fahnen mit dem Wappen der Kurmark. Der dritte Rang war durch gotische Bogen halb geschlossen, deren Formen durch dichte Reihen bunter Lampen hervortraten. Von der großen Loge führte in der Mitte eine Freitreppe hinab, die mit Scharlachtuch belegt war. An beiden Seiten des Rahmens für die lebenden Bilder standen kolossale Figuren der Künste in Bronze und Silber. Tageshelle erleuchtete den feenhaft ausgeschmückten Raum, zu dem man durch Laubgänge mit frischen, durch Goldnetze gehaltenen Blumengewinden gelangte.

---

[1]) Ludwig v. Borstell, geb. 1773, in den Befreiungskriegen ausgezeichnet, 1825—1840 Kommandeur des VIII. Armeekorps in Koblenz, General der Kavallerie, † 1844 zu Berlin. Vgl. o. S. 267.

[2]) Wilhelm v. Jagow, der jüngere Bruder des Oberstallmeisters, General der Infanterie, Ritter des Schwarzen Adler-Ordens.

[3]) Vgl. o. S. 121.

[4]) Die Gemahlin des damaligen Generals der Infanterie, späteren General-Feldmarschalls Frhr. Karl v. dem Knesebeck, Generaladjutanten des Königs (vgl. o. S. 45, Anm. 5), geb. v. Klitzing.

[5]) Vgl. o. S. 247, Anm. 1.

[6]) Witwe des landwirtschaftlichen Reformators Albrecht Daniel Thaer.

[7]) Gemahlin des damaligen Obersten, späteren Generals und Militärschriftstellers Heinrich v. Brandt.



Jedermann ist durch den Anblick bezaubert gewesen. Nach und nach füllten sich die Logen mit reichgeschmückten Damen, während unten im Saal die Uniformen der Herren dem Auge bunte Abwechslung boten. Um halb neun sind König und Königin erschienen, von den Festgebern in die große Loge geführt, wo sie kurze Zeit verweilten. Dann ließen sie sich vor dem Schauplatz der Bilder nieder; die Prinzen und Prinzessinnen, sowie alles, was zum Hofe gehörte, folgte ihnen.

Ein Prolog, von Madame Crelinger[1]) gesprochen, eröffnete die Bilderreihe, die durch Gesang und Instrumentalmusik begleitet und verbunden wurde, während in den Bildern Personen der Hofgesellschaft und der ihr gleichstehenden Gesellschaft der Angestellten und vornehmen Bürger auftraten.

Die Bilder:

I.

Friedrich I., Kurfürst zu Brandenburg, empfängt die Erbhuldigung der Landstände zu Berlin 1417.

Personen:

Der Kurfürst	Major v. Ostau
Die Kurfürstin	Fürstin Bogislav Radziwill
Der Kurprinz	Graf Schlippenbach
Der Kanzler	v. Grabow
Der Erbmarschall Gans z. Puttlitz	v. Puttlitz
Der Erbmundschenk v. Schenck	v. Schenck
Wichard v. Rochow	Wichard v. Rochow
Zwei Bannerträger	Zwei v. Roeder

II.

Stiftungsfest der Gesellschaft „Unserer lieben Frauen Kettenträger" zu Brandenburg 1443.

Personen:

Kurfürst Friedrich II.	Baron v. Kettler
Kurfürstin	Frau v. Massow

[1]) Auguste Crelinger (1795—1865) war eine berühmte Schauspielerin in tragischen Rollen, von 1812—1863, mehr als 50 Jahre, an der Berliner Hofbühne tätig.



Markgraf Albrecht	Herr v. Roeder
Ludolf v. Alvensleben	Kapitän v. Alvensleben
Christine v. Jagow	Frl. Spieker
Frl. v. Bardeleben	Frl. v. Pfuel
Frl. v. Bredow	Frl. v. Bredow
Ein Minnesänger	

III.

Kurfürst Joachim als Sieger in dem Turnier von Ruppin 1512.

Personen:

Der Kurfürst	Herr v. Schöning
Der Marschall Hahn von Mecklenburg (sein Gegner)	H. v. Wartensleben
Herzogin von Mecklenburg	Frl. v. Redern
Kurfürstin	Gräfin Blumenthal
Dame des Gefolges	Frl. v. Waldenburg
Schildträger	Graf Brühl

IV.

Wallensteins Lager bei Frankfurt a. Oder.

Personen:

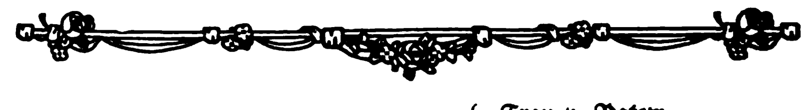
Herzog von Friedland	Graf Truchseß
General Piccolomini	Graf Wrsowetz
General Montecuccoli	v. Stechow
General Pappenheim	Graf Pückler
Schwarzenberg	Graf Ernst Schlippenbach
Deputierte	v. Unruh, v. Krosigk

V.

Die Ostseekönigin und der Rhein huldigen Johann Siegismund.

Personen:

Kurfürst	v. Canitz
Kurfürstin	Frl. v. Luck
Ostseekönigin	Frl. Bruckert
Der Rhein	Herr v. Spiegel
Die Lurley	Gräfin Ernst Schlippenbach
Winzerinnen und Berggeister	Frl. Lamprecht, Frl. Molière, Frl. v. Reck, Gräfin Häseler



Nereiden . . . . { Frau v. Patow
zwei Frln. v. Arnim

VI.

Der Große Kurfürst dankt seinen Feldherren nach der Schlacht von Fehrbellin. 18. Juni 1675.

Personen:

Der Große Kurfürst . . . . v. Natzmer
Prinz von Homburg . . . . Graf Ferdinand Schlippenbach
Derfflinger . . . . Rittmeister v. Bernstorff
General v. Gartzki . . . . Major v. Erul.

VII.

Friedrich I. setzt sich die Königskrone auf 1701.

Personen:

König Friedrich I. . . . . Major v. Kaphengst
Königin . . . . Frau v. Waldenburg
Kronprinz . . . . Graf Schönburg, Sohn
Kanzler . . . . Graf Schönburg, Vater
Ober-Burggraf, Landhofmeister und Generäle
Die Oberhofmeister { v. Below . . . . . . Frau v. Risselmann
v. Stuxland . . . . . v. Schenk
Herzogin von Holstein . . . . Frl. v. Risselmann

VIII.

Friedrich Wilhelm I. in Wusterhausen.

Personen:

Friedrich Wilhelm I. . . . . v. Alvensleben
Kronprinz . . . . v. Schöning
Herzog Leopold v. Dessau . . . . v. Fallois
Oberst v. d. Marwitz . . . . v. d. Marwitz
Oberjägermeister, Gouverneur des Kronprinzen, Grenadier, der dem Kronprinzen das Exerzieren lehrt.

IX.

Friedrich II. vor der Schlacht von Lowositz.

Personen:

Friedrich II. . . . . Professor . . .
Adjutant . . . . v. Stechow
Soldaten am Wachtfeuer.



X.

Friedrich II. in Sanssouci.

Personen:

Friedrich II.	Professor . . .
Quintus Icilius	v. Pfuel
Lord Mareshal	v. Barby
Voltaire	v. Arnim
Der Müller von Sanssouci	Graf Pfeil
Dessen Frau und Kinder	Frau v. Salmuth

XI.

Das Konzert.

Personen:

Friedrich II.	Professor . . .
Kapellmeister Graun	v. Strachwitz
Quanz	v. Henckel
Sebastian Bach	v. Schlegel
Franz Benda	v. Grabow
Madame Mara	Gräfin Virginie Haacke

Gesang: Mi paventi von Graun, vorgetragen von Mlle. Löwe.

XII.

Ein Transparent von Begas. Die Huldigungsfeier allegorisch darstellend.

So führten diese Bilder uns die Entwickelung unseres Vaterlandes vor Augen und versetzten uns in jene Stimmung, in welcher der Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart fühlbar wird, wo man aus ihm das Vertrauen in die Zukunft schöpft, ohne das kein Dasein genügt, wodurch allein uns Frische und Leben zur Tat gegeben wird.

Als der König sich erhob, um zur Tafel zu gehen, zerstreuten sich alle Gäste in dem großen Anbau, der bei Gelegenheit des Städtefestes eröffnet wurde. Der Hof, die Fremden und die Vornehmsten fanden ihre Plätze im Konzertsaal, wo für 5—600 Personen gedeckt war, während die übrigen im Renaissancesaal Bewirtung fanden. Der General Knesebeck brachte an der Tafel die Gesundheit des Königs aus und General Borstell die der



Des Königs Schlagfertigkeit der Rede

Königin. Ein stürmischer Enthusiasmus folgte der etwas zu kriegerischen Rede Knesebecks. Der König fühlte wohl in diesem kritischen Augenblick, daß ihm der anwesenden Fremden wegen ein kleiner Dämpfer aufgelegt werden müsse. Er erhob also das Glas, ließ die Wirte, die Wirtinnen und den Frieden leben, der, wie er sagte, „uns alle vereinigt".

Nach aufgehobener Tafel blieben König und Königin noch lange in der Gesellschaft. Sie verließen erst gegen 3 Uhr morgens das Haus, selbst den schönen, wohltuenden Eindruck mitnehmend, den sie allen zurückgelassen hatten.

Am 19. waren große Diners bei den Prinzen, abends Ball beim Prinzen von Preußen, jedoch nur für die sogenannte Hofgesellschaft. Am 20. legte der König den Schlußstein aller Feste durch einen großen Ball mit 5000 Geladenen. Was von ständischen Landdeputierten allein oder mit Familie hier weilte, war gebeten; allen Angestellten, Künstlern, Gelehrten, Ärzten standen die königlichen Säle offen. Wie im großen die Huldigung das Bild eines Königs inmitten seines Volkes bot, so trug dies Fest denselben Charakter.

26. Oktober 1840.

Die Ritterschaft der Kurmark hat vor einigen Tagen ein Dankschreiben der abreisenden städtischen und Land-Deputierten erhalten, in dem sie die freundliche Aufnahme sowie das schöne Verhältnis, das zwischen der Ritterschaft und den anderen Ständen hier geherrscht habe, auf das freudigste anerkennen. Die freundliche Gesinnung ist in schöner Sprache ausgedrückt.

Das Geschenk der Stadt an das hohe Paar: der Schild für den König, die Schale für die Königin, ist eben so zart und sinnig gedacht als schön ausgeführt. Der König hat dem Schilde den Ehrenplatz über dem Thronsessel unter dem Baldachin im weißen Saal gegeben. Die Ritterschaft bat darum, das Schwert schenken zu dürfen, was dazu gehört und daneben hängen soll. Die Städte- und Landgemeinden werden dem Könige das Bild der Huldigung



zu Füßen legen, mit dessen Ausführung der Maler Krüger[1]) schon beauftragt ist.



Alle Abreisenden verlassen Berlin in der erhobensten Stimmung, in jener Einigkeit, die aus einem gemeinsamen Interesse entspringt und alle Kräfte fördert und belebt. Man hatte vielfach das lange Verweilen der Deputierten gefürchtet; ein anhaltendes Beisammensein konnte Forderungen und Wünsche zur Sprache bringen, die in diesem Augenblick nicht laut werden durften; allein keine Störung hat einen Mißton zurückgelassen. Die Huldigung wird weit in die Geschichte hineingreifen; sie wird nachkommenden Geschlechtern ein Vorbild sein, denn ohne Beispiel ist die Thronbesteigung dieses Königs! Groß muß dereinst der hochbegabte Herrscher dastehen, aber auch sein Volk darf stolz darauf sein, ihn verstanden zu haben!

Marie de la Motte-Fouqué schreibt in bezug hierauf mehrere Jahre später folgendes:

Gott hat es anders beschlossen. Der Gipfelpunkt seiner Macht, seines segensreichen Wirkens war für den König in kürzester Frist auf Sturmesflügeln erreicht worden. Das Bewußtsein seiner Herrschaft, der Glaube an die Gewalt seines Geistes über die Massen waren ihm geblieben. Die Richtung, die sich in seinen Umgebungen zuerst durch Graf Stolberg und Thile[2]) vertreten sah, steigerte durch eine mystisch-religiöse Auffassung dies Gefühl zu dem Glauben an eine göttliche Berufung. Sie trennte ihn aber dadurch von seinem Volke so schnell, daß bereits im November desselben Jahres die allgemeine Stimmung eine tiefe Erbitterung gegen diese Partei zeigte; so entstand die Parodie auf das Beckersche Rheinlied:

[1]) Franz Krüger (1797—1857), der ausgezeichnete Porträtist und Pferdezeichner, Mitglied der Akademie der Künste, Hofmaler und Professor; er beendete die kolossale Darstellung der Berliner Huldigung zu Beginn der vierziger Jahre.

[2]) Ludwig Gustav v. Thile, vgl. o. S. 220, Anm. 2.





„Wir wollen ihn nicht haben, den Herren Hassenpflug“[1]) mit der Fortsetzung:

„Scheinheiliger Gespiele, der Pietisten Troß,
Der Göschel,[2]) Stahl[3]) und Thile,
Der Radowitz und Voß.“[4])

Der Umschwung, den wenige Monate hervorriefen, reicht leider bis in die Gegenwart hinein; Gefühle und Urteile sind so verändert, daß die ersten Monate dieser Regierung mit ihrer Begeisterung und Hoffnung schon einer ferneren Vergangenheit angehören.[5]) Die Aufzeichnung des Selbsterlebten erscheint aber deshalb von Interesse, weil man darin den Anfang aller Richtungen wiederfindet, die uns bis zum jetzigen Stand der Verhältnisse führten.

Sechstes Kapitel.

Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV.

Aus dem Tagebuch.

14. November 1840.

Mein Bruder kehrte aus Sanssouci zurück, wo er der Königin gratuliert hatte.[6]) Durch die zurückgezogene Art, in der das könig-

[1]) Den bekannten reaktionären kurhessischen Minister (1794—1862), der aus Hessen und Luxemburg entlassen, 1840 in Preußen einen Wirkungskreis gefunden hatte.

[2]) K. F. Göschel (1781—1861), orthodoxer Philosoph der Hegelschen Schule, suchte das Bekenntnis in voller Strenge aufrecht zu erhalten und die Übereinstimmung der Hegelschen Philosophie und Goetheschen Weltanschauung mit der christlichen Lehre nachzuweisen.

[3]) Friedrich Julius Stahl (1802—1861), hervorragender staatsrechtlicher Schriftsteller und Parlamentarier, war Hauptvertreter einer Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. 1840 wurde er als Professor für Rechtsphilosophie, Staatsrecht und Kirchenrecht nach Berlin berufen.

[4]) Drastischer lautet die Version bei Treitschke, Bd. V S. 54.

[5]) Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 53 f.

[6]) Königin Elisabeth war am 13. November 1801 geboren.





liche Paar diesen Tag beging, war es nur wenigen möglich, ihre Ehrfurcht zu beweisen. Abends zuvor war ein schöner Fackelzug und Männergesangverein auf der Terrasse erschienen. Zum Frühstück hatte mein Bruder die Erlaubnis, seine Glückwünsche darzubringen; noch während er dort war, kamen die Geschwister und die Fürstin[1]) aus Berlin. Um 1 Uhr versammelten sich alle Fürstlichkeiten mit ihren Hofstaaten in Toilette zum allgemeinen Dejeuner. Die Königin bekam vom Könige einen Smaragd von seltener Größe mit eingeschnittenem Kopf als Brosche gefaßt und Ohrringe dazu, ein indisches Armband von Gold und Steinen in einem Kästchen, das aus der Haut eines Stachelschweins gemacht ist, mehrere Kleider und drei Bilder von den Huldigungen. Abends fand Konzert statt.

Zwischen dem ersten und zweiten Dejeuner ist mein Bruder zum Könige gerufen worden. Als er eintrat, holte der König hinter einem Schirm sein und der Königin Bild hervor mit den Worten: „Es ist mir eine wahre Freude, Ihnen heute diese Bilder geben zu können.“[2]) Das Bild des Königs ist sprechend ähnlich in seinem schönen, eigentümlichen Ausdruck.

Der König sprach über Thiers' Abdankung.[3]) Er meinte, daß vielleicht kein Augenblick günstiger für Deutschland gewesen sei, um Krieg zu führen; durch die Wahl Sauzets als Conseilpräsident scheinen die Aussichten friedlicher, indessen könne man nicht unbedingt an Frieden glauben. Solange Frankreich mit seinen Rüstungen fortfahre, sei es, als ob das gezogene Schwert auf dem Tisch liege. Er fahre fort, seine Vorbereitungen in Deutschland so zu treffen, daß ein Krieg alle Verhältnisse geordnet fände. Die Sendung Grolmans[4]) und Radowitz's[5]) nach Wien hat den Zweck, sich mit Österreich über die Führung der Truppen für den Fall eines An-

[1]) Fürstin Liegnitz, die morganatische Witwe Friedrich Wilhelms III.
[2]) Vgl. o. S. 361.
[3]) Am 21. Oktober 1840. Vgl. o. S. 287, Anm. 2.
[4]) Vgl. Conrady, Grolman Bd. III, S. 217 ff.
[5]) Vgl. Hassel, Radowitz Bd. I, S. 318 ff.



Preußen als Beschützer Deutschlands

griffs zu verabreden. Mein Bruder äußerte, wie er fürchte, daß Österreich bei den momentanen Konjunkturen und seinem schwerfälligen Staatskörper sich nicht leicht zu hervortretenden Maßregeln entschließen würde.

Der König sagte, auch er sähe das voraus und habe dem General seine Instruktion so gegeben: er erkläre Österreich, wie es von ihm abhänge, sich die Führung Deutschlands anzueignen; er erkenne das alte Kaiserreich als über sich stehend an; indessen, ließe es den Augenblick vorübergehen, so werde der König von Preußen nie vergessen, daß er nach Österreich den ersten Platz einnehme und keinem anderen die Stelle überlassen. „Diese Erklärung", fuhr der König fort, „hängt mit einem Gespräch zusammen, das ich in Dresden mit Metternich hatte! Ich sagte ihm offen, wie ich nicht gesonnen sei, mich in meiner Politik immer in Österreichs Schlepptau nehmen zu lassen. Ich denke indessen, Österreich und Preußen werden gleichen Schritt halten; ich sage Ihnen aber vorher: wenn nichts anderes hilft, so zwinge ich Sie durch Jalousie!"

„Metternich hat den Stich gefühlt, und schon jetzt hat meine Rede in Wien ombrage[1]) gemacht. Ich habe gesagt: Preußen sei zum Schild geworden für die Rechte und die Sicherheit Deutschlands. Das hat Österreich übelgenommen, was mir recht lieb ist."

Der Herzog von Braunschweig,[2]) der zum Geburtstag hier war, äußerte gegen meinen Bruder, „wie in ganz Deutschland der König von Preußen als Beschützer angesehen werde".

Mein Bruder grämt sich darüber, daß der König und Alvensleben[3]) so wenig füreinander passen. Alvenslebens Art, die alles, was nicht in dem geordneten Gang des Lebens fortgeht, als unpraktische poetische Ideen verwirft, verletzt den König sehr oft.

---

[1]) Argwohn.

[2]) Herzog August Ludwig Wilhelm (1806—1844), regierte seit 1830.

[3]) Vgl. o. S. 165, Anm. 2.





24. November 1840.

Es scheint, als ob Graf Stolberg hierbleiben würde.[1]) Thile war gestern bei meinem Bruder und brachte ihm den Auftrag, er solle ausdenken helfen, in welcher Hofcharge Graf Stolberg hier angestellt werden könne, da der König doch wünsche, ihn hier zu fesseln, auch sei Wittgenstein dieser Meinung, da er gern in seiner Nähe jemand wisse, den er als rechtlichen Charakter kenne und dem er manches mitteilen werde, was vielleicht sonst mit ihm stürbe. Es ist nicht zu leugnen, daß Graf Stolberg für diese Stellung, in die Geschäfte des Fürsten Wittgenstein (als Hausminister) eingeführt zu werden, sehr geeignet ist, da er niemand ombrage geben und der königlichen Familie durch Anhänglichkeit nahestehen wird.

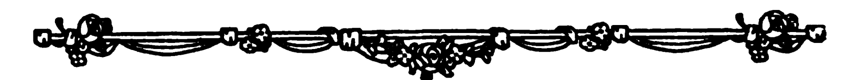
Nach der Tafel hatte mein Bruder dem Könige einen Brief vom Großherzog von Strelitz zu geben, in dem dieser sich mit Betrübnis darüber ausspricht, daß der König den Brüdern Grimm[2]) den Aufenthalt hier anbietet. Im Laufe des hierüber entstehenden Gesprächs leugnete mein Bruder nicht, wie der bezügliche Antrag des Königs allgemein bekannt sei, was dem Könige nicht angenehm war; ein anderes sei es, Personen den hiesigen Aufenthalt auf ihr Ansuchen gestatten, ein anderes, ihnen erlauben, Bedingungen zu stellen. Der König beurteilt die Brüder Grimm nachsichtig. Ihm geht der Wunsch, Berlin zum geistigen Mittelpunkt zu machen, über politische Bedenken. Mein Bruder denkt darin zu streng, wenn er auch das Bestreben des Königs versteht.

2. Dezember 1840.

Am Hochzeitstage des Königs, 29. November, war mein Bruder auf dem Schlosse. Er fand die Königin im Begriff, zu

[1]) Graf Anton Stolberg war bis 1841 Oberpräsident der Provinz Sachsen, 1842—1848 zweiter Chef des Ministeriums des kgl. Hauses. Vgl. o. S. 223 ff.

[2]) Im Jahre 1837 waren bekanntlich Jakob und Wilhelm Grimm mit fünf anderen Professoren wegen ihres Protests gegen den Staatsstreich in Hannover aus Göttingen vertrieben worden (vgl. o. S. 8 f.). 1840 wurden beide zu Mitgliedern der Berliner Akademie ernannt, mit dem Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten.



den sie besuchenden Kindern der Geschwister hineinzugehen. Es hat immer etwas Rührendes, kinderlose Leute unter Kindern zu sehen, aber noch mehr bei einer hochgestellten Persönlichkeit, die da empfindet, daß die großen Interessen ihres Lebens nicht in einem zweiten Ich fortleben, sondern mit ihr vergehen werden.

Der kleine Thronerbe[1]) war auch dort, er soll ein gutes, aber nicht allzu starkes Kind sein und nicht besonders lebendig. Die Königin ist gegen alle freundlich. Sie forderte meinen Bruder auf, den Abend nach Charlottenburg zu kommen. Dort nahm ihn der König mit in sein Kabinett.

Es waren Nachrichten aus Wien von General Grolman gekommen. Mit ihm zugleich sind aus Frankreich friedlichere Nachrichten in Wien eingetroffen. Trotzdem sind dem Fürsten Metternich die Vorschläge Preußens nicht zu energisch erschienen. Er ist auf alles eingegangen, und in diesen Tagen geht eine Depesche nach Paris ab, in der Österreich und Preußen im Namen des Deutschen Bundes eine Desarmierung verlangen, widrigenfalls sich die deutsche Grenzlinie ebenfalls bewaffnen werde. Während Grolman hierher zurückkehrt, geht Radowitz über Stuttgart nach München, um im Fall einer abschlägigen französischen Antwort die Bundestruppen zu den nötigen Vorkehrungen aufzufordern.

Ist Guizot[2]) imstande, diese Forderung zu erfüllen, so scheint bei dem momentanen Stande der orientalischen Frage die Ursache zum Kriege gehoben. Doch bleibt es fraglich, ob er bei der Aufregung der Gemüter sein Versprechen, sich der Koalition gegen Mehemed Ali anzuschließen, halten kann, ohne sein Ministerium zu verlieren.

Der König äußerte, daß es seine Absicht sei, Herrn Hassenpflug eine Stimme am Bundestage zu verschaffen, Frankfurt sei ihm äußerst wichtig.

---

[1]) Der spätere Kaiser Friedrich.

[2]) François Guizot (1787—1874), der Staatsmann und Geschichtsschreiber, war im Oktober 1840 als Minister des Auswärtigen Nachfolger von Thiers geworden.



Mein Bruder erinnerte, daß die Königin mit dem Tee warte. Der König meinte: „Elise wird uns gut schelten", und nahm ihn mit in das behagliche, wohnliche Zimmer der Königin. Dort scherzte er über „infressable Erdbeeren" und über sein Biertrinken, und mein Bruder fühlte sich in die unbefangene Zeit der ersten Jahre der Verheiratung des königlichen Paares versetzt.



Die Anstellung des Herrn v. Hassenpflug als Tribunalsrat erregt hier große Ängstlichkeit in einer Partei, die in der Bevorzugung der Pietisten eine Klippe für den König sieht. Der König kannte aber die religiöse Richtung Hassenpflugs gar nicht, sondern erfuhr sie erst durch meinen Bruder. Eine andere Partei fürchtet wiederum seine Vorliebe für begabte, zum Liberalismus neigende Männer, und die Ernennung Boyens zum General der Infanterie [1]) erscheint ihr bedenklich.

So wird jede einzelne Handlung eines Herrschers gedeutet und ohne Zusammenhang betrachtet. Erst einer späteren Zeit bleibt es vorbehalten, den Einfluß zu erkennen, den ein solcher Geist auf seine Zeit ausübt.

Herr v. Thile äußerte dem Könige gegenüber, daß er Herrn v. Schön für ein gefährliches Prinzip in der Verwaltung ansähe. Der König erwiderte: „Also auch Sie haben sich gegen einen Mann einnehmen lassen, den ich achte und der gewiß falsch verstanden und beurteilt wird? Es tut mir wahrhaft weh, wenn ich sehe, daß meine besten Freunde, ein Mann wie Rochow, solche Vorurteile haben." [2])

12. Dezember 1840.

Es ist nicht zu leugnen, daß die liberale Partei auf alle Weise die Schritte des Königs so zu deuten sucht, als befände er sich in den Händen einer verfinsternden Partei. Die Anstellung des Herrn Hassenpflug gibt ihr leider Waffen in die Hand. Trotz ausge-

[1]) Durch Kabinettsordre vom 22. November 1840. Vgl. Meinecke, Boyen Bd. II, S. 478, Anm. 3.

[2]) Über Friedrich Wilhelms IV. Verhältnis zu Schön vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. V, S. 41 f.



Karikaturen

zeichneter Gaben hat er bis jetzt keine Ausdauer in seinen Verhältnissen bewiesen. Er hält sich zu den Versammlungen der Pietisten und zeigt sich monarchisch gesinnt, verfuhr aber in manchen Handlungen mit einer Willkür, welche die Zeit nicht zuläßt. Diese Eigenschaften werden als Aushängeschild gebraucht, um den Mann zu verdächtigen und Bedenken zu veranlassen, die man noch vor sechs Wochen für unmöglich hielt.[1])

Mein Bruder, der dem Könige nie die Äußerungen der öffentlichen Meinung vorenthält, sprach ihm von dem Eindruck dieser Anstellung, las ihm auch auf Befehl die Parodie des Beckerschen Rheinliedes: „Wir wollen ihn nicht haben, den Herren Hassenpflug" usw. vor. Den König hat diese Parodie sehr geärgert. Er ward heftig und meinte: „Wenn ein Federkrieg zwischen zwei Parteien entsteht, so ist es nicht nötig, ihn zu unterdrücken, aber dieser Ausfall auf Personen, die ich in meinen Dienst genommen und auf Plätze gestellt habe, wo ich sie für gut und würdig halte, ist eine Schlechtigkeit, denn er soll das Vertrauen untergraben."

Eine andere Karikatur hat den König nicht verletzt. Er ist darauf abgebildet, wie er das Wort „Konstitution" halb durchgestrichen hat; hinter ihm steht Herr v. Schön als „Lafayette prussien", weinend, daneben mein Bruder als „Polignac prussien", wie er sich die Hände reibt und den König von Hannover[2]) lachend ansieht, der die Hände nach ihm ausbreitet. Der König sieht darin eine Prinzipienfrage, nichts Persönliches.

Im Anfang dieses Monats hat der König das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Chef seines 2. Regiments gefeiert und bei Tafel den Toast auf den vergangenen und zukünftigen Ruhm des Regiments ausgebracht. Der König sprach einige Tage darauf mit meinem Bruder über die äußere Politik. Der Kaiser von Rußland hatte einen schönen, anerkennenden Brief über die Stellung des Königs in Deutschland, ja in Europa ge-

---

[1]) Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 54.

[2]) Ernst August, der 1837 das hannöverische Staatsgrundgesetz aufgehoben hatte. Über Rochows Stellung zu ihm o. S. 9.



schrieben und hinzugesetzt: wie er sich freue, durch seinen geliebten Schwager die Aufgabe gelöst zu sehen, die er sich eigentlich selbst gestellt, an der er aber vermöge seiner Stellung gescheitert sei.



Der König äußerte mit Bezug darauf: der Kaiser von Rußland habe seine Stellung zu Deutschland nie so aufgefaßt wie er; „er will mich mehr als König von Preußen sehen," fuhr er fort, „aber Preußen muß an der Spitze von Deutschland stehen, um seiner Bedeutung gerecht zu werden. Deutschland muß eine kompakte Masse bilden, um nicht durch Frankreich oder Rußland zersplittert zu werden. Einheit ist notwendig, und sind wir einig, so können wir zwar den Nachbarstaaten Gefahr bringen, aber wir können auch unsere Bundesgenossen schützen."

Die Ankunft des Kronprinzen von Dänemark[1]) hat mehrere Diners veranlaßt. Seine Heirat mit Prinzeß Karoline von Strelitz macht ihn zu einem Vetter des Königs. Dieser Prinz, der seine erste Gemahlin[2]) hart behandelte und vom König von Dänemark lange Zeit nach Island verbannt war, heiratet nun diese ganz junge Prinzessin. Unsere Königin äußerte, daß ihr sein Benehmen nicht zusage, doch die künftige Königskrone läßt manches in anderem Lichte sehen.

27. Dezember 1840.

Der König ist wieder in der Stadt. Mein Bruder war zur Tafel dort, und der König meinte: „Ich glaubte, Sie würden den Abend nach unserer Ankunft kommen!" Mein Bruder entschuldigte sich damit, daß er nicht wisse, ob es ihm noch erlaubt sei, ungeladen zu erscheinen. „Aber Rochow," unterbrach ihn der König, ihm die Hand gebend, „das versteht sich doch von selbst, und je öfter, hören Sie, je öfter, je lieber." Die Herrschaften leben ganz wie früher, sie sehen abends nur Leute, die ihnen genau bekannt sind. Wenn Herren kommen, so erscheint der König im Überrock, in Damengesellschaft dagegen im Leibrock.

[1]) Friedrich VII., geb. 1808, regierte 1848—1863; am 10. Juni 1841 in zweiter Ehe vermählt mit Karoline Charlotte Marianne (geb. 1821), Tochter des Großherzogs Georg zu Mecklenburg-Strelitz.

[2]) Wilhelmine, seine Cousine, Tochter Friedrichs VI.





Meine Schwägerin Karoline war die erste Dame, die wieder in dieser Art dort sein konnte. Sie fand alles wie früher, nur daß der König später aus seinem Arbeitszimmer einträte. Um halb elf hat die Königin gefragt: „Lieber, hast du heut noch viel zu tun?", und als der König bejahte, ihre Arbeit zusammengelegt und hinzugefügt: „Nun, dann wollen wir uns nur auch zurückziehen."

Am 21., nach der Tafel mit dem alten König Wilhelm Friedrich von Holland [1]), nahm der König meinen Bruder mit in seine Halle. Nach Erledigung der Geschäfte fragte er: „Wissen Sie von einer Szene, die zwischen Schön und Wrangel [2]) vorgefallen ist?" Auf die bejahende Antwort entspann sich ein Gespräch über die Stimmung in Preußen. Der Wortwechsel zwischen dem Oberpräsidenten und General Wrangel war durch einen abfälligen Ausdruck Schöns über die Minister entstanden.

Mein Bruder verhehlte nicht, wie die Nachrichten aus Preußen einen erneuten Antrag auf Konstitution voraussehen ließen. Herr v. Schön versuche den Leuten zu beweisen, daß die Ansicht des Königs selbst dahin neige und daß nur die starren Verfinsterer und Pietisten in der Umgebung das Hindernis bildeten. Er fügte hinzu: er würde es dem Könige schon eher mitgeteilt haben, doch er wolle nicht den Eindruck einer persönlichen Parteinahme gegen Schön erwecken.

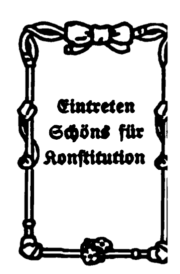
Der König wünschte Kenntnis von den erhaltenen Briefen zu nehmen und versicherte, er habe sich mit Schön über den Begriff der wahren Freiheit nie verständigen können, sondern ihn stets unklar darin gefunden. Für so weitgehend habe er ihn nicht gehalten. Mein Bruder nahm Gelegenheit, sich über die vorhandenen Institutionen zu äußern, wie man sie der Zeit und ihren Begriffen

[1]) Wilhelm I. Friedrich, König der Niederlande (1772—1843), regierte 1815—1840. Er verlor 1830 Belgien und entsagte 1840 der holländischen Krone.

[2]) Wrangel, der spätere Feldmarschall, damals Generalleutnant, war interimistisch (1839—1842) kommandierender General des I. Armeekorps in Königsberg.



gemäß erweitern könne. Hierin, wie über zu gewährende Freiheiten, zu wahrende Rechte, stimmte der König ganz mit ihm überein. Der König entließ ihn mit dem Befehl, ihm alles mitzuteilen, was er aus Preußen habe und ein wachsames Auge auf die Ereignisse und handelnden Personen zu behalten.



Gestern erhielt mein Bruder von Herrn v. Schön auf eine direkte Anfrage den Bescheid, er selbst sei der Verfasser einer Broschüre, die gefährliche Tendenzen in Preußen verbreiten soll.[1]) Er werde sie selbst dem Könige senden. Mein Bruder überreichte dem Könige Brief und Broschüre. Der König war entrüstet über den Inhalt und versicherte: nur die Rücksicht auf einen so alten Bekannten verhindere ihn daran, ihm den Abschied zu geben. Er wolle ihm selbst schreiben, seine höchste Unzufriedenheit ausdrücken, ihm verbieten, die Broschüre, wem es auch sei, zu zeigen. Er wolle sie als nicht gelesen ansehen; dies sei der einzige Weg, ihm seine königliche Gnade noch zu lassen. Mein Bruder darf die Broschüre niemand zeigen.

Das Jahr 1841.

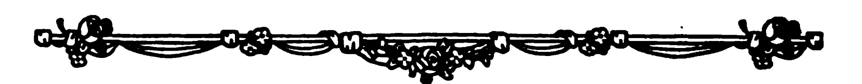
6. Januar 1841.

Mein Bruder brachte die Nachricht, daß der König die Ernennung Stolbergs im Ministerium des Hauses, Flottwells nach Magdeburg, Arnims[2]) nach Posen unterzeichnet habe.

Später erfuhren wir, daß Schön, noch ehe der Brief des Königs an ihn abging, sich direkt an ihn gewendet hat, ihm gesagt, wie nicht zu leugnen sei, daß das Bedürfnis nach einer konstitutionellen Regierung sich in der Provinz mit jedem Tage lebhafter ausspreche; daß er als Mann des Jahres 1815 dieser Bewegung nicht entgegentreten könne. Wenn er in dieser Gesinnung dem

[1]) „Woher und wohin?" Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 56f., und das Referat in der anonymen parteitendenziösen Biographie von Schön: Preußens Staatsmänner, Heft III (Leipzig, Wiegand 1842), S. 25ff.

[2]) Adolf Heinrich Graf v. Arnim-Boitzenburg (1803—1868), 1841 Oberpräsident von Posen, 1842—1845 Minister des Innern (Nachfolger Rochows), 19. bis 29. März 1848 Ministerpräsident; später im Herrenhause Führer der Konservativen.





Könige nicht genüge, so bäte er um seinen Abschied; seine Tätigkeit werde ohnehin durch sein Verhältnis zu den Machthabern in Berlin gehemmt. Der Brief enthielt eine indirekte Warnung vor meinem Bruder.

Nach Beratung mit Thile und meinem Bruder hat der König geantwortet: „er verlange von Herrn v. Schön, daß er den Landtag in dem Sinne, wie er es befehle, abhalte." Wenn man Herrn v. Schön jetzt den Abschied gäbe, so würde die Stellung seines Nachfolgers eine zu schwierige, ja unhaltbare werden. Von aller Verantwortung befreit, könnte er seinen Einfluß um so ungestörter zur Geltung bringen. Der König glaubte nun selbst nicht mehr an die Dauer des Verhältnisses des Herrn v. Schön, aber die Gnadenbezeigungen, die er ihm in Preußen erwiesen, würden eine plötzliche Ungnade zum Eklat machen und ein so jäher Wechsel das Eingeständnis eines königlichen Irrtums bedeuten.

Die Aufführung der „Athalia" machte hier Aufsehen.[1]) Der König liebt das Stück, und freute sich es zu hören. Das große Publikum verstand es nicht. Es ließen sich mißfällige Stimmen während der Darstellung vernehmen, und nur die Gegenwart des Königs erhielt die Ruhe bis zum Schlusse aufrecht. Was zu anderen Zeiten gleichgültig vorübergeht, wird jetzt zur Parteisache. Nicht ohne Grund erkennt man in der ungünstigen Aufnahme des Stückes das allgemeine Mißtrauen, das gegen die Geisteserzeugnisse einer bestimmten religiösen Auffassung gerichtet ist.

Es finden jetzt öfter Besprechungen mit Radowitz statt, der von den deutschen Höfen zurückkehrte. Die deutschen Fürsten haben sich alle bereit erklärt, unter dem Kommando des Königs zu stehen. Herr v. Radowitz gehört zu den ultramontanen Katholiken.[2]) Er hat sich in der Zeit der religiösen Kämpfe nicht kompromittiert, sich vielmehr wohl absichtlich gemäßigt, die Auflehnung tadelnd geäußert, so daß er manches frühere Urteil zum Schweigen brachte.

---

[1]) Racines Athalie, deren Chöre Felix Mendelssohn-Bartholdy (1841 nach Berlin berufen) auf Veranlassung des Königs komponiert hatte.

[2]) Vgl. o. S. 253, Anm. 1.



Gern sah man in einem klugen, ausgezeichneten Mann einen gläubigen Katholiken, dessen Einfluß man für günstig halten konnte.



Bei seiner jetzigen Anwesenheit sprach er sich gegen meinen Bruder in aufgeregter Weise über die katholischen Angelegenheiten aus. Er tadelte mit Heftigkeit ehrliche Katholiken wie Hüsgen[1]), den Vertreter des Erzbischofs von Cöln. Er warnt vor Leuten, die dem Könige gegenüber ihre Schuldigkeit tun, aber den Ultramontanen ein Dorn im Auge sind, wie der Oberpräsident Bodelschwingh usw.

9. Januar 1841.

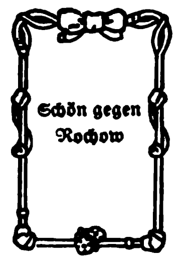
Der König ist in Potsdam. Er bewohnt im dortigen Schlosse seine früheren Zimmer, die ganz oben und sehr niedrig sind. Sonderbar sticht diese Vorliebe für einfache Wohnungen gegen die Pracht ab, die er da einführt, wo es die Repräsentation gilt. So trägt jetzt seine Bedienung anstatt der blau und roten Livreen, die sich nur durch ein kleines silbernes Kordon am Hut von denen bei vornehmeren Land-Edelleuten unterschieden, blaue Röcke, reich mit Silber verschnürt und mit silbernen Achselschnüren. Für sich selbst ändert er an Equipage und Gewohnheit nichts, aber für die Königin hat er bestimmt, daß sie mit 6 Pferden und 2 Vorreitern fahre. Ihr ist es peinlich gewesen.

König und Königin leben so in- und miteinander, wie man es selten in Ehen findet, es spricht sich in kleinen Zügen aus. Der König wollte am 5. nach Potsdam fahren und eine Jagd geben. Die Königin konnte ihn eines entzündeten Auges wegen nicht begleiten. Am 3. abends beim Tee bestellte der König die Jagd ab, worauf die Königin ihn bat, doch um ihretwillen das Vergnügen nicht aufzugeben. „Aber liebe Elise", erwiderte der König, „ich kann ja dann nicht vergnügt sein, nein, das ist unmöglich."

Das Weihnachtsfest und der Jahreswechsel sind diesmal wehmütige Tage gewesen. Am Heiligabend war Aufbau beim König; wie früher kamen alle alten Diener und die ganze Familie dazu.

[1]) Dr. Johannes Hüsgen, Dombechant, Vicarius generalis in Köln.





Jeder fand im weißen Saale sein Geschenk. Die Fürstin kam später. König und Königin empfingen sie allein und führten sie in ihr Kabinett, wo sie die Gaben aufgebaut hatte, damit dieselben Räume sie nicht zu schmerzlichen Vergleichen anregen sollten. Die zarte Rücksicht, mit der die Herrschaften der Fürstin manche Kleinigkeit gaben, die sie sonst vom König bekam, hat die Fürstin tief gerührt.

Mein Bruder erhielt eine sehr schöne Dose von Lapislazuli mit der goldenen Huldigungsmedaille verziert. Am Neujahrsmorgen empfing ihn der König mit der allerherzlichsten Güte und führte ihn zur Königin mit den Worten: „Hier bringe ich Dir den Rochow." Als der Hof des alten Königs zur Gratulation erschien, ist die Königin sehr gerührt gewesen, und wohl allen Anwesenden machte es einen wehmütigen Eindruck, den alten Fürsten Wittgenstein, Herrn v. Schilden, die Gräfin Viereck beim neuen König eintreten zu sehen.

14. Januar 1841.

Die Antwort aus Frankreich ist gekommen. Guizot erklärt, nicht entwaffnen zu können; man solle Frankreich vertrauen, es werde keinen Krieg anfangen. Mit diesem Versprechen will sich Österreich begnügen und keine weiteren Vorbereitungen treffen. Anders sieht der König die Sache an, ebenso die deutschen Fürsten. Er ist entschlossen, den einmal begonnenen Weg zu verfolgen, dem deutschen Bund mit oder ohne Österreich seine Vorsichtsmaßregeln und Pläne mitzuteilen, so daß Frankreich ganz Deutschland gerüstet findet.

Am 12. aß mein Bruder beim Könige, der ihm vorher die Antwort des Herrn v. Schön geschickt hatte. Schön verspricht darin, alles zu tun, was der König von ihm verlange, nur möge er ihn vor den schädlichen Einflüssen seiner Feinde schützen. Mein Bruder bemerkte dazu, daß er nicht gesonnen sei, sich weiter von Herrn v. Schön indirekte Beschuldigungen sagen zu lassen, er werde sich nur noch als Vorgesetzter ihm gegenüber stellen. Der König befahl, daß er von nun an alles wissen wolle, was zwischen ihnen



vorgehe, fragte, weshalb mein Bruder bisher ihm gegenüber darüber geschwiegen. Mein Bruder erwiderte, er sei darin dem Rat des Herrn v. Voß gefolgt, der geglaubt habe, der König werde darin nur einen persönlichen Gegensatz sehen. „Wie können Sie, so wie wir miteinander stehen, auf einen Dritten hören?" erwiderte der König.

28. Januar 1841.

Die Wintervergnügungen sind in vollem Gange. Seit der großen Robencour hat der König einen Rout und einen großen Ball gegeben, mit sitzendem Souper für 800 Personen. Außer der hiesigen Gesellschaft waren die Kommandeure aus Potsdam mit ihren Frauen, alle Offiziere, die sich eingeschrieben und alle Mitglieder des Staatsrats geladen. Alle Feste finden im weißen Saal und Rittersaal statt. König und Königin treten unter Vorantritt der Hofchargen ein, gefolgt vom ganzen Hofe, was einen königlichen Eindruck macht. Sie zeigen überall die größte Freundlichkeit. Der König wünscht, daß die Geselligkeit vom Hofe ausgehe und hat seinen Brüdern gesagt, daß sie große Feste geben möchten.

Er bildet auch den Mittelpunkt für seine Familie und sieht sie viel bei sich. Die Personen der Umgebung rühmen die schöne, respektvolle Art der Prinzen dem Könige gegenüber. In dem Prinzen Karl hat der hohe, edle Geist des Königs am meisten gezündet; er ist von der Größe seines Bruders überzeugt. Prinz Wilhelm legt das ehrerbietigste, natürlichste Wesen an den Tag. Er liebt den Bruder; dieser überschüttet ihn aber auch mit Güte und Ehrenbezeigungen und schenkt ihm Vertrauen; doch nicht immer vermag der Prinz dem Bruder zu folgen.

Die Königin, die mit Stolz auf den Gemahl sieht, freut sich dieser Anerkennung in der Familie. Sie sprach mit meinem Bruder über den Fürsten Wittgenstein: „Er ist wie zu Hause bei uns, jede Gene, jede Bitterkeit ist verschwunden, der König hat ihn komplett kaptiviert." Auch über die Brüder habe die Individualität des Königs gesiegt, fügte sie hinzu.



Liberale Partei in Preußen

9. Februar 1841.

Die bevorstehenden Landtage nehmen jetzt das Hauptinteresse in Anspruch. Preußen bleibt auch diesmal der gefährliche Punkt. Der Landtagsmarschall, ein schwacher Mann, hat den Herrn v. Auerswald[1]) zum Stellvertreter, der zur Partei Schöns gehört. Der König bestätigte ihn im Vertrauen auf dessen Versprechen. Dieser königliche Vertrauensbeweis, sowie einige Vivats, die man dem Herrn v. Schön an seinem Geburtstag brachte, haben ihn in dem Glauben bestärkt, daß der König nur durch meinen Bruder und die Partei der „Verfinsterer" zu Maßregeln gegen ihn verleitet werde und im Grunde ihm zustimme; er hält sich für einen Liebling des Volkes. In diesem Glauben hat er auch ein ihm dargebrachtes Lied völlig revolutionärer Tendenz gern angenommen und für ein Zeichen allgemeiner Anerkennung angesehen.

Der König befahl meinem Bruder, Herrn v. Schön um Aufklärung zu bitten. Die Antwort sprach sich unzweideutig aus und in persönlich gehässigem Ton. Mein Bruder hatte nun eine Erwiderung aufgesetzt, die den Herrn v. Schön nicht im Unklaren über seine Meinung ließ. Der König fand diesen Brief nicht zu scharf, indessen wollte er nicht, daß mein Bruder ihn absende, denn Herr v. Schön könne danach nicht bleiben und er solle vor seinem Abgange doch noch den Landtag leiten. Dagegen hat er ihm selbst geschrieben und ihm seine Unzufriedenheit ausgesprochen.

20. Februar 1841.

Ganz unvermutet ist hier die Trauung des alten Königs von Holland mit der Gräfin d'Oultremont gewesen[2]). Schon vor einigen Wochen ließ er die untere Etage seines Palais einrichten,

[1]) Rudolf v. Auerswald (1795—1865), Freund des Prinzen Wilhelm (späteren Kaiser Wilhelms I.), seit 1837 Abgeordneter und Stellvertreter des Landtagsmarschalls, 1842 Mitglied des Vereinigten Ständischen Ausschusses, 1848 Ministerpräsident.

[2]) Am 16. Februar 1841 heiratete der abgedankte König Wilhelm I. (vgl. o. S. 378, Anm. 1) die Gräfin Henriette d'Oultremont von Wegimont (geb. 1792).



während er bei Prinz Albrecht wohnt. Frau v. d. Goltz, die Hofdame der verstorbenen Königin von Holland,[1]) erzählte uns, daß Prinzeß Albrecht zu ihr kam, um ihr zu sagen, daß Gräfin d'Oultremont erwartet werde. Da ihr Vater in dieser Verbindung sein Glück sähe, könne sie nichts dagegen tun, sondern werde der Trauung in ihrem Palais beiwohnen. König und Königin erzählten, wie ihnen der alte Bräutigam sehr verlegen die Sache mitgeteilt habe.



Für die königliche Familie ist es ein unangenehmes Ereignis, ebenso für die Fürstin Liegnitz. Diese bekleidet äußerlich denselben Rang wie die Gräfin, aber sie hat sich die Liebe der Familie, die Achtung des Landes gewonnen, was seit lange die Aufregung vergessen ließ, die ihr erstes Auftreten erregte,[2]) an das unwillkürlich diese Heirat erinnert.

Am 14. kam die Gräfin d'Oultremont mit ihrem Bruder hier an und stieg im Hotel Petersbourg ab. Der alte König kam zu ihr und am anderen Tage fuhr sie zu Prinzeß Albrecht. Am 17. fand die Trauung statt. Den Morgen bekam sie den schönsten Schmuck von Perlen und Brillanten, dann fuhr sie allein nach dem Albrechtschen Palais, in schweren weißen Atlas gekleidet; Spitzenschleier, Brillanten und Orangenblüten machten ihren Kopfputz aus. Im Palais angekommen, stand sie einen Augenblick auf dem Vorflur still, nicht wissend, wohin sie ihre Schritte lenken sollte, als sich eine kleine Seitentür öffnete und den alten König eintreten ließ, der ihr den Arm bot, sie in die unteren Zimmer zu führen. Hier fanden sich Prinz und und Prinzeß Albrecht ein, Graf d'Oultremont, Fürst Wilhelm Radziwill[3]), Graf Zieten[4]), dessen Mutter mit ihr verwandt war, Fürst Wittgenstein und die holländischen Herren aus der Begleitung des Königs, um die Trauzeugen des Königs abzugeben.

---

[1]) Wilhelmine, gest. 1837, Tochter Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Vgl. Stammtafel II.

[2]) Vgl. o. S. 182ff.

[3]) Sohn des Fürsten Anton (1797—1870), preußischer Generalmajor.

[4]) Hans Graf v. Zieten (1770—1848), General-Feldmarschall.





Die Trauung ward nach katholischem Ritus vom Propst Brinckmann [1]), nach protestantischem vom Prediger Molière vollzogen. Nach beendeter Zeremonie hat sich die Gesellschaft getrennt; erst bei der Tafel haben die Umgebungen der Prinzeß die junge Vermählte gesehen. Wie sonst ist der alte König zuerst eingetreten und hat sich gleich an den holländischen Gesandten Grafen Perponcher gewendet. Dann folgten Prinzeß Albrecht und die Gräfin von Nassau [2]), die, gleich die Damen der Prinzeß anredend, sie gebeten hat, sie so freundlich wie im Haag zu behandeln. Zum Tee blieb das junge Paar bei Prinzeß Albrecht und fuhr abends nach seinem Palais. Prinzeß Albrecht zeigte große Überwindung; Augenzeugen versichern, wie ihr während der Trauung die Tränen aus den Augen stürzten.

25. Februar 1841.

Die Landtage versammeln sich in allen Provinzen. Die Menschen sind noch darüber im unklaren, welche Richtung sie unter dieser Regierung zu nehmen haben.

Der König sagte gestern: „Rochow, ich tue eine Frage, zu deren Beantwortung ich Ihnen Zeit lasse. Was ist zu tun, wenn ein zweiter Antrag von Preußen kommt? Nach meiner Beantwortung des ersten müßte man es als Hochverrat ansehen und bestrafen.“ Mein Bruder bat, eine Beratung mit den anderen Ministern darüber zu erlauben. Es wurde darüber gesprochen, ob der Landtagsmarschall oder Schön noch einmal gewarnt werden solle. Endlich entschied der König: „Nein, lassen Sie ihn in sein Verderben gehen!“

2. März 1841.

Die Landtage sind vorgestern eröffnet mit dem Kirchgang und Mitteilung der königlichen Propositionen. Es scheint, daß Besorgnisse durch alle Klassen gehen. Die Landstände finden teilweise

[1]) Fürstbischöflicher Delegat in Berlin, Propst an der St. Hedwigskirche.

[2]) D. h. die Neuvermählte. König Wilhelm I. hatte nach seiner Abdankung den Titel: „König Wilhelm Friedrich, Graf von Nassau“ angenommen.



in den Propositionen eine zu große Freiheitstendenz und wollen sie in dem Befehl zur Veröffentlichung durch den Druck, wie in den permanenten Ausschüssen motiviert sehen. Auch die Ernennung Boyens zum Kriegsminister gibt Anlaß zu Befürchtungen.[1])



Die preußischen Stände

In den Verhandlungen werden Fragen auftauchen, die dem Könige vielleicht beweisen, daß er eine Richtung vorzugsweise befolgen muß. Seine Vorliebe für Preußen wird es ihm schwer machen, dort mit Strenge aufzutreten. Vor einigen Tagen erschien eine Broschüre: „Vier Fragen, den preußischen Ständen gewidmet."[2])

1. Was verlangten die preußischen Stände?
2. Hatten sie ein Recht dazu?
3. Was ward ihnen für Antwort?
4. Was bleibt ihnen zu tun übrig? —

Die in schroffem, unehrerbietigen Ton gehaltene Schrift endet mit Anführung von 1. Könige, Kap. 2, wo Israel von Rehabeam abfällt, weil er nicht tut, wie das Volk will. Der König war empört und verlangte strenge Untersuchung. Da schreibt der Verfasser, Dr. Jacoby[3]) aus Danzig, an den König und bekennt sich als solcher. Der König wollte ihm verzeihen, weil er das Vertrauen, das in diesem Bekenntnis liege, zu rechtfertigen wünschte.

Alle Räte, mein Bruder unter ihnen, baten den König, hier ein Exempel zu statuieren, da sonst die Leute irre über seine Gesinnung werden könnten. Die Untersuchung ist dem Justizministerium übergeben.

Ende März 1841.

Die Landtage sind seit drei Wochen versammelt und die Aufregung hat sich etwas gelegt. Die Meinung, der König sei nicht abgeneigt, eine konstitutionelle Veränderung in der Regierungsform

---

[1]) Vgl. Meinecke, Boyen Bd. II, S. 485 f.

[2]) Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 138 ff. Der genaue Titel dieser Schrift lautet: „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen." (Mannheim 1841; in Wahrheit bei Otto Wigand, dem radikal-liberalen Verleger in Leipzig erschienen.)

[3]) Johann Jacoby, ein jüdischer Arzt in Königsberg (1805—1877), auch später als radikaler demokratischer Politiker bekannt geworden.





einzuführen, hatte sich schon durch die Berufung von Grimm, die Anstellung von Boyen verbreitet. Die Brüder des Königs sprechen sich mit großer Offenheit aus. Der Prinz von Preußen fühlt sich bei seiner ruhigen Ansicht der Dinge durch die ihm fremden Auffassungen des Königs beunruhigt. Prinz Karl zeigt sich erbittert, daß er in seinem alten Verhältnis geblieben ist, während der Prinz von Preußen an den Staatsgeschäften teilnimmt.[1]) Er kann die Äußerungen seines kritischen Verstandes nicht mäßigen. Der König hatte eine Unterredung mit ihnen, wo sie ihm das Versprechen erneuerten, seinen Weg nicht zu erschweren. Er versicherte meinem Bruder, daß Karl sich noch schneller mit ihm verständigt habe als Wilhelm.

Bei dieser Gelegenheit sagte er auch, daß er wohl Lindheim[2]) werde gehen lassen. Die Armee wird glücklich sein, wenn Rauch[3]) an seine Stelle kommen sollte. Wenn auch die Rechtlichkeit der Grundsätze Lindheims überall geachtet wird, so benimmt doch die Enge seiner Ansichten, seine abweisende, kalte Art jedem die Möglichkeit, seine persönliche Meinung ihm gegenüber auszusprechen. Dadurch flößt er nicht das Vertrauen ein, was er als Vermittler zwischen König und Armee besitzen sollte.

Die Meinung, daß General Boyen zu alt sei, um so ausgebreiteten Geschäften vorzustehen, hat sich nicht bestätigt. Mein Bruder, der seine Wahl nicht wünschte, weil er fürchtete, daß dadurch die Unklarheit über des Königs Richtung vermehrt würde, läßt ihm die vollständige Gerechtigkeit widerfahren, daß der Gang der Geschäfte Hand und Fuß habe, daß man fühle, wie er sein Ministerium vollkommen in der Hand hielte.

Vor einigen Tagen wurde das Duellgesetz im Staatsministerium beraten. Der König wohnte der Diskussion bei. Die höhere Auffassung des Duells wurde in selten vortrefflicher Weise durch

---

[1]) Vgl. o. S. 383.

[2]) Vgl. o. S. 342.

[3]) Gustav Johann Georg v. Rauch (geb. 1774), 1837—1840 Kriegsminister, der Vorgänger Boyens. Er starb am 2. April 1841.



General Boyen und Prinz August[1]) ausgesprochen. Es soll durch Ehrengerichte in bestimmten Grenzen gehalten werden, bleibt aber dennoch in einer Nation wie der preußischen zur Aufrechthaltung des allgemeinen Ehrgefühls eine Notwendigkeit.



3. April 1841.

Der westfälische Landtag reichte bei dem Könige durch Graf Westphalen[2]) eine Petition ein, welche die Wiedereinsetzung des Erzbischofs von Köln als Akt der Gerechtigkeit beantragte. Die Art, in der die Sache im Landtag vorgetragen wurde, empörte die Versammlung. Die Eingabe ward mit einer Mehrheit von vierzig Stimmen verworfen, und Landrat v. Bodelschwingh[3]) trug darauf an, die Akten über diesen Gegenstand zu vernichten, da er dem ganzen Landtage nicht zur Ehre gereiche.

Diese Fakta hatte der Oberpräsident[4]) per Staffette gemeldet, konnte aber die Rede Westphalens erst am anderen Tage senden. Graf Westphalen war aber gleichzeitig angekommen und ohne sich an irgend jemand zu wenden, begab er sich in das Vorzimmer des Königs, wo er durch den diensttuenden Adjutanten seine Anwesenheit melden ließ.

Der König empfing ihn kalt und entließ ihn mit den Worten, daß er die Akten lesen wolle, bevor er ein Urteil abgäbe. Es zeigte sich dann, daß die Rede sich in starken Worten gegen den Willen des Königs richtete. Die Gefangennehmung des Erzbischofs war mit der Übersendung der roten Schnur in der Türkei verglichen. Der König erließ eine Kabinettsorder an Westphalen,

---

1) Vgl. o. S. 199, Anm. 2.

2) Clemens Reichsgraf von Westphalen (1805—1885), Landrat des Kreises Meschede, später Mitglied des preußischen Herrenhauses.

3) Karl v. Bodelschwingh, der spätere Finanzminister (1800—1873), Bruder des Ministers des Innern Ernst v. Bodelschwingh; er war 1837—1845 Landrat in Hamm.

4) Der ältere Frhr. v. Vincke, 1815—1844 Oberpräsident von Westfalen. Vgl. über ihn: E. v. Bodelschwingh, Leben des Ober-Präsidenten Frhrn. v. Vincke, Bd. I, 1853.



des Inhalts: er möge an seinen Platz bei den Landtagsverhandlungen zurückkehren und dort an der ehrenwerten Gesinnung seiner Mitstände, welche die Petition verworfen haben, den rechten Standpunkt eines Untertanen lernen.

Diese ganze Forderung ist eine traurige Sache. Leider haben nur der protestantische Adel, von Katholiken lediglich Städter und Landgemeinden die Petition verworfen, als einziger vom katholischen Adel Graf Metternich.

8. April 1841.

Heute ist eine große ständische Kommission beim Könige versammelt gewesen, um die verschiedenartigen Ansichten, welche die Landtage über die königlichen Propositionen einreichten, zu beraten und eine königliche Antwort zu entwerfen.

Die Preußen haben auf sehr geschickte Weise in der Annahme der Propositionen, besonders in Beziehung auf die Ausschüsse, der ganzen Sache eine Wendung gegeben, wodurch die konstitutionelle Tendenz Fuß fassen muß und kann. Der brandenburgische Landtag verwahrte sich im Gegenteil in besonderen Bedenken dagegen. Er sprach aus, wie er glaube im Sinne des Königs zu handeln, wenn er den ständischen Charakter auch bei erweiterten Befugnissen festzuhalten suche. Der König hat sich sehr bestimmt darüber ausgesprochen, wie er in der Verhandlung des brandenburger Landtages seine eigene Richtung wiedergegeben finde und daher seine Vorschläge genehmige, während er die der Preußen abschlage.

10. April 1841.

Präsident Kleist[1]) kam heute um Abschied zu nehmen. Mit trüben Mienen prophezeite er eine Konstitution, ja den Untergang Preußens. Er gehört zu denen, die wie Alvensleben, Voß, Gerlach von Anfang an Mißtrauen in die jetzige Regierung setzten. Sie verkennen die großen Gaben des Königs und machen den Prinzen von Preußen zu ihrem Heros. Mein Bruder trat ihm entgegen

[1]) Geh. Oberjustizrat und Kammergerichtspräsident v. Kleist. Vgl. o. S. 344.



Alleinstehen Rochows

wie jemand, der die Richtung der Zeit kennt, sich auch nicht über die Art täuscht, in der man ihr entgegentreten soll. Er hat einen hohen Begriff von Preußens Aufgabe, aber bei aller Klarheit, mit der er die ihm angeborene Richtung festhält, die ihn charakterisiert, fühlt er doch, daß die vorhandenen Formen belebt werden müssen, wenn man sie erhalten will.

Ich kann es mir nicht verhehlen, daß er allein steht. Er wird eine schwere Stellung haben, von seinen Feinden gehaßt, seinen Freunden verkannt.

30. April 1841.

Die bevorstehende Heirat des russischen Thronfolgers gibt Veranlassung, einen Prinzen des Hauses dazu abzusenden. Es ist in diesem Augenblick, wo Rußland mit so großer Ängstlichkeit, ja mit verletzender Besorgnis über den hiesigen Angelegenheiten wacht, nicht gleichgültig, wer von den Brüdern des Königs hingeht. Der König glaubt den Prinzen von Preußen am besten geeignet, um den Kaiser über hiesige Verhältnisse zu unterrichten, und der Prinz zeigte sich sehr geneigt dazu.

Fürst Wittgenstein, der gern alles tadelt, sieht in dieser Bestimmung eine höchst gefährliche Maßregel. Er behauptet, daß eine schlecht gesinnte Partei die Entfernung des Prinzen wünsche, weil er der Halt sei, der den König an Neuerungen verhindere; ohne ihn dächten sie freie Hand zu bekommen.

Diese Ansicht beruhte auf so falschen Voraussetzungen, daß wir darüber lächelten; doch bald zeigte es sich, welcher Eindruck damit beabsichtigt war. Oft hat der König als Kronprinz empfunden, daß der Fürst ihm bei seinem Vater schadete, dennoch trug er ihm nach der Thronbesteigung nichts davon nach, sondern sah in ihm nur den Diener und Freund seines Vaters. Aber eine großartige Natur wird von einer kleinlichen nie anerkannt werden.

Wenige Tage nach dieser Äußerung sprachen König und Königin mit meinem Bruder über einen Brief der Prinzen Wilhelm und Karl an den König. Er bezog sich auf ein Hausgesetz, das der hochselige König auf besonderen Blättchen verzeichnet hat.



Ein Hausgesetz

Fürst Wittgenstein, anstatt dem König nach seiner Thronbesteigung alles zu übergeben, was den letzten Willen betraf, tritt erst jetzt mit diesen Bestimmungen hervor, die von seiner Hand abgeschrieben sind. Sie haben keine gerichtliche Gültigkeit, sind aber doch geeignet, den König in Verlegenheit zu setzen. Sie beziehen sich auf kirchliche, Geld- und Schatzangelegenheiten und geben eine Norm für eine bestimmte Regierungsform.

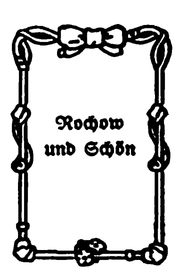
Im gegenwärtigen Moment ist es eine schwierige, ja gefährliche Sache, bindende Gesetze für eine künftige Generation zu machen. Die Prinzen sind aber der Meinung, daß es eine Notwendigkeit sei, ein solches Hausgesetz nach dem Willen des Vaters zu errichten und auszusprechen. Der König hat ihnen zuerst offiziell geantwortet, freundlich, aber königlich die Schwierigkeiten auseinandergesetzt, die sich der Ausführung entgegenstellen. Dann schrieb er konfidentiell und beschwor sie mit dem sorgenvollen Ernst eines väterlichen Freundes, sich nicht gegen ihn einnehmen zu lassen, sondern Hand in Hand mit ihm zu gehen.

Der Ärger Wittgensteins über die Abreise des Prinzen von Preußen hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß er durch die Entfernung desselben die Ausführung dieses Hausgesetzes noch hinausgeschoben sah; doch möchte er es gern noch machen.

September 1841.

Mein Bruder war in Ischl zur Kur. Als er abreiste, war ihm in der Differenz mit Herrn v. Schön, die der König selbst in die Hand genommen hatte, noch keine Satisfaktion geschehen. Er fühlte sich dadurch in seinem amtlichen, wie in seinem persönlichen Verhältnis zum König verletzt. Während seiner Abwesenheit fand man in den Zeitungen Gerüchte über den ungünstigen Stand seiner Gesundheit, die ihm die Ausfüllung seiner Stellung fast unmöglich mache. Andererseits wurde die Gnade des Königs gegen die Breslauer hervorgehoben, denen er die Erlaubnis zur Einholung gegeben habe, was im Widerspruch mit seiner ersten, durch das Ministerium erteilten abschlägigen Antwort stehe. Genug, man sah,





daß es eine Partei gab, welche die Abwesenheit meines Bruders benutzen wollte. Auch von einer höheren Persönlichkeit im Ministerium wurde diesen Gerüchten Nahrung gegeben, wohl aus ehrgeizigen Gründen.

Mit banger Erwartung sah ich der durch einen Unfall meiner Schwägerin verzögerten Rückkehr Gustavs entgegen. Sie erfolgte gleichzeitig mit dem Eintreffen des Herrn v. Schön; die Abwesenheit des Königs in diesem Augenblick machte das Verhältnis noch verwickelter. Mein Bruder hatte sich vorgenommen, die nötigen Verhandlungen mit Herrn v. Schön in rein amtlicher Weise zu führen. Nach diesem Beweis seines Gehorsams wollte er dem Könige sagen, daß er nur dann die Würde seines Amtes aufrechthalten könne, wenn ihm Genugtuung gegeben werde.

Oktober 1841.

In der ersten Sitzung[1]) zeigte sich Herr v. Schön sehr facile und nachgiebig. Zwei Tage darauf kam der König aus Schlesien zurück. Er ließ meinen Bruder zu Mittag befehlen, sah ihn erst allein und empfing ihn mit einer Liebe und Herzlichkeit, die ihm zeigte, daß das Gefühl des Königs dasselbe geblieben sei. Hatte man ihm schaden wollen, so war es in dieser Region wenigstens nicht gelungen.

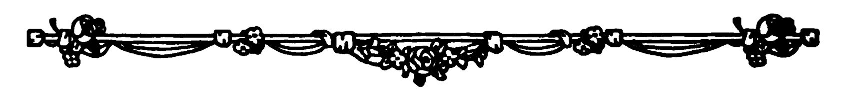
Als mein Bruder aus dem Kabinett trat, fragte ihn Thile, ob der König Herrn v. Schön erwähnt hätte? Mein Bruder verneinte und Thile richtete ihm den Auftrag aus, er möge seinen Brief an den König nicht abgehen lassen, denn der König wolle ihm Genugtuung geben.

Am 9. Oktober kam der König von Potsdam herein, und mein Bruder war um 10 Uhr morgens durch Voß auf das Schloß bestellt. Als er in die große Halle trat, fand er den vortragenden Minister Thile[2]), den Kriegsminister Boyen und Herrn v. Schön

---

[1]) Des Staatsrats.

[2]) Thile war Geh. Staats-, Kabinetts- und Schatzminister, zugleich Generaladjutant des Königs. Vgl. o. S. 220, Anm. 2.



Der König als Schiedsrichter

versammelt. Der König begrüßte die Anwesenden, ließ den Kriegsminister und meinen Bruder neben sich, die beiden anderen Herren gegenüber Platz nehmen und begann, sich an Herrn v. Schön wendend, wie folgt:

„Es tut Mir leid, mein Herr v. Schön, Sie nicht mehr so empfangen zu können, wie Sie es seit einer Reihe von Jahren an Mir gewohnt sind; indessen tragen Sie selbst die Schuld, daß Ich Sie jetzt nur vor Zeugen sehe, weshalb ich die Minister v. Thile und v. Boyen als solche wählte.

Der Grund, warum Ich die Herren versammelte, liegt hier in Meiner Korrespondenz mit Ihnen, die der Herr v. Rochow, obgleich Mein naher Freund, dennoch nicht kannte. Infolge dieser wissen Sie, daß Sie Mir ungehorsam gewesen sind, indem Sie Meinen Befehl, dem Herrn v. Rochow eine Abbitte zu tun, nicht befolgten. Herr v. Rochow mußte Sie nach Meinem Willen fragen, ob es wahr sei, daß Sie ein Gedicht angenommen haben,[1]) was das Gepräge einer revolutionären Tendenz so grell an sich trug, daß man es an allen Orten dafür erkennen mußte, nur vielleicht in Königsberg nicht. Sie antworteten ihm in einem höhnenden, seine ganze Stellung angreifenden Ton.

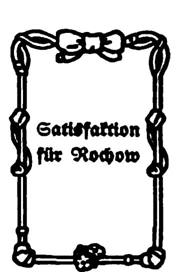
Herr v. Rochow, von dem Ich verlangt hatte, alle Kommunikationen, die zwischen Ihnen vorfielen, zu kennen, brachte mir diesen Brief, sowie seine Antwort.

Ich als König und Herr bin der alleinige Richter zwischen zwei so hohen Staatsbeamten, und als ein solcher nahm Ich die Sache selbst in die Hand.

Bei geringen Anlässen kann man durch Hinwegräumung der äußeren Hindernisse einen Streit schlichten; hier mußte ich auf den Kern zurückgehen. Es konnte mir schon damals nicht einfallen, und um so viel weniger denke Ich jetzt daran, Sie versöhnen zu wollen. Dazu sind Sie zu verschieden, aber das kann Ich verlangen, daß Sie in Meinem Dienst einen Weg gehen, und das haben Sie, Mein Herr v. Schön, unmöglich gemacht.

[1]) Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 158.





Ich fing damit an, dem Herrn v. Rochow zu verbieten, seine Antwort abzuschicken, weil Ich selbst ihm Recht verschaffen wollte. Er war mir gehorsam, nicht allein für den Augenblick, sondern bis jetzt, was ich nicht von ihm verlangen konnte. Sie hatten den Herrn v. Rochow beleidigt, denn Sie hatten ihn in seiner amtlichen Stellung angegriffen. Ich habe mich überzeugt, daß Ihre Anklagen falsch sind; namentlich was die hohe Polizei anbetrifft,[1]) die Sie besonders antasten wollten, so wird sie auf eine Art von dem Herrn v. Rochow gehandhabt, die meine ganze Anerkennung verdient, und die mit den wenigen Mitteln, die dem Herrn v. Rochow zu Gebote stehen, für einen so großen Staat wie Preußen doppelt belobt werden muß. Während England, Österreich, Rußland und Frankreich Millionen dafür ausgeben, weiß Herr v. Rochow mit achtzehntausend Talern die hohe Polizei des In- und Auslandes genügend zu handhaben.

Mir wurde ein Mißtrauen inokuliert, und Ich freue Mich darüber, denn es hat Mich die Sache schärfer ins Auge, den Ungrund der Beschuldigungen klar erkennen lassen."

(Der König tadelte nun im allgemeinen die Art und Weise der Zeit, die unter dem Anschein der Vaterlandsliebe und Ergebung gegen den König, sich in bitterem Tadel seiner ersten Diener erschöpfe und so die Stützen des Thrones untergrabe.)

Dann fuhr er fort: „Die Entschuldigung, daß Herr v. Rochow Sie beleidigt habe, kann Ich nicht gelten lassen, denn Ich sagte Ihnen, daß dies nicht der Fall gewesen sei. Ich kann nicht von ihm verlangen, daß er dies jetzt selbst wiederhole, denn es könnte wie eine Condeszendenz aussehen."

Mein Bruder erlaubte sich hier den König zu unterbrechen, indem er sagte: nach dem was vorangegangen, scheue er sich nicht, es auszusprechen. Darauf reichte ihm der König mit großer Herzlichkeit die Hand und wendete sich wieder zu Herrn v. Schön:

„Sie antworteten Mir zwar, daß Sie den Herrn v. Rochow weder als Mensch noch als Ritter haben beleidigen wollen, und

[1]) Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 160.



Äußerer Ausgleich

Sie erinnern sich wohl, daß Ich erwiderte: Diese Entschuldigung gebühre nicht Mir, sondern Herrn v. Rochow. Sie schwiegen dennoch ihm gegenüber und machten es ihm unmöglich, mit Ihnen in dem Verhältnis zu bleiben, wie es Ihre amtliche Stellung erfordert, denn Ich selbst mußte dem Herrn v. Rochow raten, manche Anordnung Ihnen gegenüber zu unterlassen. Daß dies Verhältnis aber wieder hergestellt werde, verlange ich jetzt und vor diesen Herren von Ihnen!"

Es erfolgte eine Ausgleichung, soweit sie zwischen so verschiedenartigen Richtungen möglich ist und mein Bruder kam dem älteren Manne darin entgegen. Er dankte dann dem Könige unter vier Augen für die Art, wie er ihn nicht allein äußerlich, sondern auch innerlich befriedigt habe, und der König erwiderte: „Hätte ich Sie nicht schon vorher geliebt, so müßte es mich die Art gelehrt haben, in der Sie sich Herrn v. Schön gegenüber benahmen."

Mein Bruder machte es sich zum Gesetz, sich über die Art, wie ihm der König recht gegeben hat, nicht speziell zu äußern, sondern sich mit der allgemeinen Erklärung zu begnügen, daß er vollkommen zufriedengestellt sei. Nur dem Fürsten Wittgenstein war er eine vollständige Aufklärung schuldig, da dieser Mann sich ihm in dem kritischen Moment als Freund, aber auch als wahrer Patriot gezeigt hatte.

Der Ministerialdirektor v. Meding bedauerte sehr, daß über diese Sache kein Protokoll aufgenommen sei. Von der Königin erhielt mein Bruder einen sehr schönen Brief aus Bayern, worin sie auch seine amtliche Stellung berührte.

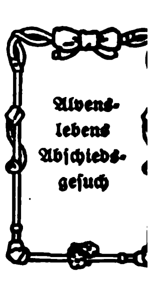
November 1841.

Der König hatte meinem Bruder schon früher gesagt, Graf Alvensleben[1]) sei um seinen Abschied eingekommen; bei einer mündlichen Besprechung sei es indessen dem Könige gelungen, seine Bedenken zu heben und ihn zum Bleiben zu vermögen. Darüber

[1]) Vgl. o. S. 332f., Anm.



ging der König nach Schlesien, Alvensleben auf seine Güter, und in Erdmannsdorf erhielt der König einen Brief, in dem Alvensleben auf seine Meinung zurückkommt, daß er zu wenig für den König passe und deshalb besser tue, den Dienst zu verlassen.



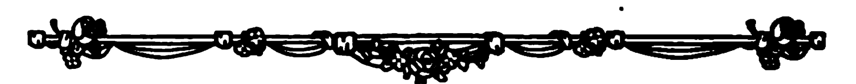
Alvenslebens Abschiedsgesuch

Er mußte den König verletzen, denn es lag darin doch eine zu geringe Würdigung des königlichen Wortes, dem er in der Gegenwart nachgegeben hatte, um gleich darauf, ohne daß etwas vorgefallen war, seine Unlust am Dienst zur Sprache zu bringen.

Der König 'antwortete nur, daß es wohl passender und angemessener sei, er bleibe bis zum Schluß des Rechnungsjahres. Er äußerte sich darüber, wie der Abgang Alvenslebens ihn in große Verlegenheit setze. Als Finanzminister könne er sich keinen besseren wünschen, wenn er auch zum Handelsminister weniger geeignet sei; auch im Ausland werde es ihm schaden, denn man könne den Abgang dort nur auf die Verschiedenheit der Grundprinzipien zurückführen und Alvenslebens Grundsätze seien als gut bekannt.

Indessen war Graf Alvensleben schon mit dem verstorbenen König verschiedener Meinung über einen Handelsvertrag mit Holland gewesen. Durch dessen Tod war der Abschluß unmöglich gemacht und zog sich auch noch unter dieser Regierung hin. Im Mai oder Juni fand darüber eine Besprechung zwischen dem König und Alvensleben statt, in der eine Meinungsverschiedenheit hervortrat. Sie sprachen sich jedoch darüber genugsam aus, so daß der König glauben mußte, es werde in seinem Sinn gehandelt werden.

Im Oktober, nachdem alle Verhandlungen mit dem Grafen Alvensleben über seinen Abgang beendet waren und Alvensleben nicht ein Wort über diesen bestimmten Fall geäußert hatte, erfuhr der König von vorbereitenden Schritten, die dazu dienen sollten, den Vertrag in einem von der Ansicht des Königs abweichenden Sinne zu schließen. Es mußte eine verweisende Kabinettsorder des Königs darauf erfolgen, und als sie zwar in schonender Form eintraf, erklärte Alvensleben nicht länger bleiben zu können. Er



Tod der Königin von Bayern

versichert nun, nicht eine Stunde mehr verweilen zu wollen, dennoch gab er darin nach, erst im Frühjahr den Posten zu verlassen."[1]

Aber so weit ist es doch gekommen, daß die Stände in Aufregung darüber sind und die Schuld allein dem Könige beimessen, ja, daß flache, undankbare Leute ihm nachahmen wollen und so tun, als könne kein konsequenter Mensch mehr dem Könige dienen. Daß solche Reden Anklang finden, ist ein trauriges Zeichen der öffentlichen Stimmung.

Der König ist jetzt in Bayern; der Tod der Königin Mutter[2] führte ihn dorthin. Unsere Königin ist in tiefe Trauer versenkt; wir haben hier die Trauer auf sechs Wochen angelegt und man sollte es ganz natürlich finden. Doch es scheint, als gäbe sich alles das Wort, die ungünstige, allgemeine Stimmung zu vermehren. Gräfin Reede änderte die übliche Abstufung der Hoftrauer in die tiefe in Wolle und Krepp um, wie sie für den König getragen wurde. Nun herrscht allgemeine Unzufriedenheit bei den vornehmen Leuten wie bei den Lieferanten.

In Bayern ist bei Gelegenheit der Beisetzung die Anmaßung des Klerus in einer Weise hervorgetreten, die auch den Verblendeten die Augen darüber öffnen müßte.

Dezember 1841.

Die Königin kehrte tiefbetrübt zurück. Die religiösen Störungen beim Begräbnis haben sie sehr verletzt, ebenso die Kleinlichkeit ihres Bruders[3] bei der Teilung des Nachlasses und der Pensionierung alter Diener der Mutter. Sie sprach meinem Bruder davon und wie sie sich freue, wieder hier zu sein.

Die Einladung der Königin von England für den König zu einer Patenstelle bei ihrem Sohn[4] gibt viel Anlaß zu Gesprächen und Kritiken. Herr Bunsen, der es durchgesetzt hat, in England

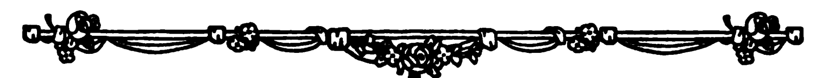
---

[1]) Vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 157.

[2]) Karoline von Baden, gest. 13. November 1841.

[3]) Ludwigs I., König von Bayern 1825—1848.

[4]) Albrecht Eduard, geb. 9. November 1841, dem jetzigen König Eduard VII.



Gesandter zu werden,[1]) hat schon früher geschickt durch Privatbriefe an den König Verhandlungen über diesen Gegenstand eröffnet, die ihm in England die Anerkennung verschaffen, daß er es ist, der den König zu diesem Entschluß vermochte. Fürst Wittgenstein bekam im Dezember einen Brief vom Prinzen Albert, der mit vielen Umschweifen anfrug, ob man dem König diese Bitte vortragen könne. Er fand den Gedanken unausführbar, fuhr sogleich zum Könige, um ihm zu sagen, wie er sogleich selber antworten wolle, um ihm den abschläglichen Bescheid zu ersparen. Er findet aber die ganze Sache in dem Könige fertig, der bereits an Bunsen geschrieben, daß er sich den Wünschen der Königin willig zeige. Herr v. Bunsen hatte ihn durch Betonung des religiösen Moments dafür gewonnen.



Als die beabsichtigte Reise hier bekannt wurde, trat die herrschende mißmutige Stimmung noch mehr hervor und äußerte sich in Gereiztheit und Tadelsucht. Mein Bruder verhehlte dem Könige diesen Eindruck nicht, und der König versicherte: er habe schon viel Unangenehmes darüber gehört, „namentlich ist Elise ganz fassungslos darüber,“ fügte er hinzu, „und prophezeit mir allerhand Unheil“; mein Bruder möge verbreiten, daß er den Schritt ohne Nebenabsichten unternähme, lediglich in dem Gefühl, dem Wunsch zu entsprechen, den die Königin Viktoria so exaltiert und bestimmt dargetan habe. Sie sei ihm und der Königin seit ihrer Thronbesteigung stets mit Beweisen der Anerkennung entgegengekommen, habe seine Freundschaft schon früher gesucht; so sei er nicht in der Lage, eine wirklich rührend ausgesprochene Bitte abzuschlagen.

„Das hätte dem alten König begegnen sollen,“ hört man nun beständig sagen; und erinnert man die Menschen an jene Zeiten, wo der alte König zu seinem Vergnügen nach Paris reiste,[2]) so sind sie ganz verwundert. Guter Wille fehlt den Leuten, Gedächtnis und Billigkeit! —

[1]) Bunsen war im April 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen und mit einer Spezialmission nach England entsandt worden. Noch vor Ende des Jahres wurde er Gesandter in London.

[2]) Vgl. Marwitz, a. a. O. I (1907), S. 599.



Sonntags-heiligung in Berlin

Schon im vergangenen Jahre tauchten Gerüchte auf über eine Erneuerung der Kirchenzucht durch besondere Gesetze. Sie fanden jetzt wieder Nahrung durch einen Aufsatz in der Zeitung, der auf Veranlassung des Ministers Eichhorn[1]) von den hiesigen Geistlichen ausging. Sie zeigten an, daß sie einen Verein zur Beförderung der Sonntagsheiligung gebildet hätten und ließen an den Kirchtüren Traktate austeilen, die zum Beitritt aufforderten. Sie sprachen darin aus: sie wollten keine polizeiliche Gewalt zur Heilighaltung des Sonntages anrufen, wie man verbreitet habe, sondern allein durch ihre geistige Macht auf die Gemüter einwirken. Gleichzeitig erhielt mein Bruder eine Kabinettsorder, in der gesagt war, es sollten keine polizeilichen Bestimmungen mehr über Schließung der Läden am Sonntage, oder Strafen für Entheiligung erteilt werden wie bisher, denn dadurch müßten die Gemüter gereizt werden.

Meinem Bruder bot diese Kabinettsorder Gelegenheit, dem Könige gegenüber durch einen Bericht die Handhabung der polizeilichen Verordnungen zu rechtfertigen. Er zeigte darin, wie erst die pietistische Richtung dem polizeilichen Einschreiten durch tendenziösen Hinweis eine Bedeutung gegeben habe, die es vorher nicht besaß. Es beruhe auf einem alten Gesetz, das ein Offenhalten von Läden während des Gottesdienstes mit 1 Reichstaler Strafe belege. Es sei in den letzten Jahren etwas lässig gehandhabt, indessen im September 1840 wieder in Erinnerung gebracht worden, wo die Polizei den Befehl erhalten habe, diesem Gesetz den gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Von seiten des Kultusministeriums wurden schon vorher verstärkte Maßregeln und strengere Strafen für Vergehungen gegen dieses Gesetz gefordert, aber von meinem Bruder verweigert, da es genüge, die bestehenden Bestimmungen fest und ruhig durchzusetzen. Während seiner Abwesenheit traf dann sogar eine neue Requisition in demselben Sinne von seiten der Geistlichkeit an

[1]) 1840—1848 Kultusminister. Vgl. o. S. 222, Anm. 3.





die Polizeibehörde ein. Sein Stellvertreter ging in mißverstandenem Eifer darauf ein, aber seit seiner Rückkehr hielt man sich streng in den Grenzen des genannten Gesetzes. Wenn jetzt eine Änderung einträte, täte man dem Ansehen desselben Abbruch. Der König nahm die Darlegung sehr gut auf; die Stellung der Polizei blieb wie vorher.[1])

Der Kultusminister ist leider nicht der Mann, der einen festen Gang geht und die Charakterstärke besitzt, der Phantasie und oft vorgefaßten Meinung des Herrn entgegenzutreten. Er leistet einzelnen Ideen Vorschub, ohne das Ganze im Auge zu behalten; später kommt dann die Angst vor Unpopularität hinzu, die auch den Grafen Stolberg stets verfolgt. Er gab dem Könige die Idee ein, die Handhabung der polizeilichen Gewalt mache die Sonntagsfeier verhaßt.

Der Mangel konsequenter Befolgung eines festen Ganges läßt sich leider oft durchfühlen. Wenn man in den verschiedenen Maßregeln heute diesen, morgen jenen der Umgebungen erkennt, so wird dies ein Grund des Schwankens in der öffentlichen Meinung. Gewiß ist es ein schöner Gedanke, sich selbst durch verschiedenartig gerichtete Umgebungen vor Einseitigkeit zu bewahren; aber es gehört wohl große Erfahrung dazu, dabei sicher seinen Weg zu gehen.

Das Jahr 1842.

Januar 1842.

Kurz nach Weihnachten wurde die Verlobung der Prinzeß Marie, Tochter des alten Prinzen Wilhelm, mit dem Kronprinzen von Bayern[2]) deklariert. Schon als der König in Bayern war,

---

[1]) Rochow verfaßte darüber eine Eingabe an den König; seine Frau warnte ihn, sie zu übergeben. M. v. Fouqué berichtet: „Je mehr mein Bruder an die zunehmende Macht der pietistischen Partei glaubte, je mehr hielt er es für seine Pflicht, den König zu warnen. Er trat damit gegen eine Partei auf, die mächtiger war, als er glaubte.“ L. v. d. M.

[2]) Maximilian Joseph, geb. 1811, der spätere König Maximilian II. Die Prinzeß Maria war erst 16 Jahre alt (geb. 15. Oktober 1825).





hatte ihm der Kronprinz seine Wünsche ausgesprochen; die weitern Verhandlungen mit den Eltern der Prinzeß gingen durch die Königin, und am Heiligabend traf der entscheidende Brief des Kronprinzen ein, der allen Bedingungen zustimmte.

Die Prinzeß hatte bisher ganz in der Kinderstube gelebt, wo ein großer Nußknacker und die Puppen ihr Hauptvergnügen ausmachten. Erst im Herbst sollte sie eingesegnet werden und ward nun plötzlich zu einem selbständigen Entschluß aufgefordert.

Sie hatte den Kronprinzen im Sommer in Darmstadt mehren Tage gesehen; als die Eltern nun fragten, ob er ihr zusage, gab sie ganz unbefangen ihr Jawort und versicherte ihre Gouvernante: Mama und Elisabeth [1]) (ihre Schwester) hätten ja auch heiraten müssen; sie sähe ein, daß sie ihrem Beispiel folgen werde, und da sei ihr der Max ganz recht und angenehm. Sie nahm nun einige Gratulationen an und trat dabei den Leuten mit der Puppe entgegen. Vorher war schon eine Anfrage aus Coburg gekommen, die noch nicht ganz abgelehnt schien, als der Kronprinz als Bewerber auftrat.

Seit dem 11. ist er hier, hat aber seine Braut leicht an Masern erkrankt gefunden. Die erste Entrevue der Brautleute fand in Gegenwart der Königin und der Mutter statt, während sie lag. Die Puppen und der Nußknacker wurden seitdem entfernt.

Graf Maltzan, der seit drei Monaten das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums übernommen hat, liegt an Gehirnentzündung darnieder. Mein Bruder liebt in ihm das schöne, von edlem Streben beseelte Gemüt. Er findet in ihm einen Kollegen, der das geistige Übergewicht Preußens erkennt und einen hohen Begriff von seiner Stellung hat und auch so ganz geeignet erscheint, die hohen Ideen des Königs praktisch auszuführen.

Der König hat gestern seine vielbesprochene Reise angetreten. [2]) Sie ist ihm noch vielfach verleidet worden, denn, obwohl er ihr

[1]) Geb. 1815, 1836 mit dem Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein, zweitem Sohn des Großherzogs, vermählt.

[2]) Vgl. über die Reise nach England Treitschke, a. a. O. V, S. 131 ff.



keinen politischen Charakter geben wollte, so ist doch Herr v. Bresson[1]) gleich laut mit dem Anspruch aufgetreten, man rechne in Paris bestimmt darauf, daß der König nicht vorüberreisen werde, ohne den König Louis Philipp zu besuchen. Als man erwiderte, die Zeit des Königs sei zu beschränkt, um einen Umweg zu machen, gab man sich in Paris damit nicht zufrieden. So wurde, um alle Pourparlers abzuschneiden, die Route mit der nun fertigen Eisenbahn über Aachen—Ostende gewählt; aber auch dort bilden die Spannung mit Holland, die wegen der Verweigerung des Anschlusses von Luxemburg an den Zollverband besteht, die unabgeschlossenen Verhandlungen, einen Stein des Anstoßes.



Vorgestern nacht brach Feuer im Schlosse aus, das durch neue, schlecht gelegte russische Röhren entstand und die Stadt in Aufregung versetzte. Wenige Stunden vor der Abreise hielt der König noch das Ordensfest ab. Er sprach dabei dem Oberbürgermeister und den Stadtverordneten seinen Dank aus für die zarte Rücksicht, die sie ihm und der Königin bewiesen haben, indem sie um der tiefen Trauer der Herrschaften willen das Fest der Städteordnung absagten.

Gott segne den König auf seiner Reise!

In seiner Begleitung sind: Graf Stolberg, Alexander v. Humboldt, General Natzmer, General Neumann[2]), H. v. Meyerinck (Hofmarschall), Flügeladjutant v. Brauchitsch, Kabinettsrat Müller, Leibarzt Dr. Grimm.

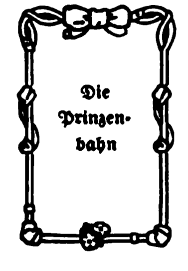
Februar 1842.

Der Aufenthalt des Königs in England, seine ganze Reise gleicht einem Triumphzuge. Die Zeitungsartikel schmeicheln der Nationaleitelkeit, und das Gefühl der Freude, ihren König in der Fremde so anerkannt und geehrt zu sehen, söhnt auch die unzufriedenen Berliner mit dieser Reise aus. Privatnachrichten zu-

[1]) Vgl. o. S. 246, Anm. 1.

[2]) Generaladjutant General v. Neumann war vortragender Offizier im Militärkabinett und Vorsteher der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium.





folge sind diese Berichte nicht übertrieben, doch besagen sie auch, daß Herr v. Bunsen hauptsächlich in gelehrten und geistlichen Kreisen verkehrt, so daß er die jüngeren Herrn der Begleitung nicht in die vornehmeren Häuser einführen konnte. Lord Aberdeen[1]) hat von ihm gesagt: „Wir werden mit ihm fertig werden, denn wir sehen immer in ihm den Gesandten des Königs von Preußen, aber er hat den Ruf, daß ihm nicht ganz zu trauen ist! deshalb wird kein Gesandter der Großmächte zu ihm in Beziehungen treten, um zu unterhandeln, und er also der haute politique fernbleiben."

Der Prinz von Preußen führt hier indessen die Regentschaft. Es wird viel besprochen, daß er sich als Protektor an die Spitze einer Eisenbahngesellschaft gestellt hat. Der erste Direktor der Prinzenbahn, wie man sie hier bezeichnet, ist ein Dr. Wöbicke, ein Mann, der während der katholischen Wirren mit Wissen des hochseligen Königs als heimlicher Agent gebraucht ward. Er hatte durch den Prinzen Carl Briefe erhalten, die zwischen diesem und dem Könige gewechselt worden waren und so zur Kenntnis anderer Menschen kamen. Der König verzieh seinem Bruder diese Unvorsichtigkeit, bestimmte aber, Dr. Wöbicke solle in Preußen[2]) gegebraucht werden, um ihn von hier zu entfernen.

Ende Februar 1842.

Der König ist am 16. glücklich zurückgekehrt; die Ankunft verzögerte sich um einige Tage, weil eine Deputation vom Haag aus mit Vorschlägen über den Zollanschluß von Luxemburg nach London gekommen war, zugleich mit der Bitte, daß er den Rückweg über den Haag nehmen möge. Der König antwortete dem Herrn Rochussen[3]), er könne sich dort auf keinerlei Modifikation einlassen. Er sei ohne Kabinett und Minister gereist; nur wenn

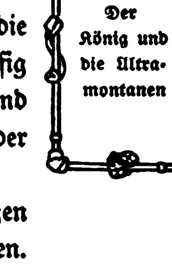
[1]) George Hamilton Gordon Graf v. Aberdeen, toristischer Staatsmann (1784—1860), war 1828—1830, 1833—1835 und 1841—1846 Minister des Äußeren, später Premierminister.

[2]) D. h. Ost- und Westpreußen (1824—1878 vereinigt).

[3]) J. J. Rochussen war niederländischer Finanzminister.



sie sich in die bisherigen Forderungen fügen wollten, könne er als Repräsentant des Zollvereins auf der Reise einen Abschluß machen.



Die Herren gingen also auf die Bedingungen ein, um die Gelegenheit nicht zu verlieren. Der Vertrag wurde vorläufig stipuliert, und der König ließ sich Räte aus dem Finanz- und auswärtigen Ministerium nach dem Haag kommen. Dort fand der Abschluß statt.

Der König ist sehr heiter zurückgekehrt. Seine Umgebungen können nicht genug seine schöne Haltung in jeder Beziehung loben. Der Jubel am Rhein und Westfalen, wo sie den König zum erstenmal als Herrscher sahen, soll alles Maß überschritten haben. Nicht allein durch die Güte, mit der er, jede Unbequemlichkeit überwindend, sich den Leuten gnädig zeigte, gewann er sich die Herzen, auch in der Strenge hat man ihn anerkannt.

Die ultrakatholische Partei erweckte immer den Anschein, als ob der König ihre anmaßende Stellung im Staat gut heiße; so wollte sie auch jetzt eine besondere Auszeichnung erzwingen. Der König hatte auf der Hinreise schon den Herren v. Loë[1]) und Graf Fürstenberg[2]) durch große Kälte sein Mißfallen an ihrer Haltung im Landtage bezeigt, nun suchten sie in der Gesellschaft der „Autonomen"[3]) Stellung zu nehmen. Herr von Mirbach[4]), der an der Spitze steht, bat durch den Grafen Stolberg um eine besondere Audienz für die Autonomen, deren Mitglieder er dem Könige vorzustellen wünschte. Sein Schreiben begann mit einer Klage über die Behörden, die ihre Stellung stets verkennten und eine Benachrichtigung über die Ankunft des Königs nicht rechtzeitig erlassen hätten.

---

[1]) Wahrscheinlich Maximilian Frhr. v. Loë, seit 1823 preußischer Kammerherr.

[2]) Franz Egon (1840 Graf) v. Fürstenberg-Stammheim (1797—1859), Förderer der Kunst, auch durch seine Teilnahme am Vereinigten Landtag und später im Herrenhause bekannt geworden.

[3]) D. h. derjenigen Mitglieder des hohen Adels, die familienrechtlich ein Sonderrecht genießen.

[4]) Wahrscheinlich Frhr. v. Mirbach-Kempen, seit 1825 kgl. Kammerherr.



Königliche Erfolge

Der König ließ antworten: er habe, sowie sein seliger Vater, die Statuten dieses Vereins, die sich auf das Privateigentum beziehen, sanktioniert. Indessen gehörten dessen Mitglieder dem staatlichen und polizeilichen Verbande nach wie vor an. Sie möchten sich also mit der übrigen Ritterschaft bei der Cour in der üblichen Form durch den Oberpräsidenten vorstellen lassen.

Hierdurch ist ihnen ihre Stellung zu den Behörden genau bezeichnet. Der König war dann gnädig gegen sie, lobte aber öffentlich den Grafen P., der auf dem Landtage das königliche Recht wahrgenommen hatte. Ich hörte den ganzen Hergang durch General Pfuel, der den König als kommandierender General auf der Rheinreise begleitete.

Der König erzählte beim Tee viel aus England. Die Königin soll trotz ihrer kleinen Figur viel königliche Würde besitzen. Leopold von Belgien[1]) hat ihn immer mit süßer Stimme: „mein sehr gnädiger Herr" genannt.

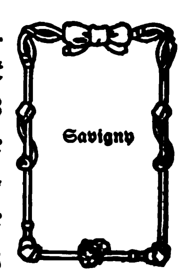
Am 27. verlobte der König feierlich die Prinzessin Marie in den Gemächern ihrer Eltern. Dann kam der Zug in den Rittersaal, wo großes Diner stattfand. Die Königin ging auf meinen Bruder zu und sagte: „Wissen Sie schon, daß der König eben mit Alvensleben gesprochen hat? Er bleibt nun als Kabinettsminister." Der König äußerte: „Ich versichere Sie, ich werde ganz ängstlich, ob der hinkende Bote nicht nachkommt, denn mir sind jetzt viele Dinge geglückt. Erstlich ist die vielbesprochene Reise ohne Unannehmlichkeiten beendet, dann habe ich den holländischen Vertrag glücklich zustande gebracht und nun heute diesen Trotzkopf überwunden."

Mein Bruder teilt des Königs Freude von ganzem Herzen; aber man begreift nicht, was Alvensleben jetzt hält. Er behauptete, den Staatsdienst nicht wegen einzelner Kränkungen zu verlassen, sondern weil er die Stellung des Königs zu den Ministern nicht gutheißen könne. Er prophezeite der jetzigen Regierung, daß sie den Untergang des Staates zur Folge haben werde und wollte nicht mit daran arbeiten.

[1]) Leopold I., regierte 1831—1865.



März 1842.



Die Ernennung des Herrn v. Savigny zum Minister erregt Sensation.[1]) Man will daraus auf eine Hinneigung des Königs zur liberalen Partei schließen. Sein Wille ist aber zuerst nur gewesen, Kamptz[2]) den Abschied zu geben und Savigny die Präsidentur bei der Gesetzrevision zu übertragen. Der Justizminister Mühler hat dann dem Könige selbst zugeredet, Savigny den Rang zu erteilen,[3]) da er überzeugt sei, der arme Savigny würde sonst nie Frieden in seinem Hause haben, und das sei ein zu großes Hauskreuz. Er hat ihm auch das Kamptzsche Haus überlassen, das ihm zustand, und gemeint: „Ich wollte meine arme Frau nicht zwischen Frau v. Kamptz und Frau v. Savigny stellen; das wäre ein zu harter Kampf gewesen."

Es ist jetzt sehr lebendig hier durch den Besuch des Königs von Hannover,[4]) der Herzogin v. Dessau[5]) und des Herzogs von Nassau[6]). Doch fiel da hinein der Tod des Großherzogs Paul von Mecklenburg[7]). Er war während seiner Regierung zu einem redlichen, eifrigen Beherrscher seines kleinen Reiches herangereift, und sein Tod versetzt das Land und die Familie in tiefe Betrübnis. Die arme Großherzogin[8]) zeigt sich tiefgebeugt. Ihr Gemahl hatte bestimmt, daß sie dem achtzehnjährigen Regenten[9]) mit Rat und Tat beistehen

---

[1]) Savigny, seit 1817 Mitglied des Staatsrats, war März 1842 bis März 1848 Justizminister. Über seine Wirksamkeit vgl. Treitschke, a. a. O. V, S. 156f.

[2]) Vgl. o. S. 218, Anm. 1.

[3]) Preußen hatte also damals zwei Justizminister: Mühler für die oberste Leitung der Justizverwaltung und die Lehnsachen und Savigny für die Gesetzrevision. Unter ihnen stand noch ein besonderer Direktor für die Abteilung der rheinischen Justizverwaltung.

[4]) Ernst August geb. 1771, regierte 1837—1851.

[5]) Friederike, Tochter der jüngeren Schwester der Königin Luise, vgl. Stammtafel II.

[6]) Adolf, vgl. o. S. 286, Anm. 1.

[7]) Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin starb am 7. März 1842.

[8]) Alexandrine, Tochter Friedrich Wilhelms III.

[9]) Großherzog Friedrich Franz II. (regierte 1842—1883) war am 28. Februar 1823 geboren, also 19 Jahre alt.





möchte. Er sah seinen Tod klar voraus und traf noch alle Anordnungen dafür.

Der alte König von Hannover hält hier Hof. Er hat Equipagen, Dienerschaft, Silber usw. mit, ladet alle Welt ein und bringt Leben in sein stilles Gesandtschaftshotel. Er ist für sein Alter sehr rüstig, kann an einem Morgen dreimal Cour abhalten, dann ein Diner geben, nachmittags Visiten machen und bis 1 Uhr nachts bei der Partie aushalten. Diese spielt er fast alle Abend bei Graf Nostitz[1]), seinem alten Bekannten.

31. März 1842.

Während der Abwesenheit des Königs hatte General Thile mit den Ministern einen Plan besprochen, um den Geschäften im Kabinett einen geordneteren Gang zu geben. Die einzelnen Minister sollten regelmäßig ihre eigenen Vorträge halten, wie es der König schon früher geplant hatte, aber ohne darin ein Entgegenkommen im Kabinett zu finden. Jetzt machten sich die Verlegenheiten fühlbar, welche den angehäuften Arbeiten, dem Mangel an Zeit entsprangen und in der Eigentümlichkeit des Königs wie seines Kabinetts begründet sind.

Nach der Rückkehr fanden mehrere Vorträge meines Bruders statt: über den Bau der Gefängnisse, das Verhältnis der Alt-Lutheraner usw. Fragen, die schon längst der Erledigung harrten, wurden ruhig und schnell festgestellt, die Besetzung der beiden Oberpräsidien der Rheinprovinz[2]) und Preußen[3]) sowie der frei werdenden unteren Stellen im Beisein des Ministers Alvensleben[4]) erörtert.

---

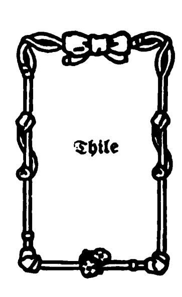
[1]) Ferdinand August Ludwig Graf v. Nostitz (1780—1866), in den Befreiungskriegen Blüchers Adjutant, war damals Generaladjutant, Generalleutnant und zweiter Kommandant von Berlin.

[2]) Oberpräsident Ernst v. Bodelschwingh war am 24. März 1842 Finanzminister geworden.

[3]) Schöns Abschiedsgesuch war am 31. März 1842 genehmigt worden; doch wurde die Entlassung erst am 3. Juni veröffentlicht.

[4]) Alvensleben, der bisherige Finanzminister, übernahm als Kabinettsminister neben Thile einen Teil der politischen Vorträge.





Können die Minister selbst mit dem Könige verhandeln, so werden die Schwierigkeiten der Erörterungen leicht beseitigt, während die nötigsten Einrichtungen sonst auf dem gewöhnlichen Geschäftswege scheitern. Der Vortragende muß eben imstande sein, den Einwürfen des Königs zu begegnen, damit sie ihm nicht zu Hindernissen werden, und da stellt sich immer mehr heraus, daß die Wahl der nächsten Umgebungen des Königs keine glückliche gewesen ist.

General Thile[1]) besitzt sicher viel Geschäftskenntnis und einen regen Eifer, aber wohl nicht die feste Grundlage einer geschichtlichen Bildung, die notwendig ist, um die von der regen Phantasie des Königs hingeworfenen Ideen zu beantworten, auszuführen, oder ihnen Gründe entgegenzustellen. In seinen guten Willen mischt sich auch etwas von der menschlichen Eitelkeit, und sie hindert ihn, die Klippe zu umschiffen, die so leicht dem vortragenden Minister droht: den König zu isolieren. Thile hat die Minister vom König entfernt und gestattet ihnen nur dann eine Mitwirkung, wenn er in Verlegenheit ist. Diese ausnahmsweisen Vorträge können aber immer nur momentane Fälle erledigen; der Geschäftsgang wird dadurch nicht besser, sondern ungleich und diese Ungleichheit macht sich nur zur oft fühlbar.

Als Bestätigung meiner Behauptung kann ich anführen, daß der besprochene Plan der regelmäßigen Vorträge in den sechs Wochen seit der Rückkehr des Königs noch nicht wieder angeregt wurde.

Während so einerseits die Geschäfte liegen bleiben, werden andere Dinge mit einer Eile erledigt, die das Verfahren zur Härte stempelt. So ist die Verabschiedung des unglücklichen Maltzan, der sich zwar im hoffnungslosen aber doch nicht bewußtlosen Zustand befindet, sehr schnell geschehen und die Familie ersucht worden, das Haus so bald wie möglich zu räumen. Thile hat dem Grafen Carl Maltzan[2]) gesagt, daß die Umstände eine schnelle Wiederbesetzung des Postens erheischten. Dies Verfahren lag

[1]) Vgl. o. S. 220, Anm. 2.

[2]) Bruder des Ministers, geb. 1779, preußischer Kammerherr.





übrigens nicht im Sinne des Königs, wenn es ihm auch zugerechnet wird.

Die Wahl des Herrn v. Bülow[1]) findet im allgemeinen nicht viel Anklang. Er ist wie Savigny ein Doktrinär; neigt er sich auch momentan einer konservativen Gesinnung zu, so gilt er doch für schwankend. Der König hat sich ganz allein für ihn entschieden. Er spricht über Dinge, die in ihm feststehen und wo er Widerspruch erwartet, mit niemand. Da er Canitz[2]) persönlich wohlwollte, hoffte man in diesem den Nachfolger Maltzans zu sehen. Radowitz, der jetzt öfter vom Könige hierher berufen wird und die Gesinnungen Canitz', teilt, war aber ganz erschreckt darüber, wie kalt, wenn auch mit Achtung, der König von ihm gesprochen hat.

Mein Bruder glaubte eine Erklärung darin zu finden, daß Canitz sich unter anderem über die englische Reise zu unumwunden geäußert hat. Könige können selten Widerspruch vertragen und wenn er in rücksichtsloser Weise ausgesprochen wird, entfernen sie lieber den unbequemen Gegenstand.

Herr v. Humboldt hat die Proposition und Antwort[3]) gemacht. Möchten die neuen Wahlen dem Könige das leisten, was er erwartet. Soviel ist gewiß: das Häuflein derjenigen, die durch Geburt, Gesinnung und Verhältnisse mit dem Thron verwachsen sind, wird immer kleiner; ich will wünschen, daß sie nicht ganz verdrängt werden.

April 1842.

Prinz Carl kann es meinem Bruder nicht verzeihen, daß er die Verweisung des Wödicke dem Befehl des Königs gemäß durchgeführt hat.

Als der König zur Tafel erschien, sagte er, an meinem Bruder vorübergehend: „Haben Ihnen die Ohren nicht

---

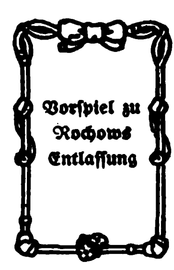
[1]) Heinrich Frhr. v. Bülow (1792—1846) war 1842—1845 Minister des Auswärtigen.

[2]) Vgl. o. S. 191 ff.

[3]) Für die Landstände.



gegellt? Es war viel von Ihnen die Rede!“ Später behielt er ihn bei sich und erzählte ihm, wie er bei dem Prinzen von Preußen mit Prinz Carl zusammen gewesen sei, und besonders letzterer sich fassungslos gezeigt habe. Er ging nun noch einmal die ganze Angelegenheit des Wödicke durch, sprach meinem Bruder seine Anerkennung über sein klares, ruhiges Benehmen aus und nahm einen Vorschlag zur Beendigung der Sache an. Später erklärte er seinen Brüdern, der Mann sei in Danzig angestellt; dort werde er beschäftigt, und wolle er das nicht, so müsse er den Abschied nehmen.



Siebentes Kapitel.

Rochows Entlassung.

Die folgenden Aufzeichnungen hat Marie Fouqué erst eine Zeitlang nach dem Tode ihres Bruders niedergeschrieben, um eine deutliche Darstellung der Ereignisse und Motive zu liefern, die zu seiner Verabschiedung führten. Sie sind hier in verkürzter Form wiedergegeben.

Als mein Bruder sein Amt als Minister antrat,[1]) wußte er sehr wohl, daß seine aristokratisch-konservativen Grundsätze ihm seine Stellung einem liberalen Beamtentum gegenüber nicht leicht machen würden. Indessen solange König Friedrich Wilhelm III. regierte, trat diese Richtung nur bei einzelnen Gelegenheiten ins Leben und meines Bruders Leichtigkeit im Verkehr, seine warmherzige Teilnahme für den einzelnen ließen etwaige Reibungen im Ministerium niemals verletzend werden. Bald hatte er bei seinen Räten das Übergewicht gewonnen, dessen er bedurfte, um seinen Grundsätzen Raum zu schaffen.

In der Mehrzahl der liberalen Köpfe blieb indessen das Mißtrauen gegen die Führung des Ministeriums bestehen und trat bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. meinem Bruder als Hemmung entgegen. Jede der verschiedenen Parteien

[1]) Anfang Mai 1834.



Parteien gegen Rochow

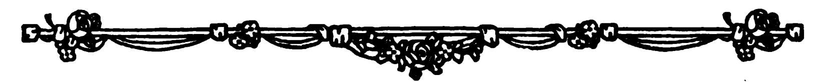
wünschte sich des Königs zu bemächtigen, der in allen scheinbar Hoffnungen erregte, die, getäuscht, später in Erbitterung umschlagen mußten.

Seit Jahren war mein Bruder das vermittelnde Prinzip zwischen der Außenwelt und dem Kronprinzen während dessen langer Untätigkeit gewesen; so schien es natürlich, daß auch bei den ersten Schritten der neuen Regierung seine Hilfe gebraucht ward. Während er selbst bald genug fühlte, wie unmöglich es sei, den wechselnden Eindrücken und phantastischen Gedanken des geistreichen Königs stand zu halten und bereits im Inneren mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, erregte seine Stellung teils Ärgernis, teils die Besorgnis, sein Einfluß möge sich zu weit erstrecken.

Die konservative Partei, die in den Ernennungen Boyens, Humboldts, in der Wiedereinsetzung Arndts böse Zeichen erblickte, sprach sich oft tadelnd über meinen Bruder aus und schloß sich, nicht ohne strenge Kritik der Regierung, fester zusammen. Zählten sie auch meinen Bruder immer noch zu den Ihrigen, so zeigte sich doch bald ein gewisses Mißtrauen, das in Scherz und Ernst seine zu große Nachgiebigkeit gegen den König mißbilligte.

Ferner fanden sich in der Umgebung des Königs verschiedene Richtungen vertreten, die zwar in allgemeinen konservativen Prinzipien übereinstimmten, aber doch den Unterschied zwischen der scharfen Kritik des Beobachters und der Ansicht des handelnden Beamten grell hervortreten ließen. So stand Herr v. Radowitz während des Streites zwischen dem Erzbischof von Köln und der Regierung[1]) auf seiten der streng katholischen Partei. Der Erzbischof war dem damaligen Kronprinzen durch ihn wie durch die streng kirchliche protestantische Richtung warm empfohlen. Wenn auch von verschiedenen Standpunkten ausgehend, trafen beide Parteien in dem Tadel der Regierung bei Behandlung dieser Sache zusammen.

[1]) 1837 und 1838. Vgl. o. S. 252ff., 257f.



Leider trug das falsche und schwächliche Benehmen des Herrn v. Bunsen in Rom viel dazu bei, der Regierung die Hände zu binden und die Angelegenheit so zu beenden, daß den Gegnern der Regierung manche Waffe in die Hand gegeben ward; andererseits stimmte der Tadel, der ihn traf, den Kronprinzen, der sein Gönner war, noch ungünstiger gegen die Absetzung des Erzbischofs.



(Hier folgt eine Auseinandersetzung über den Gegensatz zwischen Rochow und der liberalen Partei, wie er schon aus den Tagebüchern ersichtlich war. Er beschäftigte sich im Frühling 1842 mit Ausarbeitung der königlichen Propositionen, welche die Erweiterung der Tätigkeit und Rechte der Landtage bezweckten.)

Marie Fouqué fährt fort:

Während seine Zwistigkeit mit Schön der liberalen Partei Gelegenheit gab, ihn als konservativen Aristokraten zu bekämpfen, flößten die Propositionen der eignen Partei Mißtrauen ein und die genannten Ausschüsse wurden als eine gefährliche Macht betrachtet, die zu einem üblen Ende führen könnten. Ich hörte darüber manchen Streit führen, in dem mein Bruder seine Ansicht klar zu machen suchte, während die Herren v. Gerlach[1]), v. Meding[2]), Voß[3]) und namentlich der Präsident Kleist[4]) die Folgen dieses Schrittes als verderblich schilderten. Die eben genannte Partei hatte nach der Huldigung in Preußen es laut ausgesprochen, daß die Festigkeit Rochows das Land vor einer Konstitution bewahrt habe, — sie erblickten in den jetzigen Propositionen ein Nachgeben, statt zu erkennen, daß es ein Versuch war, diejenige Institution zu beleben, von der vielleicht eine gesundere Entwickelung ausgehen könnte.

Im Frühjahr 1842 verbreiteten sich Gerüchte über eine Veränderung in der amtlichen Stellung meines Bruders, und man bezeichnete laut den Posten eines Bundestagsgesandten in Frankfurt als die Stellung, die er einnehmen werde.

---

[1]) Ludwig v. Gerlach. Vgl. o. S. 189.

[2]) Vgl. o. S. 362, Anm. 4.

[3]) Karl v. Voß. Vgl. o. S. 126, Anm. 3.

[4]) Vgl. o. S. 344.



Eines Morgens sprach ich mit ihm darüber in der Idee, er werde wie ich das Ganze für eine Erfindung der liberalen Parti betrachten.

Es war Ende März und der Tag ist mir lebendig im Gedächtnis geblieben, weil es das erste Mal war, daß mein Bruder es klar aussprach, er fühle, daß er das Vertrauen des Königs nicht mehr besitze. —

Wer ihn kannte, mußte wissen, daß diese Überzeugung nur nach schweren Kämpfen gewonnen werden konnte, daß aber damit auch seiner Tätigkeit als Minister ein Ziel gesetzt war.

Ich sah es seinem ausdrucksvollen Gesicht wohl an, was in ihm vorging, als er mir antwortete: „Glaubst Du, daß ich mich über mein Verhältnis zum Könige täusche?" — — Er fuhr nun fort, auseinander zu setzen, wie er dies wiederkehrende Gerücht für kein unabsichtliches halten könne, sondern den Wunsch darin erkennen müsse, ihn von hier zu entfernen. Äußerungen, die Voß und Thile in den letzten Tagen darüber gegen ihn fallen ließen, konnten ihn nicht in Zweifel darüber lassen, und er müsse durch den Mund des Königs selbst die Wahrheit hören. —

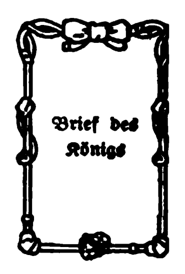
Indessen der König vermied es sichtlich, den Mann, der sonst zu jeder Stunde freien Eintritt zu ihm hatte, allein zu sehen; der Besuch mehrerer fürstlichen Familienmitglieder schien seine Zeit so in Anspruch zu nehmen, daß ihm kein Augenblick dazu blieb, und mein Bruder mußte tagelang in äußerlich unveränderter Beziehung, dem Könige gegenüber unbefangen erscheinen, während er einer der größten Entscheidungen seines Lebens entgegensah. —

Vor einundzwanzig Jahren war überhaupt ein Ministerwechsel nicht das, als was er uns heute erscheint und die Aufgabe, die ein Mann sich bei der Übernahme eines Ministeriums stellte, reichte weit auf Jahre hinaus.[1]) — In diesem Falle nun aber, wo Übereinstimmung der Grundsätze und, wie es schien, wirkliche Freundschaft König

[1]) Die Verfasserin schreibt unter dem Eindruck der preußischen Ministerwechsel von 1858, 1861 und 1862.



und Minister vereinigte, ward es ein Riß, der den Staatsmann und den Privatcharakter des Menschen erschüttern mußte.



So peinigte meinen Bruder grade in dieser Zeit die Vertraulichkeit des Königs, mit der er ihn zu allen Familiendiners mit dem König von Hannover zog und ihm dabei die in den letzten Monaten oft vermißte Stellung gab. — Während er vergeblich suchte, den König allein zu sprechen, wurden die erwähnten Gerüchte immer lauter und am 9. April, als er wieder unter dem Vorwande eines Vortrages abgewiesen ward, während er bis vor wenigen Wochen auf Befehl des Königs immer während desselben eintreten durfte, bat er durch den diensttuenden Adjutanten um eine Audienz für den andern Morgen. Es war seit sechzehn Jahren das erste Mal, daß er sich durch einen Dritten Eingang zu dem König verschaffen mußte.[1]) — Am 10. April früh erhielt er folgenden Brief desselben. —

Berlin, den 9. April 1842, abends.

Mein teuerster Rochow!

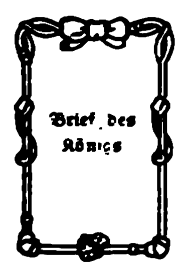
Ich bin während meines Potsdamer Aufenthaltes von Äußerungen unterrichtet worden, die Sie gegen Männer unserer gemeinschaftlichen Bekanntschaft gemacht haben, welche mich in große Gemütsunruhe versetzen. Diese Äußerungen und Wünsche bedingen in unserm beiderseitigen Leben einen wichtigen Zeitabschnitt.

Eine Sache in das Auge zu fassen, erfordert bei mir einen ganz besonderen Mut und reife Überlegung. Ich glaube beides gewonnen zu haben.

Sie waren, höre ich, heute hier an meiner Tür während des Vortrages und haben geäußert, morgen wiederkommen zu wollen; da ich weiß, was Sie herführt, so ist es mir wichtig, vorher mich mit Ihnen auszusprechen. Ich bin ruhiger, wenn ich schreibe, und doch geschieht es heute nicht ohne große Überwindung. Meine alte Treue und Freundschaft gegen Sie führt diesen Kampf in sich selbst, dieselben machen aber, daß ich Sie nur unter Tränen aus

[1]) Vgl. zu dem Folgenden Treitschke, a. a. O. V, S. 162 f.





Ihrem gegenwärtigen Verhältnis scheiden sehen kann, und daß ich es auf der anderen Seite wünschen muß.

Ich habe erkannt, daß der Kampf gegen und für Ihre Wünsche innerhalb dieser Gefühle nicht auszufechten ist. Ich habe den kalten Verstand zu Hilfe gerufen und Sie wissen, lieber Freund, besser als ich, daß der nicht immer kommt, wenn ich rufe. Er ist aber diesmal gottlob gekommen — jetzt billige ich Ihre Wünsche, billige sie, weil ich zu der Überzeugung gekommen bin, daß Ihr Scheiden aus dem Ministerium, welches die Kraft eines Mannes am unerbittlichsten in Anspruch nimmt, das einzige Mittel ist, Ihre physische Kraft zu erhalten. Über die Zeit und Art besprechen wir uns noch.

Es muß durchaus so eingerichtet werden, daß auch selbst die Bosheit nicht behaupten kann, Sie würden Schön zum Opfer gebracht. Wenn Sie kurz nach Schöns Abgang Ihre Stellung verändern, so ist das gut und ersprießlich. —

Aber nun die Veränderung Ihrer Stellung selbst! — Sie wünschen den Frankfurter Posten, und der soll Ihnen werden, wenn das Ihr Wunsch bleibt. Zu Frankfurt „brau' ich meine Eigne" und Sie sollen mir als Braugehilfe herzlich willkommen sein. Zu keiner Gesandtschaft stehe ich in so unmittelbarer Beziehung als mit dieser. Doch stände Ihnen der Sinn nach Paris? so wäre es auch zu machen. Was Ihrem Herzen wohltut, wünsche auch ich, und tue es, wenn ich es kann. Eine andere Stellung habe ich mir noch als möglich und gut für Sie gedacht. Wenn Sie zweiter Präsident des Staatsrats mit den Attributionen des seligen Onkels [1]) und mit der Survivance Müfflings würden, ließe sich damit das Gouvernement von Welsch-Neuenburg verbinden; ich schickte dann Pfuel nach Paris oder Frankfurt. Sie arbeiteten dann ein halbes Jahr hier mit dem Staatsrat und holten sich dann das andere halbe Jahr Kraft und Gesundheit im schönen Klima angesichts der Alpen.

[1]) Herzog Karl von Mecklenburg. Vgl. o. S. 60, Anm. 1.





Ich habe für keinen dieser Pläne eine Prädilektion. Wählen Sie selbst, aber überdenken und überlegen Sie die drei Möglichkeiten. Schreiben Sie mir aber nicht und kommen Sie auch lieber nicht, wenn Sie nicht mit Ihrer Wahl im reinen sind, und besprechen Sie sich lieber mit Ihren Freunden. Ich will Ihnen nichts vorschreiben; fassen Sie nur einen Entschluß ehe wir uns wiedersehen, halten Sie aber die Sache geheim, bis wir fix und fertig mit etwas Abgerundetem vor das Publikum treten können.

In alle dem, teuerster Rochow, werden Sie des Freundes Herz nicht verkennen. Diese Zuversicht hegt zu Ihnen

Ihr treuer König und Freund
Friedrich Wilhelm.

Es konnte nach diesem Briefe nur noch die Frage stattfinden: War der König wirklich über den Gesundheitszustand und die Wünsche meines Bruders getäuscht? — oder war beides nur ein Vorwand, ihn aus seinem Posten zu entfernen? Und das mußte das nächste Gespräch entscheiden. Er fuhr noch selbigen Abend zum Könige, in sich entschlossen, eben nach der Entscheidung dieser Fragen seiner Überzeugung zu folgen.

Der König konnte sich dieser Zusammenkunft nicht länger entziehen. Es war eine peinliche und schmerzliche Stunde für meinem Bruder, da trotz einer einfachen und klaren Erklärung, es sei nie sein Wunsch gewesen, seinen Posten zu verlassen, noch fühle er sich physisch oder moralisch nicht mehr dazu befähigt, der König dennoch immer wieder auf den Frankfurter Posten zurückkam und seinem Minister dadurch zeigte, wieviel ihm daran gelegen sei, ihn seiner jetzigen Stellung zu entheben.

Dies erkennend, bat mein Bruder selbigen Abend um seine Entlassung aus dem königlichen Dienst. Der König versicherte ihn seines Vertrauens, nahm sein Gesuch nicht an und erklärte, eine Entscheidung erst nach reiflicher Überlegung meines Bruders geben zu wollen.

Den königlichen Propositionen war durch die Erklärung meines Bruders faktisch der Grund und Boden genommen; da aber kein



Entlassungsgesuch

Wort des Königs auch nur im entferntesten darauf hindeutete, daß es ihn freuen würde, den Mann, den er mit Lobsprüchen überhäufte, in seiner Nähe und in seinem Amte zu behalten, so kehrte mein Bruder, durch diese Besprechung nur in seinem Entschluß bestärkt, zurück.

Es folgten jetzt einige stille zurückgezogene Tage, in denen er sich sein künftiges Leben ordnete, und die er benutzte, um sein Abschiedsgesuch formell einzureichen.[1]) Zu gleicher Zeit aber glaubte er, es seinen früheren Verhältnissen schuldig zu sein, in einem Privatbriefe nochmals seine Gründe zu diesem Schritt auseinander zu setzen. Er endigte dies Schreiben mit den Worten:

„Ew. Königl. Majestät werden leicht einen talentvolleren, geschickteren Mann für mein bisheriges Amt finden, einen lebendigeren Eifer, ein wärmeres Herz für das Vaterland gewiß nicht, und noch weniger eine größere Liebe und Hingebung für die Person meines Königs und Herrn. Wie aber auch Ew. Majestät Wahl ausfallen möge, ich bete zu dem Allmächtigen, daß sie zur Ruhe und zum Glück Ew. Majestät, zum Heil und zum Segen für das geliebte Vaterland gereiche; und trägt meine Abgeschiedenheit von dem öffentlichen Leben dazu bei, so werde ich sie segnen und mich meines Entschlusses freuen.

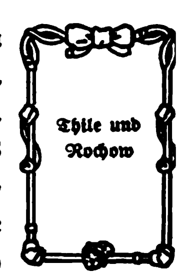
In diesen Gefühlen ersterbe usw. v. Rochow."

Nachdem das Abschiedsgesuch eingereicht war, konnte die Sache kein Geheimnis bleiben, und Freunde und Bekannte bestürmten ihn mit guten Ratschlägen, Vorwürfen über seinen Abgang, ohne die Verhältnisse in der ganzen Wahrheit zu kennen, noch die feineren Fäden der Angelegenheit zu verstehen. So erschwerte dies unnütze Hin- und Hersprechen meinem Bruder die ohnehin schweren Tage. Was ihn besonders kränkte war, daß seine ganze Partei nur bemüht war, seinem Ausscheiden den prinzipiellen Charakter zu nehmen und deshalb in ihn drang,

[1]) Am 14. April 1842.



womöglich den Frankfurter Posten anzunehmen, ohne dabei sein gekränktes Ehrgefühl zu verstehen. Weder Alvensleben, Voß, noch Gerlach[1]) oder Stolberg zeigten ihm eine persönliche Teilnahme, noch empfanden sie die bittere Verletzung, die dem Herzen des langjährigen Dieners, des sogenannten Freundes des Königs geschlagen wurde! — Ja, wenn sie auch weit entfernt waren, die Wünsche der liberalen Partei unterstützen zu wollen, zeigte es sich doch sehr klar, daß auch sie seine Entfernung aus der Umgebung des Königs wünschten.



Thile und Rochow

An demselben Tage, wo mein Bruder die eben bezeichneten Eingaben an den König absandte, fand eine Konferenz mit dem Minister des Auswärtigen, Herrn v. Bülow, und dem General Thile in Staatsangelegenheiten bei ihm statt. Bevor die Herren den eigentlichen Gegenstand ihrer Zusammenkunft berühren konnten, beeilte sich General Thile, diesen Anlaß als sehr günstig zu bezeichnen, da er den beiden Herren die Gelegenheit darböte, sich über ihre künftige Stellung zu besprechen; die Sache könne auch in materieller Weise gleich abgemacht werden, meinte er, da der König sich geäußert habe, Herr v. Rochow könne in Beziehung auf Gehalt und Stellung seine Forderungen machen, die Sr. M. gern bereit sei zu gewähren. Diese Eile, sowie die ganze Art der Behandlung dieser Angelegenheit konnte meinen Bruder nicht über den Wunsch des General Thile im unklaren lassen. Auf sein Abschiedsgesuch erhielt mein Bruder nur einige flüchtige Zeilen des Königs, ehe dieser Berlin auf einige Tage verließ.

„Ihr Brief mit Ihrem unbedingten Abschiedsgesuch hat mich bis zu Tränen gerührt, aber andererseits muß ich gestehen, daß er mich konfus macht. Ich suche in Ihnen vergeblich nach Gründen, die diese Wendung der Dinge rechtfertigen, vergebens nach etwas, was die Gründe antastet oder entkräftigt, die Sie früher selbst aufstellten. Mit einem Worte, Ihr Umsatteln

[1]) Leopold v. Gerlach, vgl. o. S. 188 ff.



Die Königin über Rochows Abgang

(verzeihen Sie den gemeinen Ausdruck) ist mir unfaßlich. Ich gehe auf mehrere Tage nach Potsdam und Brandenburg, kann Sie also nicht sprechen. Reden Sie mit Thile, Voß oder Stolberg, damit ich bei meiner Rückkehr Erklärung des Unerklärlichen finde, wenn eine solche möglich.

Vale. — Fd. W."

Man hätte hiernach glauben können, daß die große Lebendigkeit des Königs ihn in der Konversation mit meinem Bruder über seine Ansicht in dieser Angelegenheit getäuscht habe, und daß ihn deshalb sein Abschiedsgesuch überrasche; indessen sprach dagegen die Scheu, direkt mit meinem Bruder zu verhandeln, der stets sich wiederholende Wunsch, mit Thile und Stolberg die Sache abzumachen.

Der König wußte sehr gut, wie groß sein persönlicher Einfluß auf meinen Bruder war, er — der sich mit Recht seiner Gewalt über die Gemüter bewußt war — übertrug Fernerstehenden, meinen Bruder zu einem Opfer zu bereden, was er allein wohl nur von ihm erlangen konnte. Dazu mußte es auffallen, daß die Königin ganz in Unwissenheit über die beabsichtigte Entfernung eines Mannes blieb, der zu dem kleinen Kreise ihres Umganges gehörte; denn, erst durch Graf Stolberg während des Königs Abwesenheit von der Veränderung in der Stellung meines Bruders unterrichtet, behielt sie ihn nach einem kleinen Diner zurück und ihm die Hand reichend frug sie: „Aber lieber Rochow, warum wollen Sie uns denn verlassen?" — Und als mein Bruder nicht ohne Bewegung antwortete, die Anregung gehe nicht von ihm, sondern von dem Könige aus, und er habe es demselben ausgesprochen, daß er sich vollkommen fähig halte, in seiner Stellung zu verbleiben, schien die Königin ganz erleichtert und rief: „Dann beruht ja alles nur auf einem Mißverständnis, und der König wird nur zu froh sein, Sie hier zu behalten."

Mein Bruder sah, daß der König sie über seine Gründe dieser Veränderung nicht unterrichtet habe, wollte also auch nicht





tiefer und offener auf seine Ansicht der Sachlage eingehen. Es war sein Zartgefühl, was ihn davon abhielt; aber er hat es später bereut, es war dadurch wohl andern leichter geworden, die Königin gegen seine Handlungsweise einzunehmen; denn seine ihm sonst so viel Vertrauen und Teilnahme zeigende Gönnerin verhielt sich in dieser ganzen Sache nicht allein passiv, sondern zeigte es ihm oft, daß sie ihn in seiner Empfindlichkeit, wie man es nannte, tadele. —

Zwischen allen den Widersprüchen und Kränkungen tat die Haltung des jetzigen Königs, des damaligen Prinzen von Preußen, meinem Bruder besonders wohl. Er ließ ihn zu sich kommen und verlangte eine offene Darlegung des Vorganges. Der einfache, ehrenhafte Sinn des Prinzen erfaßte die Sache wie sie war und empfand die Kränkung des Menschen und des Staatsmannes. Näher auf die drei Propositionen eingehend, drängte er meinen Bruder den Posten des zweiten Staatsrats-Präsidenten zu wählen, und wohl fühlend, daß die Untätigkeit dieser Stellung sie zu einer Sinecure mache, die mein Bruder nicht annehmen werde, fügte er hinzu:

„Überlassen Sie es mir, als Vermittler zwischen dem Könige und Müffling aufzutreten und entweder letzteren zum Abschied zu bewegen, oder schlimmstenfalls eine Teilung der Geschäfte zu ermöglichen; denn jeder, der es redlich meint, muß Sie dem Staatsdienst zu erhalten wünschen; — Sie würden dem Staatsrat eine höhere Bedeutung geben, die er bedarf."

Seine Bemühungen wurden dadurch vereitelt, daß der König dem Prinzen antwortete, Graf Stolberg sei bereits in Unterhandlung mit General Müffling getreten.

Am 21. April ward mein Bruder nach Potsdam zum Könige befohlen, und er hoffte, nun zu einer Entscheidung zu gelangen. Doch trotzdem ihn der König mit Lobsprüchen überhäufte, schob sich diese noch lange hinaus. Ich will hier einige Äußerungen des Königs niederschreiben, die sich in mehreren darauf folgenden Konferenzen wiederholten, um die Art zu zeigen, wie der König die Sache behandelte.



Gespräch mit dem Könige

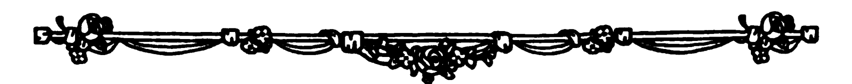
Nachdem mein Bruder mündlich seinen Entschluß wiederholt, auf seinem Abschied zu beharren, sagte der König: „Zwischen uns, Rochow, darf kein Schatten liegen, und so sage ich Ihnen jetzt redlich, daß es im vergangenen Sommer wohl Momente gab, in denen sich die Reibungen so häuften, daß ich fürchtete, es werde Ihnen unmöglich werden, sich zu halten. (Der König meinte damit wohl das Zerwürfnis mit Herrn v. Schön.) Sie haben siegreich Ihre Feinde überwunden, Sie sind glorreich aus allen Kämpfen hervorgegangen und es steht auch nicht die kleinste Unklarheit zwischen uns. Aber Ihre Gesundheit erfordert Schonung, und in dem Wunsch, Ihre seltenen Gaben dem Vaterlande zu erhalten, nahm ich mit Freuden die Nachricht auf, Sie wünschten sich den Frankfurter Posten." —

Mein Bruder berichtigte diese Annahme wie immer — doch ohne Erfolg. — „Es ist fatal," fuhr der König darauf fort, „daß die Sache angeregt und bekannt ist — aber ganz gehen kann ich Sie nicht lassen, ich bedarf Ihres Rates!" Mein Bruder meinte, er bleibe Sr. Majestät ja leichter erreichbar in Reckahn[1]) als freier Mann, wie von Frankfurt oder Paris aus.

„Nein!" rief der König — „nicht allein Ihr Rat ist mir nötig, meine Regierung kann den Namen Rochow nicht entbehren!" — Wenn ich Ihnen das sage, kann ich es Ihnen auch aussprechen, daß in Ihrer Weigerung, einen der drei Posten anzunehmen, noch ein anderer Grund liegt, als der Glaube, mir darin nicht nützlich sein zu können. —

Sie halten es für ruhmvoller, nach Reckahn zu gehen, als eine dieser Stellen zu bekleiden, und ich kann es Ihnen nicht ableugnen, daß Sie mehr gesucht sein werden in Ihrer Abgeschlossenheit — ja den Mittelpunkt eines bedeutenden Kreises bilden müssen. — Aber den Abschied gebe ich Ihnen nicht. — Sie müssen jetzt im Staatsdienst bleiben und später werde ich Sie dann zu dem höchsten Amte berufen!"

[1]) Rochows Gut südlich von Brandenburg. Vgl. o. S. 99, Anm. 2.



Es entwickelte sich hieraus ein langes Gespräch, — und das Ende davon war, daß der König ihm sagte, um Zeit zu gewinnen, werde er ihm jetzt offiziell auf sein Abschiedsgesuch antworten, indem er ihn seines Postens als Minister des Innern auf seinen Wunsch enthebe und ihm amtlich die drei Posten anbiete; dann müsse man auf einen anderen Ausweg sinnen.



So zog sich diese Angelegenheit hin bis zu Anfang Mai, ohne daß man meinen Bruder von dem Ausgang der Verhandlungen mit Herrn v. Müffling benachrichtigte, noch andere Auswege anbahnte; und als man von allen Seiten in ihn drang, selbst eine Stellung zu nennen, die er annehmen würde, bezeichnete er den Präsidenten des Staatsministeriums, da man schon lange den Mangel einer einheitlichen festen Leitung gefühlt habe.

Er erfuhr später, daß General Boyen, der dem Alter nach Vorsitzender war, es selbst dringend bevorwortete; — doch ging der König nicht darauf ein — er äußerte sich später: es habe Boyen kränken können; ich glaube indessen, daß es hauptsächlich General Thile war, der das Eingehen auf diese Stellung verhinderte, denn nachdem er sich in der ersten Zeit seiner Anstellung gänzlich meinem Bruder anschloß und von ihm Auskunft über jede ihm unbekannte Geschäftssache verlangte — ja, selbst äußerte, ohne seinen Rat würden ihm die verschiedenen Verhältnisse stets fremd geblieben sein, — zeigte er sich später trotz aller Freundlichkeit doch immer bereit, jedes tadelnde Urteil über die Haltung meines Bruders willig aufzunehmen.

So ward die Stellung des früheren Vertrauten des Königs eine durchaus andere. Noch ehe er seinen Abschied offiziell mit der nochmaligen Anerbietung der drei Posten erhielt, verhandelte man, ohne ihm ein Wort des Vertrauens zu schenken, mit Graf Arnim-Boitzenburg[1]) über die Annahme des Ministeriums, was

[1]) Adolf Heinrich Graf v. Arnim-Boitzenburg (1803—1868), 1842—1845 Minister des Innern, vgl. o. S. 379, Anm. 2.



ihm zuerst durch Herrn v. Nagler[1]), Postminister, konfidentiell mitgeteilt ward.

Erst am 30. Mai, wo ihm General Thile die eben erwähnte Kabinettsorder übersandte, benachrichtigte er ihn auch amtlich von der Ernennung des Grafen Arnim. — Am 9. April, wo mein Bruder das erste Gespräch mit dem Könige hatte, und wo ihn sein altes Verhältnis zu dergleichen Fragen berechtigte, bat er den König, ihm zu sagen, ob er schon über seinen Nachfolger bestimmt habe. Der König versicherte, das sei auch noch eine schwere Aufgabe — da nannte mein Bruder selbst Graf Arnim. Der König, der sich nie etwas aus demselben machte, da die beiden Naturen sich eher abstießen als anzogen, verwarf diesen Gedanken gänzlich. Jetzt ward er ernannt, ohne daß ein Wort darüber mit dem Manne gesprochen ward, ohne dessen Rat der König versicherte, nicht bleiben zu können. Mit Lobsprüchen eine sichtliche Ungnade zu empfangen und das gekränkte Ehrgefühl als eine krankhafte Empfindlichkeit bezeichnet zu sehen, bleibt für jeden Mann von Ehre eine trübe Erfahrung.

Bereits am 5. Mai wiederholte er sein Abschiedsgesuch und hoffte, sein Ministerium bald dem Grafen Arnim übergeben zu können. Der König befahl ihn nach Potsdam zu sich, um von ihm selbst seine Antwort zu hören, die er nach allem Vorhergegangenen kennen mußte. — Nach Verlesung seiner Antwort fragte er ganz zerstreut: „Also der Frankfurter Posten ist ganz aufgegeben?“ Das oft Wiederholte mußte nochmals durchgesprochen werden, und die lange Verzögerung endigte damit, daß der König ihm sagte: „Da Sie keinen der Posten annehmen wollen, so ist es meine Sache, mir etwas anderes zu erdenken; aber aus meinem Dienst lasse ich Sie nicht gehen, ich gebe Ihnen unbestimmten Urlaub, um Ihre Gesundheit wieder herzustellen, und dann werden wir weiter sehen.“ —

[1]) Karl Ferd. Friedrich v. Nagler (1770—1846), seit 1823 Generalpostmeister, 1836 Staatsminister.



Der König schien ganz erleichtert über diesen Ausweg, der ihn momentan aller Verlegenheit enthob.

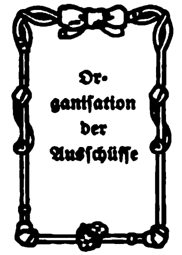


Es blieben meinem Bruder nur noch wenige Wochen bis zur Übergabe seiner Geschäfte. — Er benutzte die erste Unterredung mit Graf Arnim, um ihm in allgemeinen Zügen die Grundsätze und Ansichten darzulegen, die ihn bei der Führung des Ministeriums geleitet hatten, besprach mit ihm manchen Plan für die Zukunft, warnte ihn offen vor manchen Schwierigkeiten und Klippen, denen er erlegen sei, und endigte damit, ihm die Menschen, mit denen er so lange gearbeitet hatte, an das Herz zu legen.

Er glaubte, es sei Pflicht, in diesem Augenblick noch die Männer zu vertreten, die seine Absichten durchführen halfen, und denen man in höheren Kreisen die Schuld von manchen Anordnungen beimaß. — Ja, man war schon früher so weit gegangen, meinem Bruder durch Graf Stolberg raten zu lassen, er möge die Herren Seiffarth, Hesse und Mätzke entfernen, wolle er sich in seinem Amte halten. Es ist gewiß, daß die beiden erstgenannten Männer durch eine rücksichtslose Art in der Ausführung von Reskripten und Berichten meinem Bruder schadeten, und seinen Anordnungen oft eine Schärfe liehen, die Gelegenheit zu Ärgernis gab; aber es war doch immer in seinem Namen, mit seinem Wissen geschehen, und so konnte und wollte er sie nicht entgelten lassen, was man an ihm tadelte. Er wußte überdies, daß die beiden vorzüglich durch Herrn M. verdächtigt wurden und warnte seinen Nachfolger, diesem in seinen persönlichen Vorlieben und Antipathien nicht zu sehr zu folgen.

Aber nicht allein bei den hervorragenden Personen seines Ministeriums blieb er stehen; in der warmherzigen Empfindung, die ihn in diesem Augenblick beherrschte, nannte er Graf Arnim mehrere Unterbeamte, die ihm einer besonderen Erwähnung würdig schienen; und als er nach diesem Gespräche sichtlich bewegt zu Tische kam, glaubte er noch ein gutes Werk für diejenigen getan zu haben, die ihm Treue bewiesen hatten.





Es stellte sich nur zu bald heraus, daß diese Empfehlung keine günstigen Folgen hatte; denn kaum hatte mein Bruder das Haus verlassen, in dem ich krankheitshalber noch bleiben mußte, so war selbst dem Chef seiner Kanzlei und den beiden Kanzleidienern, die den Dienst bei ihm hatten, eine Stellung in den Bureaus angewiesen, die außerhalb des Ministeriums eingemietet waren. — Seiffarth und Hesse wurden kurze Zeit darauf entfernt. Ich vermag natürlich nicht zu beurteilen, inwieweit dem Grafen Arnim bei Übernahme des Postens Bedingungen in dieser Beziehung gestellt wurden. Ich kann aber kaum glauben, daß man diese bis auf die Unterbeamten erstreckte.

In den letzten Wochen seiner amtlichen Tätigkeit beschäftigte meinen Bruder noch besonders die Organisation der Ständischen Ausschüsse [1]), die im Oktober versammelt werden sollten. Er betrieb die Bearbeitung dieses Gegenstandes mit großen Eifer, und es war eine schwierige Aufgabe, die richtige Form zu finden, um einmal der liberalen Richtung die Möglichkeit abzuschneiden, in den Ausschüssen eine Konzession zu erblicken, — den Konservativen Vertrauen einzuflößen und doch der ganzen Institution Leben zu verschaffen. Es ward noch alles von meinem Bruder für die Zusammenberufung der Ausschüsse vorbereitet und nur drei Punkte blieben unerledigt, die der König später mit dem Staatsministerium beraten wollte:

1. Ob den Ausschüssen das Petitionsrecht bewilligt werden sollte?
2. Ob sie das Recht einer Dankadresse erhalten sollten?
3. Und ob ihnen die Vorlegung des Staatshaushaltes zugestanden werden sollte?

Schließlich wollte der König noch von seinen Räten hören, ob sie dafür stimmten, daß er eine Art Manifest bei der Eröffnung der Ausschüsse erlasse.

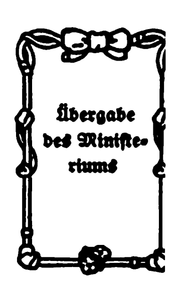
Die Zeit vor dem Abgange meines Bruders ward noch durch den Brand von Hamburg [2]) und die notwendigen Anordnungen für

[1]) Vgl. darüber Treitschke, a. a. O. V, S. 140 ff.

[2]) 5.—8. Mai 1842.



Versendung dorthin, Sammlungen usw. in Anspruch genommen, genug, die Arbeit erleichterte ihm die letzten peinlichen Wochen. Die Sitzung im Staatsministerium über die oben angeführten Fragen der ständischen Ausschüsse ward bis zum Herbst verschoben. — So nahte sich der Tag der Übergabe an Graf Arnim, der 16. Juni 1842.[1]) Die Räte des Ministeriums, nicht etwa die sich als Bevorzugte betrachteten, sondern auch die älteren, welche zuerst meinen Bruder mit Mißtrauen als ihren Chef aufnahmen, bewiesen ihm in diesen letzten Tagen eine Liebe, die ihm den Abgang noch erschwerte.



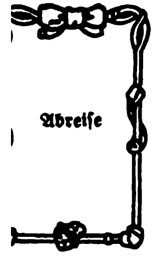
Übergabe des Ministeriums

Sie hatten dem in so vieler Beziehung geachteten Mann ein Andenken an die gemeinsam verlebten Zeiten überreichen wollen, eine Gabe, die ganz den Charakter der persönlichen Anhänglichkeit an sich trug. Doch scheiterte diese Absicht an Herrn M., der zu Anfang die Angelegenheit durch tausend kleine Bedenken und Hemmungen hinzog, bis er — gedrängt in seiner amtlichen Stellung als Direktor des Ministeriums — erklärte, es werde von oben herab ein jeder hervortretende Beweis des Bedauerns über den Abgang des Ministers als ein Tadel der königlichen Handlung betrachtet werden. Wolle man sich auch persönlich darüber hinwegsetzen, so würde man dem Mann, den man ehren wolle, nur schaden; denn man würde in den höheren Kreisen dieses öffentliche Hervortreten seiner Beamten als eine von ihm veranlaßte Sache betrachten.

Auf diese bestimmte Ablehnung von Herrn M. unterblieben die öffentlichen Beweise; aber desto lebendiger und rührender sprach sich die Verehrung seiner Untergebenen am 16. Juni bei der Übergabe aus. Der älteste Rat, Herr v. Bernuth, ein sonst schlichter, ja scheinbar trockner Mann, nahm das Wort und dankte meinem Bruder warm und beredt im Namen der übrigen Beamten; er hob die Führung der Geschäfte hervor, die durch Schärfe der Auffassung ausgezeichnet, stets das Überflüssige zu

[1]) Am 13. Juni war Rochows Entlassung veröffentlicht worden (am 3. Juni die Entlassung Schöns).





Abreise

vermeiden gewußt habe; — er deutete an, mit welcher Liebe ein jeder von ihnen gearbeitet habe, weil das Interesse und die Liebe für die Sache selbst von ihrem Chef ausgegangen sei; sein Patriotismus habe sich allen mitgeteilt. Wenn das Ministerium mit Stolz auf die Jahre der letzten Führung zurücksehen dürfe, so folge dem abgehenden Minister die wahre Liebe seiner Beamten, denn er habe in ihnen nicht nur Werkzeuge, sondern Menschen gesehen, und sein warmes Herz habe jedem einzelnen Vertrauen und Liebe eingeflößt, die ihm auch in die Ferne folgen würde. —

Mein Bruder und seine Frau waren an dem Tage zum Abschiedsdiner nach Sanssouci befohlen. Es fiel weder beim Ankommen noch beim Abschied ein Wort des Bedauerns. König und Königin wünschten ihm glückliche Reise und eine gute Kur in Gastein; auch sein Nachfolger war zugegen.

Am 18. Juni verließen sie Berlin. Alle Beamten vom ersten bis zum letzten versammelten sich in seinem Konferenzzimmer, obgleich sie ihm schon tags vorher Lebewohl gesagt hatten und geleiteten ihn mit Tränen in den Augen und warmem Händedruck an den Wagen.

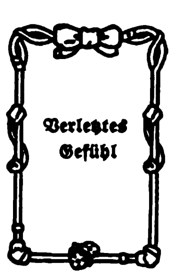
Sobald es mein Gesundheitszustand erlaubte, verließ auch ich das Ministerium, nachdem mich der Kammerdiener des Grafen (Arnim) in seinem Namen ersuchte, mein Zimmer so schnell wie möglich zu verlassen. — Ich fuhr anderen Tages in das nächste Wirtshaus, British-Hotel, um bei den mit fast ängstlicher Eile betriebenen Veränderungen im Hause nicht störend zu werden.

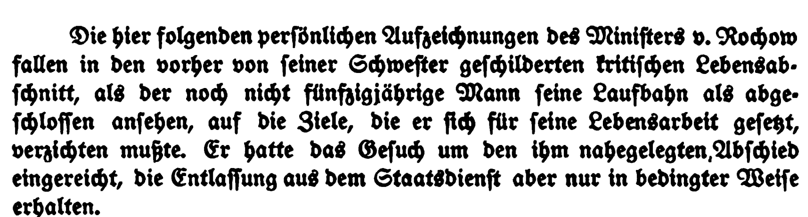
Ich hatte die Freude, meinen Bruder erholt und gekräftigt nach drei Monaten wiederkehren zu sehen. Fast an das Lächerliche streifte es, daß man ihn zur Erfüllung einer reinen Hofformalität gebrauchte. Man ernannte ihn zum Übergabe-Kommissarius der Prinzessin Marie (Tochter des Prinzen Wilhelm), die den Kronprinzen von Bayern heiratete. Er nahm es an, um sich nach den vielen Übertreibungen seines Krankheitszustandes als ein gesunder Mann bei den Vermählungsfeierlichkeiten zu zeigen.



Achtes Kapitel.

Aufzeichnungen des Ministers Gustav v. Rochow über die Vorgänge nach seiner Entlassung. (Oktober bis November 1842.)





Die hier folgenden persönlichen Aufzeichnungen des Ministers v. Rochow fallen in den vorher von seiner Schwester geschilderten kritischen Lebensabschnitt, als der noch nicht fünfzigjährige Mann seine Laufbahn als abgeschlossen ansehen, auf die Ziele, die er sich für seine Lebensarbeit gesetzt, verzichten mußte. Er hatte das Gesuch um den ihm nahegelegten Abschied eingereicht, die Entlassung aus dem Staatsdienst aber nur in bedingter Weise erhalten.

In den sonst grundsätzlich verschiedenen Parteien war eine immer stärkere Opposition gegen ihn herangewachsen, der er als Minister des Innern weichen mußte. Die Gegnerschaft richtete sich von manchen Seiten zwar mehr gegen seinen persönlichen Einfluß als seine Verwaltung, konnte aber nur aus diesem Gesichtspunkt geltend gemacht werden.

Zu dem Zeitpunkt, wo sein Bericht einsetzt, war sein Nachfolger bereits ernannt; Rochow wünschte seinem Gefühl nach in das Privatleben zurückzukehren. Die liberale Partei sollte indessen in seinem Abgang keinen Erfolg zu verzeichnen haben, seine Anhänger keinen Grund zu Besorgnissen finden. So vermochte der König seinen treuen Diener durch die Macht seiner Persönlichkeit dazu, noch scheinbar im Staatsdienst auszuharren; er hielt ihn hin, ohne ihm jedoch weiterhin einen nennenswerten Einfluß einzuräumen.

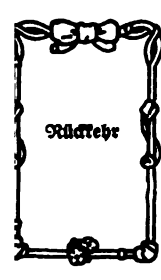
In solcher Lage erscheint die stark von persönlichem Gefühl beeinflußte Stimmung dieser Blätter wohl erklärlich. Sie spiegelt aber auch eine Gesinnung des Ministers seinem Könige gegenüber wieder, die in dieser Art heute manchem überschwenglich erscheinen mag. Vor allem zeigt sich das in dem weiterhin wiedergegebenen Brief Rochows an seinen Bruder, während er persönlich dem Monarchen gegenüber seinen Standpunkt wahrt. Mithin wird man die Echtheit seiner Treue nicht anzweifeln können.

Momente aus den Tagen der Rückkehr des Königs nach Berlin und resp. nach meiner Heimkehr aus Bayreuth 1842.[1])

Der König und die Königin waren am 3. Oktober nachmittags

[1]) Am 11. November 1842 niedergeschrieben.





4 Uhr[1]) eingetroffen. Ich begab mich gegen 6 Uhr auf das Schloß. Der Flügeladjutant Graf Solms[2]) sagte mir, der König befände sich bei der Toilette und stände im Begriff zum Grafen v. Nassau[3]) zu fahren. Unterrichtet von der damaligen Lage der Differenzen in der Ehe des Prinzen Albrecht, mußte ich mich bescheiden, daß mein Besuch in einen sehr ungünstigen Moment gefallen sei, und daß ich für diesmal auf nicht mehr als eine kurze Begrüßung und Bewillkommnung zu rechnen hatte. So geschah es denn auch; aber dieselbe blieb zurück hinter dem, was ich bei meinem langjährigen, persönlichen Verhältnis zum Könige, und was ich nach den, mir von meinem guten, allzugläubigen Bruder mitgeteilten Äußerungen des Königs hätte erwarten dürfen, weit zurück hinter dem, was ich seit länger als zwanzig Jahren nach so häufigen Trennungen bei jedesmaligem ersten Wiedersehen erlebt hatte.

Ich durfte einen Teil des Benehmens darauf schieben, daß Se. Majestät in dem Augenblick mit der Albrechtschen Sache und dem ihm bevorstehenden, sehr peinlichen Besuch beim alten König der Niederlande preokkupiert sei; indessen, der König war mir gegenüber sichtlich embarrassiert. Nach kurzen Fragen über meine Gesundheit und meine Erwiderung, daß ich mich als völlig hergestellt Sr. Majestät vorstelle, wurden die während der Reise von mir empfangenen Briefe berührt und die Frage an mich gerichtet: „Haben Sie mir etwas Geheimes allein zu sagen?“ Auf meine Antwort: nein, ich sei nur gekommen, um mich zu melden, entfernte sich der König mit den Worten: „Ach, lieber Bester, ich muß fort!“

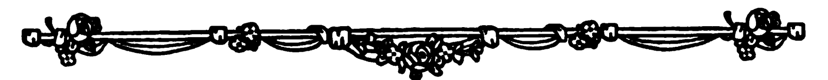
Ich begab mich zur Königin, ward von derselben in alter Weise empfangen und kehrte in meine Wohnung mit dem Entschluß zurück, mich nicht anders als auf ausdrücklichen Befehl zum König zu begeben.

---

[1]) Vom Rhein (Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Domes), aus Süddeutschland und Neuchâtel.

[2]) Oberstleutnant Reinhard Graf zu Solms-Laubach (geb. 1801).

[3]) Dem früheren König Wilhelm I. der Niederlande. Vgl. o. S. 378, Anm. 1.





Die Zeit aber der beiden folgenden Tage war für den König ungemein gedrängt. Zu den vielen Dingen, die nach einer so langen Abwesenheit, einer so langen Unterbrechung des kurrenten Geschäftsganges auf ihn eindrangen, gesellten sich nicht nur die Anordnungen zur nahe bevorstehenden Vermählung,[1] die in vielen, ja den wichtigsten Stücken noch seiner Entscheidung bedurften, sondern es trat jene oben berührte ernste, schmerzliche Familienangelegenheit hinzu. Es sind dies unglückliche Differenzen, welche in der Ehe des Prinzen Albrecht[2] ausgebrochen. Der Prinz hatte sich bereits im Sommer von seiner Gemahlin getrennt und bestand auf Trennung der Ehe. Die Prinzeß, unterstützt von ihrem Vater, protestierte gegen das Verfahren ihres Gemahls. Jetzt war ihr Vater und gleich darauf sie selbst in Berlin eingetroffen, und sie begehrte den Vermählungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Der Prinz hatte auf die Kunde ihrer Ankunft Berlin eilig verlassen und befand sich dermalen in Glienicke beim Prinzen Carl. Dorthin begab sich der König am 4. vormittags, angeblich, um das an diesem Tage stattfindende Geburtstagsfest des Prinzen zu feiern, und kehrte erst abends nach 5 Uhr zurück. Inzwischen waren Kuriere aus München eingetroffen, welche wegen der in Hof ausgebrochenen Scharlachfieberepidemie die Verlegung des Empfanges und der Übergabe der Prinzessin Marie von dort nach Bayreuth proponierten.

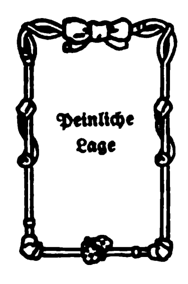
Der in diesen Tagen überaus gehetzte Fürst Wittgenstein hatte den König erst auf dem Schlosse erwartet. Die Albrechtsche Sache nahm wiederum den großen Teil der Zeit in Anspruch, dergestalt, daß der alte Mann erst nach 9 Uhr vom Schlosse heimkehrte und noch dazu durch die Anwesenheit des Prinzen Albrecht überrascht wurde, der ihn erwartete, um aus seinem Munde irgend eine Entscheidung des Königs in seiner Angelegenheit zu hören.

---

[1] Des Kronprinzen Maximilian von Bayern mit der Prinzessin Maria von Preußen (am 5. [12.] Oktober 1842).

[2] Prinz Albrecht, der jüngste Bruder Friedrich Wilhelms IV., war seit 1830 mit Marianne, Tochter des Königs der Niederlande, vermählt.





Er brachte die Bestimmung, daß die Abreise der Prinzeß zwa nach wie vor auf den 7. festgesetzt sei, daß Prinzeß Marie abe statt in Zeitz, in Gera übernachten und am 8. von Gera bi Bayreuth reisen solle.

Ich nahm aus dieser Veränderung und der mit derselbe verbundenen, vermehrten Schnelligkeit der Reise auf Rat de Grafen Lerchenfeld[1]) Veranlassung, mich zu bestimmen, meine Rei getrennt von dem großen Zuge zu machen und sie bereits am 6 anzutreten. Es gab mir dies den Vorwand, den Festen des 6. z entgehen und mein Erscheinen am Hofe und im Publikum blo auf die Vermählungsfeier selbst zu beschränken.

Dies entsprach überall meiner durch das Eigentümliche un Unbequeme meiner damaligen Lage bestimmten Neigung; es wurd aber zur Notwendigkeit erhoben durch einen Umstand, in dem ic nur für mich eine Kränkung und, sei es absichtlich oder unabsichtlic einen Fingerzeig erkennen mußte auf das, was ich von der Zukun zu erwarten habe. Die Sache ist zu wichtig für mich, zu charal teristisch an und für sich, als daß ich es unterlassen dürfte, ihre vollständigen Darlegung in diesen Blättern Raum zu geben.

Fast unmittelbar nach der Rückkehr aus Marienburg[2]) wurd dem König von den verschiedensten Seiten her kundgegeben, da seine Rede an die Stände in Königsberg, daß seine dem Herr v. Schön bezeigte Gnade und Huld im Osten und Westen di konstitutionell Gesinnten mit den kühnsten Erwartungen, seine und de Vaterlandes Freunde aber mit Trauer und Besorgnissen erfüll allgemein aber dem großen Publikum die Überzeugung gegebe habe, daß er mit der Zusammenberufung der Ausschüsse den Über gang zu einer reichsständischen Verfassung, wo nicht den Anfan derselben beabsichtige.

Während des Aufenthaltes am Rhein[3]) empfing der Köni

---

[1]) Maximilian Graf v. Lerchenfeld-Köfering war bayerischer Gesandte am preußischen Hofe.

[2]) Im September 1840, nach der Huldigung in Königsberg.

[3]) September 1842.



von dem Fürsten Solms-Lich[1]) auf die Eröffnung, daß Se. Majestät ihn zum Vorsitzenden der vereinigten Ausschüsse zu ernennen beabsichtige, die Erklärung: „daß Se. Majestät rücksichtlich der Wirksamkeit der Ausschüsse, bei dem Gegebenen nicht würde stehen bleiben können, daß die Bewilligung des Petitionsrechts, die Vorlegung des Staatshaushaltsplanes unerläßlich und als das mindeste von dem, was erwartet wurde, unweigerlich gestattet werden müsse." Der König, durch diese Äußerung aus dem Munde eines Mannes, der sich stets durch loyale Gesinnungen und konservative Grundsätze betätigt hatte, aufmerksam gemacht, forderte über dessen Anforderungen die Ansichten der beiden dort anwesenden Minister, der Herren v. Bülow[2]) und v. Bodelschwingh[3]), ein. Beider Äußerungen waren dem Verlangen des Fürsten Solms beistimmend.



Dies bewog den König zu dem Entschluß, unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Berlin, in einem abgehaltenen Konseil, das Gutachten des Staatsministeriums darüber zu vernehmen:[4])

1. ob den Ausschüssen das Petitionsrecht zu bewilligen, ob
2. ihnen die Einreichung einer Dankadresse zu gestatten sei, ob
3. ihnen der Staatshaushalt vorzulegen,
4. ob nicht zur endlichen Beseitigung aller Mißverständnisse über die Bedeutung und Bestimmung der Ausschüsse, wie überhaupt über des Königs Absichten, die Erlassung eines königlichen Manifestes ratsam sei, in welchem Se. Majestät noch deutlicher, als dies in der Berufung der Ausschüsse geschehen, erklären werde, daß Se. Majestät bei der von des hochseligen Königs Majestät verliehenen provinzialständischen Verfassung stehen bleiben, und die Organisation der Ausschüsse lediglich als den Schlußstein dieses Systems betrachtet wissen wollte.

---

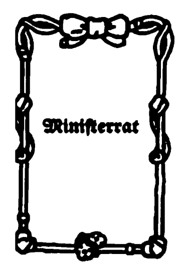
[1]) Friedrich Ludwig Fürst zu Solms-Lich und Hohen-Solms (1805—1880), seit 1837 Mitglied des Staatsrats, später auch des Herrenhauses.

[2]) Minister des Auswärtigen, s. o. S. 410 Anm. 1.

[3]) Finanzminister, s. o. S. 294, Anm. 3, S. 408, Anm. 2.

[4]) Vgl. o. S. 426.





Am Morgen nach der Rückkehr vom Rhein[1]) hatte der König den beiden Kabinettsministern Thile und Alvensleben eröffnet, daß er fest entschlossen sei, ein solches Manifest zu erlassen, daß er einen Entwurf dazu nach seiner mündlichen Anweisung durch den Oberst v. Radowitz habe ausarbeiten lassen. Gedachter Manifestentwurf[2]) soll die Erklärung enthalten haben, daß der König fest entschlossen sei, niemals weder eine Konstitution noch eine reichsständische Verfassung zu geben, daß Se. Majestät vielmehr bei der Provinzialstände-Verfassung stehen bleiben und Reichsstände nur in dem einzigen Falle der Notwendigkeit neu zu kreierender Schulden und in diesem Falle die sämtlichen Provinziallandtags-Versammlungen aller Provinzen als Reichsstände zusammenberufen wolle.

Dieses sollte zum Grunde einer Beratung gelegt werden, welche am folgenden Tage, also am Tage nach der Vermählung, jedoch nicht mit dem gesamten Staatsministerium, sondern nur mit einigen ausgewählten Mitgliedern desselben gehalten werden sollte. Einem jeden wird die Wichtigkeit der Aufgabe einleuchten, welche der König seinen vertrautesten Räten in der bevorstehenden Beratung stellte. Es handelte sich unstreitig um die wichtigste Frage des Tages, ich möchte sagen um eine Lebensfrage des preußischen Staates, die in ihrer Entscheidung jedenfalls von den wichtigsten Folgen für die künftige Regierung des Königs sein mußte.

Ich war seit länger als zwanzig Jahren sowohl unter der vorigen wie unter der gegenwärtigen Regierung bei allen wichtigen Staatsfragen beteiligt, seit mehr als zwanzig Jahren der politische Vertraute des Kronprinzen und jetzigen Königs, einer der ersten und tätigsten Mitarbeiter an dem Werke der Herstellung der Provinz- und Kreisstände, seit fast neun Jahren derjenige, welchem als Departementschef die Leitung und Entwickelung derselben anvertraut war, dem der König in neuer Zeit vor und nach dem Landtage von 1840—1841 die Ausführung der Erweiterung pro-

1) Am 4. Oktober.

2) Beendet am 4. Oktober 1842. Abgedruckt bei Hassel, Radowitz I, S. 371ff.



vinzialständischer Verfassung übertrug, und der es auf sich genommen und durchgeführt hatte — als der König seinen Willen wegen der Ausschuß-Zusammenberufung anfänglich ohne Beirat seiner Minister und nachher gegen den Rat von deren Mehrheit kundgegeben — die Einleitung dazu vorzubereiten.

Ausschließung Rochows

Vor wenigen Monaten hatte mich der König mit Gewalt in seinem Dienst zurückgehalten, versichernd, daß seine Regierung meinen Rat nicht entbehren wolle. Wie hätte ich, wie hätte ein dritter glauben sollen, daß der König es unterlassen würde, mich da zuzuziehen, wo er über jene Fragen Rat pflegen wollte? Und doch geschah es also. Der König beruft für diese wichtige Angelegenheit ein Konseil auf den Tag nach der Vermählung, vormittags 10 Uhr, bestehend aus den beiden Kabinettsministern Thile und Alvensleben, dem Grafen Stolberg, den Ministern Graf Arnim, Bodelschwingh, Bülow, Savigny, Eichhorn und dem Kriegsminister v. Boyen. (Es waren also ausgeschlossen: Nagler, Rother[1]), Mühler, Ladenberg[2]) und ich.) Kaum kann ich annehmen, daß meine Weglassung auf einem Übersehen vonseiten des Königs beruhte. Er hatte mich gesehen, er kannte meine Anwesenheit in Berlin, er wußte zurzeit der Anordnung des Konseils noch nicht, daß ich von hier vorausreisen wollte; er erfuhr dies erst am 5. abends durch Fürst Wittgenstein. Jedenfalls hätte ihn des Fürsten Mitteilung und meine eigene Anzeige am Schlusse des Festes daran erinnern können.

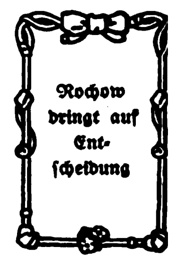
Gleichviel aber, ob meine Ausschließung auf einem Versehen oder auf Absicht beruhte, in dem einen wie in dem anderen Falle liegt in derselben über die mir zugefügte Kränkung hinaus eine

---

[1]) Christian (v.) Rother (1778—1849) hatte sich ganz von unten heraufgearbeitet, wurde 1820 Chef der Seehandlung, 1831 geadelt und zugleich Präsident der Staatsschuldenverwaltung, 1836 Staatsminister. Als Präsident der Staatsschuldenverwaltung (bis 1848) erwarb er sich große Verdienste.

[2]) Philipp v. Ladenberg (1769—1847) wurde 1817 Chef der Generalkontrolle der Finanzen, 1823 der Oberrechnungskammer, 1835 der Domänen-, Forst- und Jagdverwaltung, 1837 Staatsminister. 1842 nahm er seine Entlassung.





Rochow dringt auf Entscheidung

Bestimmung meiner Zukunft, zum mindesten ein Fingerzeig für mein nunmehriges Verhalten. War es Übersehen, was meine Ausschließung veranlaßte, so zeigte mir dies deutlich, daß eine dreimonatliche Trennung[1]) hingereicht hatte, eine zwanzig Jahre lange Gewohnheit auszulöschen, und die Ansicht der Unentbehrlichkeit, welche der Monarch mir noch bei der Trennung zu erkennen gegeben, gänzlich zu vernichten. Lag aber Absicht darin, so konnte sie ihren Grund darin haben, daß der König sowohl den Konservativen als den Liberalen gegenüber es für rätlich hielt, seinen Weg in der Weiterentwicklung der ständischen Angelegenheiten des Landes ohne mich zu gehen; oder der König konnte inzwischen zu der Überzeugung gelangt sein, daß seine Regierung ohne meinen Namen nicht nur bestehen könne, sondern daß mein Name derselben nachteilig sei und es also rätlich sei, ihn zu beseitigen.

Die Erforschung, welche dieser Voraussetzungen die richtige sei, könnte allerdings für das Studium des Charakters und der Handlungsweise des Königs ein Interesse gewähren; für mich ist es aber ganz einerlei, welche derselben zutrifft. Alle kommen in ihren Resultaten für mich dahin überein, daß sie mich nötigen, auf eine Entscheidung über mein Schicksal zu bringen, — daß sie mir ebensowohl dem Könige gegenüber wie meinem Gewissen und meiner Ehre die Pflicht auferlegen, mich jedweder Dauer meiner gegenwärtigen ganz haltlosen Stellung zu entziehen.

Als der König mir kundgab, daß er meine Entbindung von der Leitung des Ministeriums des Innern für gut und für notwendig hielt, da bot er mir gleichzeitig drei andere Dienststellen an.[2]) Ich lehnte sie ganz ab und bat um meine gänzliche Entlassung aus dem Dienste, weil ich überzeugt war, daß es gut, ja nötig sei, daß ich mit der Abgabe meines Ministeriums mein ganzes öffentliches Leben beschließe. Der König verweigerte meine Entlassung; vorgebend, daß er meine Dienste nicht entbehren möge, wiederholte er die Darbietung der von mir ausgeschlagenen Stellungen. Als

[1]) Rochow war mit seiner Frau nach Gastein gereist. Vgl. o. S. 428.

[2]) Vgl. o. S. 416.



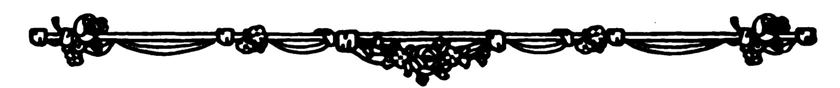
ich mich in der schweren Notwendigkeit befand, deren Annahme abermals von mir zu weisen, aber mich erbot, im königlichen Dienst zu bleiben, falls der König mir ein Amt übertragen wolle, mit dem eine wirklich eingreifende Tätigkeit und Aussicht auf Erfolg meiner Anstrengung verbunden sei, da erfolgte eine erneute Abschiedsverweigerung und der Vorbehalt, daß Se. Majestät über meine Dienste in angemessener Weise disponieren wolle, sobald ich von meiner, zur Wiederherstellung meiner damals ganz zerrütteten Gesundheit mir gleichzeitig bewilligten Urlaubsreise körperlich hergestellt und heimgekehrt sein würde. Gleichzeitig erfolgte die Bestimmung, daß ich vorläufig bis zu anderweitiger Anstellung Sitz und Stimme im Staatsministerium und Staatsrat und den vollen Bezug meines bisherigen Gehaltes beibehalten solle.

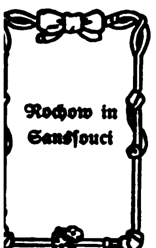


Ich habe mich dem Könige bei meiner Rückkehr als völlig hergestellt und zur Bearbeitung von Geschäften körperlich befähigt vorgestellt. Der König hat mich aber durch sein Schweigen mindestens darüber in Zweifel gelassen, ob er die frühere Absicht noch festhält, mir in den oberen Regionen der Verwaltung eine Wirksamkeit anzuvertrauen. Das Eingehen auf die proponierte Stellung als nominell-aktiver Staatsminister mit Sitz und Stimme in den obersten Beratungsstellen, mit vollem Gehalt bei sonst völliger Untätigkeit, war nach meiner Rückkehr nur möglich, überhaupt eine Dauer meines jetzigen Verhältnisses nur dann, wenn der Übergang in ein definitives würdiges Verhältnis mir vor Augen gestellt, und wenn ich im Besitz des Vertrauens des Königs in politischen Dingen erhalten worden wäre. Bei dem Mangel beider ist das Eingehen ferner nicht möglich, die Lage nicht mehr haltbar.

Diese Auffassung der Sachlage trat mir sogleich klar vor Augen; der Zeitpunkt war indessen zum sofortigen Handeln nicht geeignet. Zunächst mußte ich meine Rückkehr von Bayreuth und nach dieser abwarten, ob der König vielleicht alsdann die Angelegenheit gegen mich berühren würde.

Ich kehrte am 12. Oktober nachmittags 4 Uhr nach Berlin zurück und begab mich am 13. vormittags nach Sanssouci. Der





König war im Vortrag. Ich ließ mich bei der Königin melden und ward von ihr mit der alten Huld, der alten herzlichen Freundlichkeit und völliger Unbefangenheit aufgenommen. Die Ergebnisse meiner Reise und meines Auftrages boten reichhaltigen Stoff zum Erzählen meinerseits, und daran knüpfte sich die Unterhaltung über tausend andere Gegenstände, die von beiden Seiten mit Unbefangenheit geführt wurde.

Nachdem ich mich wohl eineinhalb Stunden bei der Königin aufgehalten hatte, trat der König ein. Er war durch meine Anwesenheit überrascht, bewillkommnete mich aber ganz freundlich und brach sofort in Lamentos darüber aus, daß er heute wegen des Todestages des Königs Max von Bayern [1]) mit der Königin en retraite speisen müsse. Die Königin, das Lamento auf meine Anwesenheit beziehend, erbot sich sogleich, nunmehr mit dem Hofe zu speisen; als aber der König darauf sagte, daß ja auch Boyen und Senfft-Pilsach [2]) da wären, erwiderte die Königin: „Nein, nein, zu diesen Herren komme ich nicht heraus; die habe ich alle Ellenlang hier; Rochow haben wir seit vier Monaten nicht gehabt; wär' es der allein, so würde ich draußen gegessen haben!" Der König schwieg, und nach einer Pause hob Se. Majestät, vor dem Kamin stehend, an: „Ich habe Ihnen eine recht indiskrete Frage zu tun, oder vielmehr eine Bitte vorzutragen," (ich war äußerst gespannt), „wäre es Ihnen möglich," fuhr Se. Majestät fort, „übermorgen nach Paretz zu kommen?" (Zu seinem Geburtstag.) „Sie würden mir eine große Freude damit machen." Ich erwiderte, wie sich von selbst versteht, daß ich mit tausend Freuden der so gnädigen Einladung folgen werde und Sr. Majestät sehr dankbar sei für die huldreiche Erlaubnis, Allerhöchstdemselben persönlich meine Glückwünsche darbringen zu dürfen.

Hierauf sagte die Königin, sie habe eigentlich den wahren Herzenswunsch, daß ich den Abend zum Tee bleiben möchte, sie

[1]) Am 13. Oktober (1825).

[2]) Ernst Frhr. Senfft v. Pilsach auf Gramenz in Hinterpommern, geb. 1796, war damals dem Hausministerium attachiert, später Oberpräsident von Pommern. Vgl. über ihn Treitschke, a. a. O. Bd. V., S. 26 f.





ängstige sich aber, mir zu proponieren, die Nacht zu bleiben, da ich mehrere Male dort krank geworden. Der König fiel gleich ein mit der Proposition, daß ich ja das göttliche neue grüne Zimmer in dem Neubau beziehen könne, was er nach meinem Traum in Königsberg habe einrichten lassen. Die Königin schlug dagen das Stadtschloß vor; und immer ihre Besorgnis für meine Gesundheit äußernd, bemerkte sie: „Es ist heute der einzige Abend, wo ich etwas von Ihnen haben kann, da heute einmal Babels[1]) und Glienickes[2]) nicht hier sind, und wir also einen Abend nach guter alter Weise mit Ihnen verleben könnten!"

Ich war in der Tat ergriffen von der Güte der Königin; früher hatte ich ähnliches häufig erlebt; jetzt bewegte es mich. Ich ergriff die Hand der Königin, sah sie bedeutungsvoll an und sagte: „Ich danke Ew. Majestät!" Dann sagte ich, ich bliebe, und sollte ich biwakieren und morgen an der Krücke gehen. — Der König entfernte sich darauf, um dem holländischen General Graf Stirum eine Audienz zu erteilen, mit den Worten: „Nun, heute nach Tisch sehen wir uns."

Ich begab mich hierauf zu den Damen und speiste in ihrer und unsres alten Freundes und Hofgenossen Massow[3]) Gesellschaft. Nach Tisch ging ich hinauf: Se. Majestät waren bei der Toilette. Nach kurzem Harren erfuhr ich, daß der König spazieren gegangen sei, und Meyerinck[4]) sagte mir, er würde mich nicht sprechen, da ich ja den Abend und die Nacht hierbliebe. Ich kehrte zu meiner Nichte[5]) zurück, um dort die Zeit bis zum Thee zu verbleiben. Um 7 Uhr trat ein Jäger ein und meldete, daß Se. Majestät mich erwartete, mir aber zugleich sagen ließ, ich möchte doch noch einmal

---

[1]) Babelsberg, Wohnsitz des Prinzen Wilhelm (späteren Kaiser Wilhelms I.).

[2]) Glienicke, Wohnsitz des Prinzen Karl.

[3]) Ludwig v. Massow auf Demnitz war bis vor kurzem Hofmarschall des Kronprinzen und Königs gewesen.

[4]) Der jetzige Hofmarschall.

[5]) Bertha v. d. Marwitz, Hofdame der Königin Elisabeth. Vgl. o. S. 266, Anm. 1.



Gespräch mit dem König

das grüne Zimmer ansehen, dasselbe wäre auf allerhöchsten Befehl geheizt und zu meiner Aufnahme bereitet; vielleicht würde ich dasselbe doch der Wohnung im Stadtschlosse vorziehen. Ich führe alle diese Details an, um zu zeigen, wie das königliche Paar in allen persönlichen Beziehungen gütig und wohlwollend war und mich keinen Unterschied gegen sonst merken ließ.

Desto größer aber ist der Abstand mit der Behandlung, die mir als Staatsmann zuteil geworden. Als ich in das Arbeitszimmer des Königs eintrat, fand ich ihn am Schreibtisch sitzend, die Königin ihm schräg gegenüber. Sie stand auf, um hinauszugehen. Der König darauf: „Liebe Alte, bleibe doch hier!" — Die Königin sah ihren Gemahl groß an und erwiderte: „Ich bin heute Vormittag über eine Stunde allein mit Rochow gewesen, du hast ihn aber noch gar nicht gesprochen!" Die Antwort des Königs zeugte dermaßen von Verlegenheit, daß die Königin lachend im Herausgehen sagte: „Se. Majestät sind ganz konfus! ich glaube, die Promenade hat dich konfus gemacht, lieber Alter!"

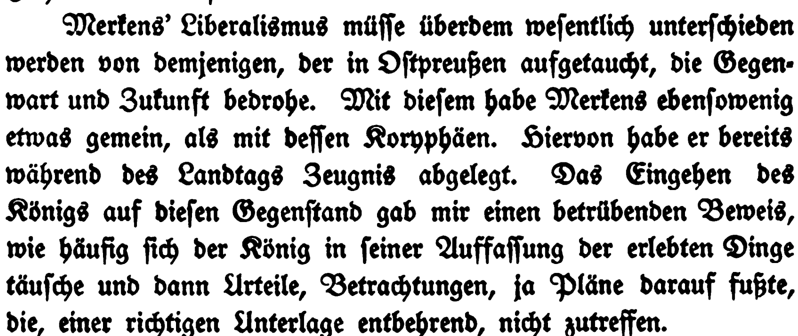
Ich befand mich nun allein mit dem König, ihm gegenübersitzend. Sein Schweigen und seine Physiognomie zeigten sichtlich seinen Embarras; ich wollte keinen Vorteil aus dieser Situation ziehen, beeilte mich vielmehr, ihm eine Brücke zu bauen und sagte: „Ew. Majestät werden wahrscheinlich eine kleine Relation meiner Reiseabenteuer vernehmen wollen;" und sofort begann ich dann eine launige Erzählung alles dessen, was sich auf meiner Reise nach Bayreuth zugetragen. Es gelang mir hierdurch, den König à son aise mir gegenüber zu setzen und den alten Ton wiederzufinden. Es knüpfte sich denn auch an meine Erzählung ein das Hundertste und Tausendste berührendes Gespräch, wie ich es so häufig mit dem Herrn gehabt, ganz in der alten Weise, ich darf sagen, mit gegenseitiger Liebenswürdigkeit, und fast mit mehr abandon von seiner wie von meiner Seite. Auch nahm das Gespräch häufig einen politischen Charakter an, wenigstens sprang es zuweilen über auf politische Erscheinungen der Gegenwart. In Vervollständigung des Bildes, welches ich in den gegenwärtigen



Blättern der Nachwelt übergebe, will ich nur einiges hiervon anführen.



Der König berührte, als er von seinem Aufenthalt am Rhein sprach, das Zerwürfnis zwischen Loë und seinen Standesgenossen.[1]) Er sagte bei dieser Gelegenheit: „Den Loë müssen wir ja recht scharf im Auge behalten," (ich glaube, er meinte in dem Augenblick noch mit dem Minister des Innern zu sprechen), „ich werde mich gar nicht wundern, wenn er über kurz oder lang mit dem Präsidenten der rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft (Kaufmann Merkens aus Köln) Hand in Hand ginge." Ich erwiderte, daß ich Se. Majestät schon vor langer Zeit auf die Gefährlichkeit des Charakters von Loë aufmerksam gemacht hätte, und daß Herr Merkens, als ein altes Parteihaupt der Liberalen auf dem rheinischen Landtage, gegenwärtig ein bei weitem weniger bedeutender Führer als Loë sei.



Merkens' Liberalismus müsse überdem wesentlich unterschieden werden von demjenigen, der in Ostpreußen aufgetaucht, die Gegenwart und Zukunft bedrohe. Mit diesem habe Merkens ebensowenig etwas gemein, als mit dessen Koryphäen. Hiervon habe er bereits während des Landtags Zeugnis abgelegt. Das Eingehen des Königs auf diesen Gegenstand gab mir einen betrübenden Beweis, wie häufig sich der König in seiner Auffassung der erlebten Dinge täusche und dann Urteile, Betrachtungen, ja Pläne darauf fußte, die, einer richtigen Unterlage entbehrend, nicht zutreffen.

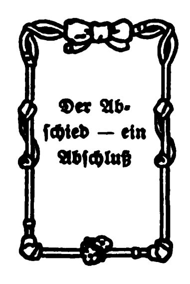
Diese Wendung des Gesprächs führte den König auf die ostpreußischen Verhältnisse. Der König versicherte, daß er auf alles Böse, was von dorther kommen könne, gefaßt sei und Gegenmittel parat hätte; er glaubte aber, daß sich bereits eine mächtige Reaktion gegen den königsberger Liberalismus herausstelle. Ich gab zu, daß die dreiste und gotteslästerliche Sprache der Königsberger Zeitung bei vielen Redlichen Ekel und Mißfallen errege; indessen zeige . . .[2]) denn doch, in welchem Grade die liberale Partei eine

---

[1]) Vergl. o. S. 405.

[2]) Diese Stelle ist unlesbar.





Der Abschied — ein Abschluß

Macht über das große Publikum ausübe. Der König gab dies zu und ging zum Herrn v. Schön über, äußernd: er sei doch sehr gespannt, ob Schön die Wahl eines Landtagsdeputierten annehmen würde. „Tut er es, so begeht er eine Inkonsequenz, denn er hat erklärt, daß die Annahme der Wahl in seinen Verhältnissen unpassend sei."

Ich bemerkte, daß ich hierin dem Herrn v. Schön nur beitreten könne; ein hochstehender Staatsdiener müsse, wenn er aus dem Dienst seines Herrn geschieden — besonders wenn dies wegen Unvereinbarkeit der Ansichten geschehen — sein politisches Leben, solange er sich außer Dienst befinde, als abgeschlossen betrachten; für ihn sei eine andere Wirksamkeit als die im Dienst seines Herrn nicht denkbar.

Der König nach einigen Besinnen: „Tadeln Sie den Minister Stein, daß er das westfälische Landtagsmarschall-Amt angenommen?" — Ich: „Nein, denn Herr v. Stein war sich, als er es tat, der damaligen Übereinstimmung mit den Ansichten und Absichten des hochseligen Königs, wie des eignen Entschlusses bewußt, in diesen Ansichten zu handeln."

Nachdem ich bei dieser Gelegenheit angeführt, daß gerade in jener Zeit, im Herbst 1825, eine Unterredung und Verständigung zwischen dem hochseligen Könige und Herrn v. Stein in Koblenz stattgefunden, nahm die Unterhaltung allmählich eine andere, nicht politische Richtung an. Es war spät geworden, und als der König dies gewahr ward, sagte er: „Es ist spät, Sie müssen zum Tee, sonst schmält Elise! Ich komme Ihnen gleich nach!"

Ich begab mich in das Zimmer der Königin, und so hatte ich mich über eineinhalb Stunden dem Könige allein gegenüber befunden, aber meiner gegenwärtigen, wie meiner zukünftigen Verhältnisse war mit keinem Worte Erwähnung geschehen.

Der König kam wenige Minuten später; ich saß neben ihm; die Unterhaltung war an diesem Abend lebhaft und belebend, aber es waren vornehmlich der König und ich, die sprachen. Beim Auseinandergehen rief der König, meine Hand nehmend, aus:



„Ach, das war ein Abend, wie ich ihn lange nicht gehabt habe! Wie danken wir Ihnen, daß Sie geblieben sind! Also auf Wiedersehen in Paretz!"



Ich begab mich in das grüne Traumzimmer, welches wirklich charmant ist. Am anderen Morgen schickte die Königin und ließ sich erkundigen, wie ich geschlafen und ob ich mich wohl befände? — Ich schreibe dies hier nieder, um zu zeigen, wie gütig die Königin besorgt war um meine Gesundheit und wie sie mich als alten Freund des Hauses behandelte. Der alte Rochow war restituiert, der Staatsmann aber gänzlich beiseite geschoben. Ich kehrte nach Berlin zurück mit dem festen Entschluß, je eher, je lieber auf meine, auch formelle Entlassung aus dem Dienst zu dringen.

Am 15. begab ich mich nach Paretz. Die Aufnahme, welche mir dort zuteil wurde, war der in Sanssouci vollkommen entsprechend. Vom König vernahm ich fast keinen Ruf als „Roff" und „Rochow". Die Königin drang darauf, daß ich mit den drei kleinen Prinzessinnen[1]) an einem Pfeifertisch dicht neben der königlichen Tafel sitzen mußte. Dies führte dahin, daß der König sich viel mit mir unterhielt, jedoch stets über die gleichgültigsten Dinge. Ich bat den König, daß ich mich nach seinem Geburtstag wieder nach Reckahn begeben dürfe; ich erhielt die Antwort: „O Lieber, Bester, tun Sie doch was Sie wollen." —

Nach Tisch hatte ich ein Gespräch mit dem Prinzen von Preußen. Se. Kgl. Hoheit bat mich, von der Rückkehr nach Reckahn abzustehen und vielmehr in Berlin zu verbleiben, um dort im Staatsministerium zu wirken. Ich legte in kurzem die Gründe dar, die mich bestimmten, mich womöglich solange von Berlin fern zu halten, bis über meine Zukunft definitiv entschieden sein würde, und erwähnte auch das am Tage meiner Abreise nach Bayreuth gehaltene Konseil; meine Nichtzuziehung zu demselben stelle mir den Gesichtspunkt für meine jetzige Lage.

---

[1]) Luise (geb. 1829), Tochter des Prinzen Karl; ihre Schwester Anna (geb. 1836) und Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht (geb. 1831) werden gemeint sein.





Der Prinz ließ sich herbei, mir auseinanderzusetzen: sämtliche Minister hätten sich gegen den Erlaß des in Frage stehenden Manifestes erklärt; der König ließ sich durch ihre Proteste bewegen, davon zu abstrahieren (ein Beweis dafür, daß es Sr. Majestät mit der Sache nicht mehr recht ernst gewesen ist). Ferner ist beschlossen worden, den Ausschüssen weder das Petitionsrecht einzuräumen, noch ihnen die Einreichung einer Dankadresse zu gestatten. Dagegen hat der König, im Gegensatz zu allen Ministern, es als seine feststehende Absicht erklärt, nicht nur den Ausschüssen, sondern auch jedenfalls den Provinzialständen eine ausführliche Darlegung des Staatshaushaltsplanes vorlegen zu lassen, und später den letzteren entweder einzeln einer jeden, oder in einer Versammlung aller Provinzialstände, den Etat der jetzt aufkommenden Steuern vorzulegen, mit der Aufforderung, die annoch fehlende, aber nach deutscher Verfassung notwendige ständische Genehmigung des Fortbezuges dieses Steuer-Maximums für die Dauer seiner Regierung zu erteilen. Gleichzeitig wolle der König das Versprechen geben, daß eine Erhöhung dieses Maximums nicht anders als nach eingeholter Genehmigung der Stände erfolgen solle. — Der König habe dem Widerspruch seiner Minister entgegengesetzt, er sei vor allem deutscher Fürst und wolle wie ein deutscher Fürst mit seinen Ständen regieren.

Mir entfielen die Worte: „Ach, möchte der König vor allem eingedenk sein, daß er König von Preußen ist!"

Dieser Beschluß des Königs gibt mir Aufschluß über des Königs Auffassung seiner Stellung und der seines Landes, der wieder soviel von seinen politischen Phantasien und Plänen zugrunde liegt. Der König hat sich ein Ideal von einem deutschen Fürsten und einem deutschen Regiment gebildet und vergißt dabei die Realität der Verhältnisse, wie sie sich in der zweihundertjährigen Geschichte seiner großen Vorfahren herausgebildet haben, den Standpunkt, der ihm hierdurch angewiesen ist und der wenigstens nicht mit einem Male verlassen werden kann. Jedenfalls würde ihm offen zu sagen sein, daß das, was er beginnen wolle, das wirkliche



Aufgeben eines Rechtes seiner Krone involviere, welches diese seit dem Großen Kurfürsten unbestritten besitzt, welches ohne Zustimmung der Agnaten aufzugeben er nicht berechtigt ist, und welche Aufgabe ihn unfehlbar aus der Reihe der großen Mächte streichen müsse.



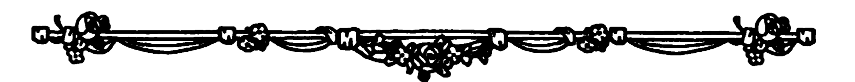
Dies sind Betrachtungen, die ich dem König selbst vortragen, nicht aber dem Prinzen von Preußen hinter seinem Rücken offenbaren mochte. Als der Prinz meine Ansicht über die Sache einforderte, äußerte ich mich ungefähr in folgender Weise: So wie die Sachen jetzt ständen, würde ich mich für den Erlaß des Manifestes ausgesprochen haben, aber nur unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen, nämlich:

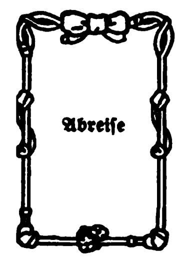
1. daß es mit der Erklärung des Königs, von Reichsständen zu abstrahieren und bei den Provinzialständen durchaus stehenbleiben zu wollen, dem Könige völliger und tiefer Ernst sei; daß er und seine Minister sich überzeugten, daß, wenn dem so sei, er auch diesem nunmehr fest adoptierten Grundplan gemäß zu regieren habe, daß der König:

2. sich klar mache, wie er mit dieser Erklärung der sogenannten öffentlichen Meinung den offenen Krieg erkläre, in einer Weise, die heftige Angriffe nicht nur durch Zeitungen und Broschüren zur Folge haben müßte. Der König und seine Minister müßten darauf vorbereitet sein, denselben zu begegnen, und sich nicht im konsequenten Innehalten ihres Weges irre machen lassen.

Der Prinz hielt meine Ansicht für beachtenswert und glaubte, die Weigerung der Minister der Besorgnis über das Nichtzutreffende meiner Voraussetzungen zuschreiben zu müssen.

Des anderen Tages besuchte ich Alvensleben. Er nahm meine Mitteilung darüber, daß ich mich zur Rückkehr nach Reckahn entschlossen habe, sehr indifferent und zerstreut auf. Er war vornehmlich mit der Frage preokkupiert, wo und in welcher Weise er den Ausschüssen ein offizielles Diner applizieren solle. Als er gar nicht aufhören wollte mit seinem Gerede über diesen Gegenstand, sagte ich etwas unwillig: „Nun, ich gratuliere dem geheimen

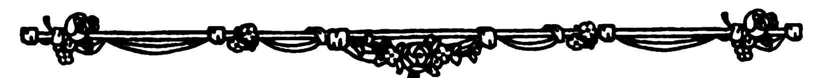




Ratgeber des Königs, wenn die vereinten Ausschüsse ihm keine andere Verlegenheit bereiten, als über die Frage, wo und wie er ihnen zu essen geben soll." Nachdem er sich hierauf nun etwas ermannt, kramte er dies und jenes aus über den gegenwärtigen Stand und Gang der Dinge. Was meine Person betrifft, so erwähnte er eine Äußerung des Königs: man müsse doch mit der Entfernung Müfflings vom Staatsratspräsidium jetzt Ernst machen, da ich wieder da sei. Er meinte indessen, daß seines Wissens dieserhalb keine Schritte vorbereitet seien. Als ich darauf erwiderte, daß dies, sowie die Personen und Verhältnisse nun einmal lägen, sich schwerer werde ins Werk setzen lassen als im Frühjahr, tat er die Äußerung: „Wenn man will, würde es allenfalls gehen, aber Thile und Stolberg werden es ihm nicht fertig bringen."

Tags darauf, am 17., ward ich durch ein Staatsministerialzirkular davon in Kenntnis gesetzt, daß die Ausschüsse am 18. in Gegenwart sämtlicher Minister eröffnet werden sollten; daß der König vorher die Präsentation aller Ausschußmitglieder in Gegenwart sämtlicher Minister annehmen und nach 11 Uhr der Staatsministerialsitzung beiwohnen wolle; daß endlich sämtliche Minister eingeladen seien zu dem um 3 Uhr im Rittersaale stattfindenden Diner. Ich vermerkte auf dem Zirkular, daß ich behindert sei zu erscheinen, indem ich im Begriff stände, mit Erlaubnis des Königs nach Reckahn zurückzukehren; außerdem beeilte ich mich, dem Staatsministerium meine Abreise in einem offiziellen Schreiben zu notifizieren. Am 18. früh reiste ich ab.

Mein Entschluß, ein erneutes Abschiedsgesuch einzureichen, stand fest. Da ich indes nach Alvenslebens Mitteilung einerseits annehmen durfte, daß der König, wenn auch vielleicht nur vorübergehend, sich damit beschäftigt hatte, durch Entfernung Müfflings mir eine andere Stellung zu geben, so konnte ich mir andererseits nicht verhehlen, daß das Zusammentreffen meiner plötzlichen Abreise mit dem Zusammentritt, ja der feierlichen Eröffnung der Ausschüsse, der ersteren den Anschein einer politischen, fast oppositionellen Demonstration verlieh; so hielt ich es der pflichtmäßigen Rücksicht-

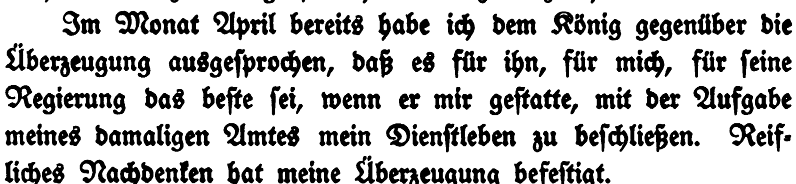


nahme des Untertanen und Dieners entsprechend, wenn ich den beschlossenen Schritt bis zu meiner Rückkehr von Reckahn aussetze.



Trennung aus Überzeugung

Nach einem Aufenthalt von drei Wochen bin ich im Begriff, morgen, den 12. November, nach Berlin zurückzukehren. Ich habe hier in Reckahn in völliger Zurückgezogenheit eine Ruhe, einen inneren und äußeren Frieden gefunden, den ich in einer langjährigen, glatten Laufbahn stets ersehnt, aber stets entbehrt habe. Die Sorge für meine kranke Schwester, die Notwendigkeit, die Entscheidung meines Schicksals nicht länger hinauszuschieben, konnten mich allein dazu bewegen, nach Berlin zurückzukehren.



Im Monat April bereits habe ich dem König gegenüber die Überzeugung ausgesprochen, daß es für ihn, für mich, für seine Regierung das beste sei, wenn er mir gestatte, mit der Aufgabe meines damaligen Amtes mein Dienstleben zu beschließen. Reifliches Nachdenken hat meine Überzeugung befestigt.

Unter der vorigen Regierung war ich der Mann der eigenen Wahl des Königs und war mir bewußt, daß der Weg, den ich ging, im wesentlichen seine Billigung erhielt. Den jetzigen König habe ich in seine Regierung begleitet als langjähriger Freund, als politischer Vertrauter und anfangs als sein Werkzeug. Indessen hatte kaum ein Jahr hingereicht, um ihn davon zu überzeugen, daß ich das Werkzeug nicht sei, wie er es haben wollte, mich, daß es mir ebenso unmöglich sei, ihm blindlings in allen seinen labyrinthischen Wegen zu folgen, als ihn auf einer graden, ebenen Bahn festzuhalten.

Meine persönliche Zuneigung zum Könige und der bei seinem Regierungsantritt gefaßte feste Vorsatz, ihn nie zu verlassen, bis er mich von sich lasse, gaben mir Kraft, in meinem Amte auszuharren und selbst Kränkungen zu ertragen, die mein Herz erschütterten und meine geistige und körperliche Kraft aufzureiben drohten. Jetzt hat er mich nicht nur von sich gelassen, sondern von sich gestoßen; die alten Bande sind gelöst, und ich kann mir keine Wirksamkeit denken, die mir die Möglichkeit gäbe, ihn zu begleiten, die Schutz gewährte gegen die Beunruhigungen, welche aus der von will-





türlichen Wallungen geleiteten Regierungsweise, der die ernste Ruhe fehlt, hervorgehen.

Andererseits aber verkenne ich auch nicht den ganzen Umfang der Verpflichtungen, die mir, wie jedem seiner Untertanen gebieten, meine Kräfte dem Dienst des Vaterlandes zu widmen; die Verpflichtung der Dankbarkeit für das mir durch zwanzig Jahre geschenkte Vertrauen, die mir gebietet, mich dem Willen des Königs zu fügen, soweit Überzeugung und Ehre es mir gestatten. Will er mir eins der mir früher in Aussicht gestellten Ämter, das eines Präsidenten des Staatsrates und Staatsministeriums übertragen, so würde ich sie annehmen, bin aber entschlossen, von den früheren Verhältnissen ganz zu abstrahieren und eine völlig neutrale Stellung einzunehmen.

Erinnerungen aus dem Zeitraum nach meiner Rückkehr nach Berlin am 12. November 1842.[1]

Am 12. abends war ich in Berlin eingetroffen. König und Königin hatten beschlossen, den folgenden Tag, den Geburtstag der Königin und zugleich Todestag der Königin von Bayern[2], in der strengsten Zurückgezogenheit zu verleben. Ich konnte also nicht darauf rechnen, den König vor Montag zu sehen. Da Meyerinck mir aber sagte, daß Se. Majestät beabsichtige, an diesem Tage gleich nach der Tafel nach Potsdam zu gehen, so verschob ich meine Meldung bis zum Dienstag. In geselliger Beziehung wünschte ich mich möglichst zurückzuhalten, indessen drangen doch mehrere alte Freunde, an ihrer Spitze Fürst Wittgenstein, auf mich ein, die Sache mit dem Könige nicht auf die Spitze zu treiben, Resignation und Geduld zu üben, um mich den Royalisten zu erhalten. Ich erfuhr, daß vor vierzehn Tagen das Gerücht hier verbreitet worden, ich hätte meine Entlassung aufs neue begehrt

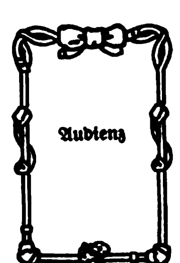
---

[1]) Verfaßt, wie es scheint, Ende November 1842.

[2]) Karoline, Gemahlin Maximilians I., war am 13. November 1841 gestorben, Königin Elisabeth am 13. November 1801 geboren.



und erhalten. Das Gerücht ward nun noch in der „Allgemeinen Zeitung", wie in mehreren rheinischen Blättern, verkündet.



Am Dienstag den 15. früh erhielt meine Frau den Befehl, mit mir zur Tafel nach Charlottenburg hinauszukommen. Es wurde das Jubiläum [1]) des Generals Müffling gefeiert und ihm zu Ehren waren noch seine nächsten Angehörigen und Freunde, unter ihnen meine Schwägerin Münster [2]), eingeladen. Das Diner dauerte lange, das après-Diner noch länger. Ich ergriff den Moment, als der König, am Kamin stehend, mich heranrief und ein ganz gleichgültiges Gespräch mit mir führte, um eine kurze Audienz zu erbitten. Sie ward mir ohne Umstände zugesagt, und ich folgte Sr. Majestät in das kleine Zimmer.

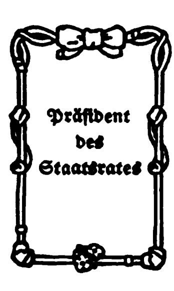
Nachdem ich mich gesetzt, hub der König an: „nun ‚verzählen' Sie mir was!" Ich darauf: „Majestät, ich bin gekommen, um Ihnen mein Herz auszuschütten. Ew. Majestät und die Königin haben mich seit meiner Rückkehr als den alten Hof- und Hausgenossen, als den alten Rochow restituiert. Ich danke Ihnen beiden aus der Fülle meines Herzens; aber es ist außer dem alten Hofgenossen noch ein anderer Mann in mir, nämlich der Staatsmann, der Staatsdiener. Diesen haben Ew. Majestät, wie es scheint, ganz ignoriert!" „Keineswegs!" fiel der König ein. Ich: „Ja, Ew. Majestät, das haben Sie, und ich bitte um die Erlaubnis, daß jetzt auch der Staatsmann offen und frei zu Ihnen reden dürfe!" Der König, noch immer im scherzhaften Ton: „Lassen Sie den Staatsmann sprechen!"

Jetzt begann ein Gespräch eigentümlicher Art, das treu in seiner Folge wiederzugeben fast unmöglich ist, wegen häufiger Unterbrechungen durch den König, wegen seines häufigen Abspringens auf andere Gegenstände, die es mir, trotzdem ich durch Verlesung meiner Immediatvorstellung den Versuch dazu machte, nicht gelingen ließen, den Herrn bei der Stange zu erhalten, viel weniger ein

[1]) Das fünfzigjährige Dienstjubiläum (1792—1842).

[2]) Julie, geborene v. d. Marwitz (1789—1872), Witwe des Generalmajors Gustav zu Münster-Meinhövel.





eigentliches Resultat zu erlangen. Ich will indessen versuchen, die Hauptmomente hier niederzuschreiben.

Ich rekapitulierte zuerst kurz den Hergang meiner Angelegenheit im Frühjahr und bezeichnete dem Könige den Stand derselben zur Zeit meiner Abreise, ihn daran erinnernd, daß er meine damals nachgesuchte Entlassung abgelehnt und sich vorbehalten habe, mich nach meiner Rückkehr zu plazieren. Ich hätte mich nun vor längerer Zeit bereits gesund gemeldet, auch mich im Hinblick auf die bestehenden Verhältnisse darauf gefaßt gemacht, daß sein Vorbehalt nicht gleich ausgeführt werde.

Der König fiel mir ins Wort: „Er könne mir gleich sagen wie die Sachen ständen. Er habe von vornherein den Gedanken gehabt, mich zum Präsidenten des Staatsrates und in einiger Zeit zum Präsidenten des Staatsministeriums zu machen. Diese Idee hielte er noch jetzt fest. Was den Vorsitz des Staatsministeriums beträfe, so habe ihn Boyen selbst darauf gebracht; er habe aber Boyen gebeten, den Vorsitz zu behalten, da er, der König, mit dessen Leitung des Staatsministeriums sehr zufrieden sei.

In Beziehung auf den Staatsratspräsidenten habe er mir anfänglich nur die Stelle eines zweiten Präsidenten anbieten können, da Muff noch da sei; er hätte aber die Hoffnung gehegt, daß Muff sich durch meine Ernennung zum zweiten Präsidenten bewogen fühlen würde, zu gehen. Wider alles Erwarten habe Muff die vom König dieserhalb durch Thile ihm gemachte Proposition mit Freuden angenommen; nun aber habe *ich* die Stelle ausgeschlagen. Müffling werde nun wohl, wie man ihm gesagt, um Entbindung vom Präsidium des Staatsrats bitten; dies sei indes noch nicht geschehen, und nun befinde er, der König, sich in Verlegenheit. Er könne Müffling nicht forcieren, indessen sei es nach wie vor seine Absicht, mir die Stelle des Staatsratspräsidenten zu verleihen, weil neues Leben in den Staatsrat kommen müsse, und zwar sobald als möglich, da demselben jetzt mehrere Lebensfragen vorlägen. Eine andere Stellung habe er jetzt nicht für mich.



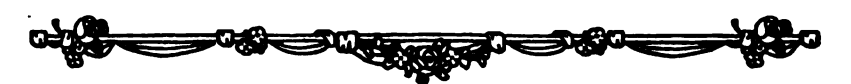


In extraordinärer Weise wünsche er mich zwar zu verwenden, doch die Jahreszeit und meine Gesundheit erlaubten ihm dies nicht. Es sei dies eine Sendung nach Petersburg. Es gäbe in der Umgebung des Kaisers dort eine Anzahl Personen, und dazu gehöre namentlich mein alter Freund Benkendorf[1]), die unablässig darauf ausgingen, ihn mit dem Kaiser zu brouillieren. Er hielte zwar den Kopf noch aufrecht, aber das Ding griffe weiter und führe zu Häkeleien und Unannehmlichkeiten. Da wäre ich der einzige Mensch, der die Sache aplanieren könne, da der Kaiser mich so liebe und mir soviel Vertrauen schenke, wie wenigen Menschen. Dies habe er während seines Aufenthaltes in Petersburg mit Freude und Satisfaktion wahrgenommen.

Ich erwiderte: Was jetzt die Sendung nach Petersburg beträfe, so verkennte ich das Ehrenvolle derselben nicht und möchte mich dem nicht entziehen; ich müsse aber um Erlaubnis bitten, vorher meine Ansichten über den Grund jener Verstimmung mit Rußland auseinanderzusetzen, um darauf die Darlegung meiner Besorgnisse über ein nicht günstiges Resultat meiner Sendung zu gründen. Hierzu würde indessen noch später Zeit sein. Ich erlaubte mir für heute nur meine dermalige Stellung ins Auge zu fassen.

Meiner früher ausgesprochenen Ansicht getreu, einerseits den gänzlichen Abschluß meines öffentlichen Lebens für das beste haltend, andererseits bereit, meine Dienste dem Vaterlande zu widmen, wenn der König sie begehre, halte ich in dem letzten Falle die Stelle des Staatsratspräsidenten mit Hinblick auf das Erlebte für die einzige, die anzunehmen ich mich entschließen könnte; nicht etwa, weil ich grade mich vorzugsweise dazu befähigt halte, sondern weil ich darin am ehesten eine Garantie gegen die Konflikte erblicke, von denen ich in meiner früheren Stellung heimgesucht worden sei. Indessen schiene es mir in des Königs Absicht zu

[1]) Alexander v. Benkendorf (1783—1844), russischer General, nächster Vertrauter Alexanders I., Schöpfer der russischen geheimen Polizei, untrennbarer Begleiter Nikolaus' I.



Abschweifen

liegen, meine politische Wirksamkeit, wenn auch nicht für immer, so doch vor der Hand ganz auf sich beruhen lassen.

Der König: „Aber keineswegs!" Ich: „Ich habe geglaubt, dies aus zwei Umständen entnehmen zu müssen: einmal, daß Se. Majestät mir seit meiner Rückkehr kein Wort über seine Pläne und Absichten gesagt hätte, zweitens daß derselbe mich bei der vertrauten Beratung über die Angelegenheit der Ausschüsse nicht zugezogen habe."

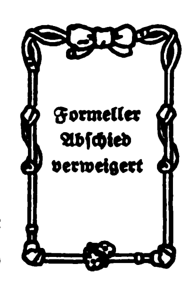
Der König: „Aber Lieber, Bester, da waren Sie ja gar nicht da — da reisten Sie ja mit Mariechen!" Ich: „Ew. Majestät verzeihen, ich war aber hier, als Sie die Herren zur Beratung konvozierten, und ich gestehe, meine Nicht-Zuziehung hat mir zur Beschleunigung meiner Abreise den Anlaß gegeben. Ich mußte hierin einen Fingerzeig erblicken, für die Stellung, die mir Ew. Majestät hinfüro anweisen wollten."

Der König machte hiergegen eine Menge Einwendungen. Ich entgegnete ihm, daß meine Ausschließung mich daran erinnere, wie ich während vieler Jahre bei allen wichtigen Staatsereignissen zugezogen worden sei und dabei die Ehre seines Vertrauens genossen habe. Was die vorliegende Angelegenheit beträfe, so dürfe ich mich als den ältesten Urheber derselben betrachten, indem ich die Sache der Ausschüsse bis zum letzten Federzug den Gegenstand meiner amtlichen Sorge sein ließ.

Der König brach in die laute Versicherung aus: Er könne mir von Herzen beteuern, daß meine Voraussetzungen und Schlußfolgerungen ganz irrig seien. Er habe sich vorgenommen, alle wichtigen Staatsfragen stets im Staatsministerium in seiner Gegenwart verhandeln zu lassen, und mit den wichtigsten Dingen ganz ausdrücklich bis zu meiner Rückkehr gewartet. Er bezeichnete als solche die Angelegenheit der Ausschüsse, seine Idee über das Staatsschulden-Edikt vom 17. Januar 1820, in betreff der darin ausgesprochenen Garantierung der Reichsstände,[1] — mir zur Aufgabe stellend, ihm dieserhalb Vorschläge zu machen.

[1] Vgl. darüber Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. III, S. 71ff.





Er ging mit Lebendigkeit sehr weitläufig auf den Gegenstand bis ins Detail ein. Ich benahm mich meist als Zuhörer, bemühte mich aber, ihn wieder auf den eigentlichen Gesprächsgegenstand zurückzuführen, indem ich bemerkte, daß ich bei aller Anerkennung des mir von Sr. Majestät soeben bewiesenen Vertrauens dennoch bekennen müsse, daß meine dermalige Position eine höchst peinliche sei. „Das sehe ich nicht ein!" fiel der König dazwischen. Ich darauf: von meiner früheren Wirksamkeit sei mir nichts geblieben als Titel und ein volles Gehalt nebst völliger Untätigkeit. Dies vertrüge sich nicht mit meiner Ehre, und ich sei gekommen, Se. Majestät um Befreiung aus dieser Lage zu bitten und dazu wüßte ich kein anderes Mittel, als daß er mir mein früher erbetenes, aber damals unter ganz anderen Verhältnissen verweigertes Abschiedsgesuch bewillige.

Der König erwiderte schnell: „Nein, das geht nicht, denn es würde, wenn Sie einmal formell aus den Geschäften ausgeschieden wären, sehr schwer sein, Sie zu brauchen und wieder hereinzubringen."

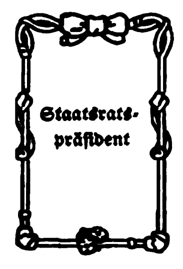
Ich darauf: „Ja, Ew. Majestät, es ist Ihre Sache, das zu bedenken, die meinige nicht." Ich bekannte weiter, daß diese meine Ansicht sich während eines recht ruhigen Nachdenkens auf dem Lande in mir befestigt habe, ich bäte um die Erlaubnis mein Abschiedsgesuch zu verlesen und zu überreichen.

Es erfolgte die Verlesung meines Gesuchs vom 12. November, unterbrochen von häufigen Bemerkungen des Königs, dasselbe basiere auf irrigen Voraussetzungen, erschwere ihm ohne Not, mich zu gebrauchen und mir eintretenden Falls eine definitive Stellung zu geben.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt der Königin unterbrochen, die den König abholte, um mit ihm nach Berlin ins Theater zu fahren, und die Fortsetzung bis zu meinem nächsten Besuch verschoben.

Freitag, den 18. November, hatte mir der König bei der Tafel gesagt, daß er am nächsten Dienstag in das Staatsministerium kommen werde, um die Frage der entworfenen Abänderung des





Artikel II des ständischen Entwurfs zu erörtern. Er hatte mir bereits befohlen, mich schriftlich über den Gegenstand zu äußern; jetzt trat das Verlangen hinzu, daß ich der Dienstagssitzung beiwohnen solle. Dem konnte und durfte ich mich nicht widersetzen. Es war ihm also bereits gelungen, mich mit einem Fuß in seinen Zauberkreis hineinzuziehen.

Nach der Tafel, mich in seinem Kabinett mit ihm allein befindend, erneuerte ich mein Abschiedsgesuch, welches wiederum abgelehnt wurde, mit dem Hinweis, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo er mich zum Präsidenten des Staatsrates ernennen könne. Er kam dabei auf die zweite Präsidentenstelle zurück und ich erklärte mich dazu bereit, falls mir ein gewisser Teil der Präsidentengeschäfte übertragen werden könne. Hierzu biete das bevorstehende Reglement die Gelegenheit. Der König ging freudig darauf ein und beauftragte mich, mit Alvensleben das nähere zu verabreden, damit dieser ihm das Erforderliche am nächsten Freitag vorlegen könne.

Tags darauf sprach ich Alvensleben nach dem Dejeuner beim König. Er nahm die Sache sehr flau auf und diese wurde vertrödelt. Ich verreiste am Dienstag auf zehn bis zwölf Tage, die Sache mußte also liegen bleiben. Ich hatte keinen Grund sie zu treiben oder anzuregen.

Marie Fouqué fährt in ihren Aufzeichnungen fort:

So widerstand denn mein Bruder dem erneuten Andringen des Königs, was durch seine Freunde unterstützt ward, nicht länger und nahm trotz seiner besseren Erkenntnis einen Posten an, der ihm wenigstens eine Tätigkeit gab, obgleich er klar empfand, daß es ihm im Privatleben leichter möglich geworden wäre, seinem Vaterlande eine kräftige Hilfe zu gewähren. Denn gerade in dieser Zeit sah er nicht ohne gerechtfertigte Besorgnis in die Zukunft, wo er auf Befehl des Königs nach einer längeren Zurückgezogenheit wieder zu den Beratungen des Staatsministeriums gezogen ward,



und wo die Fragen über das Staatsschuldenedikt und die vorliegenden Ideen des Königs ihm Gelegenheit gaben, die Gefahren der verschiedenen Richtungen, die sich um den Einfluß bei dem Könige stritten, zu erkennen.



Die Danksagungen des Königs, nachdem mein Bruder sich zu der Annahme des in Frage stehenden Postens bereit erklärt, waren übertrieben zu nennen und konnten wohl nur aus dem Gefühl entspringen, ein Mittel gefunden zu haben, der konservativen Partei zu genügen, ohne deren Gegnern aufregende Befürchtungen einzuflößen.

Nachdem Gustav bereits im November von Graf Alvensleben aufgefordert war, seine Bedingungen für die Annahme der zweiten Präsidentur schriftlich einzureichen, dauerte es noch bis zum 11. Februar 1843, ehe alle sich erhebenden Schwierigkeiten geebnet waren. —

Mein Bruder hatte drei Hauptpunkte in seinen Forderungen hervorgehoben.

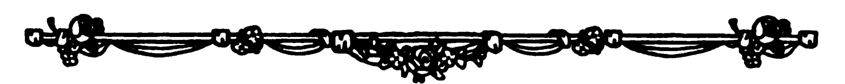
1. Einsicht in alle Geschäfte und in alle königlichen Mitteilungen an den Staatsrat.

2. Die Erlaubnis, seinen Sitz im Staatsministerium zu behalten, da er es für notwendig und für die Geschäfte ersprießlich hielt, dadurch den Gang der Regierung genau zu verfolgen.

3. Den Vorsitz bei gewissen Beratungen in den Abteilungen.

Der König erklärte sich mit diesen Bedingungen zwar vollkommen einverstanden, doch wie ich eben sagte, entstanden immer neue Bedenken, die oft unbegreiflich erschienen.

Endlich ward meinem Bruder das Recht, im Staatsministerium seinen Sitz zu behalten, zugesprochen, und daß er von allen dort zu verhandelnden Gegenständen in Kenntnis gesetzt werden mußte. Er hörte aber auf, ein für die Entscheidung notwendiges Mitglied zu sein, wodurch die Gefahr beseitigt ward, daß der mögliche Fall eintreten könne, in seiner Person die erste Präsidentur des Staatsrates und das Präsidium des Staatsministeriums vereinigt zu sehen. Die Furcht, ihn dadurch in eine zu wirksame Stellung zu setzen, hatte wohl hauptsächlich die Bedenken dagegen erhoben.



Gereiztes Gefühl

Er ging mit der ihm eigenen Frische an sein neues Amt, obgleich er sich wohl keinen Augenblick mehr über sein Verhältnis zum Könige täuschte. Aus seinem Briefe an meinen Bruder[1]) in Petersburg führe ich folgende Stelle aus dieser Zeit an:

Berlin, den 24. Februar 1843.

„Was mich betrifft, so hast Du durch unsere Schwester Marie erfahren, daß sich mein äußeres Verhältnis nicht allein äußerlich ehrenvoll gestaltet, sondern mir auch die erfreuliche Wahrnehmung verschafft, daß ich im großen Publikum viel Anerkennung und Anhänglichkeit besitze. Ich erhalte täglich hiervon unzweideutige Beweise, und zwar von Seiten, wo ich es kaum erwarten konnte. Mein erstes Zusammensein mit dem Könige war wie immer unberechenbar. Er dankte mir, daß ich die Stellung angenommen habe, wodurch ihm ein Stein vom Herzen genommen sei — sah mich aber groß an, als ich ihm sagte: „Ew. Majestät wünschten, daß ich aufhören solle, Ihr Minister zu sein; daraufhin konnte ich mich keinen Augenblick mehr besinnen, auf diese Ehre Verzicht zu leisten, umsomehr, da bei den obwaltenden Verhältnissen und der mangelnden Realität diese Stellung nur eine peinliche Last für mich sein konnte."

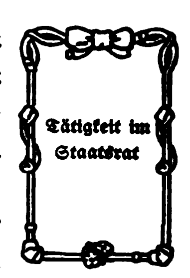
Es erfolgten darauf Versicherungen und Erklärungen; da ich einmal die Stellung angenommen, ließ ich mich auf keine weitere Diskussion ein, und der König entließ mich sichtlich erleichtert.

Seitdem sehe ich ihn häufiger als früher, aber das alte Verhältnis kann nie wiederkehren. Ich werde es nie vergessen, nie aufhören, von innigem Dank dafür durchdrungen zu sein, daß man mir während zwanzig Jahren und darüber Vertrauen und Liebe in überschwenglicher Weise geschenkt hat. Ich werde nie vergessen, daß ich einst mein ganzes Sein ihm verschrieben habe. Ich bleibe ihm und dem Vaterlande treu, wenn auch mit gebrochenem Herzen und geknicktem Ehrgefühl." —

[1]) Theodor v. Rochow, vgl. o. S. 269, Anm. 2.



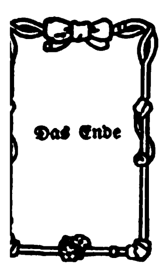
Trotz dieser klaren Erkenntnis seiner veränderten Stellung zum Leben gab er sich mit vollem warmen Interesse seinem neuen Berufe hin. Bald hatte er alle Schwierigkeiten desselben überwunden und brachte neues Leben in die Geschäfte des Staatsrates, der durch die alternde, schwache Führung des General Müffling immer mehr zu einer äußerlichen Form herabgesunken war. Der König erkannte seinen Einfluß auch wohl in einzelnen Augenblicken, und in solchen äußerte er zu verschiedenen Malen: wie froh er sein würde, wenn er ihm die Führung ausschließlich übergeben könne. Mein Bruder täuschte sich über dergleichen Aussprüche nicht mehr; er sollte auch bald die Erfahrung machen, daß, sowie sich die Möglichkeit einer umfangreicheren Stellungnahme darbot, der König davor zurückschreckte.


Tätigkeit im Staatsrat

Im Herbst 1844 forderte General Müffling seinen Abschied, weil er sich zu schwach fühle, die Geschäfte selbst unter so erleichternden Verhältnissen fortzuführen. Mein Bruder erhielt in Reckahn diese Kunde, teils von Müffling selbst, teils von anderen Seiten. Es bezweifelte niemand, daß der König nur zu froh sein würde, ihm nun die erste Präsidentur zu erteilen. Es wäre auch wohl unmöglich gewesen, sie ihm zu entziehen. Man zögerte aber, und endlich erhielt mein Bruder einen Brief von Alvensleben, der ihn benachrichtigte, der König wünsche ihn zu sprechen, ehe er sich über seine Ernennung entscheide. Mein Bruder eilte nach Sanssouci, fand aber den König nicht, der in Berlin war. Alvensleben sagte ihm: „Der König sei über eine Sache ungnädig, die noch aus seiner Leitung des Ministeriums herrühre, und zwar über die Bestimmung, zu welchem Ressort die Karrikaturpolizei gerechnet werde. Im Jahre 1837 habe er sie dem Polizeiministerium zugesprochen, im Jahre 1842 dagegen sie von dem Polizeipräsidium abhängig gemacht. Dies letztere könne nur geschehen sein, um seinem Nachfolger die Stellung zu erschweren. Deshalb wolle der König ihn sprechen."

Dieser Verdacht konnte nicht im Ernst in dem Könige entstanden sein, der meines Bruders offenen Charakter seit langen





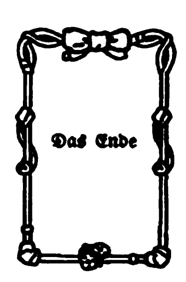
Jahren zu genau kannte, um ihn so falsch zu beurteilen. Es mußten andere Gründe vorliegen. Mein Bruder fuhr noch selbigen Tages nach Berlin, wo ihn der König sehr unbefangen empfing. Da er den erwähnten Gegenstand völlig unberührt ließ, brachte ihn mein Bruder zur Sprache. Indessen ließ es der König zu keiner Erklärung kommen, schützte Mangel an Zeit vor und mein Bruder kehrte nach Reckahn zurück, ohne sich rechtfertigen zu können. Bald darauf schlug der König Müffling die erbetene Entlassung ab und versicherte meinem Bruder, er habe nie an seinem Charakter gezweifelt, als dieser eine Aufklärung über die in Frage stehende Sache geben wollte. Man ließ sie fallen, nun sie nicht mehr gebraucht ward.

Da General Müffling eigentlich nur den Titel des ersten Präsidenten des Staatsrats behielt, indem er von allen Geschäften dispensiert war, so erhielt mein Bruder dadurch vollkommenste Freiheit in der Leitung des Staatsrates, und die Selbständigkeit seines Berufes versöhnte ihn mit der Absichtlichkeit dieser Handlungsweise. Seine Führung der Geschäfte in dieser Stellung hat eine so allgemeine Anerkennung gefunden, daß es wohl nicht zu dreist ist, wenn ich sage, daß der Staatsrat in jenen Jahren eine Bedeutung gewann, die er vorher nicht hatte. Mit Freimut und Unparteilichkeit sind tief eingreifende Lebensfragen vor diesem Kollegium in jener Zeit beraten worden, und meinem Bruder war es vergönnt, mit warmem Interesse in vollkommener Frische diese Verhandlungen zu leiten.[1]) Schon im Winter 1846 aber ward seine Gesundheit schwächer und im Jahre 1847 warf ihn ein schweres Leiden auf das Krankenlager, von dem ihn erst der Tod am 11. September 1847 erlöste.

---

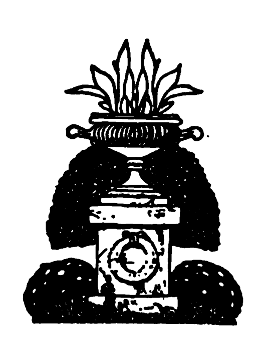
[1]) Der 1817 errichtete Staatsrat hatte in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III. seine Bedeutung fast ganz verloren. Daß er unter Rochows Vizepräsidium (1843—1847) wieder größeren Einfluß gewann, ist zutreffend; erst durch die Verordnung vom 6. Januar 1848 wurde seine Bedeutung für lange Zeit auf ein sehr geringes Maß herabgedrückt. Vgl. F. Sailer, Der preußische Staatsrath und seine Reactivirung (1884), S. 16 ff., 134 ff.



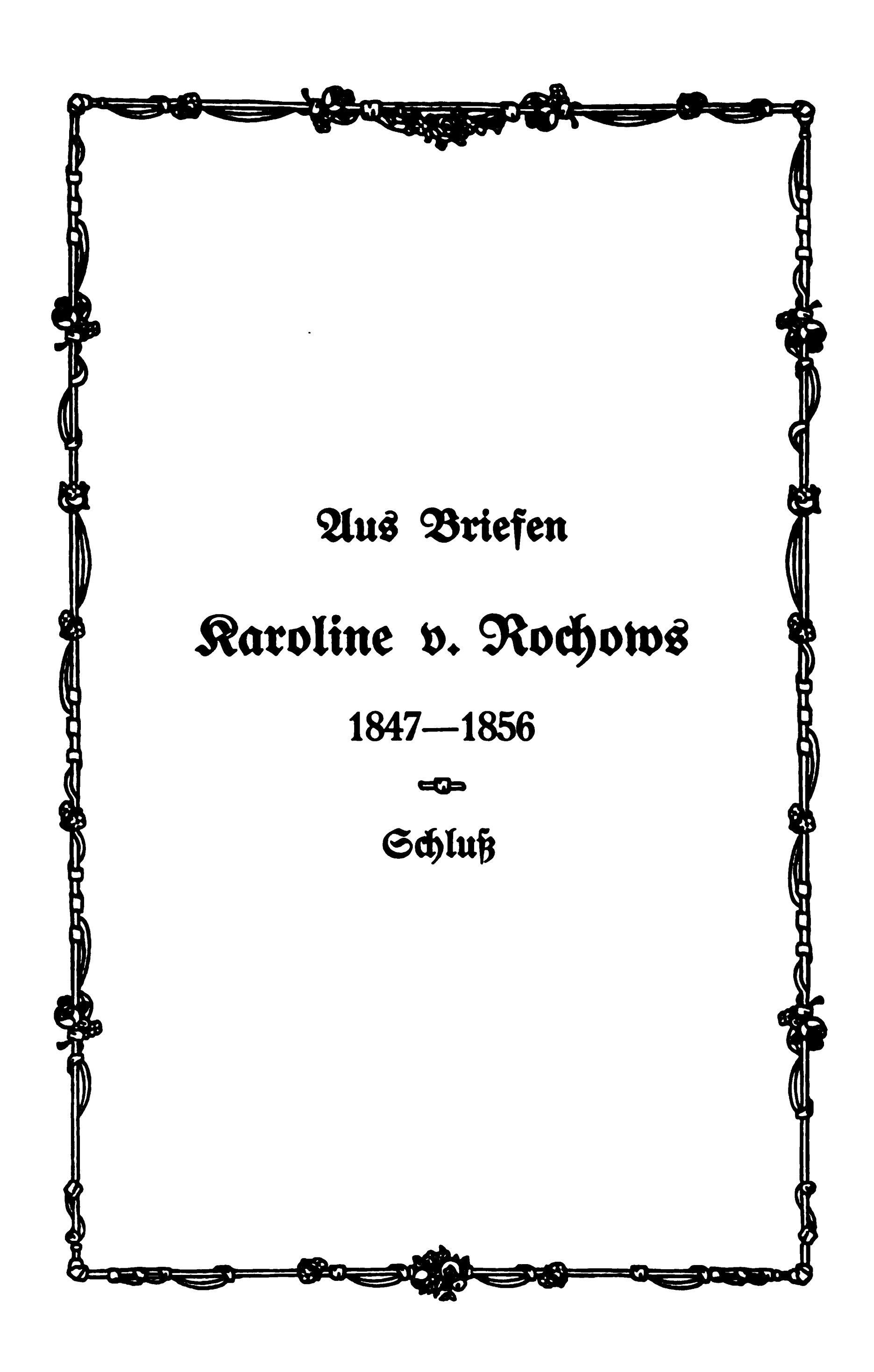


Es war seine letzte und schwerste Prüfung, mit vollkommener Klarheit die Kämpfe herannahen zu sehen, die einer großen Zeitumwälzung vorangehen und dabei, durch Krankheit gefesselt, untätig bleiben zu müssen. Gott hat ihm den Schmerz erspart, die Verwirrung mitzuerleben, die das Vaterland, für eine Zeitlang wenigstens von einer Stufe herabsteigen läßt, auf der er es stets zu sehen wünschte.

Wie auch die Erfolge seiner Tätigkeit gewesen sein mögen: Wer mit Gottvertrauen und Hingebung aller Kräfte seine Aufgabe zu lösen sucht, der hat nicht umsonst gelebt und Gottes Segen wird seinem Andenken folgen.





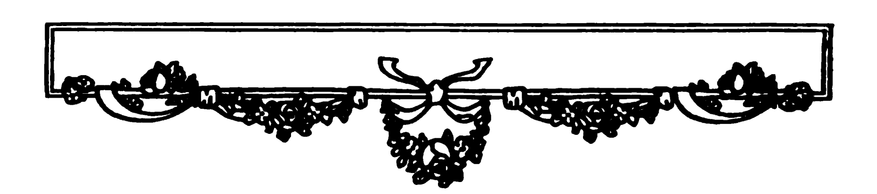


Aus Briefen

Karoline v. Rochows

1847—1856

Schluß





Karoline v. Rochow lebte nach dem Tode ihres Mannes[1]) in völliger Zurückgezogenheit vom Hof- und Weltleben. Wenn sie noch als flüchtiger Gast darin erschien, so sah sie mit dem objektiven Blick des unbeteiligten Zuschauers darüber hinweg, stets gern bereit, in die Einsamkeit von Reckahn zurückzukehren.

Das stille Landleben sagte ihrem Wesen am meisten zu und der Natur ihrer märkischen Heimat fühlte sie sich von jeher verwandt. Die Schönheiten dieser Landschaft drängen sich niemals dem Auge auf; sie vermag aber dem ruhig schauenden Blick, viel zu geben, wenn er sich im Wechsel der Jahreszeiten in ihre Stimmung versenkt.

Karoline widmete sich mit gewohnter, selbstverständlicher Treue ihren Gutsinsassen; ihre Hauptfürsorge galt, auch über das Grab hinaus, den alleinstehenden Witwen und Waisen. Haus und Garten boten ihr eine stille Beschäftigung. Sie freute sich oft daran, wenn sie alten Freunden, die einsam wie sie geblieben, lange Erholungs- und Ausruhezeiten unter ihrem Dach gewähren konnte.

In den nächsten Beziehungen blieb sie bis zuletzt zu den Schwestern ihres Mannes und verlebte stets gern einige Wochen in dem durch Söhne und Verwandte gastlich belebten Hause viel zu Jahnsfelde.[2]) Mit der lebendigsten Teilnahme verfolgte sie die inneren Kämpfe und die Entwickelung ihres Vaterlandes. Wie sie sich in bezug auf sich selbst niemals eine Illusion gönnte, so suchte sie auch in der Außenwelt hinter wechselndem Schein und Schimmer das Bleibende zu finden; doch mit mehr Milde als in jüngeren Jahren blickte sie nun auf Menschen und Dinge.

---

[1]) 11. September 1847.

[2]) Besitzung der Pfuels. Vgl. o. S. 147, Anm. 1.



Das Königspaar in Reckahn

Die folgenden Briefe beginnen mit einem flüchtigen Bericht über den Besuch des Königspaares kurz nach dem Tode ihres Mannes und geben weiterhin einiges aus den Jahren 1848—1852. Sie sind an Klara v. Pfuel geborene v. Rochow gerichtet.

Reckahn, den 18. November 1847.[1])

.... Unser hoher Besuch kam etwas hors de saison, indessen, ich bin nicht undankbar; es zeigte sich ein sehr guter Wille darin, mir grade hier ihre Teilnahme beweisen zu wollen. Ich kann nicht sagen, daß mir solche Dinge schwer werden! Mein Gott, wenn man das Schwerste hat überstehen müssen, wenn ganz andere, traurige Gedanken immer noch im Inneren leben, dann werden diese Äußerlichkeiten am Ende ziemlich gleichgültig; man nimmt sie, wie sie kommen, und verlernt es ebenso sehr, einen großen Wert darauf zu legen, als sich daran zu stoßen. Sie waren auch alle recht gut, nur weiß ich nicht, warum grade der König herkommen wollte, denn er hat mich nichts gefragt, mir nichts gesagt. Die Königin zeigte sich recht bewegt, teilnehmend und weich, fragte viel, ließ sich viel erzählen; überhaupt, wenn man ihr allein gegenüber ist, hat sie immer ein angenehmes, bestechendes Wohlwollen, das einem auch wohltut. Am Ende war es recht gut, daß es nun so schnell kam, und man nicht mehr Vorbereitungen machen konnte; so glich der Besuch einem Sturm von einigen Stunden, der vorüberging; es blieb grade Zeit genug, um nicht überrascht zu werden, und um soviel und nicht mehr zu tun als für die kurze Stunde nötig war. Ein Glück war meiner Schwester[2]) und Berthas[3]) Anwesenheit; erstere, um den König zu unterhalten, denn sonst wüßte ich nicht, wie das einzurichten gewesen wäre, und ohne letztere

---

[1]) König und Königin waren in Reckahn gewesen, um ihre Teilnahme nach dem Tode Gustav v. Rochows zu bezeugen.

[2]) Julie, Gräfin zu Münster. Vgl. o. S. 449, Anm. 2, und Stammtafel I.

[3]) Bertha v. d. Marwitz, Hofdame der Königin Elisabeth (1817—1879), Tochter des Generals. Vgl. o. S. 266, Anm. 1.



würde sich Auguste[1]) mit Bonin[2]) und der Dönhoff[3]) nicht sehr komfortabel gefühlt haben.

Reckahn, den 6. März 1848.

In welcher Zeit leben wir! Jeder Tag bringt etwas Neues und Schreckliches! Nun Neuchâtel[4]) und Baden! An dem ersteren ist freilich nichts verloren, denn es war ein unhaltbares Besitztum in diesen Zeiten; aber es bleibt doch unerhört, daß ein solches Mauseland dem König von Preußen den Gehorsam auffagt und er es ruhig hinnehmen muß! —

Marie Radowitz[5]) schreibt ganz beängstigt über Leben und Besitztum aus Baden — auf die Truppen ist dort nicht zu rechnen.

Für uns alten Leute ist es hart, zweimal im Leben solche Zeiten durchzumachen. Wohl denen, die da ruhen! — Was hat man nicht im Jahr 1830 unserem alten Herrn anhaben wollen, weil er so wenig Tätigkeit entwickele — und nun? Nach ewigen Ministerberatungen, Einigkeit des Kabinetts: 20000 Mann am Rhein auf dem Manöverfuß — was will das sagen?

Was sagt Ihr zu den elenden Söhnen Louis Philipps?[6]) Nemours[7]), der in London spazieren fährt, nachdem er Frau und Kinder verloren und seine unglückliche Schwägerin verlassen hat, — die hoffende Montpensier[8]), welche man vergißt, und die mit einem Adjutanten ihres Mannes durch das Land läuft. Bei diesem all-

---

[1]) Auguste v. Briest.

[2]) Generaladjutant Eduard v. Bonin, der spätere Kriegsminister (1793—1865).

[3]) Hofdame Gräfin Dönhoff.

[4]) Das Fürstentum Neuchâtel, seit 1707 zur Krone Preußen gehörig, sagte sich im Februar 1848 davon los.

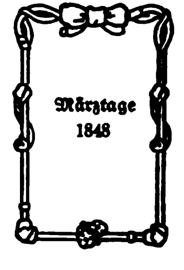
[5]) Gemahlin Joseph Marias v. Radowitz, der bis 1848 Gesandter in Karlsruhe, Darmstadt und Nassau war. (Vgl. o. S. 194ff.)

[6]) Louis Philipp, „roi des Français“ (1830—1848).

[7]) Ludwig, Herzog von Nemours, zweiter Sohn König Louis Philipps (1814—1896), vermählt mit Antoinette von Sachsen-Coburg-Gotha.

[8]) Herzogin Maria Louise von Montpensier, geborene Infantin von Spanien (Tochter Ferdinands VII.), geb. 1832, Gemahlin des Prinzen Anton von Orleans.





gemeinen Schwindel durch ganz Europa glaube ich nicht mehr, daß sie bei mehr Energie und Unternehmungsgeist die Sache mit ihren Truppen gerettet hätten! Aber mit Ehren mußten wenigstens einige untergehen!

Reckahn, den 17. März 1848.

....Nun haben wir auch schon die Petitionen und Krawalle, zusammenberufene Landstände, Bundeskongreß und Preßfreiheit, und wenn dies alles ins Leben gerufen ist, müssen sie neue Einfälle haben wie in Dessau, wo der Herzog seine Domänen parzellieren muß. Bei uns haben wir noch den Vorzug, daß alle diese Petitionen in anständige Worte gekleidet sind; es geht doch noch schicklich her; aber der Grund bleibt derselbe: unlösbare Forderungen, sie mögen nun gewährt, oder verweigert werden! Wunderbar ist es aber, daß diese Preßfreiheit uns noch nicht dahin gebracht hat, diese Krawalle ordentlich aus den Zeitungen zu erfahren, wenigstens Spener übersieht sie sehr grandios; Italien ist ganz aus den Zeitungen verschwunden, und diese sind meist so mit ihren eignen Ideen beschäftigt, daß sie das Ausland ganz vergessen. Bis jetzt geht auf dem Lande hier noch alles seinen gewohnten Gang. Wie lange dies dauern wird, weiß Gott; werden die Bauern nicht auch, wie im Odenwalde, dahin kommen, die Schlösser der Herren anzustecken!

Wer hätte im vorigen Jahr bei Beginn des drohenden Landtages geglaubt, daß man dergleichen erleben würde? Und wie viele Menschen hielten die alten Verhältnisse grade in Wien für unantastbar?

Hier in der Umgegend trägt man sich mit Ideen von Reaktionen;[1]) aber sie erscheinen mir aussichtslos; wäre das Ganze nur Raserei der Stadt Berlin, so könnte man hoffen, daß der Widerstand des platten Landes, der gutgesinnten, alten Provinzen einen Umschwung bewirken möchte; aber bei der Bewegung, die ganz Europa, von

[1]) Vgl. Bismarcks Gedanken und Erinnerungen I., S. 38ff. (Volksausgabe 1905.)



Divergenz von Stadt und Land

Portugal und Sizilien an bis zur russischen Grenze erfaßt hat, kann ein einzelner hergestellter Punkt keine Wirkung mehr haben. Die neue Gestaltung aller Verhältnisse, welche bisher langsam bei uns fortgeschritten, soll nun durch Überstürzung krampfartig hergestellt werden. Was daraus hervorgehen soll, werden wir schwerlich erleben; möchte Gott die nächste Generation die Früchte dieser traurigen Saat in einer Weise ernten lassen, die wir uns noch nicht vorstellen können.

In der Brandtsheide, bei unbeliebten Gutsbesitzern, erscheinen die Tagelöhner zu Hunderten, um Bitten und Forderungen zu stellen, und zwar billige; sie lassen sich begütigen, aber sie kommen, anstatt zu drei und vier, zu Hunderten; und wer kann ihnen etwas abschlagen? —

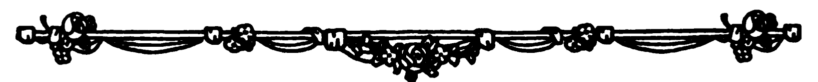
Reckahn, den 19. Mai 1848.

.... Konnte man den Prinzen von Preußen nicht stillschweigend kommen lassen,[1]) als sei es gar nicht möglich, daß ihn der Pöbel nicht wolle? und entstanden dann Demonstrationen — vogue la galère —, dann zeigte es sich, was an der Nationalversammlung war, und ihm blieb noch immer, so wie jetzt, Pommern übrig, was sich so loyal ausspricht: überhaupt das beste an der Sache ist die große Divergenz der Gesinnungen, die sich zwischen der Hauptstadt und dem Lande ausspricht; ja, die Empörung desselben gegen sie, die Spiker[2]) sich nicht einmal entblödet, in seine Spalten aufzunehmen, was die Agitatoren doch etwas kopfscheu machen wird; ja, Spiker würde sie nicht aufnehmen, glaubte er nicht, es mit einiger Sicherheit tun zu können. Das Ministerium[3]) ist und bleibt aber schwach, denn einmal glaubt ihm kein Mensch, der Prinz sei in Geschäften nach England, also mußte es auch nicht gesagt

[1]) Prinz Wilhelm wurde gegen Mitte Mai aus England nach Berlin zurückberufen. Vgl. Marcks, Kaiser Wilhelm I.[4], S. 79 f.

[2]) Samuel Heinrich Spiker (1786—1858), seit 1827 Besitzer und Herausgeber der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen" (Haude- und Spenerschen Zeitung), gemäßigt liberal.

[3]) Arnim, Schwerin, Auerswald, Camphausen (nach diesem benannt).



werden; aber doch muß man froh sein, es zu behalten, denn es ist keine Auswahl für Nachfolger mehr da.

Verabschiedete Generale

Unter den verabschiedeten Generalen befindet sich auch der achtundsiebzigjährige Jaski[1]), und der über achtzig Jahre alte Kommandant des Invalidenhauses Heedt, welche doch hoffen konnten, an diesem Zufluchtsort ihr Lebensende erwarten zu dürfen; wozu ist denn sonst die Stiftung eines Invalidenhauses? Mochte man auch im übrigen ihr Gehalt mit Recht beschneiden! Heedt ist wohl über zwanzig Jahre darin, und Jaski ward erst vor einem Jahr hineingesetzt, um es nun mit nur tausend Reichstalern Pension zu verlassen; bei seinen langen Dienstjahren muß dies bereits willkürlich weit unter der bisherigen Pensionsnorm stehen! Wenigstens die Wohnung in dem Hause konnte man ihm lassen, und Jaskis, kränklich, schwach, ohne Vermögen, sehen einem recht traurigen Lebensende entgegen.

Vorgestern war die Bergh[2]) hier. Denke Dir, daß sie und Pauline Néale die constance haben, keine Zeitung zu lesen, um nichts zu wissen und zu hören. Auch meine Schwägerin[3]) berührt in der Unterhaltung niemals die Zeitereignisse, damit nicht ein Wort gegen den König fallen könne.

Reckahn, den 3. Juni 1848.

.... Die Nachrichten aus Berlin lauten wieder recht bedenklich; die Geschichte mit den Zeughausgewehren, der Anfall bei Patow[4])

---

[1]) Karl Friedrich Köhn v. Jaski, Generalmajor, vorher Kommandant der Festung Stettin, schon im polnischen Kriege (1794) und in den Befreiungskriegen bewährt.

[2]) Frau v. Bergh, geborene Gräfin Néale. Ihre Schwester Gräfin Pauline Néale.

[3]) Charlotte v. d. Marwitz, geborene Gräfin Moltke, Witwe des Generals (gest. 18. November 1848). Doch nahm sie, in streng konservativem Sinne, lebhaftes Interesse an den Ereignissen der Zeit, wie aus hinterlassenen Aufzeichnungen hervorgeht.

[4]) Erasmus Robert Frhr. v. Patow, preußischer Staatsmann (1804 bis 1890), 1844 Direktor im Ministerium des Innern, liberal; 1848 (bis zum 20. Juni) Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Am 30. Mai stürmten Hunderte von Arbeitslosen Patows Haus und verlangten





sind Zeichen der dortigen Zustände; und wenn auch einige Nächte ohne Katzenmusiken verflossen, so sollen doch die Maueranschläge, und die dadurch erregte Bewegung in den Straßen noch fortdauern. Die Fürstin Czartoryiska[1]) soll wieder bedeutende Summen zur Unterstützung der Rebellion nach Berlin geschickt haben, was mit der Nachricht, daß wieder eine Menge Emissäre, die in Dachstuben wohnen, mit vielem Gelde ihr Wesen treiben, zusammentrifft; ja, man geht so weit, zu versichern, es werde demnächst eine Deputation nach Potsdam gehen, um vom Könige die sofortige Rückkehr nach Berlin zu verlangen. Wird er, wird der Kaiser von Österreich nachgeben? Die Nationalversammlungen von Berlin und Frankfurt erscheinen mir unerheblich im Vergleich zu diesen Fragen. Ich glaube, es wird ihnen ergehen wie vielen, großen, sprechenden Versammlungen, sie werden von den Ereignissen über- und fortgeschwemmt werden. Auch die klügsten Menschen lernen wenig von den Begebenheiten, wenn es sich darum handelt, ihre geliebten Theorien aufrecht zu erhalten![2])

Hier auf dem Lande findet man doch manches in der Natur, woran man sich freuen kann; aber bisweilen fährt einem wie ein großer Schreck durch die Seele die Frage: was geschieht wohl in dem Augenblick, wo Du hier harmlos Dich dafür interessierst, ob ein Baum, eine Blume oder eine Kohlpflanze mehr oder weniger wächst?

Weißt Du denn, daß Voßens[3]) aus Giewitz geflüchtet waren?

---

von ihm als dem zuständigen Minister Arbeit. Patow hatte die Schwäche, die Sturmpetenten einzeln mit Achtgroschen-Stücken abzufinden, was ihm von den Konservativen lange Zeit sehr verdacht wurde.

[1]) Gemahlin des Fürsten Adam Georg (1770—1861), der von Paris aus die Vertreter Deutschlands in einer französischen Proklamation aufforderte, sich mit den Vertretern Frankreichs zu vereinigen, um die Wiederherstellung Polens zu verlangen.

[2]) Diese Sätze legen für die politische Begabung der konservativen Verfasserin entschiedenes Zeugnis ab.

[3]) Graf Felix v. Voß auf Gr. Giewitz in Mecklenburg, geb. 1801, Sohn des Grafen August Ernst (vgl. o. S. 37 Anm. 2), also Schwager von Radowitz. Er war vermählt mit Therese Gräfin Henckel v. Donnersmarck.



Eine Bande von mehreren hundert Bewaffneten hatte, ihrem See gegenüber, eine halbe Meile entfernt, einen mißliebigen Herrn v. Behr angegriffen und sein Schloß Torgelow demoliert und verbrannt, was Voßens aus ihren Fenstern sehen konnten. Herr v. Behr flüchtete mit Frau und Kind zu Fuß und Kahn zu ihnen; Voß ließ sie gleich weiterfahren, für den Fall, daß die Bande sie bis Giewitz verfolgen wollte, und entfloh dann mit den Seinigen nach Schorssow; indessen ist nichts weiter erfolgt. Mecklenburg hat Truppen aufgeboten, die Gutsbesitzer haben sich alliiert, und so ist die Ruhe wieder hergestellt.



17. Juni 1848.

.... Gestern abend kam Line Jasmund[1]) und beschreibt den Aufenthalt in Berlin als intolérabel. Die königlichen Wagen und Livreen können nicht mehr fahren, ohne insultiert zu werden; auf allen Straßen stehen Tische mit Branntwein zum Verteilen, und mit den affreusen Schriften und Karrikaturen wird man auf die lästigste Weise verfolgt; sie versichert, Berlin trage einen gemeinen Charakter zur Schau.

Der Prinz von Preußen wahrt in jeder Beziehung seine Würde, auch in seinem Erscheinen in der groben Versammlung[2]); sehr anerkennend für das Militär, ohne zuviel zu sagen, sehr bewegt, ja tief betrübt. Genug, er bleibt der einzige Hoffnungsstern der Herrscherfamilie.

In der Nationalversammlung gibt unsre sogenannte Rechte nicht einmal ein Lebenszeichen von sich. Hätte sie in der vorjährigen Landtagsversammlung[3]) nicht die Regierung untergraben helfen, so ständen wir jetzt in gesetzgebender Beziehung doch noch auf einem anderen Rechtsboden.

Meine Schwester[4]) ist seit vorigen Freitag zu Besuch in

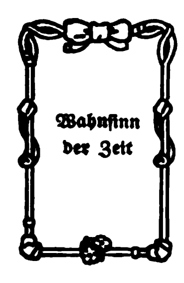
[1]) Frl. v. Jasmund, Hofdame der Fürstin Liegnitz.

[2]) Er war im Juni zum Abgeordneten der Berliner Nationalversammlung erwählt worden. Vgl. Marcks, Kaiser Wilhelm I.[5], S. 80.

[3]) Auf dem Vereinigten Landtag.

[4]) Julie, Witwe des Grafen Münster.





Sanssouci; man hatte davon gesprochen, mich mit einzuladen, was ich jedoch im voraus, als für meine Trauer unpassend, dekliniert habe. Das Leben dort, als ob noch alles beim alten wäre, die unbefangene Heiterkeit des Herrn sind betrübend, wie meine Schwester schreibt.

Reckahn, 4. September 1848.

Wir sind wieder in unser stilles, einsames Unkennest eingekehrt, wo nun das Jahr zu Ende geht, das so Schweres, so Großes über uns verhängt hat, daß das einzelne Leid in dem allgemeinen untergehen muß, ohne doch dadurch erleichtert zu werden.

Berlin sah nicht öde, nicht tot aus, sondern unruhig und gemein. Ich glaube, daß man jetzt sehr gegen einen Ausbruch gerüstet ist, aber dieser wird natürlich vermieden, denn es ist ja viel bequemer, gesetzlich im Innern zu wühlen, bis man Könige überflüssig und eine ordnungsmäßige Regierung unmöglich gemacht hat.

Wir fuhren von Berlin nach Potsdam mit Prinz Adalbert und Schreckenstein[1]), was mich sehr interessierte, denn der Mann hat wirklich ein paar Augen wie der Teufel und eine Physiognomie, der man zutrauen kann, daß er fähig sei, eine Rolle zu spielen.

11. September 1848.

Ich will den heutigen Tag[2]) nicht vorübergehen lassen, ohne einige Zeilen an Euch beide gute, gute Schwestern[3]) zu richten, da unsere Gedanken sich oft an einem stillen Punkte, einem Grabe, begegnen, wenn auch die erneuten Wirren der Zeit Herz und Sinn wieder in Anspruch nehmen, besonders bei Euch, die Ihr vor den Toren der Stadt[4]) weilt, wo der Wahnsinn dieser Zeit vielleicht wieder einen Akt desselben aufführt.

Man findet kaum einen Tag, an dem man sich ungestört der eignen Trübsal hingeben kann; die Seele wird zerrissen durch ver-

---

[1]) Frhr. Ludwig v. Schreckenstein (1789—1858), preußischer General der Kavallerie und kommandierender General des VII. Armeekorps.

[2]) Den Todestag ihres Mannes.

[3]) Die Stiefschwestern ihres Mannes, Clara und Marie Fouqué.

[4]) Berlin.



schiedene Gefühle: man dankt Gott für die Ruhe, die er den Entschlafenen geschenkt; man fleht ihn an, daß man sie als eine Bürgschaft eines ewigen Friedens betrachten dürfe; man möchte die Welt und ihre Wirren vergessen, um sich in ein höheres Leben zu versenken, und wird doch immer wieder in den Strudel dieser unerhörten Begebenheiten hinein gerissen, denn sie hängen ja eng mit dem ganzen Inhalt der Vergangenheit zusammen, sowie mit der Zukunft unserer Jugend.



Als im vorigen Jahr dieser Tag mit der Ruhe des Todes schloß, da war es mir, als sei ein langer Kreislauf des Leides beendet. Die letzten Lebensjahre konnte man wohl so bezeichnen, wenn ihn auch die Spannkraft seines Geistes im täglichen Leben immer wieder darüber erhob, und eine glückliche Auffassungsgabe ihn stets vorzugsweise die bessere Seite der Dinge empfinden ließ. Möge Gott der Welt und uns die Ruhe im Äußeren und Inneren schenken und uns zur rechten Stunde abrufen zu einem besseren Leben und Wiederfinden! —

Reckahn, 6. Januar 1849.

.... Meine Schwester [1]) kehrte erst Donnerstag aus Potsdam zurück; die Königin hatte sie geradezu noch einmal aus dem Wagen holen lassen, mit dem sie eben wegfahren wollte, und so blieb sie, bis die Herrschaften nach Charlottenburg abfuhren. Neues brachte sie eigentlich nicht mit; die Zeitungen sagen jetzt so komplett alles, daß wenig hinter den Kulissen bleibt; doch traf sie den Hof in weit beruhigterer Stimmung, ohne daß jemand einen Grund dafür angeben konnte, denn alle sind darin einig, die Konstitution [2]) so abominabel zu finden, daß jede Regierung mit ihr unmöglich wurde; das Wahlgesetz bietet wenig Hoffnung zu Verbesserung, genug, sie denken ebenso wie wir. Dennoch: stumpft das Leben in solchen Zuständen die Empfindung ab? Ist man durch momentane Sicher-

[1]) Julie, Gräfin Münster.

[2]) Die oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848; sie war bekanntlich viel liberaler als die jetzige.



Idee der deutschen Einheit

heit in Sorglosigkeit eingewiegt? Ermutigt durch die leichte Art, mit der die Ruhe für den Augenblick erreicht wurde? Getäuscht durch die Demonstrationen des November?[1]) Gott weiß es! Genug, die Königin und alle Umgebungen sehen der Zukunft mit größter Sorglosigkeit entgegen; und so können wir nur wünschen, daß sie sich nicht täuschen.

Was soll geschehen, um die Sonne wirklich leuchten zu lassen, das einige Deutschland, auf das man uns hinweist, und die doch nur als ein Nebelbild hinter Wolken erscheint? Immer bleibt uns nur ein verbesserter Bund, der die verschiedensten Interessen unvollkommener Menschen, die nun einmal keine Halbgötter sind, in sich schließt. Die Einheit darin könnte nur durch das Übergewicht einer einzelnen Macht hergestellt werden, die imstande wäre, die übrigen zu zwingen, aber dies streitet doch gegen die verherrlichte Freiheit! Die spitzfindige Superklugheit, die jetzt die Welt regiert, muß sich wieder in Einfachheit, Gradheit, gesundes Verständnis für das Naturgemäße wandeln, wenn das Leben der Menschen untereinander wieder erträglich werden soll. En attendant scheint es mir, daß unsere Revolutionen in die Phase des ridicule getreten sind: diese Frankfurter, die Gesetze machen, die niemand ausführt, einen Kaiser mit der Laterne suchen, der sich nicht findet; bis jetzt sind anscheinend die Könige darin einig, diese unfruchtbare, unwirksame Würde nicht anzunehmen.

16. Januar 1849.

.... Es ist wahr, Berlin ist ein Ort, in dem man recht leicht seine Heimat verliert, und die Zeit trägt auch noch dazu bei, eine harmlose Geselligkeit zu zerstören. Für Deine Söhne hätte vielleicht der Salon der Voß[2]) öfter einen angenehmen Aufenthalt gewährt, denn man muß es ihr lassen, sie hat die Gabe des salons, ohne

[1]) Die preußische Nationalversammlung war am 9. November vertagt und nach Brandenburg verlegt worden, General Wrangel am 10. in Berlin eingerückt, ohne Widerstand zu finden.

[2]) Gräfin Luise v. Voß, geborene Freiin v. Berg (geb. 1780; Witwe des Grafen August Ernst v. Voß). Vgl. o. S. 35, Anm. 1.



selbst viel zu sagen, in anderer Art wie die alte Hatzfeldt[1]), welche den besten Salon zu halten wußte. Doch die Haupterrungenschaft der Zeit besteht darin, daß man nur in und durch Parteien leben kann; und so werden Leute mit vielfachen Relationen sich lieber in sich zurückziehen, als daß sie ihr Haus zu einem Kampfplatz derselben machen lassen; am meisten die Milden und Schwachen, welche ungern zu einer oder der anderen Seite gezählt werden, denn es ist unvermeidlich, daß Äußerungen in dieser Hinsicht einem das Epitheton für oder wider einbringen müssen. So mögen sich auch Savignys[2]) in ihrem geselligen Verkehr beschränkt haben, wo es gewiß sehr amüsant für junge Leute war, durch die phantastischen, unternehmenden Fräulein Arnims.[3])



Jetzt lese ich ein Buch: Auszüge aus Angelus Silesius und St. Martin, von Varnhagen herausgegeben.[4]) Unbegreiflich, wie eine Natur wie Varnhagen zu diesem Buche kam; aber in jetziger Zeit tut es gut, die Gedanken in abstrakte Dinge zu versenken, um sich nicht ewig in der Tretmühle der leidigen Politik zu bewegen.

17. Juli 1849.

Gestern hatten wir einen sehr wohlgemeinten Besuch. Der alte Prinz Wilhelm brachte, in Begleitung von Prinz Adalbert, mit uns drei alten Damen einige Stunden zu. Über die Politik haben sie uns nicht aufgeklärt, und man merkte recht gut, daß sie keineswegs zugeknöpft, sondern wirklich nicht informiert waren. Nun lebt der alte Prinz in Sanssouci im täglichen Verkehr mit König und Königin und kennt nicht die Details, nach denen selbst wir uns nicht scheuen würden zu fragen. So erfuhren wir nicht,

---

[1]) Friederike Karoline, geb. 1779, Gemahlin des 1827 verstorbenen Fürsten Franz Ludwig v. Hatzfeldt.

[2]) Die Familie des berühmten Juristen Friedrich Karl v. Savigny, Professors an der Universität Berlin, 1842 bis März 1848 Justizminister.

[3]) Töchter Bettina v. Arnims.

[4]) Erschien 1834. St. Martin war ein französischer konservativ gestimmter, religiös-philosophischer Schriftsteller im 18. Jahrhundert. Vgl. über ihn Guglia, Die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution (1890) S. 387 ff.





ob jetzt wirklich nur ein Waffenstillstand oder die Präliminarien eines Friedens mit Dänemark unterzeichnet wären.[1]) Hoffentlich bringt die fatale Schlappe bei Fredericia[2]) keine Störung darin. Wie wenig ein Krieg ohne Schiffe gegen eine Seemacht in einem Lande mit Küsten und Häfen möglich ist, zeigt diese unglückliche Affäre. Hier scheint das ganze Mißlingen eine Folge von Bonins[3]) durch bisherige Erfolge[4]) bis zur Sorglosigkeit gesteigerter Keckheit zu sein. Prittwitz[5]) hatte die Küstenbesatzung gewarnt, da er Bewegung auf der See bemerkte, ohne ihre Ausdehnung übersehen zu können. Bonin instruierte, zwei naheliegende Regimenter heranzuziehen, gab Befehl zum Rückmarsch anderer Truppen, was jedoch bei der weiten Ausdehnung nicht so schnell ausgeführt werden konnte. Prittwitz wollte überhaupt nur zernieren, da Fredericia bei ihren Mitteln und der Seeverbindung nicht zu nehmen sei; Bonin aber belagerte heimlich mit Hilfe der Landesversammlung. Endlich sieht er zwei Tage lang Truppen debarkieren, bleibt aber ruhig in seinen eine Meile lang gezogenen Quartieren stehen und läßt sich überrumpeln, ohne die nächsten Truppen herangezogen zu haben.

Wie sich die deutschen Verhältnisse gestalten werden, mag Gott wissen. Unsre babylonische Reichsverfassung kommt wohl schwerlich zustande, und das österreichische Vierkönigsprojekt können wir doch nicht annehmen.

---

[1]) Schleswig-Holstein hatte sich 1848 erhoben, weil Schleswig in Dänemark einverleibt werden sollte. Der darüber mit Dänemark entstandene Krieg, in welchem preußische und schleswig-holsteinische Truppen gegen die Dänen mit wechselndem Erfolg kämpften, dauerte bis 1850; im Juli 1849 wurde ein Waffenstillstand, ein Jahr darauf der Friede zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossen.

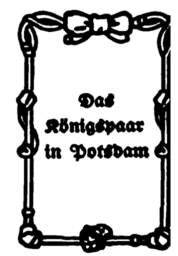
[2]) Am 6. Juli 1849 durch einen Ausfall der Dänen.

[3]) Eduard v. Bonin (1793—1865), preußischer General, später Kriegsminister, war Oberbefehlshaber des schleswig-holsteinischen Heeres (als Brigadegeneral).

[4]) Die schleswig-holsteinische Armee hatte bei Kolding und Gudsöe am 23. April und 7. Mai gesiegt.

[5]) General Karl v. Prittwitz (1790—1871), der 1848 die Truppen in Berlin kommandierte, befehligte auch das Reichsheer in Schleswig.





Es hat mich recht gefreut, daß der Prinz von Preußen durch den Badischen Feldzug wieder zu einem Selbstgefühl kommen muß; aber alle Nachrichten stimmen darin überein, daß man ihm keinen ordentlichen Generalstab, kein geeignetes Hauptquartier eingerichtet habe. Gott behüte uns vor einem Krieg gegen organisierte Armeen.

30. August 1849.

Vorgestern kehrte ich von meinem séjour in Potsdam[1]) zurück. Ich habe manches Schöne gesehen, was einen doch immer interessiert, als ein Beweis, was Kunst und Geschmack aus einer auch nur einigermaßen dankbaren Gegend zu machen verstehen. Behalten wir nur noch fünf Jahre der Ruhe und einiges Geld im Beutel, so ist ganz Potsdam in einen großen Park eingeschlossen mit Punkten, die den schönsten Gegenden nicht nachstehen. Babelsberg hat mich wahrhaft etonniert; die Ausführung der Bauwerke ist wundervoll und die Anlagen sind einzig in ihrer Art. Ich weiß nicht, ob du in einer blauen Laube warst, mit einem Blick durch die kleinen Arkaden auf Glienicke; ich hätte glauben können, etwa am Gardasee zu stehen.

Du mußt Dir Potsdam nicht als Mittelpunkt der politischen Macht vorstellen; sondern diese ist vielmehr, wie bisher das einige Deutschland, ein schwebender Begriff ohne realen Boden. An der Spitze steht der phantastische König, der sich mit Menschen der verschiedenartigsten Richtungen umgibt, mit ihnen spricht, konferiert und aus jedem ein Fädchen zu dem bunten Gewebe herauszieht, mit dem er sich an den Mond heranspinnt, ohne darauf zu achten, wie oft der Faden in seiner Hand reißt.

Er äußerte sich bisweilen über einzelne Sachen im Zorn, oder in überschwenglichem Beifall; im allgemeinen spricht er, wie es recht ist, nicht über Politik, und so können es auch andere nicht in seiner Gegenwart. Die Königin mit ihrem so außerordentlich richtigen Gefühl und natürlich-einfacher Auffassung äußert sich im einzelnen oft mit großer Offenheit; im allgemeinen aber hält sie

[1]) Bei der Königin.





fest an der natürlichen Reserve ihrer Position und an dem Prinzip, niemandes Einfluß in Anspruch zu nehmen.

Könnte ich Dir also auch sagen, was die Königin oder Humboldt[1]), Gerlach[2]) oder Meyerinck[3]), Manteuffel[4]) oder eine Hofdame, Dönhoff oder Keller von diesem oder jenem geäußert haben, so gibt dies alles wahrlich kein Bild einer allgemeinen, geschweige denn einer einflußreichen Auffassung. Diese alle essen, stehen herum, fahren spazieren, trinken Tee, besichtigen Bilder, hören vorlesen, zupfen Charpie, sprechen einzeln miteinander und sind froh, nach beendeter Fatigue die übrigen Stunden in der Ruhe ihrer Stuben, oder in Privatrelationen zu verleben. Unglück macht die Menschen nicht rücksichtsvoller; im Gegenteil, es erregt oft das Gefühl, daß man Anspruch an die Hilfe, den Anteil anderer Menschen habe und nichts mehr leisten könne.

Il n'y a que les parvenus, qui sont vrais courtisans! —

Der König war in Hagelberg gewesen zur Einweihung des Denkmals,[5]) enchantiert von demselben, von Belzig, von allen Menschen und Dingen; er hat ein glückliches Naturell in dieser Beziehung.

9. August 1850.

.... Dein Interesse für Mlle. Rachel[6]) hat mich zu der Ansicht verleitet, daß man es der Erfrischung des eignen Geistes schuldig sei, sie bei sich darbietender Gelegenheit zu sehen. Die

---

[1]) Alexander v. Humboldt.

[2]) Leopold v. Gerlach.

[3]) Ludwig v. Meyerinck, Wirklicher Geheimer Rat und Kammerherr, war Hofmarschall und Intendant der königlichen Schlösser, später Oberschloßhauptmann.

[4]) Der damalige Flügeladjutant, spätere Feldmarschall Frhr. v. Manteuffel. (1809—1885.)

[5]) Zur Erinnerung an das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813.

[6]) Elisa Rachel, berühmte französische Schauspielerin (1820—1858), Mitglied des Théâtre français in Paris; ausgezeichnet in den Tragödien des Corneille, Racine, Voltaire, die bedeutendste Darstellerin der klassischen Tragödie in Frankreich.



Diner in Sanssouci

Königin kam auf den Einfall, daß es mich vielleicht interessieren würde, und ließ mich für diesen Fall zu Dienstag einladen; natürlich Rückfrage meinerseits, ob eine Art Fete mit Diner stattfände; diese könnte ich nicht besuchen. Antwort: „nein, nur kleines, gewöhnliches Diner in Sanssouci, nachher Theater für die Potsdamer Welt."

So gerate ich denn mit meinen aschgrauen Röcken in ein Diner (klein zwar), für Mr. le comte de Chambord[1]) und eine Art Empfang, Theater, Souper im Grottensaal, wozu ich mich nimmermehr entschlossen haben würde; indessen sah ich drei interessante Persönlichkeiten: die Rachel, Chambord und Haynau[2]); erstere leider nicht in ihrem Triumph, d. h. in leidenschaftlichen Rollen, sondern sie zeigte sich in allen Arten in zwei mäßigen Stücken: Polyeucte[3]), (eine tugendhafte Frau, welche zwei Lieben in dieser Tugend verarbeitet), und im „Moineau de Lesbie", einem affrösen Stück als liebende Courtisane, also von Hinreißen und Überwältigen konnte keine Rede sein; aber es blieb immerhin etwas Interessantes übrig, in der edlen Natürlichkeit, mit welcher sie alles darstellt. Könnte man ihr nachahmen, so wäre sie berufen, eine neue Schule des Schauspiels zu schaffen, denn sie will nicht das einzelne Gefühl wiedergeben, wie alle deutschen Schauspieler, sondern die edle Persönlichkeit, wie sie sich wirklich innerhalb solcher Zustände bewegt, bewegen kann und sollte. Es liegt viel Ausdruck in ihrer plastischen Haltung, in jeder Bewegung; wenn auch die Effusion der Zärtlichkeit ihr nicht vorzugsweise eigen ist, läßt sie dieselbe doch nicht ganz vermissen.

---

[1]) Henri Graf v. Chambord, Herzog v. Bordeaux, Sohn des 1820 ermordeten Herzogs v. Berry und Enkel Karls X. von Frankreich (1820 bis 1883), der letzte Sproß der älteren bourbonischen Linie; seit 1830 aus Frankreich verbannt. Er nannte sich Henri V.

[2]) Julius Jakob Frhr. v. Haynau, österreichischer General (1786 bis 1853), 1849 als Feldzeugmeister Oberbefehlshaber in Ungarn, wo er den Aufstand siegreich bekämpfte und grausam viele Exekutionen verhängte. In den Ruhestand versetzt, machte er 1850—1852 eine größere Auslandreise.

[3]) Ein tragisches Hauptwerk von Corneille.





Was Chambord betrifft, so sah ich nie einen so schönen Kopf auf einem so wenig dazu passenden Körper, ein so interessantes Schicksal mit einer so ganz uninteressanten Persönlichkeit verbunden.

Haynau ist die komische Figur von diesen dreien. Denke Dir das helle, blonde, freundliche Gesicht der Bohlen, mit einem abenteuerlich langen, grauen Bart affabliert, und du hast den blutgierigen Bezwinger der Magyaren; nie sah ich eine frappantere Ähnlichkeit.

Es herrschte übrigens die glühendste Hitze des ganzen Sommers; meine Schwester war auch da, und wir wurden noch den folgenden Tag dort behalten; wenn ich mir auch sagte: für dies alles passest du nicht mehr, bleibe in deiner Höhle, wo du hingehörst!

Die Königin sprach mit mir über die Erzherzogin Sophie und ihre Dresdener Reise.[1]) Ich erlaubte mir, ihrem königlichen Ohr verschiedenes zu erwidern, womit sie vollkommen einverstanden war; und so schied ich mit der erneuten Überzeugung, daß es nichts Leichteres gibt als einzusehen und zu erkennen, nichts Schwereres als zu *tun*, wenn das *Gefühl* dagegen spricht; und so tun auch wir viel besser, daß wir nur *dann* von anderen Überwindung fordern, wenn wir sicher sind, ihrer im ähnlichen Moment fähig zu sein.

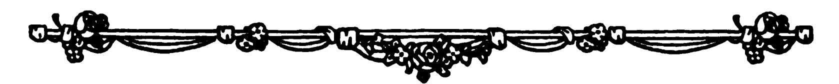
9. Mai 1851.

. . . . Was Theodor[2]) an seinem Schüler *Bismarck* erziehen wird, soll uns die Zeit auch noch lehren. Alle, die ihn näher kennen, sagen, daß an Kenntnissen, Talent, savoir-faire, Schlau- und Feinheit im Behandeln der Menschen er schwerlich einen Mangel haben würde. Ob dies alles nun genügt, ohne eine Art

---

[1]) Erzherzogin Sophie, Schwester der Königin, (1805—1872), vermählt mit Franz Karl, Erzherzog von Österreich, Vater des jetzt regierenden Kaisers Franz Joseph.

[2]) Theodor v. Rochow, Gustavs jüngerer Bruder (1795—1854), (vgl. o. S. 269, Anm. 2), war damals (Mai—Juli 1851) als Vertreter Preußens bei der Reorganisation des Deutschen Bundes tätig und führte, nach Abschluß der dreimonatlichen Verhandlungen, Otto v. Bismarck als Bundestagsgesandten in Frankfurt ein.





von Schule, ob es die Conduite und richtigen, geraden Ansichten auch auf einem bisher fremden Felde bedingen wird, steht noch dahin. Es ist eben ein Versuch, der vielleicht mißglückt, aber ebensogut ein bedeutendes Resultat haben kann.

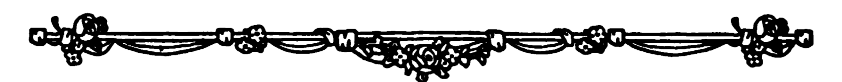
.... Man ist überhaupt immer ungerecht in der Beurteilung der Gegenwart. Man verlangt soviel Fortschritt, Vervollkommnen, Veredeln, Schaffen; man möchte immer große Wirkungen sehen, womöglich in jeder Zeitung darüber lesen, wenn man nicht annehmen will, daß man sich im Stillstand befindet. Gibt man sich aber die Mühe, zwanzig bis dreißig Jahre zurückzublicken, so erkennt man, daß es gerade die Zeiten der Zerstörung waren, welche uns einzelne, sichtbare Wirkungen brachten, während der Aufbau der Dinge sich immer nur unmerklich, ich möchte sagen ohne Zutun der Menschen, d. h. ohne bestimmten Plan vollzog; das Leben in den einzelnen Zweigen schuf das Ganze; und so ist, ohne daß es gewollt oder erkannt wird, ein halbes Lebensalter hinreichend, um eine neue Welt hervorzubringen. So glaube ich, daß jeder Mensch genug dazu beiträgt, wenn er sich in seinem, ihm gewiesenen Kreise nach bester Einsicht bewegt; wollen erst alle Menschen in der Allgemeinheit schaffen und verbessern, so werden sich krankhafte Erscheinungen zeigen. Es gibt keinen besseren Tröster für die Gegenwart als die Geschichte; in beiden zeigt sich die unausgeglichene Differenz zwischen dem: was *könnte* sein und was *ist*?

Die Briefe aus den letzten Jahren bieten nichts für die Allgemeinheit. Hier seien nur einige Gedanken daraus wiedergegeben. In ihnen liegt etwas vom Abendfrieden eines Lebens, das die ewige Ruhe herannahen fühlt.

Brief-Fragmente aus den Jahren 1852—1856.

Oktober.

.... Die Sonne scheint hell auf die gelben Blätter und der blaue, herbstliche Duft über der Landschaft gibt trotz welken Blumen, fallenden Blättern den Hügeln und der Heide einen eigenen Reiz, so daß man sagen kann: die Natur bleibt vollkommen



selbst in ihrer dürftigsten Gestalt; und cela repose l'âme! Daß diese Vollkommenheit existiert, gibt die Hoffnung, daß auch das Unvollkommene dereinst dies Ziel erreichen könne; dem Leblosen kann sie doch nicht allein gegeben sein!

.... M. hat über den ihr drohenden Verlust der einzigen Tochter einen sehr schönen Brief geschrieben. Es ist sehr leicht über die aufgelegten Prüfungen schöne Auffassungen darzulegen! wenn aber der Moment des Schmerzes kommt, so wird das Schwert doch durch die Seele dringen; und das soll es auch. Der Schmerz ist uns nicht dazu geschickt, um mit erhabenen Empfindungen darüber zu stehen, sondern aus und mit demselben soll sich die Seele zu Gott erheben und zugleich beugen. ...

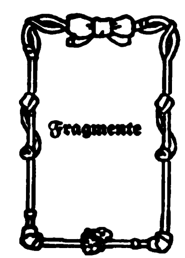
.... Wie wenig Verhältnisse bietet das Leben überhaupt dar, in denen sich nicht das Für und Wider die Wage halten; meist hat das „Wider" sogar das Übergewicht: und doch muß man durch; wie eine admirierte Devise auf dem Rosenturnier sagte. ...

.... Der liebe Gott hat verschiedene Kostgänger, und wir sollten nur so wenig wie möglich verlangen, daß ein jeder uns zusage, auch, wenn Gott uns einen wunderlichen in die Nähe gesetzt hat, mit diesem fertig zu werden suchen.

.... Es ist meist so im Leben: man will sich gern gegenseitig etwas zuliebe tun, aber es soll doch vor allem zu den eigenen Verhältnissen und Bequemlichkeiten passen!

.... Sonst war eine große die Begebenheit des Lebens, jetzt muß beinahe in jedem Jahr eine gemacht werden. Wem nun von der Natur „une humeur un peu vagabonde" gegeben ist, der findet soviel Anlaß, ihr nachzugeben, so gar keine, ihr zu widerstreben, daß sich neue Übelstände herausstellen, die den alten Mängeln die Wage halten. Alles wandelt sich und die alten



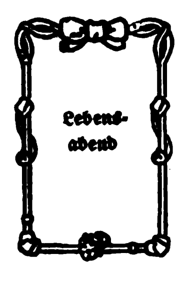


Geister gewöhnen sich schwer an das Neue. Wir werden uns noch daran erinnern, daß unsere Eltern Dinge durchaus rühmend erwähnten, die uns vorsündflutlich vorkamen, daß sie die Mängel unserer Jugend empfanden, wo wir uns selbst höchst charmant erschienen, und so wird es wohl immer so zugehen! —

.... Es ist mir leid, zu sehen, daß kein selbständig und unabhängig dastehender junger Mann mehr die Mühsal und zuweilen unvermeidliche Langeweile des Lebens durcharbeiten mag, um nachher Erholung zu suchen, oder eine Befriedigung in der Arbeit selbst zu finden. Ein paar Monate Fleiß — dann muß man sich auch schon davon erholen; und die künftigen Lebenspläne werden im Hinblick auf die größtmöglichen Agréments entworfen. Ich glaube zwar, daß es auf ein Examen mehr oder weniger nicht so sehr ankommt, aber der Charakter stählt und entwickelt sich mehr in der Arbeit, durch Überwindung, als unter den interessanten Agréments, welche die Eisenbahnen, Hotels und Fauteuils von Europa darbieten. ...

.... Alles geht jetzt darauf hinaus, wohltätige Anstalten, zur Vervollkommnung der Menschheit einzurichten. Man kann darüber dasselbe sagen, wie dereinst über Solon oder Lykurg: es sei unmöglich, weisere Gesetze zu geben; aber wenn sie ausgeführt würden, blieben keine Menschen mehr, d. h. alle Selbständigkeit ginge verloren. Nun sind Anstalten ein Notbehelf für Notstände des Lebens; man muß sie haben zu dem Versuch, manches Elend zu beseitigen; aber sie müssen auch Übelstände nach sich ziehen. So möchte ich wissen, ob sich jemand schon einmal die Mühe gegeben hat, die nicht nur äußerlichen, sittlichen Folgen all der Veranstaltungen zu beobachten, mit denen man Kinder, womöglich von der Geburt an, zur Tugend bereiten will, in bezug auf Familienliebe, Familienleben, Familiensinn. Werden die tagsüber in Anstalten bewahrten Kinder sehr an Eltern hängen, die sich nicht um sie





kümmern? Werden sie sich sehr freuen, wenn sie den ganzen Tag gut besorgt und unterhalten waren, nach Hause zu kommen, wo die Eltern vielleicht grade verdrießlich sind? Werden die Eltern nicht hauptsächlich durch die Sorge an sie gebunden? Werden die Ehen nicht noch leichtsinniger geschlossen, wenn man denkt, für die Kinder wird ja doch gesorgt? Sind sie nicht den Eltern gegeben, damit diese für sie sorgen, damit die Kinder auch wieder lernen sollen, den Eltern zu helfen und sie später zu versorgen?

.... Die Zeit wird mir in meiner Einsamkeit gar nicht lang; aber wenn die späte Abendstunde kommt, denke ich doch an das Kaminfeuer und den gemütlichen Teetisch in Jansfelde zurück, während hier das alles nur für das trockene self beschafft wird. Wie Gott es gegeben, so muß man es nehmen. Ainsi soit-il! —

Mit diesem „So sei es" bejahte Karoline Rochow auch die letzten Schicksale ihres Lebens.

Nach dem Tode ihres Schwagers Theodor Rochow (zuletzt Gesandter in Petersburg, wo er 1854 starb), fiel Reckahn, infolge der in der Familie geltenden Lehnsbestimmungen einem entfernten Vetter zu. Sie hielt es nun für angemessen, ihren Wohnsitz dort ganz aufzugeben. Ohne Klage löste sie das Band, das sie an die Heimat knüpfte. Es lag nie in ihrer Art, sich selbst sehr wichtig zu nehmen; so meinte sie auch jetzt: „Es komme nicht so sehr darauf an, wo eine alte ‚carcasse' wie sie, ihr Haupt niederlege" und entschloß sich, in den „Steinhaufen" Berlin überzusiedeln.

Zu Ostern 1855 ging sie in Reckahn zum letztenmal zum heiligen Abendmahl und verließ darauf das Haus, in dem sie fast vierzig Jahre als Herrin gewaltet hatte. Schon im folgenden Jahr zeigte sich bei ihr der Beginn ihrer Todeskrankheit. Während in der Gegenwart die Chirurgie ähnliche Leiden mit Erfolg beseitigt, konnte der damalige Stand der ärztlichen Wissenschaft dem



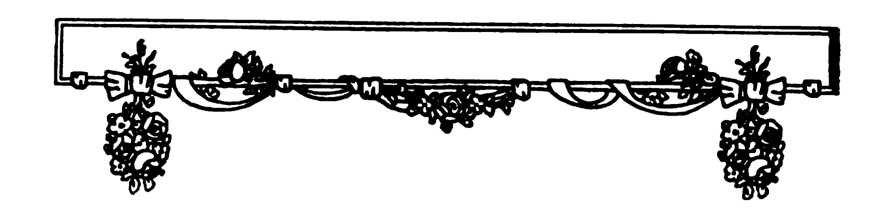
Kranken keine Erleichterung bieten, sondern mußte ihn einem qualvollen, langsamen Dahinsterben überlassen.

Lebensabend

„Sie erkannte klar die Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes, aber kein Unmut sprach sich in ihrem Wesen aus, kein bitteres Wort kam über ihre Lippen, sondern willige Ergebung in den Willen des Höchsten," so sagte der Geistliche ihres Dorfes an ihrem Sarge.

Sie starb in Berlin am 23. Februar 1857. Der Trauerfeier dort wohnte ihre Königin bei. In Neckahn, an der Seite ihres Mannes wurde sie dann zur Erde bestattet.





Personen-Verzeichnis.

A



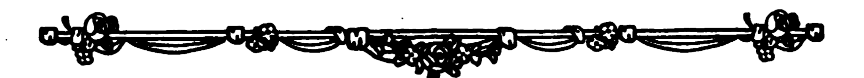




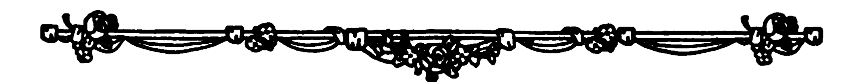


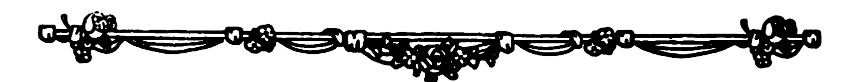






N







T





Berichtigungen und Nachträge.

S. 10 Z. 9 v. o. lies Thile statt Thiele.

S. 36, Anm. 3. Von Karl v. Röder (1787—1856) sind 1861 wertvolle „Erinnerungen" aus seinem Leben (Berlin, bei Decker) als Manuskript gedruckt worden (von 1787—1816 reichend).

S. 84: Anm. 2 lies Stammtafel II statt Stammtafel I.

S. 103: Abt Montag. Eugen Montag, letzter Abt der Cistercienserabtei Ebrach in Ostfranken (1741—1811), zeichnete sich auf dem Gebiet der deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte aus, indem er in ähnlichem Sinne wie Möser und Pütter wirkte. Sein bedeutendstes Werk ist die „Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freyheit, oder die Rechte der gemeinen Freyen, des Adels und der Kirchen Deutschlands". 2 Bände, Würzburg und Bamberg 1812/14. Vgl. Allg. Deutsche Biogr., Bd. XXII.

S. 110, Anm. 6 und S. 165, Anm. 4. Wahrscheinlich ist mit dem „blassen Gröben" nicht der Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, sondern der S. 186 genannte Adjutant des Kronprinzen, Graf Karl v. d. Gröben(-Neudörfchen) (1788—1876) gemeint.

S. 210/11. Zu der Untersuchung des Kaiser Alexander-Regiments: Hierüber hat sich weder mit Hilfe der Regimentsgeschichte noch der damaligen Zeitungen Genaueres feststellen lassen. Der genannte Kleist war ein Oberleutnant v. Kleist (nach der Rangliste).



E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Karoline v. Rochow, geborene v. d. Marwitz, und ihre Geschwister.

Bernd v. d. Marwitz auf Friedersdorf, 1740—1793, seit 1786 Hofmarschall König Friedrich Wilhelms II., verm. 1776 mit Susanne de Dorville (Tochter des Staatsministers Jean Louis le Duchat de Dorville und der Charlotte de Béville), 1756—1808.

Friedrich August Ludwig, 1777—1837, auf Friedersdorf, zuletzt Generalleutn. a. D., Ritter d. Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse, verm. I. 1803 mit Franziska Gräfin Brühl, † 1804; II. 1809 mit Charlotte Gräfin v. Moltke, vormals Hofdame der Königin Luise.	Wilhelmine, 1778—1803, Hofdame der Königin Friederike.	Amalie, 1779—1797.	Alexander, geb. 1787, fiel bei Montmirail den 14. II. 1814 als Adjutant des Generals Pirch II.	Julie, 1789—1872, verm. mit Graf Gustav zu Münster-Meinhövel, General-Major der Kavallerie.	Eberhard, geb. 1790, starb zu Nikolsburg in Mähren am 9. Oktober 1809 an den bei Aspern erhaltenen Wunden als K. K. Österr. Leutnant im Regiment Klenau-Chevauxlegers.	Karoline, geb. 19. VIII. 1792, verm. 1818 mit Gustav v. Rochow auf Reckahn, späterem Staatsminister (1792—1847), † 1857.

Stammtafel der

August Wilhelm, Prinz
Friedrich Wilhelms I. und
des Königs Georg I. von
Prinzessin Luise von Br

König Friedrich Wilhelm II., 1744—1797, verm. I. 1765 mit Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, geschieden 1769; II. 1769 mit Friederike, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 1751—1805.

Prinz H

Prinzessin Friederike, 1767—1820, verm. 1791 mit Friedrich Herzog von York († 1827).

König Friedrich Wilhelm III., 1770—1840, verm. I. 1793 mit Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, 1776—1810; II. 1824 morganatisch mit Auguste Gräfin Harrach, Fürstin von Liegnitz, (1800—1873). Aus erster Ehe:

Prinz
1793 v
v. Mec
1841 (f
Prinz
Braun
August,
späte

König Friedrich Wilhelm IV., 1795—1861, verm. 1823 mit Prinzessin Elisabeth von Bayern, 1801 bis 1873.

Wilhelm, Prinz von Preußen, 1797—1888, Kaiser Wilhelm I., verm. 1829 m. Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, 1811—1890.

Charlotte, 1798—1860, als Alexandra Feodorowna 1817 mit dem Großfürsten, späteren Kaiser Nikolaus I. von Rußland vermählt.

Karl, 1801—1883, Herrenmeister zu Sonnenburg, verm. 1827 mit Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar, 1808—1877.

Alexandrine, 1803—1892, verm. 1822 mit Erbprinz, später Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin.

Luise, 1808—1870, verm. 1825 mit Friedrich, Prinz der Niederlande.

Albrec
1809—18
verm. 1
mit Mari
Prinzes
der Niel
lande, g
schieden 1

Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich III.) 1831—1888.

Luise, geb. 1838, verm. 1856 mit Friedrich, Großherzog von Baden.

Friedrich Karl, 1828—1885, Gener.-Feldmarschall, vermählt 1854 mit Maria Anna, Prinzeß von Anhalt

Luise, 1829—1901, verm. 1854 mit Alexis, Landgraf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, geschieden 1861.

Anna, geb. 1836, verm. 1858 m. d. Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen.

Charlotte, 1831—1855, vermählt 1850 mit Herzog Georg von Sachsen-Meiningen.

Albrecht, 1837 bis 1906, Herrenmeister des Johanniterordens, Regent v. Braunschweig 1885—1906.

Alex
geb.
verm.
H
Wilh
Meckl
Sch